This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Library
of the
Ohio State University

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

BÜCHERFREUNDE

ORGAN DER GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN (E. V.)

DES VEREINS DEUTSCHER BUCHGEWERBEKÜNSTLER (E. V.) UND DER

WIENER BIBLIOPHILEN-GESELLSCHAFT

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

CARL SCHÜDDEKOPF UND GEORG WITKOWSKI

SIEBENTER JAHRGANG

ZWEITE HÄLFTE

VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG

1916

Digitized by Google

Z 1007
Z48
n.s.
v.7
pt.2

STATE OHIO
UNIVERSITY

Printed in Germany. Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

I. Hauptblatt.

Seite

Ahrens, Dr. W.: Eine Talisman-Medaille auf Leonhard Thurneisser zum Thurn. Mit 3 Bildern 270
— — Der Zufall des Namens 186
Deetjen, Werner: Goethe und das italienische Theater 278
Escherich, Mela: Hans Baldungs Tätigkeit für den Holzschnitt 202
Haebler, Dr. Konrad: Zur Einführung des Buchdrucks in Spanien 177
Hansen, Fritz: Bilder in Kriegsbüchern 200
Harrwitz, Max: Liederbuch für Preußens Marine 205
Hennig, Paul: Lösung der alten Streitfrage „Antiqua oder Fraktur" durch die experimentelle Psychologie 204
Hirth, Friedrich: Der Geächtete 193
— — Die vormärzliche Zensur in Österreich 292
Kopp, Dr. Arthur: Ballhorn-ABC 191
— — Heiteres und Weiteres über den Krambambulisten Christoph Friedrich Wedekind 245
Liebmann, Prof. Dr. Heinrich: Ein neues Bild der ersten Braut von Novalis. Mit 2 Bildern 222
Lux, Josef August: Soll man Bücher leihen? 196
Mascha, Ottokar: Österreichische Plakatkunst. Mit 7 Bildern 237
Minna im Kuhstall 302
Schottenloher, Karl: Die Münchener Königl. Hof- und Staatsbibliothek im Dienste der bayerischen Geschichte und Landeskunde 295
Schramm, Dr. Albert: Das Deutsche Buchgewerbe- und Schriftmuseum zu Leipzig und die Bücherfreunde. Mit 8 Abbildungen 169
Schulz-Besser, Ernst: Der Weltkrieg im Scherzbilde. IV. Mit 29 Abbildungen 225
— — Literarische Preisausschreiben in Amerika während des Krieges. Mit einem Bilde 275
Spectator Galliae: Die Volksvergiftung in Frankreich. Mit 11 Bildern 255
Tiemann, Walter: Erinnerungen an Flandern. Mit 11 Bildern 229
Witkowski, Georg: Jean Paul und die Buchkunst der Gegenwart. Mit 17 Bildern . . . 279
Zeitler, Dr. Julius: Kriegsgraphik. Mit 7 Abbildungen 157

538538

Digitized by Google

II. Beiblatt.

Briefe.

Spalte

Amsterdamer Brief von *M. D. Henkel* 319, 458, 529, 590
Pariser Brief von *Otto Grautoff* . . . 305, 385, 513, 577
Römischer Brief von *Ewald Rappaport* 316, 391, 449, 524, 584
Wiener Brief von *Erich Mennbier* 312, 398, 454, 519, 581

Von den Auktionen.

Spalte

Bibliothek *Erich Sello* — Verschiedenes 325
Bibliothek *Sello* — Sammlung Köpping 402
Bibliothek *Sijthoff* 464
(*Oswald Weigel*) 535
Autographen-Sammlung *Vincent van Gogh* 596

Neue erschienene und angekündigte Bücher.

Spalte

Anastasi, Giovanni: Tessiner Leben 619
d'Ancona, Paolo: La Miniatura Fiorentina 409
Aubert, Andreas: Caspar David Friedrich 466
Babillotte, Arthur: Zwischen den Feinden 535
Bang, Herman: Sommerfreuden 411
Bartels, Adolf: Die besten deutschen Romane . . . 598
Beer, Max: Das Regenbogenbuch 354
Binder, Gottlieb: Alte Nester 354
Blaß, Ernst: Die Gedichte von Trennung und Licht 598
Boehlich, Ernst: Goethes Propyläen 599
Bombe, W.: Perugino. Des Meisters Gemälde in 249 Abbildungen 536
Bradače, Ludvica: První Ročenka 537
Braun, Lily: Lebenssucher 537
Bruck, Walther: Das Martyrium der heiligen Apollonia und seine Darstellung in der bildenden Kunst . 411
Brüggemann, Felix: Utopie und Robinsonade . . . 538
Bruun, Laurids: Die freudlose Witwe 412
Bührer, Jacob: Die Steinhauer Marie und andere Erzählungen 620
Bürgers Gedichte, herausgegeben von Consentius . . 413
Caminada, Christian: Die Bündner Glocken 355
Castell, Alexander: Der Kriegspilot 355
— Der Tod in den Lüften 355
Cellini, Benvenuto: Mein Leben 467
Chaucer, Geoffroy: Canterbury Tales, herausgegeben von John Koch 551
Collijn, Isak: Magnus Gabriel De la Gardie's samling at äldre stadsvyer och historiska plancher i Kungl. Biblioteket 601
Colze, Leo: Deutsche Kraft 539
Cornelius, P.: Bilder zu Goethes „Faust“ 602
Coster, Charles de: Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzak 603
Dresdner, Albert: Die Kunstkritik, ihre Geschichte und Theorie. Bd. I 415
Dreyer, Aloys: Ludwig Steub 417
Eberz, Josef: Kämpfe 603
Eliasberg, Alexander: Russische Kunst 540
Ermatinger, Emil: Gottfried Kellers Leben 469
Eschmann, Ernst: Meinrad Lienert 355
— Volksfrühling 620
Eulenburg, Herbert: Letzte Bilder 470
Faaß, Bruno: Dresdner Bibliothekenführer 470
Feinhals, Joseph: Tabak-Anekdoten 418
Feith, Jan: De Oorlog in Prent. Karikaturen uit de verschillene landen 420
Feldegg, Ferd. v.: Salzburg 541
Fenriswolf, Der. Eine Finanznovelle 542
Fleiner, Albert: Mit Arnold Böcklin 621
Frank, Bruno: Die Fürstin 471
Francke, Max Walther: Das Artifizielle in der französischen Literatur des XIX. Jahrhunderts . . . 419
Freunde graphischer Kunst. Dritte Jahresgabe . . . 543
Fuchs, Eduard: Der Weltkrieg in der Karikatur . . 420
Geibel, Emanuel, an Cäcilie Wattenbach 6. Nov. 1834 421
Gierke, Wilhelm Edward: Friedrich Lienhard und wir 330
Gorm, Ludwig: Adolf Schinnerer 475
Grillparzer, Franz: Der arme Spielmann 472
Große Jahr 1914—15, Das, (Jahrbuch des Verlags S. Fischer) 468
Hardmeyer, I.: Locarno und seine Täler 621
Heckel, Hans: Das Don Juan-Problem in der neueren Dichtung 599
Heine, Heinrich: Deutschland. Ein Wintermärchen . 604
Heitz, Paul: Flugblätter des Sebastian Brant 604
Herald, Heinz: Max Reinhardt 544
Herbert, M.: Gott, Mensch und Natur 332
Hermann, Georg: Heinrich Schön jun. 545
Hill, Wilhelm: Die Theaterzeitschriften des XVIII. Jahrhunderts 422
Hirschfeld, Georg: Das Kreuz der Wahrheit 546
Hoffmann, E. T. A.: Lebensansichten des Katers Mutr, herausgegeben von Hans von Müller 551
— Tagebücher und literarische Entwürfe, herausgegeben von Hans von Müller 551
Hutten, M. von: Rufende Weite 333
Ilg, Paul: Was mein einst war 621
Insel-Bücherei Nr. 178—187 605
Istel, Edgar: Die moderne Oper vom Tode Wagners bis zum Weltkrieg (1883—1914) 423
Jacobsohn, Siegfried: Das Jahr der Bühne. 4. Band 1914/15 606
Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 51. Jahrgang 423
Jegerlehner, Johannes: Grenzwacht der Schweizer . 622
— Was die Sennen erzählen 622
— Am Herdfeuer der Sennen 622
Johst, Hanns: Stroh 472

Digitized by Google

Spalte

Johst, Hanns: Wegwärts 547
Jung, Franz: Sophie 607
Karlinger, Hans: Alt-Bayern und Bayrisch-Schwaben 548
Kasimir, Luigi: Belgien 1915. Ein Skizzenbuch . . 549
Keller, Albrecht: Schwaben und Schwabenstreiche . . 424
Kersten, Paul: Die Fachbibliothek eines deutschen Kunstbuchbinders 550
Kircheisen, F. M.: Das Völkerringen 1914/15 . . . 356
Klabund: Der Marketenderwagen 608
Kleineibst, Richard: G. Chr. Lichtenberg in seiner Stellung zur deutschen Literatur 424
Klenz, Heinrich: Kürschners Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1916 609
Klinger, Max: 20 Zeichnungen zu Bildern, Plastiken und Stichen 426
Knoop, Gerhard Ouckama: Das A und O 333
Kosch, Wilhelm: Eichendorff-Kalender für das Jahr 1915; Derselbe für das Jahr 1916 609
Kriegsschriften 334
Kubli, Otto: Gedichte 623
Lessings, Carl Robert, Bücher- und Handschriftensammlung. Bd. II 473
Lienhard, Friedrich: Der Einsiedler und sein Volk . 330
— Lebensfrucht 330
Lifschitz, F.: Rußland 624
Mascha, Ottokar: Österreichische Plakatkunst 336
Metis, Eduard: Karl Gutzkow als Dramatiker . . . 599
Meyer, Johann Jacob: Das Weib im altindischen Epos 427
Morris, Max: Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen 429
Müller, Hans v.: Drei Arbeiten E. T. A. Hoffmanns aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. 551
— Königliche Schauspiele. Hoffmanns Erzählungen. 551
Olszewski, Karl Ewald: Der Kriegsstruwwelpeter . . 338
Österreichische Bibliothek Nr. 7—12 605
Österreichischer Almanach für das Jahr 1916 . . . 605
Otto, Friedrich: Die fliegenden Pioniere 429
Payer von Thurn, Dr. *Rudolf*: Grillparzers Ahnen . 474
Perutz, Leo: Die dritte Kugel 555
Pestalozzi, F. O.: Johann Caspar Lavaters Beziehungen zur Kunst und den Künstlern 356
Peter van Pier, der Prophet 610
Pietsch, Otto: Das Gewissen der Welt 556
Pinthus, Kurt: Deutsche Kriegsreden 610
Pompecki, Bruno: Literaturgeschichte der Provinz Westphalen 430
Popper-Lynkeus, Josef: Selbstbiographie 338
Potpeschnigg, Luise: Einführung in die Betrachtung von Werken der bildenden Kunst 339

Spalte

Rankes Meisterwerke. Bd. VI—VIII 475
Rauscher, Ulrich: Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten 340
Rausse, Hubert: Geschichte des deutschen Romans bis 1800 348
Scheffler, Karl: Adolf Menzel, der Mensch, das Werk 611
Schmitz, A. H.: Herr von Pepinster und sein Popanz 349
Schnorf, Hans: Sturm und Drang in der Schweiz . . 624
Schoeller, Ida: Die Kunst im deutschen Buchdruck . 612
Scholz, Wilhelm von: Der See. Ein Jahrtausend deutscher Dichtung vom Bodensee 430
Schulz-Besser, Ernst: Die Karikatur im Weltkriege . 420
Schweizerland. Monatshefte für Schweizer-Art und -Arbeit 349
Sidler-Brunner, Emil: Englische Politik in neutraler Beleuchtung 357
Siemens, Ellen v.: Gerda Ellen Elisabeth von Siemens 614
Sorge, Reinhard Johannes: Metanoeite 350
Stach, Ilse v.: Haus Elderfing 558
Stamm, Karl, Marcel Brom, Paul H. Burkhard: Aus dem Tornister 624
Sternheim, Carl: Die drei Erzählungen 615
Stimmer, Tobias: Comedia von zweien jungen Eheleuten, herausgeg. von G. Witkowski 565
Sturzenegger, C.: Serbien im Europäischen Krieg 1914/15 625
Thomas-San-Galli, Wolfgang A.: Goethe 559
Trakl, Georg: Sebastian im Traum 560
Treutler, Amand: Herders dramatische Dichtungen . 599
Vesalius, Andreas: Schriften 351
Vischer, Friedrich Theod.: Kritische Gänge. 2. verm. Aufl. 1. u. 2. Bd. 616
Voß, Richard: Das große Wunder 561
Walcher, Alfred Ritter v.: Burg Kreuzenstein 476
Waldmann, Fr.: Alte historische Lieder zur Schweizergeschichte des XIII. bis XVI. Jahrhunderts . . 625
Wedekind, Frank: Bismarck 563
Weltlitteratur, Die. 1915. Nr. 1 563
Widmann, Josef Viktor: Ein Doppelleben und andere Erzählungen 357
Wiener, Oskar: Arien und Bänkel aus Altwien . . . 351
Wirschina, Otto: Vom Totentanz 1915 618
Wittmaack, Adolf: Konsul Müllers Erben 617
Woermann, Karl: Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker 431
Wolff, Gustav: Der Fall Hamlet 431
Wölfflin, Heinrich: Albrecht Dürer. Handzeichnungen 432
Zeit-Echo, Das 618
Zincke, Paul: Georg Forster nach seinen Originalbriefen 619
Zobeltitz, Hanns von: Der Alte von Topper 353

Kleine Mitteilungen.

Spalte

Aquarellsammlung der Königl. Hausbibliothek in Berlin 362
Baggesen, Jens, und Eduard Allwill 481
Bibliographische Zitate und Referenzen in Antiquariats- und Auktionskatalogen 503
Bibliophiliana XXXV, XXXVI, XXXVII, XXXVIII, XXXIX 358, 433, 477, 567, 625

Spalte

Bibliotheken der Schweiz, Die 502
Brest-Litowsk in der Geschichte des Buchdrucks . . 361
Brooke, Rupert † 569
Bücherflüche englischer Schuljungen 368
Buchgewerbliche Drucke als Sammelgegenstände . . 630
Bürger, G. A., und Daniel Chodowiecki 367

Digitized by Google

Spalte

Bürgers Macbeth-Bearbeitung, Zu 368
Bürger-Miszellen. I. Bürger in Gespräch und Vortrag 438
Chinesischen Werke, Die, in der Handschriftenabteilung der Königlichen Bibliothek in Berlin 362
Clérys Tagebuch über die Gefangenschaft Ludwigs XVI., Zu 481
Copyright 491
Deutsches Christentum in englischer Beleuchtung . . 499
Englands Bücherproduktion im Jahre 1915 635
Englischen Büchermarkt, Einfluß des Krieges auf den 634
Englisches Urteil über deutsche kunstwissenschaftliche Publikationen und ihre Zukunft nach dem Kriege 435
Exlibris, Zu den ältesten 363
Faust, Auf den Spuren des Zauberers 366
„Forum-Gesellschaft“ in München 636
„Fürstliche Wohnräume der Biedermeierzeit“ in Sonderdrucken 505
„Gamiani“? Ist Alfred de Musset der Verfasser des . 368
„Geibel, Emanuel, an Cäcilie Wattenbach“, Zu . . 505
Goethes Gedichte in der Doves Press 498
Gravüre und Schnellpressentiefdruck, Der Unterschied zwischen 632

Spalte

Heines „Harzreise“, Zu 485
Huntington, Henry E., hat die Bibliothek Fred. E. Halseys gekauft 571
Irreführende Angaben in Auktionskatalogen 504
Katalogblüte 438
Kriegszensur 495
Krügers, Joh. Chr., Komödie „Die Geistlichen auf dem Lande“, Zu 479
Lechter, Melchior 370
Meistgelesenen Schriftsteller des Jahres 1914, Die . . 367
Neuerwerbungen der Bibliothek des British Museum im Jahre 1914 570
Odd Volumes, Club of 369
Pariser Bibliotheken, Die, im Kriege 571
Platner-Fund, Ein neuer 484
Politischer Stammbuchvers von Gottfried August Bürger 366
Stammbucheinträgen von Kant und Kästner, Zu den . 366
Statistik der deutschen Kriegsliteratur 495
Theater Europas um 1600, Die 364
Theatergeschichtliche Neudrucke 629
Verleger Ludwig Giese, Der 486

Kataloge.

Spalte 371, 439, 505, 572, 636.

Anzeigen.

Spalte 372, 440, 506, 573, 637.

Digitized by Google

Namen-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 1915/1916

Band II.

Die kursiv gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

Abeles, Otto *456*.
Abercrombie, Lascelles *569*.
Achalme P. *387*.
Achenbach, Handelsminister 186.
Ackermann, Theodor *504*.
Aellen, Hermann *621*.
Ahrens, W. 186—190, 270—274.
Aiguillon, Armand-Louis *627*.
Aillaud, J. P. 194.
Albert, Charles *310*.
Alberti, Leone Battista *416*.
Albertolli, G. *466*.
Albin, Pierre *579*.
Albrecht, Markgraf von Brandenburg *361*.
Albrecht V., Herzog 295.
Aleš, Nikolás *537*.
Alfons V., König v. Neapel 179.
Alfonso von Aragon, Erzbischof 184.
Alicke, Paul *505*.
Allertsz, Harmen *460*.
Almquist & Wiksell *396*, *602*.
Alt, R. von *549*.
Altdorfer, Albrecht *455*.
Altenberg, Peter *418*.
Altheim, Wilhelm *327*.
Alxinger *438*.
Ambros, Wilhelm von *314*.
Ambroschitz, Hans Rolf *583*.
Amici *584*.
Amiel, H. F. *581*.
Anastasi, Giovanni *619*.
Ancona, Paolo d' *409—411*.
Andersen 289.
Andler *390*, *516*.
Andrian *320—322*.
Angerer & Göschl *604*.
Anhalt-Dessau, Dietrich von 248.
Anhalt-Dessau, Leopold von 248.
d'Annunzio *403*, *418*.
Antonius, Nicolaus 178.
Anzengruber *394*.
Appel, Joseph 270.
Arbues, Peter 184.
Aretin, Joh. Christ. Freiherr von 297, 298.
Aretino *416*.
Arinyo, Gabriel Luis de 179.
Arndt, Ernst Moritz 188; *388*.
Arnold 162.
Arnold, Ernst *426*.
Arnold, Marcel 258.
Arnould, Louis *514*, *515*.
Arnpeck, Veit 296, 298.
Arren, Jules *387*.
Arrodenius, Michael 296.
Asenijeff, Elsa *327*.
Ashbee, C. R. *370*.
Attavante degli Attavanti *410*, *411*.
Aubert, Andreas *466*, *467*.
Audinot *452*.
Auerbach, Berthold 186, 189; *417*, *418*.
d'Aurévilly *419*.
Aventinus, Johannes 295, 296.
Avogadro, Pietro *526*.
Axentowicz 246.
d'Azeglio *586*.

B

Bab, Julius *334*, *335*.
Babillotte, Arthur *535*, *536*.
Baccelli, Guido *588—590*.
Bachem, J. P. *332*, *333*, *335*.
Bacon, Francis *345*.
Baechtold, Jakob *469*, *566*.
Baer & Co., Joseph *505*.
Baggesen, Jens *413*, *481—484*.
Bainville, J. *387*.
Baldaß, Ludwig von *314*.
Balde, Jakob 296.
Baldeweg, Johanna 167.
Baldung, Hans 202, 203.
Balhorn, Johann 191, 192.
Balzac *418*.
Bang, Herman *411*.
Barbera, Piero *398*.
Barbier, Jules *551*, *555*.
Bard 166, 302.
Barlach 162.
Barrès, Maurice 264, 268, 269; *385*, *390*.
Bartels, Adolf *598*.
Barth, Otto 246.
Bartolozzi *523*, *528*.
Bartsch, Rud. Hans *312*, *521*.
Basch, Arpád 246.
Baschenow *540*.
Bassermann-Jordan, E. *435—438*.
Bast, Pieter *460*.
Bato, Josef 163.
Baudelaire *321*, *322*, *419*.
Bauer, Marius *533*, *534*, *597*.
Baumer, Lewis 217.
Baumgarten 202.
Bautry, Ed. *518*.
Bayros *520*
Bazel, de *325*.
Bazin, René 268; *391*.
Beaumarchais *463*.
Beaumont, A. Demeure de 239.
Beaunier, André *387*.
Bebel, August 275.
Beccafumi, Domenico *456*.
Becher 174, 189.
Becker, Peter *327*.
Beckmann, Friedr. 190.
Beckmann, Max 162.
Bédier 259; *306*.
Beeh, Renatus 165, 166.
Beer, Max *354*.
Beer & Ko. *356*.
Beethoven 293; *414*, *519*, *571*, *596*.
Bellamy *345*.
Bellini *537*.
Belwe, Georg *566*.
Bemporad *317*.
Benavente *513*.
Bendemann *535*.
Benfey *426*.
Benkert, Karl Maria *368*.
Benoist, Charles *387*.
Berend, Eduard *280*.
Berger, Albert 242, 244, 245.
Berger, Alfr. Frh. von 188.
Berger, Thiebolt 203.
Berger-Levrault *518*, *578*, *579*.
Bergh *522*.
Berghaus *451*.
Bergson *308*, *385*, *390*.
Bérillon, Dr. *311*.
Bernhardt, Sarah 246.
Berniço, Michael 177.
Bernstorff, Graf 209, 213.
Bernt, Ferdinand *458*.
Bertuch, F. J. 278.
Bethge, Hans *419*, *468*, *561*, *612*, *619*.
Beunke, F. A. *592*.
Beust *452*.
Beveren, Gerda van *463*.
Bewick 241.
Beyel, Franz *350*.
Beyer & Sohn, P. H. 161, 164.
Bie, Oskar *423*.
Biela, Franz *582*.
Bielefeldt, Bruno *162*.
Binder, E. *415*.
Binder, Gottlieb *354*.
Birkhäuser, Emil *625*.
Biró 246.
Bismarck 186; *388*, *434*, *515*, *563—565*.
Bissing, Moritz Freiherr von *549*.
Bizet *423*.
Blanche, Jacques Emile *310*.
Blanchon *390*.
Blas Romero 179.
Blaß, Ernst *598*, *599*.
Blei, Franz 223.
Blix, Ragnvald 207.
Bloch, Iwan *368*.
Bloch, Marcel *421*.
Bloem, Jac. *320*.
Bloem, Walter *368*.
Bloud & Gay *514*, *518*.
Blücher *418*.
Blumenthal, Oskar 190, 269.
Blümml, E. K. *457*.
Blunck, Hans Friedrich *335*.
Bocca *317*, *588*.
Boccaccio *400*.
Boccardino, Francesco *411*.
Boccardino, Giovanni *411*.
Böcklin, Arnold *621*.
Bode, W. von *516*.
Boehle *327*.
Boehlich, Ernst *599*, *600*.
Boer, R. C. *461*.
Bogeng, G. A. E. *363*, *614*.
Böhlau, Helene *395*.
Böhm, Franz Josef *394*.
Böhme, Jakob *426*.
Böhtlingk *428*.
Boic *368*.
Boie *413*, *414*, *426*.
Boito *527*.
Bol, Hans *602*.
Bölsche, Wilhelm 222.
Boluoc, Enée *387*.
Bombe, Walter *411*, *536*.
Bondi, Georg 279.
Bong & Co. *413*, *414*.
Bone *327*.
Bonnet *460*.
Bonz & Cie., Adolf *535*.
Borchardt, Rudolf *334*.
Borkowski, Graf *453*.
Börne, L. 193, 194, 195, 196, 279 *487*, *545*.
Bornstedt, Adalbert von 197.
Bossert, O. R. 167.
Bossuet *626*.
Boswell *478*.
Botel, Heinrich 179—184.
Boticelli *537*.
Böttger, Adolf *367*.
Böttiger 278.
Boucher *628*.
Boudet 239.
Bouilly 293.
Boulin, Sylvanus 235.
Bourbon, Herzogin von *628*.
Bourgeois *390*.
Bourignon, Antoinette *627*.
Boutmy, Eugène *581*.
Boutroux, P. *388*, *390*.
Boy-Ed, Ida *368*.
Braakensiek, Johann 209, 211.
Bradace, Ludvika *537*.
Brahms *458*, *596*.
Bramante, Donato *521*.
Brambilla, P. *584*.
Brandenburg, Eberhard *363*.
Brandenburg, Hildebrand *364*.
Brandenburg-Polster, Dora 166.
Brandl, A. *364*, *423*.
Brant, Sebastian *338*, *604*, *605*.
Braumüller, Wilhelm *394*.
Braun, E. W. *581*.
Braun, Lily *537*.
Braun von Braunthal *488*.
Brecht, Walther *336*, *594*.
Bredt, E. W. *455*.
Breitkopf & Härtel 166, 167, 287, 289; *493*.
Brentano *326*.
Breuning, Georg 301.
Brinckerinck *461*.

Digitized by Google

Brinckmann, A. E. *542.*
Brinton *414.*
Brom, Marcel *624.*
Bromehead *414.*
Brömel, Franz 225—227.
Brooke, Rupert *569.*
Brösel *167.*
Browning *571.*
Bruant, Aristide *581.*
Brüch, Oskar *313.*
Bruck, Walther *411.*
Bruckmann *415, 435.*
Brüggemann, Fritz *538, 539.*
Brunner, Andreas 296.
Bruschius, Kaspar 301.
Bruun, Laurids *412.*
Bryan 213, 221.
Buber, Martin *313.*
Buchenau, Baron von 254.
Bucherer. Max 162; *313.*
Buchholtz, Arend *473.*
Budzinsky, Robert 167.
Bührer, Jacob *620.*
Bülow, Hans von 187: *596.*
Bunau-Varilla *519.*
Buonaccorsi 246.
Burckhardt *516.*
Burckhardt, R. F. 274.
Burkhard, Paul H. *624, 625.*
Burdach, Karl Friedrich *484.*
Burger, C. P. *458, 460.*
Bürger, G. A. *352, 366—368, 413* bis *415, 438.*
Burgkmaier, Hans 301.
Büsching, Johann Gustav 297.
Bushnell 210.
Buzzati, G. C. *453.*

C

Cabanès *387.*
Caldecott, Randolph 217.
Calder, Scott 221.
Callwey, Georg D. W. 162, 167.
Cameron *414.*
Caminada, Christian *355.*
Campe 194, 195 *481, 487—490, 604.*
Camus, A. G. *632.*
Canibell, Eudald 178.
Canning, George *570.*
Capperonier de Gauffecourt *628.*
Capponi, Gino *586.*
Capus, Alfred 214.
Carlyle *501.*
Caro, Elme Marie 187.
Carrés *555.*
Carriere, Moriz 189.
Carrit, E. F. *501.*
Carter, Robert 210, 216, 217.
Casaulon *516.*
Caspar-Filser 165.
Cassirer, Bruno *466, 467, 470, 611.*
Castell, Alexander *355.*
Castelli *315, 319.*
Cavour *452*
Célarie, Madame *311.*
Cellini, Benvenuto *467, 468.*
Cennini, Cennino *416.*
Cerutti, Giovanni *587.*
Cézanne 255.
Chamberlain, Austen *387, 393.*
Champion, Edouard *306.*
Channing *581.*
Chantepie de la Saussaye, P. D. *590, 591.*
Charpentier, Julie von 224.
Charrière, Frau de *460.*
Chaucer, Geoffrey *551.*
Chéret 239, 241.
Cherico *410.*
Chiavacci, Vinzenz *583.*
Chodowiecki, Daniel 302; *327, 329, 367.*
Chonge, General *388.*
Choulant *351.*
Christie *478.*
Churchill, Winston Spencer *569.*
Chwala *314.*
Cirillo *392.*
Clary *343.*
Claudius, Matthias *606.*
Cléry *344, 481.*
Cloeter, Hermine *520.*
Cobden-Sanderson *370.*
Cochin, Henry *400, 401, 416.*
Coci, Georg 185.
Cohen 160.
Coler, Propst 271.
Collignon, Arthur *539.*
Collijn, Isak *601, 602.*
Colvin *593.*
Colze, Leo *539.*
Colonna, Kardinal *400.*
Combes, Erzbischof *390.*
Comenius *537.*
Comparetti *586.*
Conrady 170.
Consentius, Ernst *413—415.*
Conway, Sir Martin *435—438.*
Coolhaes, Caspar *459.*
Cordoba, Alfonso Fernandez de 179.
Corinth 166; *414, 544.*
Corneille *390, 628.*
Cornelisz, Pieter *314.*
Cornelius, P. *602.*
Costenoble, Karl *396.*
Coster, Carl de 229; *603.*
Coßmann, Alfred *314, 455, 456.*
Cotta, J. G. *429, 469, 556.*
Cotti, Edoardo *587.*
Couperus, Louis *592.*
Courteline *581.*
Crawford, W. *414.*
Creizenach, Wilhelm *424, 519.*
Cruikshank, George *370, 571.*
Csokor, F. Th. *312.*
Curtius 191; *505.*
Czeschka, C. O. 240, 245.

D

Dach, Simon *326.*
Dahlgren *601.*
Dähling. H. A. *329.*
Dahn, Felix 187; *417, 418, 594.*
Dannerbauer, Wolfgang *397.*
Dante *401, 526, 527, 586.*
Dart, Harry Grant 211. 213.
Daumier 241; *402.*
Dauthendey, Max *335.*
Davignon, Henri *388.*
De Amicis *525.*
Debicki 246.
Deetjen, Werner 278.
Dehmel, Richard *310 311, 313.*
Delacroix *597.*
Delavilla 166.
Delbrück 292; *334.*
Delcassé *390.*
De la Gardie, Magnus Gabriel *601, 602.*
Delisle, D. *465.*
Delitzsch Friedrich *334.*
Delvau, Alfred *581.*
Dernburg 213.
Der-senez 171.
Descartes *390.*
Deschanel *390, 418.*
Descovich, Emo *521.*
Dessoir 160.
Destouches *315.*
Deutsch, Ernst 240, 246.
Devrient, Ernst 222.
Deyssel, L. van *591.*
Dickens *571.*
Diderot *416.*
Diederichs, Eugen *335, 542, 603.*
Dielmann, I. F. *327.*
Dietrich, G. S. 225.
Djagilew, Sergej *540.*
Döbbelin, C. Theophil *330.*
Dobell, B. *570.*
Dobson, Austin *478.*
Dodgson *613.*
Doepler 167.
Döring, H. *438.*
Doetechum, Joh. van *460.*
Dohm *605.*
Dolce *416.*
Donnay *519.*
Doré 241; *597.*
Dostojewski *540.*
Dou, Gerard *537.*
Draeger, Otto 197.
Dresdner, Albert *415—417.*
Dreyer, Alys *417.*
Dreyschock, Alexander 186.
Drinkwater, John *569.*
Drugulin, W. 283; *554, 610.*
Dudeffand, Madame *358.*
Duhem, Pierre *517.*
Dumas *568.*
Dumba 213.
Duncker & Humblot *475.*
Duncker, Alexander *422, 538.*
Dunn *570.*
Dunois, Amédée *307.*
Duplessis, Alphonse-Louis *626, 627.*
Dupuy, Ch. *387.*
Dürer 241, 301; *432, 433.*
Dvořak, M. *582.*

E

Ebers, Hermann 165.
Eberz, Josef *603.*
Ebner, Carl *349.*
Ebner-Eschenbach, Marie von *394. 457, 598.*
Ebstein, E. *351, 366—368, 412, 415, 425, 426, 438, 484, 619.*
Eck *366.*
Eckardt, Mathilde *413.*
Eckgher, Franz Freihr. v. 302.
Eckhart *595.*
Edison *418.*
Egger, Hannah *622, 623.*
Egger, Hermann *521.*
Egger-Lienz, Albin *455.*
Eggers, Fr. 225.
Ehmcke *418, 603.*
Ehrlich 187.
Eichendorff 281; *326, 609.*
Eigenberger, Robert *581.*
Eisenmann 202.
Eisler *314.*
Elena, Königin von Italien *399.*
Eliasberg, Alexander *540, 541.*
Elmer, A. *312.*
Elster 194, 195.
Emmich 190.
Enders, Carl *605.*
Engelhorns Nachf, J. *561.*
Engerth, Eduard von *314.*
Enke *393*
Enschedé *320, 321, 325.*
Epinay, Madame d' *628.*
Epstein, Moritz *458.*
Erler, Erich 159, 160, 164.
Erler, Fritz 164.
Ermatinger, Emil *469.*
Escherich, Mela 202, 203.
Eschmann, Ernst *355, 620.*
Este, Herzog von *318.*
Etzel, Theodor *605.*
Eucken, Rudolf *330.*
Eulenberg, Herbert *470.*
Everett & Co. 220.
Everth, Erich *335.*
Eyck, van 229.
Eyck, P. N. van *320, 322, 463.*

F

Faaß, Bruno *470.*
Facius *522.*
Faivre, Abel *532.*
Falch, C. 249.
Falconet *416.*
Falke, Konrad *350.*
Fantin-Latour *337.*
Farr 210.
Fäsi & Beer 202.
Fasquelle *518.*
Fay, Stanley J. 219.
Fechner *606.*
Feigl *397, 583.*
Feinhals, Joseph *418.*
Feith, Jan *420, 421.*
Feldegg, Ferd. von *541.*
Felger *622.*
Ferdinand, Kaiser *388.*
Ferdiand Maria, Kurfürst 296.
Ferraris, Maggiorini *586.*
Ferrero, Guglielmo *586.*
Feuerbach, Anselm *329.*
Feyffer, F. M. G. de *351.*
Finckh, Ludwig *424.*
Fiorillo *413.*
Fischart *566.*
Fischbacher *581.*
Fischer, J. 249.
Fischer, S. *411, 412, 468, 469, 546, 617.*
Flach *387.*
Flake *618.*
Flat, Paul *386.*
Flaubert, Gustav *368.*
Flenier, Albert *621.*
Flenier, Roland *621.*
Fleischel, Egon & Co. *340, 353, 545.*
Florentia, Antonius de 179.
Flux, Hans 216.
Fokke, A. *595.*
Folnesics, Hans *392.*
Fontaine, André *416.*
Fontane, Theodor *598.*
Forain *530—532.*
Föringer, Heinrich Konrad 299.
Forman, G. Miles 213.
Forrer 173.
Forster, Georg *619.*
Förster, August 188.
Förster, Georg *329.*
Förster, Max *423.*
Forwood, Gwen 220.
Foulon *518.*
Forzano *526.*
Fragonard *528.*
France, Anatole *306.*
Francé, R. *636.*
Francke, A. *357, 620, 622.*
Frank, Bruno *471.*
Frank, Karl *394.*
Franke, Max Walther *419.*
Fränkel, Jonas *350.*
Frantzen *463. 596.*
Franz, G. *417.*
Franz I., Kaiser 293.
Frasca *525.*
Freidhof, J. J. *329.*
Freising, Otto v. 298.
Freksay 244.
French 190, 206.
Frenssen *565.*
Frere, J. Hookham *570.*
Frey, Dagobert *521.*
Freye 280.
Freytag *311.*
Friederich, Karl *342—348, 481.*
Friedländer, Benoni *473.*
Friedrich, Caspar 281; *466, 467.*
Friedrich, Otto 245.
Friedrich der Große 247; *418, 473, 625.*
Friedrich Wilhelm III. 187; *551.*
Friedrich Wilhelm IV. 187; *362. 487.*
Friedrich, Erzherzog *456.*
Frimmel, Theodor von *456.*
Frischeisen-Köhler, M. *334.*
Fritz, Josef *519.*
Frohmann, Charles 213.
Froriep, Bertha *329.*
Froschauer, Christoph 202, 203.
Frycz 246.
Fuchs, Eduard *420.*
Fulton *344.*
Fürstenberg, Freiherr von *461.*
Fust 174.
Füßli, Heinrich *624.*

G

Gaehde, Christian *330.*
Galdeos, Peretz *513.*
Gallavaresi, G. *584.*
Gallé *596.*
Gallieni *390.*
Gallignani *527.*
Gallitzin, Fürstin von *461.*
Ganghofer 207; *368.*
Garber, Josef *397.*
Garcia de Santa Maria 184.
Gardiner *522.*
Gardthausen 170.
Gärtner *363.*
Gaul 162.
Gauß 186.
Gauthier *391, 419.*
Gavarni 241; *402, 535.*
Geering, Adolf *636.*
Geibel, Emanuel *421, 422, 505.*
Geiger, Willy 162, 164, 165; *618, 619.*
Geisser *357.*
Geißler, R. P. 163.
Gelbke 166.
Gellert *326.*
Genast 278.
Genelli *327.*
Genlis, Frau de *358.*
Gentz *461.*
Georg III. *409, 477.*
George, Stefan 279; *599.*
Gerasch, Franz 243.
Gerlach & Wiedling *394.*
Germain *519.*

Digitized by Google

Gerold *481*.
Gerschel, Oskar *636*.
Gerstenberg, Theodor *335*.
Gervinus 279.
Gevaerts, Peter *459*.
Gewold, Christoph 296.
Geymüller, Heinrich von *521*.
Ghemen, Govert van *322*.
Gherardo *410*.
Gherlinc, Johann 178.
Gibbon, Edward *358*.
Gibson, George Dana 276.
Gibson, Wilfrid Wilson *569*.
Gierke, Wilh. Edward *330*.
Giese, Ludwig *486—491*.
Gilhofer & Ranschburg *393*.
Gillray *420*.
Gilly, Franz *393*.
Gilm, H. von *418*.
Ginzkey, F. K. *312*, *521*.
Girand, Victor *390*.
Girard *480*.
Girardin, Emile de *399*.
Giusti *318*.
Gleichen-Rußwurm, Baron von *636*.
Gleim *326*, *426*, *473*.
Glossy, Karl 197, 293, 294.
Gluck *520*.
Glücksmann *315*.
Gneisenau *388*.
Gnirs, Anton *582*.
Goebel, Heinrich *334*.
Goethe 158, 188, 278, 292; *326*, *328*, *342*, *352*, *359*, *425*, *426*, *429*, *431*, *432*, *449*, *457*, *461*, *463*, *464*, *467*, *478*, *480*, *481*, *484*, *498*, *499*, *515*, *516*, *559*, *560*, *590—592*, *596*, *599*, *600*, *602*.
Goethe, Ottilie von *520*.
Gogh, Vincent van *596*.
Gogol *540*.
Goldoni 278.
Goldschmidt, Bruno 162.
Golther, Wolfgang *331*.
Goltz, A. D. 162.
Goltz, Eduard Freiherr von der *334*.
Goncourt *567*.
Gonse, L. *466*.
Gorm, Ludwig *475*.
Göschen, G. J. *609*.
Gottsched 250, 254; *326*, *478*, *479*.
Gounod *515*.
Goupil & Co. *370*.
Gourgaud, General *343*.
Gozzi *315*.
Grabar, Igor *540*, *541*.
Grabbe 206; *554*.
Graeb *363*.
Graener, Paul *600*.
Graetz Theodor 244.
Graf, Giorgio 246.
Graf, Urs 202.
Graff *413*.
Gräffer *352*.
Grandjouan 211.
Grandville 241; *606*.
Grandvillier, Jean de *387*.
Grasset *462*.
Gräter, F. D. 191.
Graupe, Paul *505*.
Grauss G. H. *534*.
Grantoff. Otto *312*, *391*, *519*, *581*.
Grave, Salverda de *463*.
Grécourt *628*.
Green & Co. 220.
Greene *523*.
Greene, Sidney 209, 213, 219.
Gregh, F. *391*.
Greiner *327*.
Greiner & Pfeiffer *330*.
Greppi *453*.
Greshof, D *320*.
Grey, Sir Edward *357*.
Greyerz, O. von *625*.
Grillparzer, Franz 188, 293; *315*, *335*, *395*, *396*, *457*, *472*, *474*, *475*, *582*, *594*.
Grillparzer, Georg *396*.
Grimm, Jak. u. Wilh. 167; *466*.
Grisebach, Eduard *434*, *623*.
Grolier *537*.
Grolig, M. *583*.
Großmann, Rudolf *618*.
Großmann & Knöbel *541*.
Grote, G 622.
Grubhofer, Tony 246.
Gruner, Ferdinand *456*.
Gruner, Erich 162—166; *421*.
Grüner, Franz Karl *457*.
Gryphius *464*.
Gubitz, F. W. 241; *473*.
Guerrazzi *318*.
Guillaume, A. 215.
Gulbransson, Olaf 207.
Gumppenberg, H. von *414*.
Gutenberg 173.
Gutknecht, Jörg 301.
Gutzkow, Karl 193; *599—601*.
Guyau, I. M. *581*.
Gwärlich, Wolfgang *396*, *520*.

H

Haarhaus 278.
Haas-Heye, Otto *618*.
Haase, Friedrich 190.
Habbel, Josef *609*.
Haden *327*.
Haebler, Konrad 177—185.
Haessel, H. *565*.
Häffelin, Kasimir 297.
Hagke, Freiherr von 222.
Hagn, Auguste u. Charlotte von 190.
Hahn *533*.
Hahn, Elise *413*.
Hajek 162.
Halicz 167.
Halm, Hans *581*.
Halm, Karl 299.
Halm & Goldmann *456*.
Halsey, Frederick R. *571*.
Hamerling *394*, *583*.
Hamm, Eugen 282.
Hammer, W. A *522*.
Hämmerli-Marti, Sophie *350*.
Hampe, Joh. Samuel *554*.
Handl, Willi *335*.
Hanfstaengl, Franz *549*.
Hänisch 245.
Hansen, Fritz 200, 201; *494*, *497*, *632*.
Hanslick, Eduard 187.
Harancourt, Edmond *387*.
Hardenberg 223, 224.
Hardmeyer, I. *621*.
Harrassowitz, Otto *505*.
Harrwitz, Max 225—228.
Haschke, F. W. *572*.
Hashagen, J. *539*.
Hasselbrink *345*.
Hasselt 294.
Haßlwander, Friedrich *394*, *583*.
Hattorf 222.
Hau *546*.
Hauffen, Adolf *458*.
Haufler & Wiest *603*.
Hauptmann, Gerhart *310—313*, *326*, *423*.
Hauth, Dora 157, 163.
Haydn *571*.
Hayduk, August 167.
Haz, Nicholas 205.
Hebenstreit 294; *484*, *485*.
Heckel, Hans *599*, *600*.
Hedin, Sven 221.
Hedrich Nachfolger, Ernst *552*.
Hegel *501*.
Heideloff & Campe 195.
Heigel *417*.
Heilborn, Ernst 222—224.
Heilemann Ernst 206.
Heims, Wilhelm *427*, *572*.
Heine, Heinrich 193—197, 223; *326*, *386*, *449*, *485—491*, *501*, *515*, *604*, *623*.
Heinemann, Olaf *335*.
Heiningen, Arie van *325*.
Heinrich, C. *470*.
Heinse, Wilhelm *592—594*.
Heinsiussen *463*.
Heinzel *396*.
Heitz, J. H. *604*.
Heitz, P. 202, 203; *604*, *605*.
Heli, Andres de 184.
Heller, Hugo 162; *393*.
Hellmesberger, Josef 187.
Hem, P. van der 207, 212, 215; *533*.
Hengeler, Adolf 166, 239.
Henkel, M. D. *325*, *464*, *535*, *596*.
Hennig, Paul 204.
Henrici, Karl Ernst *328*, *366*, *505*, *596*.
Herald, Heinz *544*.
Herbert, M. *332*, *334*.
Herder *326*, *429*, *599*, *600*.
Herkomer, Hubert 241.
Hermann, Georg *545*, *546*.
Herman & Fils *517*.
Herrmann, Max *422*.
Héroux 167.
Herstein 166.
Hertz, Arthur *559*.
Hertz, Wilhelm 278.
Herwegh *617*.
Herz, Marcus *473*.
Herzog, Rudolf *368*.
Herzog, Wilhelm *636*.
Hesekiel, George 225.
Hesse, Hermann *606*.
Hesse & Becker *566*.
Heßhainer, Ludwig *456*.
Hettner 162, 279; *592*.
Heuß, Theodor *335*.
Heymann, August 240.
Heymel *583*.
Heyns, Zacharias *459*.
Heyse *311*.
Hildebrand *363*.
Hilsenbeck 300.
Hindenberg, Andreas 270, 274.
Hindenburg 186, 216; *425*, *426*.
Hinrichs *495*.
Hintze *363*.
Hirsch, Aug. 274.
Hirschfeld, Georg *546*, *547*.
Hirth, Friedrich 193—197, 292 bis 294; *491*, *604*.
Hirzel, S. *393*.
His, W. *484*.
Hoch, Stefan *315*.
Hodgkin *464*, *570*.
Hodgson *409*.
Hodler *621*.
Hoe, Robert *571*.
Hoepli, Ulrico *584*, *585*.
Hoernes, M. *454*, *455*.
Hoerschelmann, R. v. *424*.
Höfel, Blasius 241; *337*.
Höfken, R. von *520*.
Hoffmann und Campe 194; *486* bis *491*.
Hoffmann, E. T. A. *326*, *403*, *473*, *551—555*, *596*.
Hoffmann, Heinrich 218.
Hoffmann, Josef *472*.
Hoffmann von Fallersleben *323*.
Hofmann, Kaspar 272.
Hofmannsthal, Hugo von *313*, *315*, *392*, *521*, *605*, *618*.
Hogarth *523*.
Hoheneicher, Franz von Paula 298.
Hohenwart, Graf Sigismund 293.
Holbein 202, 241; *436*.
Hölderlin 280; *554*, *605*.
Hollebeque *517*.
Holmes, Florence 220.
Holstein-Gottorp, Friedrich August von 250.
Holstein-Gottorp, Prinz Georg Ludwig von 247.
Holten, Otto von *473*, *474*.
Holz, Arno 188.
Holz von Haltingen, Georgius vom 179, 180, 181.
Holzer, Ernst *426*.
Holzer, Rudolf *397*.
Holzhausen *393*.
Holzmann, Michael 193.
Horvath *329*.
Hoscheck-Mühlheim, Rud. Frhr. von *314*, *520*.
Hovelaque, Emile *387*.
Howe, Herbert Riley 276.
Hruby 243.
Hübel & Denk *474*.
Huber *358*.
Huber, Ludw. Ferdinand *619*.
Huber, Therese *619*.
Huber & Co. *355*, *621*.
Hübner *535*.
Hueber, Karl *312*.
Huemer, Johann *397*.
Huet, Daniel *627*.
Hufeland 2 o, 272.
Hughes, Charles *364—366*.
Hülsen, Botho von 187.
Humboldt *473*.
Hund, Wiguleus *296*.
Huntington, Henry E. *571*.
Hurus, Hans 183, 184.
Hurus, Paul 181—185.
Huth *409*, *571*.
Hutten, M. von *333*.
Hynais 240, 246.
Huysmans *419*.

I

Ibsen *461*.
Iffland, Aug. Wilh. *554*.
Ilg, Paul *621*.
Ilsenau 294.
Imbert de Saint-Amand *370*.
Irving, Henry *544*.
Israëls *327*.
Istel, Edgar *423*.

J

Jäckel, W. 158.
Jackson 241.
Jacob 258.
Jacobi, Friedr. Heinrich *481*, *482*
Jacobi, Lene *483*.
Jacobsohn, Siegfried *606*, *607*.
Jacoby, Karl 247, 250—254.
Jagow *357*.
Jahn, Gustav 246.
Jahn, Otto 187.
Janentzky *426*.
Janscha, L. *329*.
Jansen, W. *592*.
Jastrow, J. *334*.
Jaurès *308*.
Jeanniot, Georges 259.
Jegerlehner, Johannes *622*, *623*.
Jerusalem, Wilhelm *314*, *393*.
Jettmar 245.
Joachimsohn, Siegfried *326*.
Jodl, Friedrich *458*.
Joel, Franz 273.
Joffre 190, 206.
Johann Georg, Kurfürst 271.
Johannes, Klostermönch 300.
Johann von Salzburg 178, 183, 184.
Johnson, A. *216*.
Johnson, Samuel *477—479*.
Johst, Hanns *472*, *473*, *547*.
Jong, P. de 211.
Jordaan *533*.
Josef, Carl 246.
Josef II., Kaiser 293.
Jouve, P. J. *391*.
Juch, Ernst 244.
Jung, Franz *607*.
Jungbauer, G. 249.
Jungnickel, L. H. *314*.
Junius *519*.
Junk, R. 245.
Just, Christian August 224.
Just, Karoline 223, 224.
Just, Kreishauptmann 224.
Justi, Karl 189, 190; *467*, *516*.
Justi, Ludwig 189, 190.

K

Kabel, Piet *325*.
Kaegi, Paul *349*.
Kafemann, A. W *430*.
Kahler, Erich von *582*.
Kainz *418*.
Kanne, Friedr. August 189.
Kant *366*, *388*, *473*, *449*, *501*, *595*.
Karabacek, Josef Ritter von *395*.
Karges *314*.
Karl IV. *400*, *401*.
Karl V *460*.
Karlinger, Hans *548*.
Karpellus, A. 244.
Kasakow *540*.
Kasimir *520*, *549*.
Kästner *366*.
Kauenhowen, Kurt *367*.
Kautzsch 160.
Keil 250; *367*, *414*.
Keil, Ernst *488*.
Keil, Karl 189.
Keim, Franz *522*, *583*.
Keller, Albrecht *424*.
Keller, Gottfried 189; *357*, *469*.
Keller, Helen *314*.
Keller (Maler) 245.
Kellermann *556*.
Kern, G. J. *466*, *467*.
Kernstock, Ottokar *312*, *313*, *522*.
Kersten, Paul *550*.
Ketterlin, Andreas *366*.
Keysser, Adolff 302.
Kierkegaard *358*.
Kind, Joh. Friedrich 189.

Digitized by Google

Kippenberg, A. 287.
Kircheisen, F. M. *356.*
Kitchener 190.
Klabund 166; *606, 608.*
Klein, Albert *309.*
Klein, Franz *393.*
Kleinberg *582.*
Kleineibst, Richard *424—426.*
Kleist, Heinrich von *335, 466, 467, 554.*
Klenz, Heinrich *609.*
Klewiz, Wilh. Ant. von 187.
Klieba, Michael *394.*
Klimt, Ernst *522.*
Klimt, Gustav 240, 242, 244; *522.*
Klinckowstroem 285.
Klinger, Julius 240, 246.
Klinger, Max 167; *327, 402, 426, 597.*
Kloos, Willem *592—594.*
Klopstock 188; *326, 425.*
Klossowsky 166.
Kloß *363.*
Klotz, Anna *364.*
Klotz, Reinhold 189.
Knoop, Gerhard Ouckama *333.*
Knudsen, H. *339, 418, 432.*
Koch, Bürgermeister 190.
Koch, E. J. 191, 192.
Koch, John *551.*
Koch, Ludwig *522.*
Koch, Max *599.*
Koch, Robert 187.
Koch, Theodore W. *369.*
Koehler, K. F. *598.*
Koehler, Ludwig *481.*
Koepping, Karl *314, 327, 402.*
Kohler, Prof. 188.
Kohut, G. A. *415.*
Kokka *466.*
Kokoschka, Oskar 245, 246; *618.*
Kolb, Aloys 162, 167.
Kollwitz, Käthe 165; *597.*
Konegen, Karl 293.
König *619.*
König, Arthur *396.*
König, Otto *394.*
Koning, P. W. de *462.*
Kopp, Arthur 191, 192, 247 bis 254.
Körner, Theodor von *467.*
Kosch *358, 609, 625.*
Koschmieder *600.*
Kösel, Jos. *348, 350.*
Koster *594.*
Köster 278; *610.*
Kotula, Rudolf *519.*
Kotzebue *594.*
Kralik, Heinrich von *521.*
Kralik, Richard von *393.*
Kramer, C. *463.*
Kraus, G. M. 278.
Kräutermann, Valentin 274.
Kreß von Kressenstein *314.*
Krethlow, J. F. *329.*
Krieger, B. *363.*
Krüdener, Frau von *484.*
Krüger, J. Chr. *329, 479.*
Krupp *501.*
Krzyzanowski, Stanislaus *453.*
Kübeck, Freiherr von *490.*
Kubin, Alfred *349.*
Kubli, Otto *623.*
Küfner, Otto *636.*
Kuhlmann *464.*
Kühn, Joh. Georg von 222.
Kühn, Joh. Wilhelm von 222.
Kühn, Sophie von 222.
Kühn, Staatssekretär 186.
Kürschner *609.*
Kurzweil 245.
Küsel, Ernst *455.*
Kußmaul, Adolf 189.

L

Lafitte *387.*
Lafontaine *605.*
Lagerström, Bröderna *633.*
La Luessa, Petrus 180, 181, 182.
Lamb *571.*
Lambert, P. 178, 183, 184.
Lamenais, Abbé Robert de 194.
Lamenais, F. de *581.*
Lamprecht, Karl 300; *387, 462.*
Landauer, Georg *312.*
Lane, John 221.
Lanessan, J. de *387.*
Lange *544.*
Lange, Fr. A. *438.*
Langen, Albert *335, 355, 420, 471, 537, 555.*
Langenhuysen, C. L. van *460.*
Langlois, General 190.
Lanos 215.
Lanson, Gustave *385, 386, 390.*
Lapauze *516.*
Larisch, Rudolf von 244.
Larousse *517.*
Lasker, Eduard 187.
Lasson *388.*
Laterza *451.*
Laube, Heinrich *457, 486.*
Laugier, Abbé *416.*
Laurent, Léon *305.*
Lauzun *358.*
Lavater, Johann Caspar *356, 425, 473, 624.*
Lavedan, Henri *390.*
Laveley, de *462.*
Layard, Lady *570.*
Layson, P. H *518.*
Lechter, Melchior *370, 371.*
Leendertz *322.*
Lefler, Heinrich 240, 245.
Leger, Louis *310.*
Lehmann, Felix *544, 604.*
Leib, Kilian 301.
Leibl *327.*
Leidinger, Georg 300.
Leiningen-Westerburg, Graf Karl Emich zu *363.*
Leisching, J. *465.*
Leistner *544.*
Leitzmann *424.*
Lemcke, E. 247.
Lemoyne *390.*
Leney, W. *522.*
Lepke, Rud. *325, 326, 402, 438.*
Lepsius 188.
Leroux, Ernest *517.*
Lesca, Giuseppe *585.*
Lesser, Ludwig 225.
Lessing 297, 302; *326, 425, 479, 594, 616.*
Lessing, Carl Robert *473, 474.*
Lessing, Gotthold *473, 474.*
Leucker, Esaias 296.
Levy, E. *518.*
Leykam *312.*
Lichnowsky, Fürstin Mechtild *618.*
Lichtenberg *415, 424—426, 473.*
Lichtenberger *516.*
Liebenwein, Maximilian 245.
Liebermann 166; *328, 544, 597.*
Liebig, Agnes 189.
Liebmann, Heinrich 222—224.
Liebmann, Karl Friedr. 224.
Liebmann, Louis *348, 481.*
Lienert, Meinrad *355, 356.*
Lienhard, Friedrich *330—332.*
Liepmannsohn, L. *366.*
Lifschitz, F. *624.*
Lignamine, Joh. Philippus de 183.
Ligne, Charles de *629.*
Ligorio, Pirro *602.*
Lilienberg, M. A. von und zu *581.*
Liliencron, R. v. *625.*
Lintum, C. van *463.*
Lionardo *537.*
Lippmann *433.*
Lips, Joh. Heinrich *356.*
Lipsius & Tischer *505.*
Lipus 167.
Lissauer 208.
List, Walter *481.*
Liszt *334, 418.*
Littlefield, George Emery *370.*
Loele, Kurt *336.*
Löffler, Bertold 244, 245; *313.*
Löffler, Kl. *481.*
Lorentz, Alfred *636.*
Lorenz, Felix *335.*
Löwit, R. *313, 456.*
Löwy, J. *336.*
Lucas, E. V. 218, 221.
Luchaire, Julien *586.*
Lüdtke 191.
Ludwig XIV. *370, 528.*
Ludwig XV. *628.*
Ludwig XVI. *344, 481.*
Lugan, Abbé *514.*
Lukas, Liven 235.
Luther, Arthur *536, 560.*
Lux, Joseph August 198, 199.
Luzzatti *453.*

M

Maassen, C. G. von *486.*
Maceas, Léon *388.*
Mach *314.*
Mackensen 216.
Mader, Viktor *472.*
Maeterlinck *419, 591.*
Mahler, Gustav *463.*
Maimon Salmati, Salomon ben 179.
Maindron, Ernest 239.
Makart, Hans 239, 240, 243.
Mâles, Emile *516.*
Maltzan, Emma von *614.*
Mamiani, Terenzio *585.*
Mander, van *459.*
Manet 255.
Mann, Heinrich *636.*
Mann, Thomas *617, 618.*
Mantz *516.*
Manz *312, 521.*
Manzoni *451, 584, 585.*
Marcora *453.*
Marcus 213.
Marcus & E. Weber *368.*
Marcuse *539.*
Maria Theresia, Kaiserin 293.
Martinez de Ampies 184.
Mascagni *526.*
Mascha, Ottokar 239—246; *336* bis *338, 520.*
Massenet, Jules 186.
Massis *308.*
Masson, Frédéric *308, 519.*
Mates, Bartholomäus 178.
Matsch, Franz von *522.*
Matteo Torelli, Filippo di *410.*
Matz, Walther *425, 426.*
Maupassant 268, 289; *368.*
Mautner, Theodor 193.
Max, Gabriel *456.*
Maximilian I., Kaiser 301.
Maximilian I., Kurfürst 296, 297.
May, Walo von 282, 288—291.
Mayer-Präger *313.*
Mayne, Harry *330.*
Mazzini *318.*
Mc Kee 210.
Megenberg, Konrad von 302.
Mehoffer 246.
Meisenbach, Riffarth & Co. *614.*
Mell, Konrad 252.
Melzer, Moritz 165.
Memling 229.
Mendelssohn *473, 571.*
Mendès, Catulle 268.
Mengs *516.*
Mennbier, Erich *316, 398, 458, 523, 584.*
Menzel, Adolf 225; *328, 363, 596, 611, 612.*
Mercier, Louis-Sebastien *345.*
Merck *426.*
Merckel, W. v. 225.
Merrit, Percival *370.*
Messer, Prof. *308, 309.*
Methuen & Co. 218.
Metis, Eduard *599—601.*
Métivet, L. 212.
Metschnikow *420.*
Metternich 197; *488—490.*
Metzler, J. S. *599.*
Meusser, Hermann *411.*
Mewes-Béha, E. *620.*
Meyer, Alfred Gotthold *600.*
Meyer, C. F. *355.*
Meyer, Edmund *572.*
Meyer, Friedrich *572.*
Meyer, Hofrat *341.*
Meyer, Johann Jakob *427—429.*
Meyer, Luise *414.*
Meyer, Richard M. 188; *593.*
Meyer & Jessen 283.
Meyer-Graefe, J. 239, 240.
Meyerbeer *596.*
Meyes *461.*
Michael, Friedrich *366, 480.*
Michel, Albin *387.*
Michel, Robert *395.*
Mielich, Hans 301.
Mignon, Etienne *626.*
Milanesi, Gaetano *409.*
Millerand 190; *390.*
Millioud, Maurice *387.*
Milow, Stephan *315.*
Minor 285, 286; *323, 324, 438, 584.*
Minor, Robert 210; *534.*
Mirabeau *461.*
Mitzschke, P. 189.
Moehsen, J. C. W. 270—274.
Moerkerken, P. H. van *462.*
Moes, E. W. *458.*
Moeschlin, Felix *349.*
Mohr, Therese von *315.*
Molitor *546.*
Möller, Ägyptologe 170.
Mombert *606, 618.*
Mommsen *388.*
Monaco, Don Lorenzo *410.*
Moncassel *534.*
Mönig, A. *329.*
Monnier, Marquise de *461.*
Monod, Wilfred *581.*
Monte di Miniato *410.*
Montehus *391.*
Montmorency Luynes, Herzogin von *628.*
Montrosier, E. *465.*
Moos, Paul von *354.*
Morales, Serrano y 177.
Morassi, Anton *581.*
Moravus, Matthias 179.
Morawe & Scheffelt *334.*
Möricke *617.*
Morold, Max *583.*
Morris, Max *429.*
Morris, William *371.*
Morrow, Geo. 206, 218, 221.
Morrow, Norman 219.
Morus, Thomas *345.*
Moryson, Fynes *364, 365, 366.*
Moser, Koloman 242, 244, 245.
Mothe, Vallin de la *540.*
Mozart *342, 343, 520, 600.*
Mucha, Alphons 246.
Mueller, J. Eckard *636.*
Mugello, Benedetto del *410.*
Müller, Adalbert 225.
Müller, Georg 282, 289; *313, 349, 429, 563, 610.*
Müller, Hans Alexander 162, 163, 230, 231, 236, 237, 280—282; *544.*
Müller, Hans *521.*
Müller, Hans von *551—555.*
Müller, Herbert *362.*
Müller, Richard *316, 520.*
Müller-Guttenbrunn, Adam *520.*
Münch 167.
Muncker, Franz *422, 538.*
Mundt, Theodor 197; *545.*
Münger, Rudolf *622, 623.*
Murat, König v. Neapel *343.*
Murray, Fairfax *612.*
Musohe, Käthe *463.*
Musset, Alfred de *368.*
Mylius *479.*

N

Nadorp *528.*
Nagler 202.
Nanteuil, C. 241.
Napoleon I. *343, 360.*
Napoleon III. *318, 452.*
Narsy, Raoul *390.*
Naumann, C. G. 278.
Nechansky, A. 246.
Nechleba 246.
Nélaton *518.*
Neubner, Paul *418.*
Neudorf, Henriette *546.*
Neumann, Angelo *458.*
Neumann, Carl Eugen *458.*
Niccolini *318, 319.*
Nicolai *473.*
Niebuhr, Berthold Georg *461, 482.*
Nietzsche *386, 388, 426, 499, 595, 611.*
Nijhoff, Martinus *322, 458, 460, 505, 572.*
Noël, A. 210.
Noordhoff, P. *592.*
Norden *516, 602.*
Norton, Frederic 217.
Novalis 222—224, 280; *323—325.*
Nürnberger, Rahel 224.
Nuthorn *415.*

O

Oeri, Jacob *566.*
Oesterheld & Co. *606.*
Oettinger 274.
Öfele Andreas Felix *296, 297.*
Offenbach, J. von *551, 555.*
Ofner, Julius *315.*
Ogborne *522.*
Ohnet, Georges *385.*
Olbertz 162.
Olfers, von 188.

Digitized by Google

Oliva 246.
Olschki, Leo S. *409.*
Olszewski, Karl Ewald *338.*
Ompteda, Georg von *368.*
Ompteda, Ludwig von 187.
Oncken *387.*
Oort *461.*
Oppeln-Bronikowski, Friedr. von *603.*
Oppenheimer, Joseph 166.
Oppler, Alexander 166.
Orell Füßli 157, 163; *308, 354, 355, 619, 620, 621, 623—625.*
Orléans, Anne-Marie-Luise d' *627.*
Orléans, Louis Philippe d' *629.*
Orlik 240, 245; *314.*
Ortelius, Abraham *459.*
Orth, Johann *397.*
Osiander *340, 345.*
Ostade 231.
d'Ostoya *421.*
Ostwald, Wilhelm *338, 388.*
Otto, Friedrich *429.*
Outhoorn, van *462.*
Overbeck, Friedr. *327.*
Oxenford, J. *414.*

P

Paetel *551.*
Paganini *418.*
Pagot & Cie *386*
Paillot, Eugène *567.*
Palmart, Lambert 178, 179.
Palmer, Eduard *522.*
Pannasch 294.
Paracelsus 270.
Paradis de Moncrif, F. A. *627.*
Parentinis, Bernardinus de 182.
Parratt, Sir Walter 208.
Partridge *534.*
Pascal *390.*
Pascoli, Giovanni *526, 527.*
Passavant 202.
Pastor, Willy 223.
Paterson *310.*
Patzke, Samuel *352.*
Pau, General *390.*
Paukert, Johann Ritter von *476*
Paul, Hermann *530, 531.*
Paul, Jean 279—291; *349, 425, 598.*
Paul von Konstanz 183.
Pauli, Gustav 160.
Paulus de Constantia 178.
Paquet *357.*
Payer von Thurn, Rudolf *395, 396, 457, 474.*
Pecca, Paolo *588.*
Pellegrini, A. H. 165.
Pellizzari, Achille *585.*
Peloro, Giov. Batt. *456.*
Perella, Francesco *585.*
Perez, Bischof Jacobus 179.
Perez, J. L. *313.*
Perfall, Karl Frh. von 187.
Perl, Max *327.*
Perles *397, 521, 583.*
Perrella, Francesco *584.*
Perrin & Cie.*388.*
Perthes *451.*
Pertz 188.
Perugino *536.*
Perutz, Leo *555.*
Pesellino *410.*
Pestalozzi, F. O. *356, 624.*
Peter der Große *540.*
Petrarca *400, 401, 453.*
Petrovits 243.
Petzet, Erich 302.
Petzhold, Julius *470.*
Peutinger, Konrad 300.
Pez, Gebrüder 295.
Pfeffinger, Joh. Frdr. 192.
Pfeiffer, Berthold *363.*
Philipon, Ch. *597.*
Pica, Vittorio 239.
Pichon René *388.*
Pichon, Baron *567.*
Pietsch, Otto *556.*
Pinthus, Kurt *412, 607, 610, 616.*
Piper & Co. *432, 540, 582.*
Pippich, Karl 162; *521.*
Pirchan, Emil 240, 246.
Plancius, Petrus *460.*
Planck von Hall, Johann 179 bis 184.
Planiscig, Leo *391, 392.*
Platner *484, 485.*
Poe, E. A. *571.*
Poeschel & Trepte 281. 284; *613.*
Poète, Marcel *572.*
Pohorilles, Lorenz *521.*
Poincaré *390.*
Pompadour, Madame de *628.*
Pompecki, Bruno *430.*
Ponstyn, Jan *534.*
Pope *570.*
Popper-Lynkeus *314, 338, 339.*
Pörschke, K. L. *367.*
Poschinger, Heinrich von *564.*
Possart, von *418.*
Potpeschnigg, Luise *339.*
Pottner, Emil 166.
Poussin 255.
Powell, George H. 221.
Pré, Jean du *399.*
Preetorius, Emil 285—289; *636.*
Prehauser *352.*
Preiss 269.
Preißler 246.
Presber, Rudolf 275.
Prestel, F. A. C. *327, 402.*
Preuß, Hugo *335.*
Prey, Joh. Michael Wilh. v. 302.
Printz, H. *312.*
Pröhle *414.*
Promer, Andreas 296.
Prud'homme, J. G. *519.*
Prudhomme, Sully *463.*
Puclin, Theobald 177.

Q

Quidde *386.*

R

Raabe, W. *326, 418.*
Rabenlechner, Michael *583.*
Rade, Martin 248.
Rader, Matthäus 296.
Radziwill, Fürst Nikolaus *361.*
Raemaekers, Louis 212; *501, 533.*
Raemdonck, G. van *534.*
Raffael *436, 537.*
Raffet 241.
Raimund *315.*
Rameau, Jean *391.*
Ramler *535.*
Ranke *475.*
Ranzenhofer, E. 241, 244.
Ranzom 245.
Rappaport, Ewald *319, 402, 454 528, 590.*
Rastrelli d. J. *540.*
Ratdolt, Erhard 301.
Rath, Heine *455.*
Ratislav, J. K. *315.*
Rauch, E. 197.
Rauscher, Ulrich *340.*
Rausse, Hubert *348.*
Rautte, Oskar *505.*
Ravenhill *534.*
Rawlins, Margaret A. 220.
Reclam *488.*
Reclus, Onésime 269.
Redman, R. *570.*
Regina *525, 526.*
Régnier, Henri de *391.*
Reichardt 167.
Reicke 250.
Reimer, Dietrich *602, 603.*
Reimer, Georg *423.*
Reinhardt, Ernst 162; *314, 431.*
Reinhard, K. von *415.*
Reinhardt, Max *544.*
Reinhold *458, 481, 482.*
Reiss, Erich *608.*
Reitzenstein, C. v. *461.*
Renaudot, Theophrast *399.*
René, Alb. 208.
Rennenkampf 186.
Rentsch, Fritz 234, 235, 237.
Reuß & Itta *335, 430.*
Reventlow *388.*
Rey, Etienne *390.*
Reynolds *479.*
Rhys, Sir John *635.*
Ribics *315.*
Ribot *390.*
Ricci, Corrado *527.*
Richelieu *390, 626.*
Richert, G. *463.*
Richter, Emil 162.
Richter, Ludwig *327.*
Rieffel, Franz *327.*
Rieger, E. *312.*
Riehl, Berthold 301.
Rilke *598, 618.*
Riemens, J. *595.*
Riemer *359.*
Rietzschel, Gustav A. 163.
Riezler, Sigmund 299, 300.
Ring, Max 225.
Riou, Gaston *462.*
Ritschl, Friedrich 187, 188.
Robieson, M. W. *501.*
Rockenthien, Rud. von 223.
Rodin *327.*
Rogers, W. A. 209.
Röhm 167.
Roloff, Gustav *334.*
Rolland, Romain *307—310, 368, 391, 518, 577.*
Rollenhagen, Georg 273.
Roller, Alfred 243—245.
Rollinger, F. *313.*
Rommel, Otto *352.*
Roos, de *321, 322.*
Rops, Félicien 241; *520, 603.*
Rosadi *527.*
Rosaspina *528.*
Rosegger, Peter *313, 418, 457, 595.*
Rosenberg, Jean *329.*
Rosenthal *505, 516, 582.*
Rosetti *414.*
Rostand *390.*
Roth *351.*
Rott, Jakob 298.
Rouanet *307.*
Rousseau, J. J. 211; *420.*
Rowohlt, Ernst 284.
Royen, J. F. van *320, 325.*
Rubljow, Andrej *541.*
Rückert, Friedrich *329.*
Rudbeck, Johannes *633.*
Ruhfuß, Fr. Wilh. *619.*
Rumpf, Philipp *327.*
Rumpler, Angelus 298.
Runge, Philipp Otto 281; *466, 467.*
Ruscheweyh, F. *602.*
Russell, Walter 246.
Rütgerodt *425.*
Ruysbroec *461.*
Ryder *522.*

S

Sachs, Hans *411.*
Sailer *624.*
Sainéan *581.*
Sainte-Beuve *368.*
St.-Bouhélier, G. *391.*
Saint-Saëns *519.*
Salandra *453.*
Salomon, Bénét *329.*
Salvator, Erzherzog Ludwig *397.*
Sand, George *368.*
Sanderson *498, 499.*
San Martino Graf di *527.*
Saupere y Miquel 178, 179.
Sapelli, Ottorino *316.*
Saphir, Moritz 186; *397, 522.*
Sarasin, Gideon Karl *558.*
Sardou *526.*
Sarrazin, Gregor *599.*
Sauer, August *395, 396, 457, 474, 624.*
Sauerländer, H. R. *356.*
Sauermann, Hans M. *475.*
Schaaf, Nina van der *463.*
Schaaffs *414.*
Schackwitz, Alex 204.
Schadow, Wilh. von *327.*
Schäfer, Edmund 163, 167.
Schaffer, Gustav 162, 166.
Schäffer, J. C. *464.*
Schapire, Rosa *475, 541.*
Scharff, E. 162; *618.*
Schaukal, Richard *393.*
Schedel, Hermann 300.
Schefer, Leopold *683, 593.*
Scheffel, V. von *418, 598.*
Scheffer, Jac. *320.*
Scheffler, Karl *611, 612.*
Scheltema, C. Adama van *592.*
Scheltens & Giltay *420.*
Scherenberg, Chr. F. 225.
Scherer 279; *396.*
Scherillo, M. *584.*
Schernhagen *425.*
Scheufler, Sigismund 300.
Scheurich, Paul 281—283
Schick, Richard E. von *314.*
Schiele, Egon 246.
Schiestl, Matthias 167.
Schik, Fritz *564.*
Schinck, Fr. 225.
Schindler *523.*
Schinnerer, Adolf *475, 618.*
Schiller 278, 292, 293; *316, 326, 343, 352, 368, 426, 473, 559.*
Schiller. Buchhändler *397.*
Schlager *394.*
Schlegel, Aug. Wilh. von 183; *438.*
Schlegel, Friedr. *438, 605, 616.*
Schleiermacher 186.
Schletterer, Hans Michel *535.*
Schließmann, Hans 240, 244.
Schmeller, Joh. Andreas 298.
Schmidt, Erich *414.*
Schmidt, Eva 167
Schmidt, Heinrich Alfred 160.
Schmidt, Julian 279.
Schmidt. W. *455, 618.*
Schmidt & Günther *481.*
Schmitt, Christian *330.*
Schmitz, A. H. *349.*
Schmitz, Bertha 167.
Schmitz, Hermann *505.*
Schmutzer, Ferd. *393, 395.*
Schnabel *538.*
Schneider, Franz Joseph 280.
Schneider, Sascha (Alexander) 164, 166.
Schnell, Carl 166.
Schneller *359.*
Schnitzler *311, 393.*
Schnorf, Hans *624.*
Schnorr von Carolsfeld *327.*
Schock, Josef *520.*
Schocken 166.
Schöffer, Peter 174; *320, 321.*
Schoeller, Ida *612—614.*
Scholte *463.*
Scholz, Wilhelm von *430.*
Schönaich-Carolath, Emil von *595*
Schönemann *352.*
Schöningh, Ferdinand *506.*
Schönpflug, Fritz 246.
Schönthal, Leopold *312.*
Schoonebeek, Ad. *465.*
Schopenhauer *386, 420.*
Schoppmeyer, Ansgar 173.
Schottenloher, Karl 295—302
Schrag, Martha 166.
Schram, A. H. 244.
Schramm, Albert 169—176.
Schranka, Dr. *418.*
Schreiber, J. G. *328.*
Schreyvogel *396.*
Schroll & Co., Anton *314, 391, 397, 454, 458, 476, 520, 521, 541, 581—583.*
Schubert. G. H. von *467.*
Schubert, K. E. *414.*
Schubert-Soldern *458.*
Schuchardt, Hugo *312.*
Schüddekopf *424.*
Schulda jun., C. *313.*
Schülein 165.
Schuler 193, 194.
Schultheß & Co. *624.*
Schultz, F. *604, 605.*
Schulz, Franz *424.*
Schulz, Hans *367.*
Schulz, J. J. P. *415.*
Schulz, Wilhelm *555.*
Schulz-Besser, Ernst 205—221, 275; *420, 421, 529.*
Schulze & Co. *336.*
Schuppius, J. B. 192.
Schuselka *488.*
Schuster & Loeffler *335.*
Schütte-Bremen *535.*
Schütz *523.*
Schütze, L. *328.*
Schwabe, Dr. *328.*
Schwartz, Rudolf *334.*
Schwarz, Ignaz *393, 396, 520.*
Schwarzenberg, Fürst von *352.*
Schweizerbart *345.*
Schwind, Moritz von 240, 241; *327.*
Schwerdfeger, Josef *583.*
Schwerdtner, C. M. *313.*
Scotes 278.
Scott, Lady *571.*
Scott, R. F. *571.*
Scudéry *390.*
Sedlnitzky, Graf *488—490.*
Seebach, Graf 186.
Seebach, Louise von *327.*

Digitized by Google

Seehaus 166.
Seeliger, Emil *521.*
Seemann, E. A. 163, 164; *420.*
Seemüller, Joseph *396.*
Seewald 165, 166.
Seidel, C. W. *522.*
Seidel, Dr. *270.*
Seidel & Sohn, L. W. *392, 396.*
Seifert, Rudolf 246.
Seliger 167, 232.
Seligmann, A. F. *314.*
Sello, Erich *325, 326, 402, 438.*
Sepp, Hermann 299.
Serrano y Morales 179.
Serrano y Sanz, Manuel 179—183.
Sforza, G. *584.*
Shakespeare *326, 364, 368, 423, 431, 571.*
Sidler-Brunner, Emil *357.*
Sidney, Philipp *570.*
Sieben, Gottfried 243.
Siebs, Theodor 247, 248, 249.
Sieger, Eduard 243.
Siemens, Ellen von *614.*
Sijthoff, A. W. *464.*
Silvestre, J. B. *465.*
Simon *522, 583.*
Simone da Siena *410.*
Singer 160, 289.
Sinsel & Co. *426.*
Slevogt, Max 162, 164; *327, 467, 468.*
Sloan, J. M. *501.*
Sluyters, Jan *533.*
Smekal, Richard *315, 457, 583.*
Smidt, Heinrich 225—227.
Sneyders de Vogel *463.*
Sodoma *421.*
Soldenhoff, Alexander *623.*
Sombart *388.*
Sommaruga *527.*
Sonnleithner, Josef 293.
Sonzogno, Edoardo *526.*
Sonzogno, Lorenzo *526.*
Sorge, Reinhard Johannes *350.*
Sotheby *409.*
Souday, Paul *310.*
Spectator Galliae 255—269.
Spiegel, Ferd. 159, 164.
Spitta *367.*
Spitteler, Carl *350, 355.*
Spitzy *313.*
Spohr *571.*
Sponsel 239, 240, 243.
Sprecher, von 190.
Sprenger, R. *414.*
Ssawin, Nikifor *541.*
Stach, Ilse von *558.*
Stachiewicz 246.
Stadler, Toni *455.*
Staegemann, Friedr. Aug. von 188
Staffl 246.
Stamm, Karl *624.*
Starke, Ottomar *615.*
Starow *540.*
Stauber, Rich. 300.
Stefan, St. 162.
Stein 165.
Steinbrucker, Charlotte *367.*
Steindorff, Georg *334.*
Steiner, Josef 240, 246.
Steiner-Prag, Hugo 167, 240, 246.
Steinlen *532.*
Steinmeyer, E. v. 254.
Steinwarz, S. 289.
Stelzner *522.*
Sternheim, Carl *564, 615.*
Steub, Ludwig *417, 418.*
Stevens, G. A. 219, 220.
Stieborsky, Willy *521.*
Stieler *451.*
Stifter *472.*
Stimmer, Tobias *565, 566.*
Stockmann 162.
Stolberg *624.*
Stolberg-Stolberg, Graf Friedr. Leopold zu *461.*
Strache, Robert *456.*
Strahlheim, Karl *344.*
Stranitzky *352.*
Stratz, Rudolf *368.*
Strauß, Hofprediger 224.
Strauß, Richard *311.*
Strecker & Schröder *424.*
Streicher, Andreas *316.*
Streicher, Gustav *315.*
Stritzko, Rudolf *457.*
Strodtmann 193.
Strozzi, Zanobi *410.*
Stümcke, Heinrich *334.*
Stur, Carl von 244.
Stürz *426.*
Sturzenegger, G. *625.*
Suchier, W. *254.*
Suchtelen, Nico van *592.*
Sudermann, Hermann 294.
Sully, Herzog von *627.*
Survillier *343.*
Suso *431.*
Svabinsky 246.
Swaen *463.*
Swarzensky, Georg 301.
Swift 283; *426.*
Szydlowski, Tadeusz *458, 582.*

T

Taranta. Valascus de 178.
Tempesta, Antonio *602.*
Tenzel, Andreas 274.
Terranuova, Mattea da *411.*
Téry, Gustave *391, 519.*
Teschner, Richard 246.
Teubner, B. S. *318, 423, 517.*
Thackeray *359.*
Thew *522.*
Thibaut, Pieter Jansz *460.*
Thiemann, Karl *455.*
Thissen, Otto, *335.*
Thoma *327.*
Thoma, Eduard 301.
Thomas von Aquino 178.
Thomas-San-Galli, Wolfgang A. *559.*
Thorpe, Elphinstone 220.
Thou, Jacques- Auguste de *626.*
Thum, Erich 165, 166.
Thurneisser zum Thurn, Leonhard 270—274.
Thylmann, Karl 284, 285.
Tieck, Ludwig 222; *426, 545, 605.*
Tiemann, Walter 229—238; *544.*
Timokrates 171.
Tinayre, Marcelle *368.*
Tips, Carlos 167.
Tischbein *359.*
Tissot, Victor 268.
Tizian *397.*
Tobler, L. *625.*
Tolstoi *434, 540.*
Tomanetz *396.*
Tönnies *357.*
Top van Ryn-Naeff *594.*
Trakl, Georg *560, 561.*
Traub *610.*
Traviès 241.
Treitschke *387, 501, 606.*
Treutler, Amand *599, 600.*
Treves, *317, 525.*
Trezzini, Domenico *540.*
Troitzsch, Otto 164.
Trowitzsch & Sohn 248.
Trübner, Karl J. *424.*
Tuer, A W. *633.*
Tuszkay 246.

U

Uhland, Ludwig *414, 424.*
Uhlich, A. S. *479.*
Uhrig *426.*
Ullmann, Regina *605.*
Ullstein & Co. *334.*
Unold 165.
Unzelmann 225.
Urlich *516.*
Uyldert, Maurits *463.*

V

Vadász, Miklos 246.
Valentin, Veit *334.*
Vallardi *317.*
Varnhagen, Rahel *584.*
Véber, Jean *533.*
Veith, Eduard 244.
Velhagen & Klasing *517.*
Veltzé, Alois *312, 521.*
Venedey, Jakob 193, 197.
Veneziano, Jacometto *456.*
Verdi *423.*
Vergil *462, 586.*
Verhaeren, Émile *305, 390, 391.*
Verhuell, Alexander *466.*
Verlaine *323, 325.*
Verne, Jules *345.*
Vernet, Horace 241.
Vervaux, Johann 296.
Verwey, Albert *320, 596.*
Vesalius, Andreas *351.*
Victor, Paul Saint *388.*
Viebig *311.*
Viesseux *586.*
Villar, Juan 178.
Villiers de L'Isle Adam *419.*
Viremufle, J. *533.*
Visser, Jan *534.*
Vischer, Friedrich Th. 279; *616.*
Vischer, Robert *616.*
Vizland, Jacob 177, 183.
Vögelin 202.
Vogl, J. N. *315.*
Volkelt, Johannes 280
Volkmann, von *544.*
Volpato *528.*
Voltaire *358.*
Voß, Christian Friedrich *619.*
Voß, Hermann *314, 455.*
Voß, J. H. *414.*
Voß, Richard *561.*
Voß, Gräfin Sophie Wilhelmine 241.
Vries, R. W. P. de *464, 596.*

W

Walcher, Alfred Ritter von *476.*
Wacik 245; *392.*
Wagner, Charles *581.*
Wagner, Karl *457.*
Wagner, Richard *423, 434, 449, 458, 519, 596.*
Wal, H. van der *594.*
Waldau, F. *506.*
Waldeck, Diepold von 302.
Waldheim, R. von 243.
Waldmann, E. *455.*
Waldmann, Fr. *625.*
Walker, Fred 241.
Walser, Karl *636.*
Walter, Franz Ulrich 252.
Waltz-Hansi 269.
Warne & Co. 217.
Warnod, André *518.*
Wassermann, Jakob *618.*
Watson *523.*
Watteau 255.
Wattenbach, Cäcilie *421, 505.*
Weber Hans von 288, 289.
Weber, I. *621.*
Weber, J. J. 238.
Weber, Karl Maria von 189.
Weber, Ottokar *457.*
Weber, W. *506.*
Weber, Konsul 202.
Wedekind, Christoph Friedrich 247—254.
Wedekind, Frank *563—565.*
Weigall, A. E. P. Browne *500.*
Weigel, Adolf *506.*
Weigel, Oswald *535.*
Weilen, Alexander von *396.*
Weimar, Wilhelm *397, 522.*
Weis *414.*
Weise, Christian *352.*
Weißbach. Richard *335.*
Welser, Max 296, 299.
Wendelin. Joh. *321.*
Wenner, F. *602.*
Werburg, Baron Viktor Andrian *486, 488.*
Werckmeister, Karl 167.
Werder, Carl *432.*
Werfel, Franz *596, 618.*
Werner, Rich. Maria *519, 572.*
Werner, Zacharias 293.
Wetterlé 269.
Whistler *327.*
White, Gilbert *570, 629.*
Widmann, Josef Viktor *357.*
Widmannstetter, Joh. Albr. 301.
Wiederhold-Oliva, Konrad *430.*
Wiel, G. van der *322.*
Wieland 297; *473, 481.*
Wielenga, B. *595.*
Wiener, Oskar *351.*
Wieser, Friedrich *457.*
Wigand, Otto 282; *488.*
Wilamowitz-Moellendorff *610.*
Wilczek, Graf *476.*
Wildgans *313.*
Wilhelm I. *363.*
Wilke, Alex *521.*
Wilke, Carl Alexander 246.
Wille, General 190.
Willette, A. *530.*
Wilson, Henriette *344.*
Winarsky, Leopold *583.*
Winckelmann *467, 516.*
Winter *551.*
Wirffel. Jörg 301.
Wirsching, Otto *618.*
Witkowski, Georg 279—291; *330, 352, 417, 565, 566.*
Wittekindt *479, 480.*
Wittmaack, Adolph *617.*
Wlislocki, H. v. *415.*
Woermann, Karl *431.*
Woinowich, E. v. *312, 521.*
Wolf, Hermann *595.*
Wolf, Louise *466.*
Wolf, Dr. 196.
Wolff, E. *461, 464.*
Wolff, Gustav *431, 432.*
Wolff, Kurt 283, 284; *560, 598, 610, 615.*
Wolff, O. L. B. 195, 196.
Wölfflin, Heinrich 160; *432, 433, 516.*
Wolfsfeld *544.*
Wolfskehl 279.
Wolters *345, 463.*
Woltmann 202
Wordsworth, William *498.*
Woronichin *540.*
Wundt, Max *592.*
Wundt, Wilhelm *606.*
Wünsch, Josef 241.
Wurzbach, Alfred von *456.*
Wurzbach, Konstant von 299.
Wustmann 280.
Wyck, N. van *461.*
Wynkyn de Worde *570.*
Wyß, Ferdinand *354.*
Wyzewa, T. de *310, 311.*

Y

Yvekovič, M. *392.*

Z

Zander, Carl *335.*
Zaretzky, Otto *612—614.*
Zasche, Theo 244.
Zeiß, Karl 224.
Zeitler, Julius 157—168, 281.
Zesen, Philipp von *404.*
Zibordi, Giovanni *449.*
Ziegler 293; *523.*
Ziegler. H. 249.
Ziegler, J. *320.*
Ziegler, Theobald *330.*
Zille, Heinrich 167, 206.
Zimmermann *425.*
Zimmern 170
Zincke, Paul *619.*
Zobeltitz, Fedor von *368, 549.*
Zobeltitz, H. von *353, 368.*
Zocchi *401.*
Zorn *327, 543.*
Zsartoryska, Fürstin *453.*
Zuch, Pastor *415.*
Zuckermann, Hugo *313, 456.*
Zupansky 246.
Zur Westen 239, 240, 246.
Zweig, Stephan *312, 521.*
Zwingli 202, 203.

Digitized by Google

Schlagwort-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde.

Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 1915/1916.

Band II.

Die kursiv gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

„ABC", Madrider Zeitung *513*.
A und das O, Das *333*.
Académie française *390*.
Affiches étrangères illustrées 239.
„Affiches, Les Maîtres de l'" 239.
„Ahnen", Grillparzers *474*.
Aktion-Verlag *607*.
„Allwill, Eduard" *481—484*.
Alt-Bayern und Bayrisch-Schwaben *548*.
„Alte historische Lieder zur Schweizergeschichte" *625*.
Alte Nester *354*.
Alte auf Topper, Der *353*.
„Altpreußische Monatsschrift" 247.
Amsterdamsche Boekdrukkers en Uitgevers, De *458—460*.
Antiqua oder Fraktur? 204.
Antiquariatskatalogen, Die bibliographischen Zitate in *503*.
Antiquariatskatalogen, Irreführende Angaben in *504*.
„Antiquary, The" *635*.
„Antologia, Nuova" *585, 586*.
Aquarellsammlung *362*.
Arme Spielmann, Der *472*.
„Arte tipografica" *587*.
„Athenaeum, The" *634, 635*.
„Atta Troll" *486—490*.
Auskunftsbüro der Deutschen Bibliotheken 191.
Ausstellungen von Kriegsbildern *393*.
Ausstellung von Kriegsgraphik *529—535*.
Autographenversteigerung *596*.
„Avanti" *449*.

B

Baggesen, Jens, und Eduard Allwill *481—484*.
Baldungs Tätigkeit für den Holzschnitt 202—203.
Ballhorn-ABC 191, 192.
„Bau- und Kunstdenkmale des Küstenlandes" *392*.
„Bavarica" 297—302.
Bayerische Kunstschätze *435*.
„Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg" 270—274.
„Belagerung von Antwerpen" 162.
„Belgien 1915" *549*.
„Belgique sanglante, La" *305*.
„Beobachter" *415*.
Berliner Kunstgewerbemuseum *362*.
Besten deutschen Romane, Die *598*.
„Beweging" *462*.
Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen 249.
Bibliographisches Institut *431*.
Bibliographische Zitate und Referenzen in Auktionskatalogen *503*.
Bibliophiliana XXXV, XXXVI, XXXVII, XXXVIII, XXXIX *358, 433, 477, 567, 625*.
Bibliophilen-Kalender *394, 397, 537, 583*.
Bibliothek, Berliner Königl. *362*.
Bibliothek des British Museum *570*.
Bibliothek, Königl. öffentl., in Dresden *470*.
Bibliothek, Königliche, im Haag *460*.
Bibliothek F. R. Halsey *571*.
Bibliothek H. E. Huntington *571*.
Bibliothek Siegfried Joachimsohn *326*.
Bibliothek Friedrich Jodels *458*.
Bibliothek Dr. Samuel Johnsons *478*.
Bibliothek Paul Kersten *550*.
Bibliothek, Münchener Hof- und Staats- 295—302.
Bibliothek Ida Schoeller *612—14*.
Bibliothek Erich Sello *325, 402, 438*.
Bibliothek A. W. Sijthoff *464* bis *466*.
Bibliothek, Kgl. Stockholmer *601*.
Bibliothek in Fiognal *409*.
Bibliotheken, Die Pariser, im Kriege *571*.
Bibliotheken der Schweiz, Die *502*.
Bibliothekenführer, Dresdner *470*.
„Bibliothekzeichen, Deutsche und österreichische" *363*.
Bild, Ein neues, der ersten Braut von Novalis 222—224.
„Bilder aus Deutschlands Sturmzeit" 166.
Bilder in Kriegsbüchern 200—201.
Bilder zu Goethes Faust *602*.
„Bilderdenkmünze" *313*.
Bismarck, Historisches Schauspiel *563*.
„Boche" *581*.
„Börne-Biographie" 193.
Brest-Litowsk in der Geschichte des Buchdrucks *361*.
Brooke, Rupert † *569*.
Buchdruck, Die Kunst im deutschen *612—614*.
Buchdruck in Spanien, Zur Einführung des 177—185.
Buchdruckerschule, Turiner Kgl. *587*.
Buchgewerbliche Drucke als Sammelgegenstände *632*.
Bücher- und Handschriftensammlung C. R. Lessings *473*.
Bücherflüche *368*.
Bücher leihen, Soll man? 198—99.
Büchermarken 202—203.
Büchermarkt, englischer *635, 636*.
Bücherversteigerungen, englische *409*.
Buchindustrie, italienische *398*.
Buchkunst der Gegenwart, Jean Paul und die 279—291.
Bugra 1691 *587, 612*.
Bündner Glocken, Die *355*.
Burg Kreuzenstein *476*.
Bürger-Miszellen *438*.
Bürger und Daniel Chodowiecki *367*.
Burlington Magazine *435*.

C

Canterbury Tales *551*.
Chinesische Werke *362*.
„Comedia von zweien jungen Eheleuten" *565, 566*.
Compendium der deutschen Literaturgeschichte 191.
Copyright *491—494*.
„Correo Espanol" *513, 514*.
„Corriere del Mattino" *451*.
Cottasche Buchhandlung *429, 469, 556*.
„Cuore" *525, 584*.

D

„Daguerreotypie in Hamburg 1839 bis 1860, Die" *397*.
„Dalmatiens Architektur und Plastik" *392*.
Dämonische Reisen in alle Welt *345*.
Dante-Kommentar *526*.
De la Gardie's samling af äldre stadsvyer . . . *601*.
Delphin-Verlag *333, 547*.
„Denkmale der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten" *391*.
Denkmalspflege, K. k. Zentralkommission für *314, 396, 458, 581*.
„Deutsche Arbeit" *457*.
Deutsche Eichendorff-Gesellschaft *609*.
Deutsche Klassiker-Ausgaben in Italien *449*.
„Deutschen Kleinstädter, Die" *594*.
Deutsche Kraft *539*.
Deutsche Kriegsreden *610*.
Deutsche Rundschau *551—555*.
Deutsche Verlagsanstalt *536*.
Deutschen Kaiser-Pfalzen, Die *437*.
Deutscher Bibliophilen-Kalender *394, 397, 537, 583*.
Deutscher Verein für Kunstwissenschaft *466*.
Deutsches Buchgewerbe- und Schriftmuseum zu Leipzig und die Bücherfreunde 169—176.
Deutsches Christentum in englischer Beleuchtung *499—501*.
Deutsches Verlagshaus Bong & Co. *413*.
Deutschland. Ein Wintermärchen *604*.
„Donjon du château, Au" *625*.
Don Juan-Problem, Das, in der neueren Dichtung *599, 600*.
Doppelleben, Ein *357*.
Dorotheum-Versteigerungen *522*.
Doves-Press *408*.
Drei Arbeiten E. T. A. Hoffmanns *551—555*.
Drei Erzählungen, Die *615*.
Dreiangeldrucke 289.
„Dresdener Kriegsmappe" 162.
Dritte Kugel, Die *555*.
„Dr. Katzenbergers Badereise" 279—283.
Druckerzeichen 202.

E

„Echo de l'Argonne" *579*.
„Economista" *588*.
„Ehrenhalle" *581*.
Engelhorns Nachf. *561*.
Englands Bücherproduktion im Jahre 1915 635.
Englischen Büchermarkt, Einfluß des Krieges auf den *634*.
Englische Politik in neutraler Beleuchtung *357*.
Englische Textbibliothek *551*.
Englisches Urteil über deutsche kunstwissenschaftliche Publikationen *435—438*.
Erinnerungen an Flandern 229 bis 238.
„Erinnerungsblätter an Ludwig Anzengruber" *394*.
Erstdrucke *434*.
Exlibris, Zu den ältesten *363*.

Digitized by Google

F

Fachbibliothek eines deutschen Kunstbuchbinders 550.
Familiengeschichtliche Blätter 363. 364.
Fatherland, The 206.
„Faust" 366, 590—592, 602, 603.
Faust, Auf den Spuren des Zauberers 366.
„Feind, Der vorige, der heutige und der künftige" 582.
Fenriswolf, Der 542.
Figaro 391, 462.
Fischers Romanbibliothek 617.
Flandern 229—238.
Fliegenden Pioniere, Die 429.
„Flüchtlinge und Ruinen" 165.
Flugblätter, Französische 581.
Flugblätter des Sebastian Brant 604.
Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen 456.
Forschungen zur neueren Literaturgeschichte 538.
Forster, Georg, nach seinen Originalbriefen 619.
„Fortnightly Review" 500.
Forum-Gesellschaft 636.
Frankreich, Die Volksvergiftung in 255—269.
Französische Literatur, Das Artifizielle in der, des XIX. Jahrhunderts 419.
Freising 301.
Freudlose Witwe, Die 412.
Freunde graphischer Kunst 543.
Fürstin, Die 471.

G

„Galizien und Polen" 162.
„Gamiani" 368.
„Garten der Erkenntnis" 320.
Gazette des Beaux Arts 437.
Gazette médicale 311.
Geächtete, Der 193—197.
Gedichte, Bürgers, in zwei Teilen 413—415.
Gedichte Goethes in der Doves Press 498.
Gedichte Otto Kublis 623.
Gedichte Hugo Zuckermanns 456.
Gedichte von Trennung und Licht, Die 598.
Geibel, Emanuel, an Cäcilie Wattenbach 421, 505.
„Geistlichen auf dem Lande, Die" 479.
„German culture . . ." 310.
Geruch der Deutschen 311.
„Geschichte der Deutschen Bühnen des Ostens" 519.
Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker 431.
Geschichte des deutschen Romans bis 1800 348.
Geschichte der Kriege aller Zeiten 393.
Gesellschaft der Bibliophilen 612.
Gesellschaft der Blätter für die Kunst 370.
Gesellschaft für elsässische Literatur 604.
Gesellschaft für graphische Industrie 581.
Gesellschaft für vervielfältigende Kunst 314, 455.
Gewissen der Welt, Das 556.
„Gids" 461, 462.
„Giese, Ludwig" 486—491.
„Giornal della Libreria" 452.
„Gleichgültigen, Die" 306.
Goethe-Literatur, holländische 590—592.
Goethe, Die Pyramide seines Daseins 559.
Goethes Propyläen 599.
Goethe und das italienische Theater 278.
Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen 429.
„Gott, Freiheit, Vaterland" 466.
Graphik-Verlag 164; 475, 618.
Graphische Blätter, Versteigerung 523.
Graphische Werk von Adolf Schinnerer, Das 475.
Graphischen Künste, Die 314, 455.
Gravure und Schnellpressentiefdruck, Unterschied zwischen 630.
„Gravure, Was ist eine?" 630.
„Grenze, An der" 163.
„Grenzwacht der Schweizer" 622.
Grillparzers „Ahnen" 395.
Grillparzer-Erinnerungen 457.
Große Jahr 1914—1915, Das 468.
Große Wunder, Das 561.
Gutzkow, Karl, als Dramatiker 599.

H

„Hamburgische Berichte" 479, 480.
„Hamerling und seine Heimat" 394.
Hamlet-Problem 431, 432.
Handzeichnungen Albr. Dürers 432.
„Harzreise" 485.
Haßgesang 208.
„Haus Elderfing" 558.
„Häuser und Menschen von Wien" 520.
Heinse-Literatur, holländische, 592—594.
Heiteres und Weiteres über den Krambambulisten Christoph Friedrich Wedekind 247—254.
„Helden des Roten Kreuzes" 521.
Heldenkränze 335.
Herders dramatische Dichtungen 599.
„Herdfeuer der Sennen, Am" 622.
Herr von Pepinster und sein Popanz 349.
„Hibberts Journal" 501.
Hoffmann-Archiv 555.
Hoffmanns Erzählungen 551—555.
Holbein-Verlag 338.
Holzschnitte 202—203.
Humanité 307.
Hyperion-Verlag 281.
„Idea Nazionale" 318.

I

Ikonographie 358
Internationale Rundschau 309.
„Insel Felsenburg" 538.
Insel-Verlag 285, 287; 315, 351, 457, 551, 552, 593, 605.
Insel-Bücherei 605.
Itinerary 364.

J

Jahr der Bühne, Das 606.
Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft 364, 423.
Jahrbuch, Niederdeutsches 414.
Jahrbuch des Kunsthistorischen Instituts der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege 582.
Jahrbuch der „Österreichischen Exlibris-Gesellschaft" 314, 520.
Jahrbuch, Grillparzer- 293.
Jahresbericht der Königl. Bibliothek im Haag 460.
„Janus" 351.
Journal 387.
„Journal de Genève" 308.
Journal des Luxus und der Moden 278.
Jüdische Liebhaberbibliothek 313.

K

Kalender, Eichendorff- 609.
„Kämpfe" 603.
Karikatur im Weltkriege, Die 205—221; 420, 421.
Karikaturen-Ausstellung, Amsterdam 529—535.
Karikaturenwerke, englische 217 bis 221.
Katalogblüte 438.
Kataloge von Privatbibliotheken 477—479.
Kellers, Gottfried, Leben I. Band 469.
„Klarisse" 222.
„Klassiker der Kunst" 536.
Klinger, Max, 20 Zeichnungen zu Bildern, Plastiken und Stichen 426.
„Knihaře" 537.
Kölnische Zeitung 197.
Kölnische Volkszeitung 336.
K. K. Hof- und Staatsdruckerei 472.
Konsul Möllers Erben 617.
Koromandel, Crescentius 247 bis 254.
Krambambuli-Lied 247—254.
„Kreuz der Wahrheit, Das" 546.
Kreuzweg der Demut 607.
„Krieg" 164.
„Krieg und Kunst" 166.
„Krieg im Lichte der Gesellschaftslehre, Der" 393.
Kriege, Die Pariser Bibliotheken im 571.
„Kriege, Geschichte der, aller Zeiten und Völker in Wort und Bild" 393.
„Kriege, Kleines Bilderbuch vom" 166.
„Kriegergestalten und Todesgewalten" 166.
„Krieges, Aus der Werkstatt des" 521.
Kriegsarchiv, Polnisches 394.
Kriegsaufsätze, Chamberlains 393.
„Kriegsberichte" 396.
Kriegsbilderbuch 392.
Kriegsbildern, Ausstellung von 393.
„Kriegsdenkmäler" 521.
„Kriegsgebrauch im Landkriege" 388.
Kriegsgraphik 157—168.
Kriegsgraphik-Ausstellung 529 bis 535.
Kriegskultur und Heimarbeit 539.
Kriegslesebücher 393.
Kriegsliteratur, Statistik der 495
Kriegsliteratur, französische 390, 391, 515—519.
Kriegsliteratur, österreichische 393.
Kriegspilot, Der 355.
Kriegsreden, Deutsche 610.
Kriegsschriften 334.
Kriegssilhouette 167.
„Kriegsskizzenbuch 1915" 162.
„Kriegssonette" 393.
Kriegsstammbuch, Wiener 521.
Kriegsstruwwelpeter 338.
„Kriegstagebuch" 104.
Kriegs-Zensur 405—497.
Kritische Gänge 616.
„Kultur, Die" 458.
Kulturgeschichte der Zahnheilkunde 411.
„Kunst aan het Volk" 529.
„Kunstchronik" 435.
Kunstgeschichte 431.
Kunstkritik, Die, ihre Geschichte und Theorie 415—417.
Kürschners Deutscher Literatur-Kalender auf 1916 609.

L

„Lanseloet von Denemerken" 322.
„Larousse, Petit" 515.
Lavaters Beziehungen zur Kunst 356.
Lebensansichten des Katers Murr 551.
Lebenssucher 537.
Leihbibliotheken 198—199.
Letzte Bilder 470.
„Librairie centrale des Beaux-Arts" 518.
Lichtenberg, G. Chr., in seiner Stellung zur deutschen Literatur 424—426.
Liederbuch für Preußens Marine 225—228.
Lienert, Meinrad 355.
Lienhard und wir 330.
„Life" 275—277.
Literarische Preisausschreiben in Amerika während des Krieges 275—277.
Literarischen Vereins in Wien, Verlag des 474.
Literaturabende, populäre 394.
Literaturgeschichte der Provinz Westpreußen 430.
Locarno und seine Täler 621.
Lusitania 208—212.
Lustige Blätter-Verlag 167.

M

Macbeth-Bearbeitung 367.
„Männer und Völker" 334.
Manzsche Verlagsbuchhandlung 521.
Märchensammlungen, Walliser 622.
„Marketenderwagen, Der" 608.
Martyrium der heiligen Apollonia 411.
Marzocco 400.
Medaille, Eine Talisman- 270 bis 274.
Mein Leben 467.
Meisterwerke, Rankes, in zehn Bänden 475.
Meistgelesenen Schriftsteller des Jahres 1914 368.
Menzel, Adolf, der Mensch, das Werk 611.
Merker 315, 457.
„Messagero di Modena" 318.
Metanoeite 350.
Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. 599.
Miniatura Fiorentina, La 409.
Miniaturensammlung Ansgar Schoppmeyers 173.
Miniaturenmalerei, Florentiner 409—411.
Minna im Kuhstall 302.
Mit Arnold Böcklin 621.
„Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Denkmalspflege" 314, 396, 458, 581.
„Monde latin, Le" 586.
Münchener Kgl. Hof- und Staatsbibliothek im Dienste der bayerischen Geschichte und Landeskunde 295—302.
Musenalmanach 413.
Museum, Amsterdamer 529.
Museum, Baseler Historisches 274.
Museum, Hohenzollern- 270.
Museumskalender, Bards 302.

N

Nachdrucks-Betrug 525, 584.
Nachlaß Eduard Palmer 522.
„Nathan der Weise" 594.
„Natur und Geisteswelt, Aus" 582.
„Neophilologus" 463.
Neue Rundschau 460.
„Neuer Teutscher Merkur" 297.
Neuerwerbungen der Bibliothek des British Museum 570.
Neues Testament 461.
„New Numbers" 569.
Nieuport 229—238.
Nouvelle revue française 391.
Nystagmograph 204.

O

Oberbayrisches Archiv für vaterländische Geschichte 417.
Odd Volumes, Club of 369.
„Odina und Teutona" 191.
Oorlog in Prent, De 420, 421.
Oper, Die moderne, vom Tode Wagners bis zum Weltkrieg 423.
„Opfer, Die" 165.
Original-Ausgaben 433—435.
Österreich-ungarische Krieg in Feldpostbriefen 312.
„Österreichische Bibliothek, Die" 315, 583, 605.
Österreichische Exlibris-Gesellschaft 314.
Österreichische Plakatkunst 239 bis 246; 336.
Österreichischer Almanach auf 1916 605.
Österr. Volkskalender 397.
„Ostpreußens Not, Aus" 162.

Digitized by Google

P

Paul, Jean, und die Buchkunst der Gegenwart 279—291.
„Perseveranza, La" *528.*
Perugino. Des Meisters Gemälde *536.*
„Petrarca und die Deutschen" *400.*
Petrarca-Reliquien *453.*
„Phönix" *348.*
Pier, Peter van, der Prophet *610.*
„Pison" 271.
Plakatkunst 239—246.
Platner-Fund, Ein neuer *484.*
„Poilu, Le joyeux" *580.*
Pornographie, Bekämpfung der *453.*
Poster, The 239.
Posttarif-Erhöhung, italienische *588.*
Preisausschreiben, Amerikanische 275—277.
„Prinz Eugen, der edle Ritter" *392.*
Privatbibliotheken *477—479.*
„Promessi Sposi" *584.*
„Propyläen" *599, 600.*
Psychiatrisch - Neurologische Wochenschrift *484.*

Q

„Quadriga" *542.*
„Quintus Fixlein" 286.

R

„Récits du Temps de la Guerre" *391.*
„Reformateur" 193.
Regenbogenbuch, Das *354.*
Regie, Ein Versuch über das Wesen der modernen *544.*
Reklame, Ursprung der *319, 399.*
„Reklamekunst" 240.
„Review of reviews" *501.*
Revue de Paris *310, 388, 577.*
„Revue des deux Mondes" 195; *310, 311, 388.*
Revue hebdomadaire *310, 400.*
Roland-Verlag *548, 618.*
„Roma" *525.*
„Romances sans paroles" *323.*
Rufende Weite *333.*
Russische Kunst *540.*
„Rußland" *624.*

S

„Salon" 194.
„Salzburg" *541.*
Sammlung Becher 174.
Saphirbildnis *397, 522,*
Scarica, La *317.*
Schloßdruckereien *625—629.*
„Schön jun., Heinrich" *545.*
Schulausgaben - B. G. Teubner *398, 517.*
Schulbücherverlag Wien *339.*
Schützengraben-Zeitung, italienische *316.*
Schützengrabenzeitungen, französische *578—580.*
Schwaben und Schwabenstreiche *424.*
Schweiz, Neues aus der *354.*
Schweizerland *349.*
„Schwertlilien" *312.*
„Science française, La" *516.*
„Sebastian im Traum" *560.*
See, Der *430.*
Selbstbiographie von J. Poppen-Lynkeus *338.*
Serbien im Europäischen Krieg 1914/15 *625.*
Shakespeares Europe *364.*
Siemens, Gerda Ellen Elisabeth von *614.*
Simplizissimus 207.
„Soldatenlachen" *334.*
Sommerfreuden *411.*
Spanische Zeitungsstimmen *513, 514.*
Spectator Galliae 255—269.
Stammbucheinträgen, Zu den *366.*
Stammbuchvers, Ein politischer *366.*
Steinhauer Marie und andere Erzählungen . . *620.*
Steub, Ludwig *417.*
„Stroh" *472.*
„Studien über Donato Bramante" *521.*
Studien und Skizzen zur Gemäldekunde *456.*
„Sturm und Drang in der Schweiz" *624.*
„Stuttgarter Morgenblatt" 193.
Süddeutsche Monatshefte *413, 414.*

T

Tabak-Anekdoten *418.*
„Tagebuch 1914/15, Aus einem" 166, 239.
Tagebuch eines alten Schauspielers, Aus dem 278.
Tagebuch von R. F. Scott *571.*
Tagebücher, E. T. A. Hoffmanns *551—555.*
Tagebuch, Zu Clérys *481.*
Talisman-Medaille auf Leonhard Thurneisser zum Thurn 270 bis 274.
Taschenbuch des Theaters in der Leopoldstadt *315.*
„Tat" *308.*
Tat-Flugschriften *335.*
Tessiner Leben *619.*
Teubnersche italienische Ausgaben *398.*
Teubnersche französische Ausgaben *517.*
Theater Europas um 1600 *364.*
„Theater und Krieg" *334.*
Theatergeschichtliche Neudrucke *629.*
Theaterzeitschriften des XVIII. Jahrhunderts, Die deutschen *422.*
Tiroler Soldatenzeitung *394.*
Tod in den Lüften, Der *355.*
„Tornister, Aus dem" *624.*
Totentanz Anno 1915, Vom *618.*
„Tribuna" *524.*

U

Uilenspiegel 229.
Ulenspiegel, Tyll, und Lamm Goedzak *603.*
„Universal-Lexicon" 192.
„Unsere Offiziere" *312.*
„Unsere Soldaten" *312.*
„Unseren Helden 1914" 164.
Urgeschichte der bildenden Kunst *454.*
Urheberrechtsgesetz 200—201 *491—494.*
Utopie und Robinsonade *538.*

V

Verborgenheiten *332.*
Vereinigte Kunstanstalten vorm. Otto Troitzsch 164.
„Verschwender" *315.*
Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten *340.*
„Viribus unitis" *456.*
Visitenkarten, italienische *527, 528.*
Völkerringen, Das *356.*
Volksfrühling *620.*
Volksvergiftung in Frankreich, Die 255—269.
Vossische Zeitung *629.*

W

„Wacht an der Donau, Die" *393.*
„Was die Sennen erzählen" *622.*
„Was mein einst war" *621.*
„Wegwärts" *547.*
Weib, Das, im altindischen Epos *427—429.*
Weißbücher, Ursprung der *452.*
Weißen Bücher, Verlag der *472, 616.*
„Weltgesicht und Politik" *582.*
Weltkrieg im Scherzbilde 205 bis 221.
Weltkrieg in der Karikatur, Der *420.*
Weltkriege, Die Karikatur im *420, 421.*
„Weltkrieg, Unsere Helden im" *521.*
„Weltkrieges, Geschichte des" *393.*
„Weltliteratur, Die" *563.*
Welttheater *344.*
Wereldbibliothek *592.*
Westermanns Monatshefte *457.*
Wien, Aus dem alten *472.*
Wiener Literarischer Verein *395.*
„Wiener Skizzen" *394.*
„Worte eines Gläubigen" 194.
Wortspiele 186—190.
„Wuz" 287—291.

Z

„Zeitbücher, Die" *335.*
„Zeit-Echo" *618.*
„Zeitung für die elegante Welt" *486.*
Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes *395.*
Zeitschrift für Sexualwissenschaft *368.*
Zensur, Die vormärzliche, in Österreich 292—294.
Zensur, italienische Photographien- *587.*
Zeugdruck-Sammlung, Dr. Forrersche 173.
„Zilverdistel, De" *319—325.*
„Zona" *589.*
Zufall des Namens, Der 186 bis 190.
Zwischen den Feinden *535.*

Digitized by Google

Digitized by Google

Kriegsgraphik.

Von

Dr. Julius Zeitler in Leipzig.

Mit sieben Abbildungen.

Abb. 1. Aus Dora Hauth, „An der Grenze“
(Artist. Institut Orell Füssli in Zürich.)

Eine unermeßliche Fülle von Gesichten steigt vor einem auf, wenn man die Bilder in sich wachruft, in denen unsere Künstler den Krieg gesehen haben und sehen. Es ist wie eine ganz ungeheuer reiche Schicht von Visionen, die sich zwischen uns und das wirkliche Kriegserleben gelegt hat. Ein riesiges Malen und Zeichnen und Bilden hat sich des großen Stoffes bemächtigt. All diese Kunst ist wie ein grandioser Schleier, den der Weltenrichter webt und zwischen den Händen ausgespannt hält, damit der Krieg den Menschen nicht ganz töte. Die photographische Berichterstattung, die im Vordergrund wütet, dient ja nur der Wißbegierde, dem Kinobedürfnis oder militärwissenschaftlichen Erfordernissen, unentwegt begleitet sie die Feldpostbriefe, die Eine-Mark-Schmöker aus den Etappen und die im Schrapnellhagel mit zuckender Feder hingeschriebenen, immer dramatischer werdenden Frontimpressionen. So sehr man des Krieges noch nicht müde sein darf, dieser Bilder ist man gründlich müde, ihrer Eintönigkeit, ihrer Wandellosigkeit in den Vorwürfen. Das dichterische Feuer in unseren Kriegslyrikern ist einigermaßen verloht, wenigstens zeitweise wird man eines wohltätigen Verstummens inne; die Bildmaschine aber kennt kein Aufhören, kein Ermatten. Und auch die blutrünstigste Phantasie des graphischen Spezialzeichners in seinem „Atelier“ hat sich ausgeleiert, keine neuen Schrecken können das schon Geleistete mehr übertrumpfen. Die wirkliche Kriegskunst kommt erst weit hinter diesen Vordergrundsproduktionen. Der reine Bezirk des echten künstlerischen Schaffens ist es allein, der uns die Bildhaftigkeit des Kriegs erträglich machen kann, in diesem Bereich allein findet eine große Läuterung der Wirklichkeit statt, ohne die man nicht leben kann, hier sind die Pfannen, auf denen der ganze Kriegsstoff zu edelstem Radium verdampft, auf denen die brutale Gegenständlichkeit bis zur Vernichtung geröstet wird, von hier aus allein wird vielleicht einmal der Krieg überwunden werden. Denn was besagt das gewaltige künstlerische Mühen in unserer Gegenwart anderes, als daß es sich aufbäumt gegen einen dauernden Kriegszustand, gegen die Vergöttlichung eines Kriegs als solchen, daß es im künstlerischen Schaffen alle höchsten Werte menschlichen Bildens entgegensetzt der rein kriegerischen Betätigung. Streckenweise kann sich in einer Volksentwicklung die Kunst in den Dienst einer Kriegsbegeisterung stellen, aber sicher nicht durchgängig und grundsätzlich, der Augenblick wird sich einstellen, wo sie die ihr eigentümlichen schaffenden Kräfte, die vielleicht doch auch die stärkeren sind, mit denen eines kriegerischen Wirkens nicht mehr zusammengestimmt fühlt. Von hier aus wird der Gedanke wahrscheinlich, daß die bildnerische Kraft im Menschen auch allem Kriegstun wieder Zügel anlegen wird, daß sie den Tatbegriff da, wo er nicht mehr befreit, sondern nur noch zerstört, angenehm bändigt. Solche Hoffnungen mögen aufsteigen, wenn man die Kriegsgraphik durchaus nicht mehr auf das Gegenständliche ansieht, das sie bringt, sondern nur auf die Art und Weise der künstlerischen Bewältigung und Bezwingung, die in ihr erreicht sind.

Mit alledem sei aber beileibe nicht etwa eine pazifistische Kunst oder eine pazifistische Graphik gefordert. Die Kunst hat schon öfters bewiesen, daß sie auch den größten Krieg gründlich und

Digitized by Google

restlos zu verarbeiten vermag. Eine Reihe der blutigsten Epochen der Weltgeschichte strahlt uns aus ihr entgegen. Weichlichkeit ist also dieser Auffassung fremd. Die Kunst ist darin zäher als selbst der Kriegssadismus eines Churchill, sie würde auch noch größeren Blutbädern, als wir sie erleben, überlegen sein. Nur die einzig lebenfördernde und lebensteigernde Macht, die ihr innewohnt, befähigt sie dazu. Es geht mit ihr immer wie mit dem Porzellan etwa des Ministers Brühl, die Untertanen mußten geschunden werden, damit es entstehen konnte, seine Schönheit aber läßt keinen Gedanken an das Blut und die Tränen aufkommen, womit es erkauft wurde. Goethe äußerte einmal über Welt- und Menschenhändel, all das Zeug sei höchstens zu einem Drama zu gebrauchen. Wenn es gut ist, rechtfertigt es, gleich dem schönen Porzellan,

Abb. 2. W. Jäckel, Der Haß. („Krieg und Kunst", Verlag Julius Bard in Berlin.)

für den Nachkommen den blutigsten Krieg. Hier ist auch das Gegenmittel gegen die Übertriebenheit des Erlebnis-Begriffs vieler unserer Kriegsphilosophen. Wenn sie wie Athleten, Boxer und Fleischergesellen philosophieren und ihr rohes Erleben zu etwas Götzen- und Molochhaftem machen, können sie sich nicht wundern, wenn man sie mit dem Schild der Kunst in ihr trauriges Nichts zurückscheucht. Es gibt doch zwei oder drei gute Kriegsgedichte, die selbst das Gemetzel aufwiegen, mit dem sie verknüpft sind, es gibt doch ein paar gute Bilder, die geeignet sind, den schreckensvollsten Anlaß, aus dem sie entstanden sind, vergessen zu machen. Hier ist doch ein höherer Sinn gegenüber dem blindwütenden Wollen jener Philosophen! Wenn diese paar Gedichte, diese paar Bilder nicht wären, würden wir die Last eines Krieges überhaupt ertragen? Und auch dann, wenn solche Produktionen erst lange, lange nach einem Kriege eintreten, so lange, daß die Masse ihn schon wieder ganz vergessen hat, bleiben es seine schönsten Er-

Digitized by Google

gebnisse. Unter diesem Gesichtspunkt tritt von Zeit zu Zeit ein Krieg ein, damit die Künste wieder einen Stoff bekommen, die Menschheit hielte es nicht aus ohne solche Epochenringe ihrer Entwicklung, so wie sie von ihren Künstlern geprägt und gebildet werden.

Man muß unserer Kriegsgraphik das Zeugnis ausstellen, daß sie das allerdings grandiose Schauspiel, das ihr der Krieg bietet, gut genützt hat. Sie brauchte dazu auch die vielen Prediger und Kunstpfaffen nicht, die ihr wie aller Kunst schon seit Kriegsanfang am Zeuge zu flicken suchten, die ihr unendliche Traktätchen aufdrängten, um sie zu bessern und zu bekehren. In das Allgemeine des Gezänks um nationale oder internationale Kunst, um die Einflüsse vom

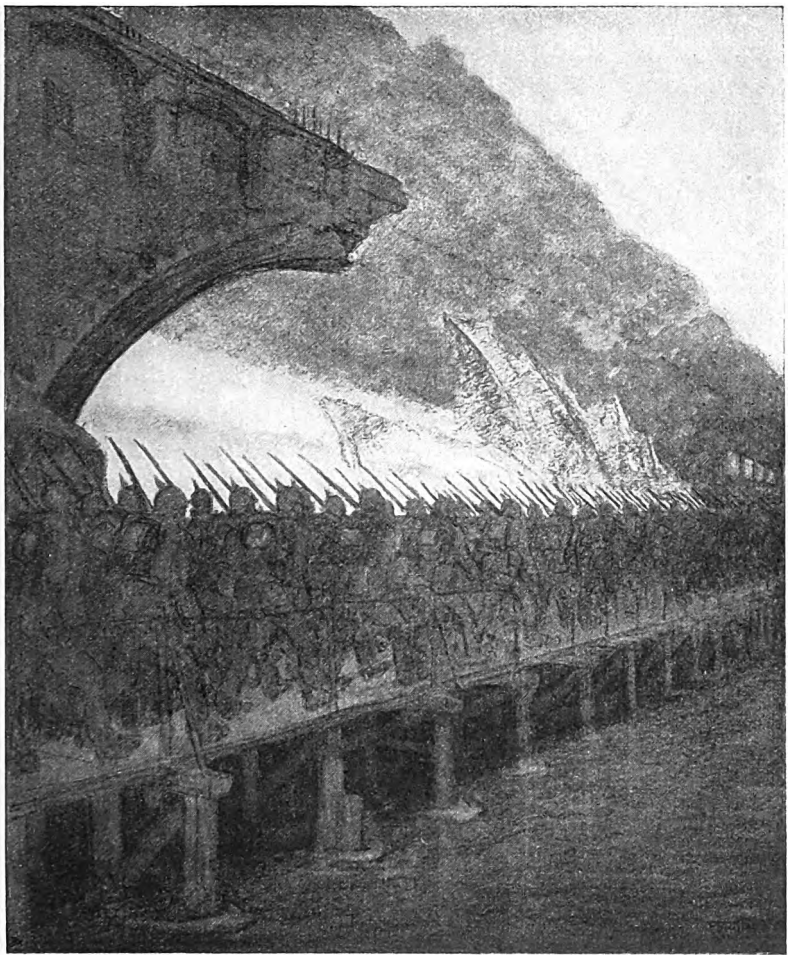


Abb 3. Erler-Spiegel, Notbrücke über die Yser.
(Vereinigte Kunstinstitute A.-G. vorm. Otto Troitzsch in Berlin.)

Ausland, um den deutschvölkischen Jungbrunnen und andere Requisiten dieser Beweisklitterungen sei hier nicht eingegangen, die Graphik aber bekommt dabei auch ihr vollgerüttelt Maß von Vorwürfen ab. Vergebliches, ohnmächtiges Bemühen. In einer Zeit, wo alles mit rasendem Wirbel nach vorwärts drängt, soll allein die Kunst ein nach rückwärts gerichtetes Gesicht behalten, in einer Zeit der Präzisionsinstrumente gerade in den Waffen verlangt man, die Kunst solle noch mit Vorderladern und mit Steinkugeln schießen. Ebenso könnte man sich einen Ludwig Richter zum Graphiker des Weltkriegs wünschen. Unsere Augen, unsere Auffassung haben sich unendlich gewandelt, das Bild dieses Krieges verlangt aber auch sein eigenes Gesicht, wir ständen schön da vor unsern Nachkommen, wenn sie uns einmal den Vorwurf machen müßten, zwischen unserer Kunst und der von 1870/71 sei eigentlich gar kein Unterschied. Wo

Digitized by Google

denn in der Graphik von 1914/15 der eigentliche Ausdruck der Zeit liege? Man sieht, ein Stehenbleiben der Graphik ist auch für den ausgepichtesten Hurrapatrioten nicht wünschenswert. Diese Gefahr war auch nicht zu befürchten. Unsere Künstler waren auf den Krieg nicht weniger gut vorbereitet als die Heeresleitung. Die Gefäßformen standen bereit, in die die Kriegsgießmasse einfließen sollte. Unter diesem Gesichtswinkel ist der Expressionismus dem Krieg vorausgegangen. Es gibt auch nicht wenige treffliche Köpfe, die den Krieg für eine Folge des Expressionismus halten.

Künstler, die hier an der Spitze marschierten, haben des Kriegs als eines steigernden Reizmittels nie bedurft. Aber auch sie wurden von der allgemeinen Willenwelle in noch höhere Ekstasen fortgerissen. Wir streifen hier den gefährlichen und schwierigen Bezirk der Frage, ob nicht aus dem gegenwärtigen Krieg, wenn nicht eine Erneuerung, so doch eine Erhöhung der Kunst hervorgehen müsse. Natürlich ist der Künstler in die innere Wandlung, in die stetige seelische Veränderung seines Volkes eingeschlossen. Die Explosion von 1914 wird auch ihm zu dem, was er an persönlichen Triebkräften schon hatte, einen mächtigen Schuß gegeben haben, die Kunstrakete, um ein Bismarcksches Wort zu gebrauchen, wird über ihre bisherige provinzielle Sphäre in europäische Regionen steigen. Immerhin wird man dem allgemeinen Gerede von der Befruchtung der Kunst durch den Krieg kritisch gegenüberstehen dürfen. Man stellt sich diesen Vorgang viel zu plump und zu handgreiflich vor. Vielleicht stehen die allerfeinsten und allerköstlichsten Ergebnisse des Krieges noch in einiger Entfernung. Jenes Gerede stellt allzu gerne das Handgranatenwerfen als eine Vorschule der Kunstbetätigung hin. Es muß aber mindestens abgewartet werden, ob ein muskelstarker Bajonettschwinger ein ebenso tüchtiger Griffelkünstler werden kann — falls er es nicht schon ist. Es sind Bierbankstrategen, die zu einem guten Teile in dieser Kunstphilosophie dröhnend zum Ausdruck kommen. Die besonnenen Stellungnahmen etwa eines *Heinrich Wölfflin,* eines *Heinrich Alfred Schmidt,* eines *Gustav Pauli,* heben sich in erquicklicher Weise davon ab.

Erkennen wir nun der Kriegsgraphik alle verdiente Ebenbürtigkeit mit dem Verlauf des Krieges zu, so muß doch ihre Betrachtung ein Bedauern darüber aufdrängen, daß es trotz *Klingers* „Malerei und Zeichnung", noch keine gesicherte Ästhetik der Graphik überhaupt gibt. Auch bei *Dessoir,* bei *Cohen* und anderen findet man nur ein paar spärliche Seiten oder Zeilen, wenn man sich darüber unterrichten will. *Kautzsch* hat das Gebiet der Illustration klargelegt, das der Graphik überhaupt harrt noch des ästhetischen Bearbeiters. Auch in *Singers* Werk liegen die Elemente einer Theorie der Graphik vielfach zerstreut, aber sie strömen noch nicht zu einer Einheit der Betrachtungsweise zusammen. An diesem Fehlen fester graphischer Grundsätze liegt es, daß die mannigfachen Standpunktswechsel, die man bei Betrachtung aller modernen Graphik machen muß, vielfach scharf und unvermittelt anmuten. In Wirklichkeit haben diese Trennungen keineswegs diese Schärfe. Man kann nur wünschen, daß die theoretischen Bemühungen der Expressionisten vor dem Kriege, die vergeblich an ein Verständnis appellierten, nach dem Kriege wieder aufgenommen werden. Es wird auf diese geistigen Leistungen in ruhigeren Zeiten zurückgegriffen, sie werden mit dem hinzuwachsenden Neuen einer klärenden Verarbeitung unterzogen werden müssen.

Die ganze Flut von Kriegszeichnungen, wie sie sich in die Blätter und auch die Kunstzeitschriften ergoß, muß aus unserer Betrachtung ausgeschlossen bleiben. Ein Witzbold wunderte sich, daß unsere Feldgrauen noch Zeit zum Schießen hätten, da sie so viel dichteten, zeichneten, malten, schrieben, bauten. Aber daraus spricht wohl ein gewisser Neid, denn hoffentlich kommt doch einmal der Augenblick, in dem unsere Leute gar nicht mehr zu schießen brauchen, sondern die ganze Zeit mit Zeichnen und Schreiben ausfüllen können, dann wird es hoffentlich auch brigadenweise Kunstausstellungen an der Front geben, die auch von der Besatzung des Granattrichters gegenüber mit beschickt werden. Auch die Kriegskarikatur bedarf nach der trefflichen Darstellung, die sie hier durch Schulz-Besser erfahren hat, keiner Einbeziehung. Es muß auch vorausgesetzt werden, daß jedem die graphischen Kriegszeitschriften, wie „Front", „Wachtfeuer", „Wieland", „Zeitecho", die Cassirersche „Kriegszeit", der „Brummer" (der gar nicht mehr schön

Digitized by Google

brummt, sondern quiekt wie eine alte invalide Wespe), die Kriegsflugblätter, die Kriegsbilderbogen und -Bilderbücher bekannt sind. Auch Kleingraphik, wie Kriegspostkarten und dergleichen muß ausgeschlossen bleiben. Wir haben es dem allen gegenüber nur mit den Mappenwerken

Abb. 4. Erich Erler, „Sturm". Aus der Radierungsfolge „Krieg".
(P. H. Beyer u. Sohn in Leipzig.)

zu tun, mit graphischen Folgen, sowie mit künstlerischen Einzelblättern, seien es nun graphische Aufrufe, oder Gedenkblätter oder Todesblätter.

Es ist eine Binsenweisheit und eine wohlbegründete Beobachtung zugleich, daß die an der Front stehenden Künstler mehr Realisten sind und daß sich den in der Heimat Schaffenden

Digitized by Google

das Erleben des Krieges mehr in Symbolwerten verdichtet. Aber doch sind Übergänge; es kommt ganz auf den persönlichen Charakter an, wer ein symbolisches Sehen schon mitbringt, der wird auch als Kämpfer in der Front unvermerkt symbolische Züge in seine Darstellungen hineinweben. Umgekehrt wird dem Heimgebliebenen nicht der gleiche Reichtum an Wirklichkeitseindrücken zu Gebote stehen, sein Schaffen bevorzugt das aus einem Gedankenerleben hervorgehende Symbol. Bedeutende Künstler erklärten, sie bedürften zur künstlerischen Bewältigung des Krieges einer zeitlichen und räumlichen Distanz. Es soll *Slevogt* gewesen sein, der in die Feuerlinie ging, aber bald zurückkehrte, ohne gearbeitet zu haben. Die Eindrücke waren ihm zu stark, daß er sie objektiv hätte wiedergeben können. „Aber der Künstler versprach, sich in ein paar Jahren zu dieser Objektivität durchgerungen zu haben. Das äußere Bild, die Netzhautphotographie, müsse erst vergessen werden, um im Unterbewußtsein künstlerische Form zu gewinnen." Jedenfalls wird dieser Prozeß bei verschieden gearteten Künstlern ganz verschiedene Zeiten in Anspruch nehmen. Die Scheidung ihrerseits besteht aber auch zu Recht, das wird bestätigt durch Realisten wie *Hajek, Olbertz, Stockmann, Arnold, Erich Gruner, Max Beckmann, Hans Alexander Müller*, die in ihren besten Leistungen schon zu Impressionisten werden, und andrerseits durch Symbolisten wie *Hettner, Gaul, Barlach, Willy Geiger, Gustav Schaffer, Erwin Scharff*, auch durch plastisch gerichtete Graphiker, wie *Aloys Kolb* und *Bruno Goldschmidt*.

„*Aus Ostpreußens Not*" erzählt uns *Bruno Bielefeldt* in elf Zeichnungen, die der Dürerbund zum Besten seiner Kriegsarbeit bei Georg D. W. Callwey herausgegeben hat. Bielefeldt, der selbst Ostpreuße ist, besuchte bald nach der Heimsuchung die Grenzprovinz und schilderte sie in all der Zerstörung, die über sie gekommen. Da steht ein Dorf in Flammen, beim fernher glutenden Schein der Brandstätten sind Flüchtlinge mit ihrer Habe hingekauert, auf der Straße durchs Moor ist ein Wagen halb versunken, Krähenschwärme umschwirren die zerschossene Hütte, kreisen über die Schädelstätte der Pferde, die mit grausigen Gerippen aus der Ebene aufragen. Über der winterlichen Leichendecke stehen schmucklose Grabkreuze — überall Öde, Einsamkeit, ergreifende Verlassenheit, die mit einem grellen Akkord unterbrochen wird, wenn Flüchtige heimkehren, wie nach Soldau. Ein Bild der Ermutigung reckt sich das trutzige Neidenburger Ordensschloß in die Höhe, über den wüsten zerschossenen und verbrannten Häusern. Zu der friedevollen parsifalesken Landschaft, dem von Wäldern umrahmten See, will aber der Verkommene, der vergessene Tote nicht passen, er liegt gar zu idyllisch da, trotz Knochenhand und Schädel. Einige Blätter sind in echtem Sinne geschaut, andern wieder fehlt die gestaltende Kraft, jedenfalls aber steht Bruno Bielefeldt unter den Realisten mit obenan. In das vernichtete „*Galizien und Polen*" führt *Max Bucherer* mit seinen vierzehn Steinzeichnungen (Ernst Reinhardt, München), wir sehen Bilder aus Przemysl, Czernowitz, Tarnow, an den Rückzug von Gorlice erinnert uns die zerstörte Pfarrkirche, die Treue dieser Zeichnungen ist ihre Haupteigenschaft, Bucherer gibt mit feinem, fast zartem Griffel das Gegenständliche, das beschossene Dorf Mlodzowymale mit seinen bestürzt davonrennenden Bewohnern ist ein guter Beweis dafür. Schauer nahen sich da nur, wenn der Tod auftritt, wie in dem Tal der toten Pferde bei Dzyalocgyce. In die klassische Eroberung einer Festung werden wir zurückgeführt durch die zwölf Kunstblätter, die *A. D. Goltz* in seiner Mappe „*Belagerung von Antwerpen*" (St. Stefan, Wiener Verlagsgesellschaft) gesammelt hat. Goltz demonstriert seine treffliche malerische Paraphrase der Geschoßwirkungen unserer 42er und der österreichischen Motor-Mörser-Batterien, besonders an den Forts Broechem und Koningshoykt. Den ganzen Kriegsstoff (Munitionstransporte, Patrouillen, Trainlager, Gebirgsschützen und anderes) breitet *Karl Pippich* in seinem „*Kriegsskizzenbuch* 1915 aus Galizien und den Karpathen" (Wien, Hugo Heller) vor uns aus, der Wert dieser Zeichnungen ist aber nicht auf das Stoffliche und Anekdotische beschränkt, in nicht wenigen Blättern kommt auch ein starkes künstlerisches Erleben zum Durchbruch. Eine „*Dresdener Kriegsmappe*" ließ der Kunstverlag Emil Richter erscheinen, Visionäre sind entsprechend der Zusammenstellung nicht darunter, Dresdener Künstler sind kraft ihrer Naturanlage mehr Wirklichkeitsschilderer als Symboliker, und so befinden sich die ersteren auch in

Digitized by Google

dieser Mappe in der Mehrheit. Sechs Faksimilezeichnungen sammelte *R. P. Geißler* in seiner Mappe „*Givet*“ (im gleichen Verlage), Kriegseindrücke eines neutralen Künstlers „An der Grenze“, vermittelt *Dora Hauth* in ihren Federzeichnungen aus Schweizer Militärlagern (Art. Inst. Orell Füssli, Zürich). Die Stimmung von Feldgottesdiensten bei strömendem Regen kennen wir nun freilich anders, das ist mit rein illustrativen Mitteln nicht zu bewältigen; auf andern Blättern, wie „Im Kantonnement“, „Ein Lied“, die auch intimer Züge nicht ermangeln, kommt eine stärkere persönliche Beobachtung zum Ausdruck. „Im Zeichen des Krieges“ betitelte Edmund Schäfer seine temperamentvollen acht Steinzeichnungen aus dem Westen (Gustav A. Rietzschel, Leipzig). Mit zu den besten Radierungen, die der Krieg gebracht hat, gehören die von *Josef Bato*, es sind Zeichnungen und Bilder aus dem Osten, schwermütige, düstere, wolkenverhangene Blätter, die Radierungstechnik wirkte mit, die Realität aufzuheben und in das Spukhafte dieser schwarz-

Abb. 5. Erich Gruner, „Kriegstagebuch“. (Verlag E. A. Seemann in Leipzig.)

weißen bannenden Kriegserscheinungen hinüber zu geleiten. Lichtwirkungen sind auf eine unheimliche Art mit herangezogen, so bei den „russischen Fackeln“, bewegten vorrückenden Truppensilhouetten vor einem Hintergrund aus Dampf und Glut.

Eine Klasse für sich, besonders im Übergang aus dem Zuständlichen ins Symbolische bilden die beiden Leipziger Künstler Hanns Alexander Müller und Erich Gruner. Beide kämpften an den Fronten, Gruner zuerst im Westen, jetzt im Osten, beiden kamen die Eindrücke des Krieges bis zu schmerzhaften Deutlichkeiten, bis zu persönlichen Leiden nahe. Und bei der Betrachtung ihrer Blätter erhellt sofort, daß das Wirklichkeitsbild allein nicht zureicht, es kommt vielmehr darauf an, was der Künstler daraus macht. Und diese Gesichte sind dann wirklicher als all die Abklitterungen, von denen wir so übersättigt sind. Wir wollen des persönlichen Blicks inne werden, mit dem ein Künstler uns diese grause Welt vors Auge zaubert, die Verdichtung, die Betonung der wirksamen Hauptelemente. So gibt *Hanns Alexander Müller*, von

Digitized by Google

dem eben 23 Zeichnungen für die Graphische Sammlung des Städtischen Museums in Leipzig erworben wurden, Eindrücke aus Moorslede, aus Ingelmünster, aus Roulers, den Marktplatz einer mit Granaten belegten Stadt, die Straße nach Paschendaele. Es steckt eine solche zeichnerische Kraft in diesen Blättern, daß man schon höchste Qualitäten, wie Menzel oder Slevogt anführen muß, um diese Begabung zu charakterisieren. Wie überdrüssig sind wir der Schützengrabenillustration — aber da ist der Graben von Kaibergmolen und die ganze groteske Wirrnis einer Minen- und Sappenexistenz unter zerfleddertem Gezweig tut sich auf, oder da ist die bekannte Kirche von Zonnebeke mit ihrem klassisch demolierten Tonnengewölbe, wie die Sonne an den Wundrändern, an den zerfetzten Wänden schimmert, das ist berückend schön. Noch mehr preßt *Erich Gruner* seine Bildeindrücke zusammen ins Symbolische. Mit einem souveränen Können sind in den zwölf Originalholzschnitten seines *„Kriegstagebuchs"* (E. A. Seemann) die typischen Situationen des kriegerischen Erlebens herausgeholt, da ist gar nichts Kleinliches mehr, alles ist in großen starken Linien gegeben, wie diese Gestalten, diese Landsturmleute, Beobachtungsoffiziere, diese Flüchtenden gegeben sind, das versetzt mitten in die gewaltigsten Vorgänge und Empfindungen. Da gibt es Menschen, die ziselieren die Splitter von platzenden Granaten aus wie ein „Brillantfeuerwerk"; wenn Gruner eine Granate platzen läßt, gibt es ein paar suggestive Flecke und ringsum taumeln die Getroffenen mit so tief menschlichen, ach so unheroischen Abwehrbewegungen, in denen die Atelierpose von üblichen Kriegshelden gänzlich vergessen ist. Gruner hat zwischen dem Springen von Leuchtraketen und dem Tanzen von Sanitätswagen auch humorhafte Blätter, es bedeutet keine Verkleinerung, wenn sich sagen läßt, daß sie sich, in ihrem menschlichen Gefühl, bei aller Verschiedenheit, neben Zille stellen. Im ganzen: Hier ist Neuland.

Wie die Phantasie des Künstlers mit dem Kriegsstoff schaltet, wie sie ihn, weit über illustrative Gebundenheit hinaus, gestaltet, das erleben wir in dem Zyklus von *Erich Erler*-Samaden (P. H. Beyer, Leipzig). In dieser Folge von zehn Radierungen größten Formates ist eine künstlerische Inspiration am Werke, die in ihren Kriegsvisionen höchstes und dauerndes zu geben versucht. Wenn auch nicht alle Blätter auf gleicher Ebene stehen, so geht doch ein hinreißender Zug, ein mächtiges Tempo der Phantasie durch sie hindurch. In der Bewegung von Körpern, in dem stürmischen Drang des „Anmarschs", in dem heroischen Wirbel des „Entsetzens" holt Erler aus der Radiertechnik alles heraus, was sie an wuchtigsten Werten zu geben vermag. Dabei erreicht Erler eine überzeugende Monumentalisierung der Formen, so in der Muttergestalt, die am Ende des Zyklus „Neue Saat" in die Furche streut. Künstler gehen uns hier mit ernsten Friedensahnungen und Friedenshoffnungen voran, auch bei *Sascha Schneider* werden wir sehen, wie er mahnend in die Zukunft weist. Was sich das Wort noch versagen muß, das spricht das künstlerische Bild in solchen Ausblicken in die Zukunft vernehmlich aus. Dieses Samadener Erler Bruder *Fritz Erler* vereinigte sich mit *Ferdinand Spiegel* zu einer Mappe von dreißig Farbenblättern (Vereinigte Kunstanstalten vorm. Otto Troitzsch). Es sind „Augenzeugen", die die Schrecknisse und Brände des Kriegs sahen, von seinen heiligen Kräften und schweren Erschütterungen künden. Im Sprühregen ziehen marschierende Truppen über die Notbrücke am Yserkanal, vor dem Laufgraben platzt die Mine, aber es gibt auch empfindungsgesättigte Blätter, wie der Krieger im Novembernebel, wie der Besuch Verwundeter an den Gräbern von Kameraden. Bei solchen Blättern fühlt man sich weniger zu der Begeisterung über unsere große Zeit hingerissen, um so weniger, als in den Gestalten etwas Nachdenkliches, Bewegtes liegt, sondern es kommen einem die „Totentänze" früherer Zeiten in Erinnerung. Ganz Totenklage ist *Willy Geiger* in seinen zehn Steinzeichnungen *„Unseren Helden 1914"*, (Graphik-Verlag, München). Geiger widmete die zehn Blätter dem Andenken seines gleich zu Anfang des Krieges in der Champagne gefallenen Bruders, es sind keine grotesken Kampfszenen, in denen sich etwa das Thema des Stierkampfs auf Menschen anwenden ließ, sondern eine ganz von Schmerz durchzitterte graphische Nänie, aus tiefster Erschütterung geborene Blätter, voll Leides, voll Erbarmen, voll Trauer, es klingt so etwas wie ein Christusthema darin an, wie der Todwunde getragen wird, und wie er im Schoß seiner im Schmerz versteinerten Mutter liegt. Auch die Litho-

Digitized by Google

graphienmappe von *Erich Thum*-München geht in ihren elf prachtvollen Blättern nicht den Kampfszenen nach, den blendenden Reiterstückchen, sondern „*hinter den Heeren*" malt sie mit einer Kraft, die an Käthe Kollwitz erinnert, die Zerstörung der Städte, die Knäuel des dumpfflüchtenden Volkes, die in ihren Ruinen klagenden, den Blutdunst des nächtigen Schlachtfeldes mit den schleichenden Hyänen. Ganz auf düstre schwere Trauerklänge ist auch *Hermann Ebers* in seinen zehn Steinzeichnungen „*Die Opfer*" gestimmt, der Trauermarsch aus der „Eroica" tönt aus diesen Gestaltungen, die mit erschütternder Wahrhaftigkeit Jammer, Tränen und Zerstörung zeigen und die Folie des Kriegs, die Trauerspiele des Lazaretts, schildern; Ebers war als Sanitäter an der Front, er wurde der Epiker der mörderischen Novemberschlachten. „*Flüchtlinge und Ruinen*", das sind auch die Bilder, in denen *A. H. Pellegrini* sein graphisches Erlebnis

Abb. 6. Willy Geiger, „Unseren Helden, 1914". (Graphik-Verlag in München.)

vom Kriege niederlegte. Die Umformung der Welt auch in der Kunst zeigen die „*Kriegsbilderbogen* Münchener Künstler" an. Hier sucht unsere jüngste Künstlergeneration ihre Gestaltung des Kriegserlebnisses, in teilweise ergreifenden Blättern, die als Nachrufe für gefallene Brüder und Freunde zu gelten haben. Bisher sind drei Mappen erschienen, mit je zwölf Blättern. Man muß die Entwicklung der Graphik kennen, um diesen Schöpfungen nicht schief oder verständnislos gegenüber zu stehen. Ein starker, zukunftsträchtiger Expressionismus bricht in diesen Gestaltungen von *Stein, Beeh, Schülein, Caspar-Filser* hervor. Was hier *Moritz Melzer, Thum, Unold, Seewald* schaffen, das offenbart die ganze Ausdrucksfülle der jüngsten Graphik, die außerordentliche Beobachtungsqualitäten zu ihren Kompositionen und Phantasien verwertet. Es ist interessant, hier Seewald mit Gruner zu vergleichen. Stoff und Form sind in dieser auch farbig oft ungemein schönen Griffelkunst ganz neue Vermählungen

Digitized by Google

eingegangen. Flüchtigste Andeutungen erheben sich zu durchgefühltesten Symbolen. Blätter, wie „Straßenkampf" von *Delavilla*, „Frauenopfer" von *Dora Brandenburg-Polster*, „Die neuen Mächte" von *Seehaus* charakterisieren den Gestaltungswandel, in dem wir begriffen sind, auf dokumentarische Weise. Daß die Kriegszeichnerei von 1870/71 gründlich der Vergangenheit angehört, das wird auch dem Widerstrebendsten hier auf eindringlichste Weise gelehrt. Zu Gedichten von Klabund hat Seewald zwölf farbige Holzschnitte gemacht, vor deren Schönheit und abbrevierender Treffsicherheit auch der Philister sich nicht verschließen kann. Wie dieses „Kleine Bilderbuch vom Kriege" kam in München eine Mappe von *Renatus Beeh* heraus. Dieser vor dem Krieg sich René nennende Künstler kennt die Piou-Pious und die Turkos ganz genau und zeigt sie marschierend, kämpfend, sterbend in farbig durch die Uniformen sehr lebendigen und temperamentvoll bewegten Bildern. Dieser Elsässer ist in Marokko ebensogut zu Hause wie in der Champagne, so gelangt er zu packenden Eindrücken aus beiden Gebieten. Wenn es hier dem Impressionismus nicht leicht wird, sich zum Expressionismus durchzuringen, so finden wir die Chemnitzer Künstler, die sich zu *„Bildern aus Deutschlands Sturmzeit"* zusammengefunden haben, auf einer viel gesicherteren Bahn zum Symbol. Da ist besonders *Gelbke* mit einer „Nächtlichen Flucht", einer „Furcht der Flüchtenden" zu erwähnen, auch *Martha Schrag* mit ihren prächtvollen Holzschnitten, am bedeutendsten mutet *Gustav Schaffer* an, in der Art, wie er als Symboliker eine Gestaltenwelt bewältigt, die immer mit neuem Blut erfüllt werden muß, wenn sie wirksam bleiben soll. Wie viele haben den deutschen Michel und die deutsche Mutter gemalt – immer, daß man sagen muß, ach Gott, wie habt ihr euch verändert. Den Michel kennt nach dem Kriege der Petrus am Himmelspförtchen überhaupt nicht mehr, er schickt ihn uns wieder, womöglich verlangt der liebe Gott Schadenersatz, daß man ihm seinen Erzengel so verballhornt hat. Aber dem Schafferschen Michel, mit seinem klirrenden Schreiten, ist die goldene Medaille der Himmelsjury sicher. Eine hohe Symbolwelt beschwört *Alexander (Sascha) Schneider* in seinem Zyklus *„Kriegergestalten und Todesgewalten"* herauf (Breitkopf und Härtel, Leipzig); in den Visionen dieser 24 Kupferdrucktafeln ist nichts Zufälliges, nichts Nebensächliches, die ganze Gestaltung gilt dem Menschen und seinem Erleben des Kriegs, alles in monumentalen Formen und geordnet wie eine wundervolle Symphonie vom Erwachen der Kriegsfurie durch den Männerkampf und das Erleiden der Frauen, durch Todesqual und Öde bis zu den sphärischen Klängen neu sich verkündender Zeit, in einem rührend schmalen Friedensgenius dargestellt, den eine Trauernde leitet.

Originalsteinzeichnungen der Berliner Sezession sammelt Julius Bard in den Mappen *„Krieg und Kunst"*, bisher sind etwa 50 Blätter erschienen, ein ganzes graphisches Kabinett zu billigstem Preise. Es ist nicht die Gruppe derer um Liebermann, die bekanntlich unter Führung ihres allzu vehementen Meisters die „Kriegszeit" füllt, aber die Bardschen Sezessionsleute stehen ihren früheren Kollegen nicht nach, im Gegenteil, viele Beiträge, wie die von *Emil Pottner*, *Joseph Oppenheimer*, *Alexander Oppler*, *Klossowsky*, *Herstein*, *Schocken*, mit seiner Totenwache, nicht zuletzt *Corinth* mit rassigen, farbig entzückenden Blättern stehen im höchsten Rang, sind sieghafter, zukunftsweisender als die Produktionen ihrer feindlichen Brüder.

Es bedeutet keine Durchbrechung des Vorsatzes, die Kriegskarikatur auszuschließen, wenn *Adolf Hengelers* Folge „Aus einem Tagebuch 1914/15" (Carl Schnell, München) hier erwähnt wird. In heiligem Zorn über feindliche Tücke und englische Schandtat griff Hengeler zum Buntstift und zeichnete sich die Stimmung der Empörtheit, in der er sonst erstickt wäre, vom Halse, in einer Fülle satirischer und allegorischer Blätter, wie dem schaufelnden Tod, der englischen Kriegsfurie, dem seinen Dreschflegel holenden Michel. Eine scheinbar unerschöpfliche Darstellungskraft prägt hier die Zeitstimmung, in blutwarmen Gelegenheitsschöpfungen, die jede Kriegsphase – bis jetzt sind es gegen 40 Bilder – wirksam begleiten. Und wie rührend wird der gute Hengeler, wenn er etwa von Weihnachten erzählt, wie da die Englein von der Himmelsleiter die Zigarrenkisten herunterschleppen und die Liebesgabenpakete. Überhaupt steht die ganze Folge weit über einem inhaltlich karikaturistischen Charakter, sie hat höchsten Kunstwert, sie ist ein künstlerisches Kriegsdokument so gut wie eine Mappe von Thum oder Gruner.

Digitized by Google

Und damit sind wir auch bei *Heinrich Zille*, der mit seinem „Vadding in Frankreich" (Verlag der „Lustigen Blätter") ein so liebenswürdiges Gegenstück zu Hengeler geschaffen hat. Wie freut man sich jede Woche, einem neuen Vadding-Bild mit einer neuen Schnurre im „Ulk" zu begegnen. *Zille*, der Schilderer der Großstadthöfe und der Mietskasernen, hat hier seinen Zeichenstift ganz in Güte und Menschlichkeit getaucht, nur rein menschlichste versöhnende Züge offenbaren seine Blätter, vom Haß ist er ganz weggewandt, schlichtestes Menschentum lebt in diesen entzückend wirklichen Motiven vom Vadding und seinem Malchiner Freund Karl. Hier ist keine Rede mehr von Kriegssadismus, das menschliche Herz triumphiert und eine unendlich gütige Hilfsbereitschaft.

In der Kriegsgraphik ist auch die *Kriegssilhouette* in vielerlei Kundgebungen mit vertreten, unter anderem in den Bilderbogen von Karl Werckmeisters Kunstverlag. Die Silhouette ist von vornherein davon befreit, peinvolle Bilder zu überliefern, alles löst sich in ihrer Technik in Stimmung auf, in ihrer Kriegsproduktion gibt es am wenigsten Blutgeruch, formal gute Lösungen nehmen neben Symbolwerten das Hauptinteresse in Anspruch. So hatten *August Hayduk* und *Carlos Tips* eine große Reihe von Silhouet-

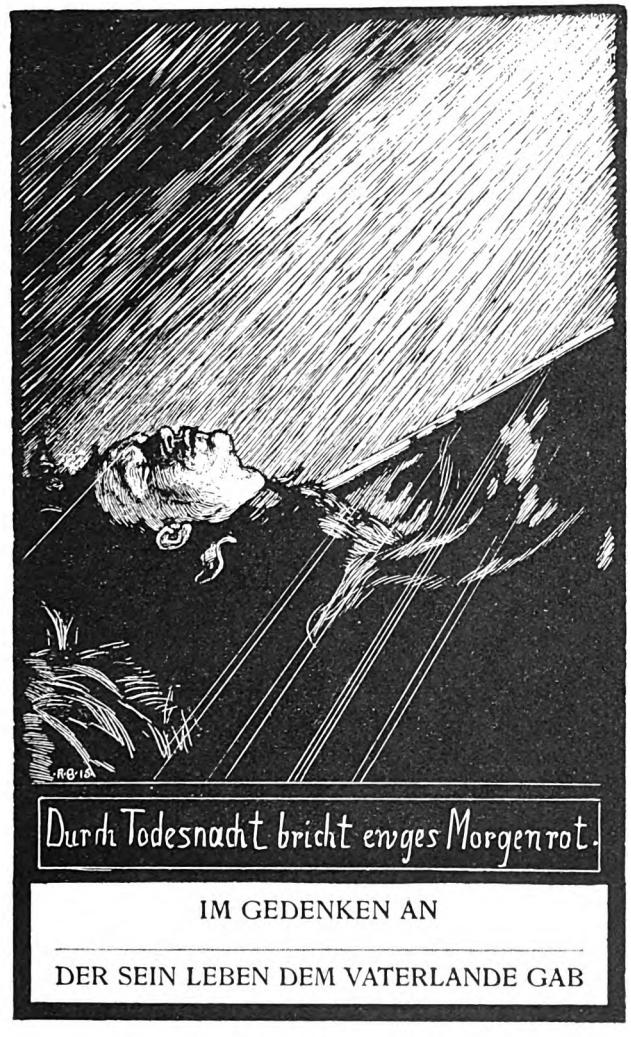


Abb. 7. Robert Budzinsky, Kriegsgedenkblatt.
(Dürerbund, Georg D. W. Callwey in München.)

Gedenk- und Todesblätter haben unter der Verschiedenartigkeit der Maßstäbe zu leiden, denen man sie unterstellt. Aber man muß bedenken, daß diese Künstler, wie *Klinger*, *Doepler*, *Seliger*, *Schäfer*, *Brösel*, *Johanna Baldeweg* aus den verschiedensten Provinzen des Schaffens herkommen, es geht nicht an, unbedingt eine Plakatlösung zu fordern, wenn ein mehr dramatisch illustrativ gerichtetes Ingenium am Werke ist. Schöne Gedenkblätter eines allgemeinen Charakters rühren von *Steiner-Prag*, *Münch*, *Schäfer*, *Röhm*, *Halicz*, *Matthias Schiestl* u. a. her, in diese Gattung gehören auch die Künstlerflugblätter von Breitkopf und Härtel, an denen *O. R. Bossert*, *Kolb*, *Héroux* u. a. beteiligt sind. Ein größtes Verdienst erwarb sich der Dürerbund mit seinen Gedenkblättern von *Lipus*, *Budzinsky*, *Bertha Schmitz*, *Grimm*. Es ist ja auch nichts ten geschaffen, die in dieser Richtung ihren Charakter haben. Sehr tüchtig sind auch die zehn Schattenrisse, die *Eva Schmidt* in einer Mappe (bei Reichardt, Halle) vereinigte, nicht so sehr Bilder des Grausens übersetzte sie in den Schwarzweißstil, als vielmehr Stimmungen der Etappe, der Heimat, in letzterem Fall mit ganz erfreulichen graziösen Werten.

Der Einzelblätter, die uns die Kriegsgraphik beschert hat, ist es eine Legion. Nur mit wenigen Worten sollen aus dieser Überfülle die Qualitäten betont werden. In den Gedenkblättern feierte der „Hurrakitsch" Orgien. Hoffentlich richtet diese Pest nicht zu viel Unheil an. Die guten

Digitized by Google

weniger als gleichgültig, was für Blätter die Trauer um einen Gefallenen künden oder den Nachlebenden von unserm Krieg Zeugnis ablegen. Wenn der bibliophil interessierte Sammler in seiner Kunstklause solche Blätter betrachtet, wird er gut tun, dabei immer ihren edelsten Zweck im Auge zu behalten, nämlich ein versöhnendes Erinnern zu erleichtern und einen Strahl der Schönheit auch noch in die dunkelste Hütte unseres Vaterlandes zu senden. Hat ja doch überhaupt alle Kriegsgraphik neben der Aufgabe, den Krieg mit Mitteln unserer Zeit darzustellen, auch noch die andere, vielleicht größere, prophetisch, wegweisend zu wirken, als Fackel die auch in kommende Zeit ein Licht werfen soll. Ist es doch das Gleiche, das wir aus einer Kriegsdichtung wie aus einem Kriegsbilde spüren wollen, ein für die Menschheit schlagendes, ein brennendes Herz.

Digitized by Google

Das Deutsche Buchgewerbe- und Schriftmuseum zu Leipzig und die Bücherfreunde.

Von

Museumsdirektor Dr. Albert Schramm in Leipzig.

Mit acht Abbildungen.

Kaum ein Gebiet des menschlichen Wissens und Könnens bedarf noch so sehr der Einzelforschung, wie das der Schrift- und Buchgeschichte. Kein Wunder, daß ein zusammenfassendes, in jeder Beziehung befriedigendes Werk sowohl über die Entwicklung der Schrift als die Geschichte des Buches fehlt! Die Buchgewerbliche Weltausstellung zu Leipzig war dazu berufen, so manche Lücke hier auszufüllen; zahlreiche wissenschaftliche und buchgewerbliche Kräfte waren zur Mitarbeit herangezogen worden; das zusammengetragene Material war erstaunlich groß.

Und doch, so scheint es auf den ersten Blick, war alle Arbeit umsonst. Der jäh hereingebrochene Weltkrieg hatte die „Bugra" schwer gestört; vieles war, wie es bei einer Weltaus-

Abb. 1. Palmblattbuch.

stellung ja immer der Fall ist, noch im Werden; insbesondere war, wie die „Bugra-Bibliographie" im „Archiv für Buchgewerbe" 1915 Nummer 3/4 zeigt, manch wertvolle Schrift, die Aufklärung schaffen konnte, noch im Druck; das gebotene Material auf der Weltschau war aber so umfangreich und durch die zahlreichen Hallen oft so zerstreut, daß selbst Bücherfreunde mit schneller Fassungskraft nicht alles übersehen konnten.

Als in den Augusttagen des vergangenen Jahres die Mobilmachung erfolgte, wollten viele die Leipziger Weltausstellung geschlossen wissen. In richtiger Erkenntnis, daß mit einem sofortigen Schluß auch die bleibenden Werte der mit so viel Mühe und Sorgfalt inszenierten Weltausstellung vernichtet würden, hat das Ausstellungs-Direktorium demgegenüber den erfreulichen Beschluß gefaßt, „durchzuhalten" und damit Zeit gewonnen, das Wichtigste und Wertvollste der großen Kulturschau als Geschenk für das Deutsche Buchgewerbe- und Schriftmuseum zu erbitten oder aber, wo der Wert zu groß war, durch Stiftungen die Mittel zu erhalten, um den Erwerb in die Wege zu leiten. Dadurch ist dieses in den Besitz von so zahlreichem kostbarem Material gekommen, daß es, zusammen mit seinen älteren Beständen, seinem Umfang

Digitized by Google

und seiner Bedeutung nach in die Reihe der größeren Museen Deutschlands eingerückt ist. Die Räume reichten für einen solch enormen Zuwachs nicht zu; in entgegenkommendster Weise stellte die Stadt Leipzig die große Kuppelhalle auf dem Ausstellungsgelände, die dauernd erhalten bleibt, zur Verfügung, die am 1. Mai dieses Jahres in Anwesenheit von Vertretern der Behörden und buchgewerblichen Korporationen mitten im Weltkriege eröffnet werden konnte.

Vieles ist erreicht, vieles ist geschaffen worden; ja fast möchte es auf den ersten Blick scheinen, als ob das alles, was hier ist, so bleiben könnte für alle Zeit, so fest gefügt und so in sich geschlossen steht die Entwicklung des Schrift- und Buchwesens von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage dem flüchtigen Besucher vor Augen, während der schärfer Blickende sieht, wie noch alles in der Entwicklung begriffen ist und mächtig einem bestimmten Ziele zustrebt, das das Museum freilich nur mit tatkräftiger und allseitiger Unterstützung der Bücherfreunde erreichen kann.

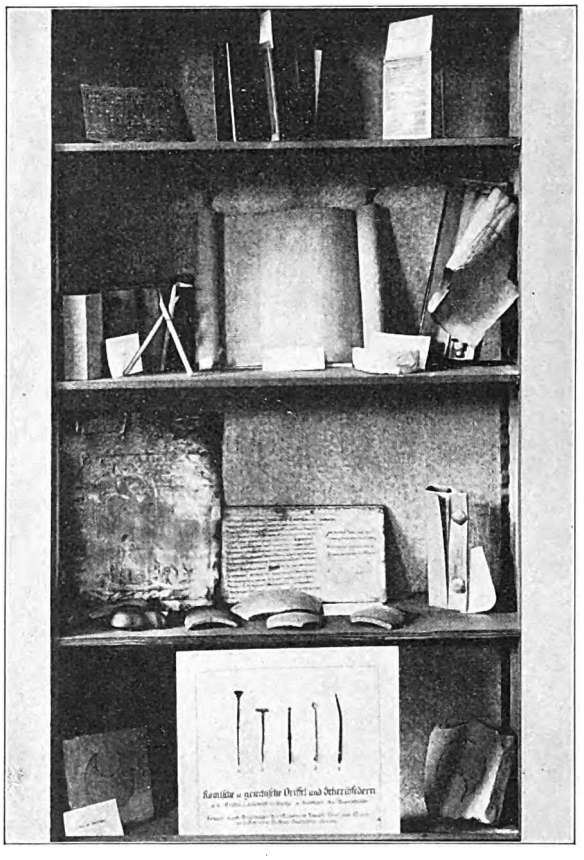


Abb. 2. Griechische und römische Beschreibstoffe und Schreibwerkzeuge.

Die *Vorstufen der Schrift* werden nur in besonders prägnanten Stücken angedeutet, da sie im Leipziger Grassi-Museum, in dessen Besitz die vorgeschichtliche und völkerkundliche Abteilung der „Halle der Kultur" der „Bugra" übergegangen ist, in ausführlicher und anschaulichster Weise vorhanden sind.

Für das *gesamte übrige Schriftgebiet* ist mehr oder weniger umfangreiches Belegmaterial an Originalen in Stein, Papyrus, Pergament und Papier, Nachbildungen in Gips und vermittelst sonstiger moderner Reproduktionsverfahren, Tabellen und Wandtafeln zusammengekommen, das, wenn auch nicht eine lückenlose, so doch sehr weitgehende Möglichkeit gibt nun an *einem* Orte ausgiebige Studien zur Schriftgeschichte machen zu können. Daß wichtige Originale, wie hieroglyphische Inschriften usw. vorhanden sind, ist mit Freude zu begrüßen. Besonders wertvoll erscheinen die Gipsabgüsse des Steines von Rosette, der Canopus-Stele, der großen assyrisch-babylonischen Sieges-Stelen, der phönizischen und aramäischen Inschriften, des Trajans-Reliefs, der zahlreichen griechischen und römischen Inschriften, der bekanntesten Runensteine usw. Nicht weniger wichtig sind die zahlreichen Wandtabellen und Tafeln zur Entwicklung der Schrift, da sie von hervorragenden Kennern der betreffenden Fachgebiete seinerzeit speziell für die Bugra entworfen worden sind. Drei große Wandtabellen zeigen die Entwicklung der ägyptischen Schrift; sie verdankt das Museum dem Ägyptologen *Möller-Berlin*; zwei ebenso große Tabellen sind der Entwicklung der Keilschrift gewidmet und von dem Leipziger Universitätsprofessor *Zimmern* entworfen; für die Entwicklung der chinesischen Schrift hat der Sinologe der Universität Leipzig, Professor *Conrady*, drei leicht verständliche Tafeln geschaffen, die einen schnellen Einblick in Chinas Bilderschrift ermöglichen; mit vieler Liebe und bis ins einzelne gehender Genauigkeit hat der Leipziger Paläograph Professor *Gardthausen* für die lateinische und griechische Schrift Belegstücke, Tabellen und Wandtafeln zusammengestellt; auch die

Digitized by Google

mittelalterliche Schrift hat unter den Gelehrten ihre Bearbeiter gefunden. Über sie gibt eine geschickt angelegte Wandtafel, auf der links die Namen der Schriftarten, rechts Proben derselben gegeben sind, in gemeinverständlicher Weise raschen Aufschluß. Rechnen wir hierzu die vielen übrigen in den 88 Räumen des Museums zerstreuten Schriftstücke und Tabellen, die bis in unsere heutige Zeit reichen, so darf man wohl ohne Übertreibung sagen, daß in dem Museum jetzt zum ersten Male eine Stelle vorhanden ist, die auf die meisten Fragen der Schriftgeschichte Antwort geben kann, zumal eine reiche Literatur diesen Ausstellungsgegenständen zur Seite steht.

Daß die Schriftgeschichte nicht voll erfaßt werden kann, wenn man nicht auch die *Schreibgeräte* und den *Schreibstoff* kennt und mit berücksichtigt, ist heute ein allgemein anerkannter

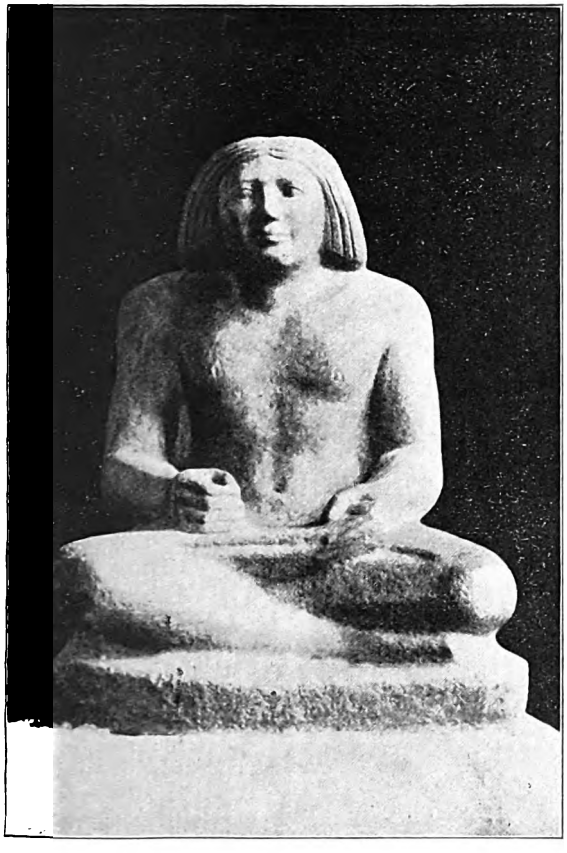


Abb. 3. Statue des Schreibers Der-senez.

Abb. 4. Grabmal des Schreibers Timokrates.

Satz. Erfreulicherweise ist auch in dieser Beziehung für das Museum alles getan worden, was in der kurzen Zeit möglich war. In Originalen und Kopien sehen wir in den einzelnen Abteilungen Schreibgeräte und Schreibstoff der verschiedensten Zeiten und Völker. Indiens Raum zeigt Palmblätter der Corypha- und Palmyra-Palme und die eisernen Messer und Griffel, mit denen auf sie geschrieben wurde und geschrieben wird; Japan und China weisen Haarpinsel in allen Größen und Rußtusche auf; der ägyptische Saal bringt altägyptische Schreibwerkzeuge mit Wassernäpfchen, Farbsäckchen und Schilfrohr, daneben Papyrus und Ostraka; Assyrien und Babylonien zeigt Tontäfelchen; überaus reich ist Griechenlands und Roms Schreibmaterial vertreten: Hier sind Militärdiplome, Holztafeln, Wachstäfelchen (Diptycha, Triptycha, Polyptycha), Ostraka, Papyrus und Pergament ausgestellt und die verschiedenen Schreibzeuge wie Stilus, Schreibrohr, Tintenfaß usw. Arabiens Raum bringt Holztafeln aus den Koranschulen und die

Digitized by Google

verschiedenartigsten Calami und so gehts weiter durch die Räume über den Gänsekiel weg bis zur modernen Feder. Wenig fehlt nur zu der Vollständigkeit dieser Materialien, die, wie zu hoffen steht, in absehbarer Zeit erreicht sein wird.

Daß auch die *Abarten der Schrift* übersichtlich vertreten sind, wird mancher mit Freude begrüßen. Zahlenschrift und Notenschrift in ihrer Entwicklung zeigen die verschiedensten Räume; Kurzschrift (Stenographie) und Blindenschrift sind in ihrem historischen Werdegang an besonderen Stellen zu verfolgen: jene vom Akropolis- und Asterisstein über die griechische Tachygraphie und die tironischen Noten zur geometrischen und graphischen Kurzschrift, diese von den Vorläufern der Blindenschrift über die lateinische Reliefschrift zum Brailleschen Punktsystem. Die Abteilung der Blindenschrift dürfte wohl in ihrem Umfange und ihrer Anordnung einzig sein.

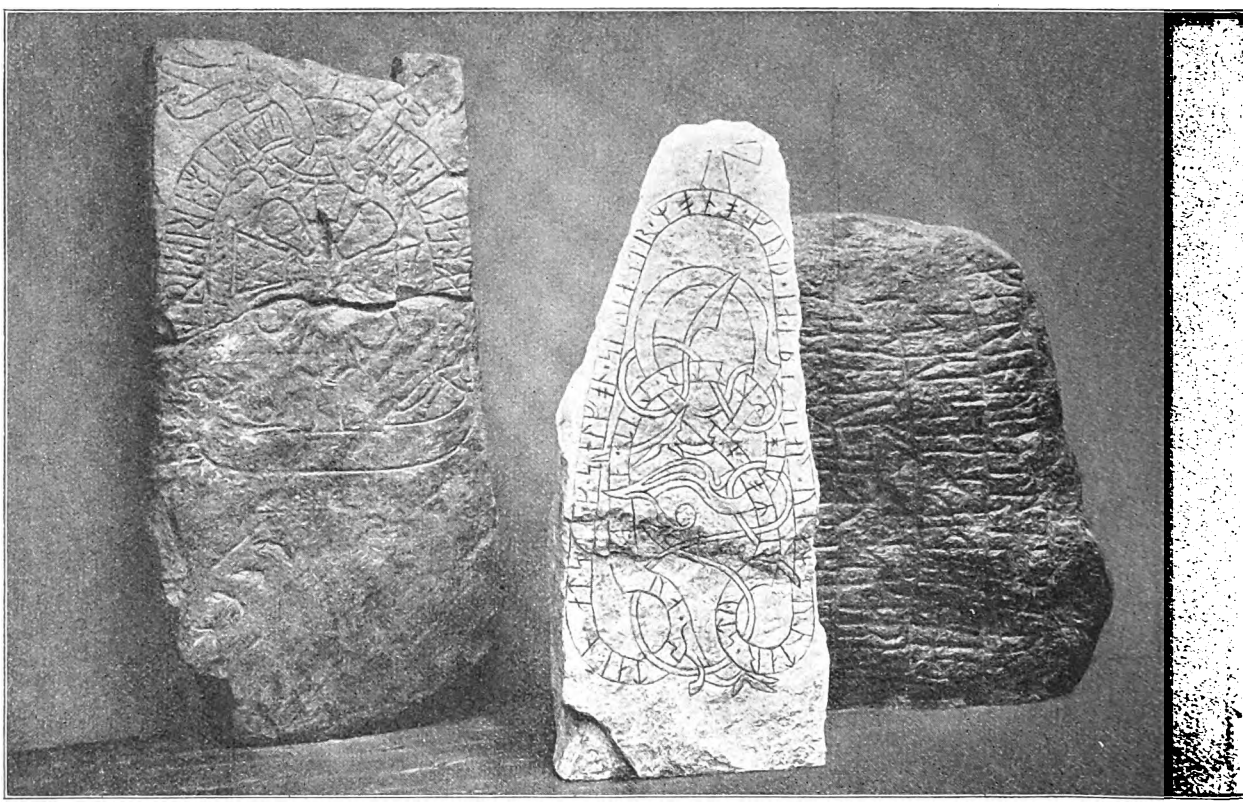


Abb. 5. Schwedische Runensteine.

Nur ein Teil der Bücherfreunde, der allerdings erfreulicherweise von Jahr zu Jahr wächst, wird sich für die Entwicklung der Schrift interessieren und im Museum das sonst zerstreute Material dafür in der geschilderten Weise studieren. Aber so bietet es dem anderen, größeren Teil, der nur Freund des Buches ist, vielleicht noch mehr an Sehens- und Studierenswertem. Die *Entwicklung des Buches* in jeder Hinsicht zu zeigen, ist eine der wichtigsten Aufgaben des Museums. Durch großzügige Stiftungen und reiche Geldschenkungen, die selbst nach Ausbruch des Krieges nicht aussetzten, ist es möglich geworden, im Verein mit dem, was die Sammlungen bisher bereits aufwiesen, alle geschichtlichen Formen des Buches in zum Teil hervorragenden Stücken zu zeigen.

Besonders reich ist der indische Raum, der das Palmblattbuch vom einfachsten, mit bloßem Holzdeckel zusammengehaltenen bis zum reichsten, mit Silberdeckel und eingelegten Steinen versehenen Exemplar aufweist. Auch das Faltenbuch und die Buchrolle sind in den verschiedensten

Digitized by Google

Räumen hervorragend vertreten. Das Buch der Alten fehlt natürlich ebensowenig wie der mittelalterliche Codex. Freilich Originalhandschriften der ältesten Zeit sind nicht vorhanden; hier müssen Reproduktionen und Photographien die Lücke ausfüllen. Dafür ist aber das Museum in der glücklichen Lage, in seinen Reproduktionen einen Schatz ersten Ranges zu haben.

Die *Miniaturensammlung Ansgar Schoppmeyers* gehört ihm, eine Sammlung, die in jahrelanger, unendlich mühsamer Arbeit von dem Künstler in den verschiedensten Ländern und Städten geschaffen worden ist. Es sind dies Kopien, vollendet in Technik und Material, die Proben der Miniaturen aller Länder, Epochen und Stile geben und heute um so wertvoller sind, als aller Wahrscheinlichkeit nach viele Museen und Bibliotheken für lange Zeit nach dem

Abb. 6. Scriptorium.

Kriege deutschen Gelehrten ihre kostbaren Handschriften zum Zwecke des Kopierens nicht wieder zur Verfügung stellen werden.

Für das *hohe und späte Mittelalter* verfügt das Museum durch die Königlich Sächsische Bibliographische Sammlung, die mit ihm verbunden ist, über eine größere Anzahl von Pergament- und Papierhandschriften, die einen guten Einblick in das Bücherwesen dieser Zeiten gestatten. Auch die Vorläufer der Druckkunst, der Holztafeldruck, der Zeugdruck usw. sind gut vertreten, insbesondere nachdem es gelungen ist, die *Dr. Forrersche Zeugdruck-Sammlung* zu erwerben.

Die Hauptstärke des Museums sind aber seine Bestände für die geschichtliche Entwicklung des eigentlichen Buches, des gedruckten Buches, das mit Gutenbergs Erfindung einsetzt. Reich

Digitized by Google

versehen ist das Museum mit Inkunabeln. Eine 42zeilige Gutenberg-Bibel auf Pergament, ein Katholikon, zahlreiche Drucke der Fust-Schöfferschen Offizin, eine große Auswahl Inkunabeln der verschiedensten Druckorte, darunter solche von seltener Schönheit sind vorhanden; die Zahl ist so groß, daß nicht der zehnte Teil ausgestellt werden kann. Freilich wird jeder Bücherfreund mit Recht bedauern, daß manche derselben durch späteren Einband, neue Schließen, Anbringung eines Schnittes usw. verunstaltet worden sind, eine tief betrübende Tatsache, die hoffentlich jetzt nirgends mehr sich ereignet. Auch die Humanistenzeit, Renaissance, Reformationszeit, XVII. und XVIII. Jahrhundert sind reich ausgestattet durch Werke, Exlibris, Einblattdrucke usw.

Was bei den Inkunabeln in Beziehung auf Bucheinbände gesündigt worden ist, wird durch die *Sammlung Becher* mit ihren hervorragend erhaltenen, den verschiedensten Epochen an-

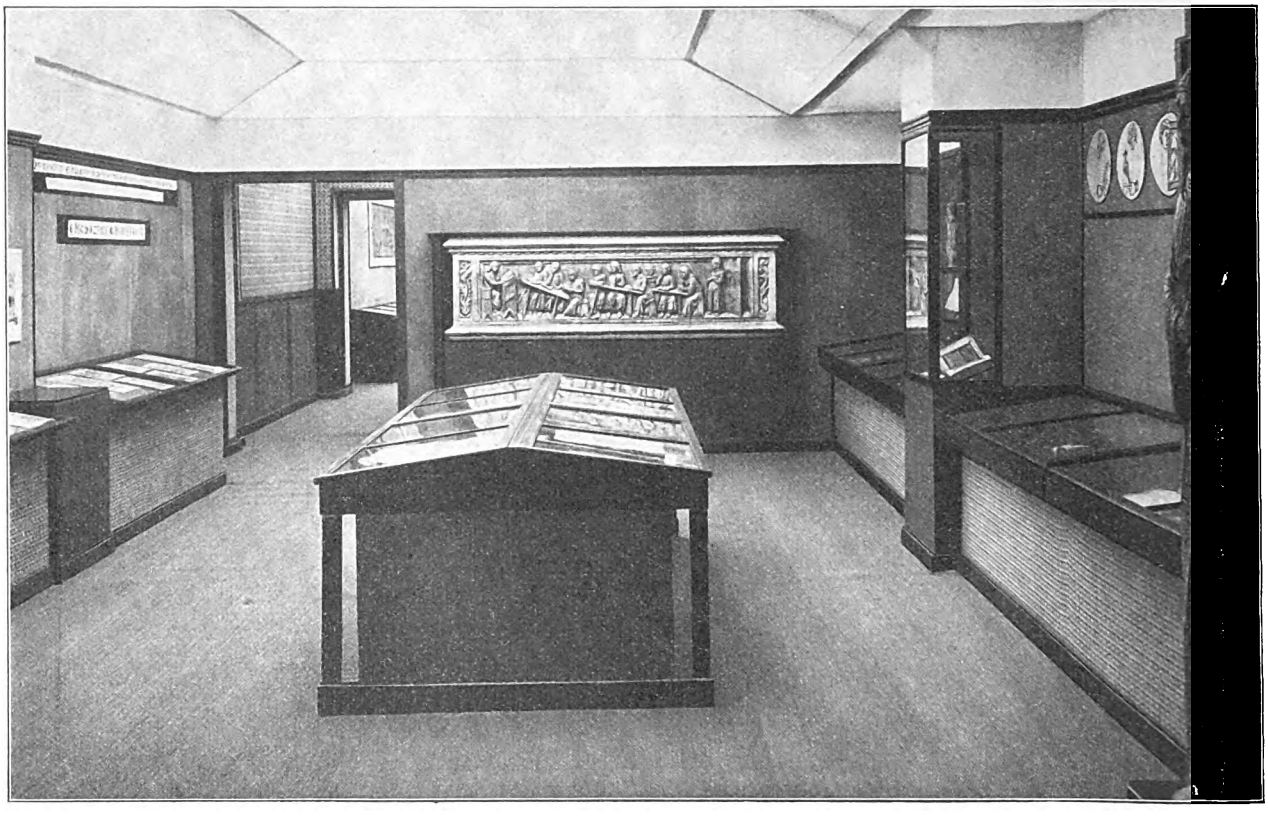


Abb. 7. Raum des Hohen Mittelalters.

gehörenden Einbänden einigermaßen wieder gut gemacht. Diese Sammlung, die zur Zeit nach allen Richtungen hin ergänzt wird, zeigt die Entwicklung des Bucheinbandes bei den verschiedenen Völkern bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts.

Ebenso verfolgt man das Werden von *Holzschnitt und Kupferstich* in ihrer Bedeutung für das Buch an zahlreichen Werken, wenn hier auch noch einige Lücken auszufüllen sind.

Für das XIX. und XX. Jahrhundert ist das Material, wie es in der Natur der Sache liegt, so umfangreich, daß nur der allerkleinste Teil ausliegt; zugänglich ist aber auch der andere Teil jederzeit in dem Lesesaal, da er in der sogenannten „Muster-Bibliothek“ — außer dieser Musterbibliothek besitzt das Museum eine Fachbibliothek mit Tausenden von Bänden Fachliteratur — aufbewahrt wird. Vielfach wechselt der Inhalt dieser Räume, insbesondere der des XX. Jahrhunderts, um dem Besucher der Reihe nach alle Buchkünstler der Gegenwart vorzuführen.

Digitized by Google

Digitized by Google

So wird hier das Interesse des Bücherfreundes in der verschiedensten Art erregt. Aber auch er kann dazu beitragen, daß mit der Zeit eine Zentrale entsteht, die lückenlos alles das aufweist, was ihm von Wert ist. Daß es dem Museum nicht möglich ist, alle Bibliophilen-Ausgaben durch Kauf zu erstehen, liegt auf der Hand. Wo aber kommt eine Bibliophilen-Ausgabe, die sich buchtechnisch besonders auszeichnet, der Allgemeinheit gegenüber mehr zur Geltung, als in einem Buchgewerbemuseum! Jeder Bücherfreund müßte eigentlich Freund und Gönner des Deutschen Buchgewerbe- und Schriftmuseums sein und dieses nach Kräften unterstützen, sei es durch Zuwendungen von Druckerzeugnissen, sei es durch Stiftung von Beiträgen, sei es durch Ratschläge auf Grund seiner besonderen Sachkenntnis. Die Museumsleitung wird dankbarst alles begrüßen.

Der Aufgaben harren viele; steht doch das Deutsche Buchgewerbe- und Schriftmuseum vor der schwierigen Frage eines Neubaus. Zwar liegen bereits Pläne für einen solchen vor; noch aber sind manche Fragen offen, die dem Bücherfreund nicht ganz gleichgültig sein können und die vor allem die innere Einrichtung betreffen. Bücher, Bücher und nochmals Bücher ermüden selbst den interessierten Besucher. Dem suchte man bereits auf der Bugra und jetzt im Museum durch Dioramen der verschiedensten Art Abhilfe zu schaffen, indem man einen japanischen Buchladen, ein chinesisches Gelehrtenhaus, einen Kairenser Buchladen, eine mittelalterliche Schreibstube, einen Gutenberg-Raum, eine Studier-Stube eines elsässischen Gelehrten, Hohmanns Hof usw. einrichtete. Mögen gegen solche Dioramen auch die verschiedenartigsten Bedenken bestehen, das eine ist zweifellos durch die Erfahrung festgestellt, daß sie nicht bloß für den Durchschnittsbesucher, sondern auch für das verständnisvollere Publikum nicht ohne Eindruck und Belehrung geblieben sind.

Die Stadt Leipzig ist um ein Museum größeren Stiles reicher geworden, um ein Museum, das uns Bücherfreunde in erster Linie angeht und an dessen zweckmäßigem und einwandfreiem Ausbau wir das größte Interesse haben. Daß die Eröffnung desselben mitten in so schwerer Zeit erfolgen konnte, ist ein Beweis der Kulturhöhe, auf der unser deutsches Volk steht, weshalb ihm der „Kladderadatsch“ mit Recht Worte gewidmet hat, die hier für jeden Bücherfreund wiedergegeben seien:

„Das Deutsche Buchgewerbe- und Schriftmuseum“.

Die Deutschen haben über Nacht
In diesen wilden Kriegsgefahren
Jetzt ein Museum aufgemacht.
O, diese Hunnen und Barbaren!
Sie gründeten in aller Ruh'
Das erste deutsche „Buschrimu“.

Digitized by Google

Zur Einführung des Buchdrucks in Spanien.

Von

Professor Dr. Konrad Haebler in Berlin.

Als Serrano y Morales im Jahre 1899 die Akten des Prozesses Vizland-Berniço veröffentlichte, schien die Frage nach der Einführung der Buchdruckerkunst auf der Pyrenäen-Halbinsel endgültig entschieden. Wir haben auf der einen Seite eine Gruppe von neun Büchern, die sämtlich mit einer einzigen Antiquatype gedruckt sind und aller weiteren typographischen Zutaten entbehren. Es läßt sich kaum daran zweifeln, daß sie sämtlich aus ein- und derselben Druckwerkstätte hervorgegangen sind. Von diesen Büchern sind allerdings nur drei datierbar. An erster Stelle das Protokoll über einen dichterischen Wettstreit, der am 25. März 1474 in Valencia stattgefunden hatte, dann ein lateinisches Wörterbuch mit dem Datum des 23. Februar 1475 und endlich ein lateinischer Sallust vom 13. Juli desselben Jahres. Andrerseits finden wir den deutschen Kaufherrn Jacob Vizland in Valencia, der am 28. Januar 1475 bei dem genuesischen Händler Michael Berniço 200 Ries Papier bestellt unter der Bedingung, daß dieselben mit dem nächsten von Genua oder Savona nach Valencia abgehenden Schiffe zu liefern sind. Berniço hält aber diesen Vertrag schlecht. Erst am 4. Juli ist er imstande, dem Jacob Vizland 64 Ries zur Verfügung zu stellen, und die Erfüllung der Lieferung erfolgt erst im Januar 1476. Infolge dieser Saumseligkeit sieht sich Jacob Vizland genötigt, die Tätigkeit (magisteri), die er mit Hilfe dieses Papiers ausüben wollte, einzustellen und die Meister und Arbeiter, die er dazu angenommen hatte, zu entlassen. Schon die Bezeichnung magisteri macht es höchst wahrscheinlich, daß die Tätigkeit, zu der das viele Papier benötigt wurde, der Buchdruck gewesen ist. Noch wahrscheinlicher wird dies durch den weiteren Verlauf der Dinge. Ob das Ausbleiben des Papiers der einzige Grund für die Einstellung der Druckertätigkeit des Jacob Vizland gewesen ist, darf füglich bezweifelt werden. Es wird zwar in einer Prozeßeinrede behauptet, doch da stellt natürlich jede Partei die Tatsachen so dar, wie sie zur Verfechtung ihrer Ansprüche am günstigsten sind. Wir wissen aber, daß bereits Ende April 1475 die ersten Fälle einer Pestepidemie in Valencia verzeichnet worden sind, die erst im März 1476 erloschen ist. In der Zwischenzeit ist Jacob Vizland schwer erkrankt, ob an der Pest, ob an einer anderen Krankheit, wird nicht ausgesprochen; er macht aber am 25. Juli im Kloster Valle de Jesús bei Valencia sein Testament, worin er seinen zur Zeit abwesenden Bruder Philipp Vizland zu seinem Universalerben ernennt und bis zu dessen Eintreffen den Theobald Puclin, Generalvertreter und Faktor der großen Gesellschaft der Deutschen, zu seinem Testamentsvollstrecker bestimmt. Wann er gestorben ist, können wir nicht feststellen. Als aber die erste Zahlung auf das gelieferte Papier vier Monate nach dem 4. Juli fällig ist, muß er schon tot gewesen sein, denn diese Zahlung wird von Philipp, seinem Erben, geleistet. Im Januar 1476 liefert nun Berniço auch den Rest des Papiers, 136 Ries, und verlangt von Philipp Vizland Annahme und Zahlung. Der aber weigert sich mit der Begründung, daß Berniço seinem Bruder durch die nicht rechtzeitige Lieferung erheblichen Schaden verursacht, ihn zur Einstellung seiner Tätigkeit und zur Entlassung der Arbeiter gezwungen und damit alle Rechte aus dem Vertrage verwirkt habe. Die einzelnen Instanzen des Prozesses haben für die Geschichte des Buchdrucks kein erhebliches Interesse. Beendet wird er dadurch, daß beide Parteien sich einem Schiedsspruch unterwerfen, der am 30. März 1476 gefällt wird und dahin lautet, daß Philipp Vizland unter den alten Bedingungen noch 76 Ries Papier abnehmen, Berniço aber die anderen 60 Ries zur Strafe seiner Saumseligkeit zurücknehmen soll. Für die Beweisführung, daß Jacob Vizland bereits gedruckt habe, kommt nun noch das weitere in Betracht: Mit den Typen der ältesten

Digitized by Google

Buchgruppe druckt Lambert Palmart am 18. August 1477 die „Tertia pars summae" des Thomas von Aquino. Gleichzeitig aber druckt derselbe Palmart mit einem anderen Drucker zusammen im Auftrage unseres Philipp Vizland die berühmte Valencianische Bibel, deren vor kurzem endlich wieder aufgefundenes Schlußblatt angibt, daß an ihr vom Februar 1477 bis zum März 1478 gearbeitet worden ist. Das ununterbrochene Bestehen einer Valencianer Druckerei, die sich im Besitz der ältesten Typen befindet, unter dem andauernden Einfluß der Brüder Jacob und Philipp Vizland, macht es fast zweifellos, daß sie es waren, die den Anlaß zu der Errichtung dieser Druckerei gegeben haben, und man war wohl berechtigt anzunehmen, daß Lambert Palmart, in dessen Händen sich die Antiquatype 1477 befindet, auch schon 1474 bei ihrer Verwendung beteiligt ist. Man sprach deshalb das Verdienst, die Buchdruckerkunst in Spanien eingeführt zu haben, ausschließlich den Deutschen Vizland und Palmart zu.

Gegen diese Auffassung sind in neuerer Zeit von drei verschiedenen Seiten her Angriffe versucht worden. Im Jahre 1906 hat Herr Eudald Canibell in Barcelona eine Faksimile-Ausgabe der lateinischen Grammatik des Bartholomäus Mates veranstaltet, die nach ihrer Unterschrift von dem Deutschen Johann Gherlinc am 5. Oktober 1468 vollendet sein soll. Über diese Jahreszahl ist ja bereits seit 1833 außerordentlich viel geschrieben worden. Im allgemeinen hatte sich aber die Überzeugung durchgesetzt, daß es sich hier um einen Druckfehler handelt. Herr Canibell hat es noch einmal versucht, für die Richtigkeit der Jahreszahl eine Lanze zu brechen. Möglich war das natürlich nur, weil dem betreffenden Herrn die allgemeinen Kenntnisse über die Entwickelung der Buchdruckerkunst nicht zu Gebote gestanden haben. Daß ein Buch in Oktavformat mit signierten Lagen in Spanien zu einer Zeit gedruckt worden sein soll, wo die neue Kunst gerade erst in wesentlich unvollständigeren Formen den Weg nach Italien gefunden hatte, ist für jeden Kenner der Verhältnisse ausgeschlossen. Annähernd läßt sich das Buch jetzt dadurch datieren, daß ein Dokument zum Vorschein gekommen ist, in welchem Johann Gherlinc am 15. April 1489 in Barcelona als Buchdrucker erscheint. Die Grammatik des Mates wird daher wohl nicht, wie ich angenommen hatte, seine letzte Druckarbeit auf spanischem Boden sein und dem Jahre 1498 angehören, sondern sie dürfte wohl am 5. Oktober 1488, unmittelbar vor den in dem Dokument erwähnten Drucken, entstanden sein.

An sich haben allerdings die Ansprüche von Barcelona auf eine frühzeitige Beteiligung an der Ausübung des Buchdrucks auf spanischem Boden eine erhebliche Stütze erfahren. Es ist in dieser Beziehung schon früher mehrfach davon die Rede gewesen, daß nach einer Notiz bei Nicolaus Antonius das Pestbuch des Valascus de Taranta in einer Übersetzung von Juan Villar bereits im Jahre 1475 in Barcelona gedruckt worden sein soll. Der Druck selbst ist allerdings bis heute noch nicht wieder zum Vorschein gekommen. Dagegen hat Herr Sanpere y Miquel eine jüngere Ausgabe dieser Übersetzung aus dem Jahre 1507 aufgefunden, welche in ihrem Vorwort auf eine ältere Ausgabe hinweist, die recht gut die von Nicolaus Antonius zitierte aus dem Jahre 1475 sein könnte. Dies um so mehr, als inzwischen wirklich einwandfrei erwiesen ist, daß in dieser frühen Zeit bereits in Barcelona gedruckt worden ist.

Der P. Lambert hat nämlich in der Kathedral-Bibliothek von Saragossa eine Ausgabe der Rudimenta des Perottus aufgefunden, die vom 14. Dezember 1475 datiert und von einem Johannes de Salzburga und einem Paulus de Constantia in Barcelona gedruckt ist. Die Drucker bedienen sich darin, ebenso wie die ersten Drucker von Valencia, einer einzigen Antiquatype und bekennen in dem Schlußwort, daß das Buch nur eine Gelegenheitsarbeit sei, da während ihrer zufälligen Anwesenheit in der Stadt eine italienische Ausgabe des Perottus als Kriegsbeute eingekommen sei, deren Nachdruck die Gelehrten in Barcelona begehrt hätten. Zwei Schlußfolgerungen ergeben sich daraus; erstens, daß Barcelona sicher unmittelbar nach Valencia, bereits gegen Ende des Jahres 1475, eine Druckerei besessen hat, und daß aus ihr recht wohl das vielgenannte Pestbuch hervorgegangen sein kann; zweitens aber wird es nunmehr wahrscheinlich, daß die zufällig in Barcelona gegen Ende des Jahres 1475 anwesenden Drucker solche sein könnten, die aus Valencia vor der Pest geflüchtet waren, nachdem Jacob Vizland, sei es wegen Papiermangel, sei es wegen Krankheit, seine dortige Druckwerkstätte aufgelöst hatte.

Digitized by Google

Diese Annahme leitet uns über zu dem zweiten Angriff gegen unsere Ansicht über die Einführung der Buchdruckerkunst in Spanien durch die Deutschen. Der schon erwähnte Herr Sanpere y Miquel, der sich übrigens ein hervorragendes Verdienst dadurch erworben hat, daß er aus den Notariatsprotokollen von Barcelona eine beträchtliche Anzahl von urkundlichen Notizen ausgezogen hat, die den Buchdruck in dieser Stadt betreffen, hat in einem umfänglichen Artikel über die Einführung der Buchdruckerkunst in den Ländern der Krone Aragon eine Hypothese aufgestellt, die, wie sehr es der Verfasser auch in Abrede stellen mag, unverkennbar nur zu dem Zweck erfunden ist, den Deutschen dieses Verdienst streitig zu machen. An der Valencianer Bibel war neben Lambert Palmart auch Alfonso Fernandez de Cordoba beteiligt, ein Drucker, dessen Name nur noch auf einem einzigen Buch, der 1477 gedruckten „Summula confessionis" des Antoninus de Florentia begegnet. Auch über ihn hat Serrano y Morales eine Reihe von Urkunden bekannt gemacht, aus denen hervorgeht, daß Alfonso Fernandez de Cordoba ursprünglich Goldarbeiter war, daß er im Jahre 1483 in Valencia — wohl von der Inquisition — in absentia zum Tode verurteilt worden ist, und daß er als Diener und Gesellschafter des Salomon ben Maimon Salmati in den Jahren 1484—85 für Gabriel Luis de Arinyo die Werke des Bischofs Jacobus Perez gedruckt hat. Trotz dieser Nachrichten, die den Cordoba in wenig günstigen Verhältnissen erscheinen lassen, glaubt Herr Sanpere ihm das wesentlichste Verdienst an der Einführung der Buchdruckerkunst zuschreiben zu müssen. Seine Beweisführung ist allerdings mehr phantasiereich als überzeugend. Er hat gefunden, daß am Hofe des Königs Alfons V. von Neapel ein Mann dieses Namens als Bücher-Illuminator tätig gewesen ist, der aber dort noch bis zum Jahre 1483 erwähnt wird. Trotzdem nimmt Herr Sanpere an, daß dies derselbe Mann sein müsse, der zuerst 1477, dann 1484—85 in Valencia gedruckt hat, inzwischen zum Tode verurteilt worden ist und sich in Abhängigkeit von einem Juden begeben hatte. Die Einführung des Buchdrucks aber konstruiert er sich folgendermaßen: In den Jahren 1474 und 1475 erscheint als Korrektor in der Druckerei des Matthias Moravus in Neapel ein Mönch des Klosters Poblet namens Blas Romero, der in einigen Vorreden das Lob des Buchdrucks gesungen hat. Lediglich aus diesem Grunde nimmt Herr Sanpere an, daß dieser Blas Romero den Alfonso de Cordoba in Neapel veranlaßt habe, eine Gesellschaft von Druckern, wie sie für die Errichtung einer Werkstätte nötig war, zusammenzubringen, mit diesen nach Valencia hinüberzugehen und dort die ersten Bücher zu drucken. Diese Gesellschaft setzt er höchst willkürlich aus so vielen Personen zusammen, als er in den Akten des Montserrat für jede der beiden dort tätigen Buchdruckereien verzeichnet findet, nämlich acht Mann. Und um nun diese acht Leute für die Gesellschaft des Alfonso de Cordoba zusammen zu bringen, sucht er alle die Druckernamen auf, die in den Jahren 1474—78 auf spanischem Boden zu finden sind, und behauptet kühnlich, daß alle diese Männer, obwohl sie nicht nur in Valencia, sondern auch in Cordoba, Tortosa, Sevilla gearbeitet haben, die Gesellschaft zur Einführung der Buchdruckerkunst in Spanien gebildet hätten. Das Sinnlose dieser Annahme kommt ihm nicht zum Bewußtsein, obwohl er genau weiß, daß in jeder der genannten Städte ein anderer Drucker die Bücher unterzeichnet, und obwohl er ebensogut weiß, daß die Typen in fast jeder dieser Druckereien von denen aller anderen vollkommen verschieden sind. Es genügt, diese Hypothese entwickelt zu haben, um ihre absolute Haltlosigkeit erkennen zu lassen. Dieser Angriff auf die Verdienste der Deutschen braucht also auch nicht ernst genommen zu werden.

Erheblich gefährlicher sieht der jüngste und letzte Angriff gegen die bisherige Annahme über die Einführung der Buchdruckerkunst in Spanien aus. In einem Artikel der Zeitschrift „Arte aragones" veröffentlicht Herr Manuel Serrano y Sanz eine Urkunde, auf Grund deren er die Behauptung aufstellt, daß die ersten Drucker Spaniens nicht in Valencia, sondern in Saragossa tätig gewesen seien, und zwar bereits im Jahre 1473. Die Urkunde ist ein Gesellschaftsvertrag zwischen Henricus Botel de Embick (Eimbeck), Georgius vom Holz, von Haltingen, und Johannes Planc de Hallis (Schwäbisch-Hall), der am 15. Januar 1473 geschlossen worden ist, und worin die drei Genossen sich auf drei Jahre zu gemeinsamer Tätigkeit verbinden, so daß Botel die beiden anderen seine Kunst lehren, diese aber das Geld zur Einrichtung einer Druck-

Digitized by Google

werkstätte herbeischaffen sollen. Der nötige Betrag wird auf 70 Rheinische Gulden geschätzt. Botel soll Material und Werkstatt einrichten, Gewinn und Verlust sollen gemeinsam getragen und nach drei Jahren Schlußrechnung gemacht werden. Sollte einer der Genossen vor Ablauf des Vertrags sterben, so soll sein Anteil errechnet und seinen Erben „im Vaterlande" zugefertigt werden. Auf Grund dieses Vertrags nimmt Herr Serrano an, daß eine Reihe von Druckwerken, die man bisher als die Gruppe des Parentinis-Druckers zusammenfaßte, von diesen drei Genossen herrühren und mithin die ältesten, auf spanischem Boden gedruckten Werke sind. Hätte uns Herr Serrano nur seine Abschrift des Vertrags geboten, so würden wir ihm wohl oder übel die behaupteten Tatsachen glauben müssen. Glücklicherweise hat er seiner Ausgabe auch ein Faksimile der Urkunde beigegeben, und dieses, verbunden mit einem Nachwort, welches auf der Rückseite der Urkunde geschrieben stand und welches Herr Serrano gleichfalls veröffentlicht hat, gestattet den Nachweis, daß seine Deutung der Urkunde doch nach mehr als einer Richtung hin eine willkürliche gewesen ist. Herr Serrano behauptet, die Urkunde, die sich in einem Valencianer Notariatsprotokoll vom Jahre 1478 als Abschrift ausgibt, sei von einem der Partner, nämlich dem Georgius vom Holz, geschrieben und von den anderen unterzeichnet worden. Es ist ihm nicht entgangen, daß der Ort, wo die Urkunde angefertigt sein soll, darin nicht genannt ist. Er zieht aber daraus, daß das Geld eines verstorbenen Partners „nach dem Vaterlande" geschickt werden soll, den Schluß, der Vertrag könne nicht in Deutschland geschlossen sein, obwohl der einzuschießende Betrag in deutscher Währung (in Rheinischen Gulden) bedungen wird. Auch ich bin der Meinung, daß das Instrument nicht auf deutschem Boden entstanden ist. Da es von Deutschen geschrieben sein soll, darf man auch dem Umstande kein zu großes Gewicht beilegen, daß die Handschrift keinen spanischen Duktus erkennen läßt. Ein verhängnisvoller Irrtum aber ist es, daß Herr Serrano glaubt, das Dokument sei von Georgius vom Holz geschrieben. Tatsächlich liegt die Sache vielmehr so, daß die eigentliche Urkunde von einem Schreiber entworfen ist, und zwar nicht als Originalurkunde, sondern als Vorlage zu einer solchen. Das ergibt sich mit Sicherheit daraus, daß bei den Unterschriften die einzige von der Hand des Schreibers der Urkunde herrührende nicht einen Namen enthält, sondern das von den Schreibern übliche, an Stelle irgend eines Namens gesetzte N. Sie lautet: Ego. N. bona fide promitto etc. Hiermit ist also schon das eine bewiesen, daß wir es nicht mit einem Originalvertrag zu tun haben, sondern mit einem notariellen Modell, das natürlich ebensogut nach als in dem Jahre 1473 entstanden sein kann. An diesem Modelle sind nun folgende Veränderungen vorgenommen worden: Eine zweite Hand, unzweifelhaft diejenige des Johannes Planc de Hallis, hat einmal das N des Schreibers durchstrichen und dafür an den Rand geschrieben: Georgius von Holt de Hoeltingñ. Außerdem hat sie in die Lücke über dieser Unterschrift mit entsprechendem Wortlaut die Unterschrift des Henricus Botel eingetragen. Er selbst hat dann an dritter Stelle für sich die verpflichtenden Worte wiederholt und darunter bemerkt, daß er und Botel diese Urkunde dem Notar Petrus la Luessa in Saragossa übergeben haben und die Übereinstimmung mit dem Original bezeugen. Am Rande wird das Datum 14. Januar 1478 hinzugefügt. Ganz unten hat dann Heinrich Botel mit eigner Hand die Richtigkeit anerkannt und sich nochmals unterschrieben. Es zeigt sich also, daß eine Unterschrift des Georgius vom Holz überhaupt nicht existiert. Die anderen beiden erkennen zwar die Richtigkeit der Abschrift an, aber erst fünf Jahre nach dem in der Urkunde genannten Datum, am 14. Januar 1478.

Wie das zusammenhängt, kann einem nur dann klar werden, wenn man das leider nicht faksimilierte, auf der Rückseite der Urkunde befindliche Nachwort heranzieht. Dieses nämlich ist eine notarielle Erklärung des Notars Petrus la Luessa von eben dem 14. Januar 1477 (Inkarnationsstil statt Nativitätsstil, was Herr Serrano nicht erkannt hat; in Wirklichkeit also auch 1478), aus der hervorgeht, daß ihm diese Abschrift von Botel und Planc behändigt worden ist, nachdem Georgius vom Holz inzwischen mit Tode abgegangen war. Trotzdem, und obwohl inzwischen die vereinbarte Zeit längst abgelaufen war, wollen Botel und Planc den Vertrag erneuern und verpflichten sich „das in genannter Vereinbarung Enthaltene, was von ihnen noch nicht erfüllt worden ist, zu beobachten" usw.

Digitized by Google

Nunmehr gewinnt natürlich die ganze Urkunde ein vollkommen anderes Gesicht. Gerade die letztangeführten Worte weisen unbedingt darauf hin, daß der Vertrag von 1473 überhaupt niemals zur Ausführung gekommen ist. Vermutlich ist Georg vom Holz bald nach den ersten Vereinbarungen schon gestorben, und die anderen beiden Genossen sind zunächst nicht in der Lage gewesen, den Plan allein durchzuführen. In diesem Zusammenhange wird es unwesentlich, ob der erste Entwurf schon auf spanischem Boden oder etwa in Italien aufgestellt worden sein mag. Jedenfalls heißt es nicht nur unsre Kenntnis vom spanischen Buchdruck, sondern auch die Formen und Worte des Dokumentes vergewaltigen, wenn man daraus, daß Botel und Planc im Januar 1478 sich nach einem 1473 entworfenen Vertrage zusammentun, den Schluß zieht, daß im Jahre 1473 in Saragossa gedruckt worden sei. Um die Ansprüche des Jacob Vizland und der Valencianer Drucke auf die Priorität zu erschüttern, ist die von Herrn Serrano gefundene Urkunde ohnmächtig. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß sie nicht trotzdem für die Druckergeschichte von Saragossa großes Interesse besitzt.

Das von Serrano y Sanz gefundene Dokument enthüllt uns die neue für die Druckergeschichte sehr interessante Tatsache, daß Heinrich Botel, den wir bisher nur als Drucker in Lerida kannten, auch in Saragossa tätig gewesen ist, und zwar ehe er nach Lerida ging. Das wird noch deutlicher als in dem Dokument von 1478(73) durch eine andere gleichfalls von Serrano y Sanz ans Licht gezogene Urkunde erwiesen. Unter den Akten desselben Notars La Luessa findet sich unter dem 22. Oktober 1476 folgender überaus interessanter Eintrag: Anrricus de Saxonia (Heinrich Botel) und Paulus de Constancia (Paul Hurus), gebürtig aus Deutschland, Meister der Druckerkunst, zur Zeit wohnhaft in Saragossa, verpflichten sich gemeinsam, allen denen, die bis zum Ende des Monats Oktober zu Händen des Notars Pedro La Luessa mit Unterschrift ihres Namens anerkennen werden, daß sie die Gesetze des Landes zu besitzen wünschen, innerhalb sechs Monaten, vom Tage Aller Heiligen ab gerechnet, ein Exemplar dieser Landesgesetze vollständig und abgeschlossen zu liefern zum Preise von 60 solidi, Währung von Jacca; doch muß jeder Besteller als Anerkenntnis bei La Luessa einen Goldgulden aragonischer Währung anzahlen, der ihm entweder auf den Kaufpreis angerechnet, oder, falls der Druck nicht zustande kommen sollte, zurückerstattet wird. Wir haben es also hier in aller Deutlichkeit bereits im Jahre 1476 mit einem Druck auf Subskription zu tun.

Auch diese Urkunde hat Herr Serrano y Sanz nicht ganz richtig zu interpretieren verstanden. Er behauptet nämlich, sie beweise, daß die Erstausgabe der „Fori Aragonum" auf das Jahr 1476 zu datieren sei. Zunächst beweist ja die Urkunde überhaupt nur, daß Botel und Hurus mit der Absicht umgingen, die Gesetzsammlung zu drucken, und bemüht waren, sich durch das Sammeln von Vorausbestellungen vor einem geschäftlichen Mißerfolg zu sichern. Wie wenig darin der Beweis für die Ausführung des Druckes liegt, hat ja gerade die vorher erwähnte Urkunde gezeigt, in der wir von einem Vertrage erfuhren, der erst zwei Jahre nach Ablauf seiner dreijährigen Geltung vollzogen wurde. Aber selbst wenn die Verpflichtung ganz gewissenhaft eingehalten wurde, so wäre doch die Ausgabe der Landesgesetze erst am 1. April 1477 fällig gewesen, und sie konnte, wenn sie am 1. November 1476 in Angriff genommen wurde, unmöglich zu einem erheblich früheren Termine vollendet sein, denn es handelt sich um ein Werk, das in der ältesten uns erhaltenen Ausgabe nicht weniger als 378 doppelseitig bedruckte Blätter umfaßt.

Sind wir aber nun wirklich berechtigt, diese Ausgabe als das Ergebnis der vorerwähnten Subskription anzusehen? Es läßt sich manches dafür, aber doch auch nicht weniges dagegen anführen. Der Inhalt der ältesten Ausgabe der „Fori Aragonum" entspricht recht gut den Angaben der Urkunde: sie enthält die alten Gesetze, foros, die neueren Verordnungen, die autos novos, und die Gepflogenheiten, observantias. Sie ist undatiert, überhaupt ohne Unterschrift, ihre Typen aber bringen sie in enge Verbindung mit einer Gruppe von Drucken, die nachweislich in Saragossa entstanden sind. Schwierigkeiten macht aber das frühe Datum: 1477. Die datierten oder datierbaren Drucke der Gruppe, drei an Zahl, rühren erst aus den Jahren 1481 und 1482 her. Allerdings stehen ihnen sieben undatierte Drucke gegenüber, und nach

Digitized by Google

drucktechnischen Gesichtspunkten läßt sich die Gesamterzeugung der Druckerei in drei Gruppen teilen, die recht gut auch zeitlich drei aufeinander folgende Abschnitte der Druckerei darstellen könnten. Die jüngsten Erzeugnisse, zu denen die datierten Drucke gehören, haben eine oder auch mehrere Zierinitialen aufzuweisen; eine mittlere Gruppe von vier Drucken kennt wenigstens stellvertretende Buchstaben in den für die Initialen freigelassenen Räumen, während bei drei Drucken, die wir darnach als die frühesten ansprechen möchten, diese Räume ganz leer geblieben sind. Dieser ältesten Gruppe gehören allerdings die „Fori Aragonum" an.

Trotzdem besteht noch eine andere Schwierigkeit. Wir sahen aus dem zuerst erwähnten Dokumente, daß Heinrich Botel am 14. Januar 1478 nicht mehr mit Paul Hurus vergesellschaftet ist, sondern sich in Johann Planck von Hall einen neuen Partner zugesellt. Eine Urkunde, von der Serrano y Sanz nur einen Hinweis in dem Register des betreffenden Protokollbuches entdecken konnte, zeigt, daß Botel noch weiterhin im Jahre 1478 einen Vertrag (capitulacion) vor dem Notar La Luessa abgeschlossen hat. Am 16. Juni 1478 ist aber in Saragossa ein Druck der „Expositio missae" des Bernardinus de Parentinis zur Ausgabe gelangt, und dessen Type ist nach Form und Maß zwar nicht identisch, aber doch außerordentlich nahe verwandt mit der größeren der beiden Breviertypen, die Heinrich Botel zu dem Drucke des „Breviarium Ilerdense" verwendet hat, das er am 16. August 1479 in Lerida vollendet hat. Ich glaube, daß man aus dem Zusammentreffen dieser verschiedenen Umstände wohl den Schluß ziehen darf, daß Botel auch der „Drucker des Parentinis" gewesen ist, und daß sich eben auf diesen die leider aus dem Protokolle verschwundene capitulacion bezogen hat.

Dann hätten wir aber folgende schwierige Verhältnisse: im Frühjahr 1477 druckt Botel — er wird in der Urkunde an erster Stelle genannt — mit Hurus in der sogenannten Turrecrematatype die „Fori Aragonum", 1478 mit Planck in der Parentinistype die „Expositio missae", 1479 mit einer verwandten Type, aber in Lerida, das „Breviarium", und dann verschwindet er für uns bis 1485. Die Drucke in der Turrecrematatype in ihrer Entwickelung von den leeren Spatien, durch die stellvertretenden Buchstaben bis zu den wirklichen Initialen weisen aber doch wohl darauf hin, daß diese Druckerwerkstätte vor und bis zu dem Jahre 1481—82 nicht untätig, sondern vielmehr ziemlich produktiv gewesen und dabei ihrem Stil in der Hauptsache beständig treu geblieben ist. Dann müßten sich auf die drei Jahre 1478—80 die sechs undatierten Drucke verteilen, die, ohne die „Fori", aus ihr hervorgegangen sind, obwohl diese alle zusammen nur 390 Blatt umfassen gegen die in sechs Monaten bewältigten 375 Blatt der „Fori". Unmöglich ist das ja gerade nicht; wir wissen auch aus anderen Beispielen, daß die alten Druckereien in dem Umfange ihrer Leistungen starken Schwankungen unterworfen zu sein scheinen; wir wissen ja auch, daß sich keineswegs von allen in jenen alten Werkstätten hergestellten Druckwerken Exemplare bis auf unsere Tage erhalten haben. Aber das muß jedenfalls ausgesprochen werden, daß die Gesamtproduktion der Turrecremata-Druckerei keineswegs so beschaffen ist, daß man ihre Begründung schon im Jahre 1476 hätte für wahrscheinlich halten können. Dasselbe Bild ergibt sich, wenn man mit ihr die Tätigkeit vergleicht, die Heinrich Botel unabhängig entfaltet hat. Ich lasse dabei den „Aristoteles" der Parentinis-Druckerei noch unberücksichtigt, weil er mit seiner Antiquatype wohl das Erzeugnis eines früheren Druckversuches des Heinrich Botel in der Zeit vor 1476 gewesen sein könnte. Auch ohne ihn aber hat Botel in einem halben Jahre — Januar bis Juni 1478 — die 102 Blatt des „Parentinis", und in weiteren 14 Monaten, in die auch seine Übersiedelung nach Lerida und die Schaffung eines erheblich abgeänderten und erweiterten Druckapparates fällt, die 450 Blatt des „Breviarium Ilerdense" gedruckt. Wäre er nach dessen Vollendung wirklich nach Saragossa zurückgekehrt und weiter an der Tätigkeit der Turrecremata-Druckerei beteiligt gewesen, so würde das deren geringe Ergiebigkeit nur noch auffallender machen, denn auch die datierten Drucke umfassen, außer dem Ablaßbrief, dessen Auflagenhöhe gar nicht abgeschätzt werden kann, nur 274 Blatt, zu deren Herstellung weit über ein Jahr — die beiden Abschlußdaten liegen elf Monate auseinander — zur Verfügung steht.

Aus alle dem ergeben sich notwendigerweise die folgenden Schlüsse: es ist nicht ausgeschlossen, daß der uns erhaltene Druck der „Fori Aragonum" ein Erzeugnis der in der Sub-

Digitized by Google

skription vom 22. Oktober 1476 bekannt gegebenen Vergesellschaftung der Drucker Heinrich Botel und Paul Hurus gewesen ist. Dann müßte man annehmen, daß diese Vereinigung nur von sehr kurzer Dauer gewesen ist, und daß die Druckerei, der die Typen der Gesellschaft verblieben, während der nächstfolgenden Jahre nur eine ziemlich bescheidene Tätigkeit entfaltet und in bezug auf ihr Druckmaterial über einen Zeitraum von sechs Jahren — 1477 bis 1482 — hin fast ganz stationär geblieben ist.

Bisher hatte man geglaubt, die Drucke der Turrecremata-Gruppe auf einen wesentlich kürzeren Zeitraum zusammendrängen zu dürfen; auch hatte man angenommen, daß wohl nicht alle undatierten Drucke vor die von 1481 und 1482 datierten anzusetzen seien; man war sogar eher geneigt, sie über das jüngste Datum hinaus auszudehnen, um damit die Lücke zu verkleinern, die zwischen ihnen und den ältesten Hurus-Drucken klaffte. Denn daß die Technik des Turrecremata-Druckers manche Berührungspunkte aufwies mit der, die in der Werkstätte der Hurus geübt wurde, war nicht unbemerkt geblieben. Und hier ist nun das zweite Serranosche Dokument ebenso beweisend dafür, daß die Turrecremata-Druckerei mit Paul Hurus zusammenhängt, wie die erste Urkunde den Heinrich Botel als Drucker der Parentinis-Gruppe erwiesen hat.

Das Lebensbild des Paul Hurus hat durch die Entdeckungen der letzten Jahre sehr wesentliche Erweiterungen erfahren. Er ist von allen spanischen Frühdruckern unzweifelhaft die interessanteste und sympathischste Figur. Kein anderer spanischer Drucker hat in solchem Umfange und in so bewußter Weise anregend auf die literarische Tätigkeit der mit ihm verbundenen Kreise gewirkt, und keiner ist, wie er, für die künstlerische Ausstattung des Buches bemüht gewesen. Es verschlägt nichts, daß er manchmal wirklich nur dieselben Holzstöcke verwendet hat, die schon andern Druckern in Deutschland zum Schmuck derselben Texte gedient hatten, die er, wenn sie lateinisch waren, einfach nachdruckte, sonst aber aus der fremden Sprache durch befreundete Literaten ins Spanische übersetzen ließ. Hunderte andere Holzschnitte sind doch ausdrücklich für seine Ausgaben hergestellt worden, wenn auch fast ausschließlich von deutschen Holzschneidern, und nicht selten nach deutschen Vorlagen.

Bis vor kurzem rührten die ersten sicheren Nachrichten, die wir von ihm besaßen, aus dem Jahre 1491 her, und man konnte noch daran zweifeln, ob er selbst, oder nicht vielmehr sein Verwandter Hans Hurus, der von 1488–90 gedruckt hat, der Begründer der berühmten Firma gewesen sei. Alle solchen Zweifel sind endgültig beseitigt; nicht nur seine bisher zweifelhaften Drucke von 1485 sind nach den neueren Forschungen für ihn gesichert, sondern seine Tätigkeit ist noch immer um ein volles Jahrzehnt früher, seit 1475, einwandfrei nachgewiesen, ja, es ist wahrscheinlich gemacht worden, daß er sogar schon der allerersten auf spanischem Boden tätigen Druckergesellschaft angehört hat.

Wir müssen in diesem Zusammenhange noch einmal zurückkommen auf den „Perottus“ von 1475, den der P. Lambert aufgefunden hat. Die Hersteller dieses Druckes haben glücklicherweise nicht gekargt mit den Nachrichten, die sie uns über seine Entstehung hinterlassen haben. Er ist in Barcelona am 14. Dezember 1475 durch Johann von Salzburg nnd Paul von Konstanz, die sich damals durch Zufall dort aufhielten, vollendet worden auf den Wunsch einer Anzahl katalonischer Gelehrten, denen eine Ausgabe des Buches — jedenfalls die in Rom in der literarischen Werkstatt des Johannes Philippus de Lignamine im gleichen Jahre hergestellte Erstausgabe — zu Händen gekommen war aus der Beute der Kaperfahrt eines Barceloneser Schiffes. Da Lignamines Ausgabe erst am 29. Mai vollendet ist, wird der Barceloneser Druck sicher nicht vor dem Spätsommer 1475 in Angriff genommen worden sein; es wäre also recht wohl möglich, daß seine Hersteller dieselben „Meister“ gewesen sind, die Jacob Vizland nach der Vollendung des „Suetonius“ am 13. Juli aus Papiermangel entlassen mußte, und die durch seine unmittelbar darnach erfolgte tödliche Erkrankung die Aussicht auf eine baldige Wiederaufnahme der Arbeit in Valencia verloren hatten. Herr Serrano y Sanz möchte lieber annehmen, daß Paul Hurus direkt von Deutschland nach Barcelona gekommen sei, weil seiner Meinung nach ein Flüchtling von Valencia kaum den Weg über Barcelona nehmen werde, wenn er, wie Hurus es getan, sich weiterhin nach Saragossa begeben wollte. Gewiß hätte es auch so sein

Digitized by Google

können. Ein Sprößling der Konstanzer Patrizierfamilie der Hyrus konnte recht gut durch die Beziehungen der Ravensburg-Konstanzer Handelsgesellschaft von Genua aus über das Mittelmeer nach Barcelona gelangen, wenn der Safranmarkt von Saragossa sein Ziel war. Da Paul Hurus aber wohl schwerlich als Kaufmann nach Spanien gekommen ist – als solcher hätte er sicher nicht die ausreichenden Kenntnisse in der Kunst des Buchdrucks besessen, um bei einem vorübergehenden Aufenthalte in Barcelona mit Johann von Salzburg eine Druckerwerkstätte zu improvisieren — so ist es ebensowohl möglich, daß er von Valencia dahin kam und erst dort durch den deutschen Safranhandel mit Saragossa die Anregung erhielt, diese Stadt aufzusuchen. Lange kann er sich allerdings in Barcelona nicht aufgehalten haben, denn im Oktober 1476 entstand ja schon in Saragossa seine Verbindung mit Botel.

Die Beziehungen zu diesem machen es wahrscheinlich, daß Paul Hurus nicht wie die Mehrzahl der anderen deutschen Meister der edeln Kunst des Buchdrucks als mittelloser Arbeitsuchender nach der Hauptstadt Aragoniens kam. Wir sehen, daß Botel 1473 nach einem Geldgeber fahndet, und daß dieser Vorgang sich 1478 wiederholt; da ist es wenig wahrscheinlich, daß in der Verbindung mit Hurus 1476 er es gewesen ist, der die finanziellen Mittel für die Einrichtung der Druckerei beibringen konnte. Sicher aber war Paul Hurus, der 1475 schon in Barcelona mit gedruckt hatte, nicht wie Johann Planck ein ungeübter Novize, der eben in der Hauptsache nur der Geldgeber blieb. Das geht auch daraus hervor, daß Heinrich Botel nach der Vollendung der „Fori" aus der Druckerei ausscheidet. Da diese selbst noch Jahre lang in Tätigkeit blieb, so dürfen wir wohl annehmen, daß ihr Paul Hurus auch weiterhin vorstand.

Wir haben für diese Annahme fast einen Beweis in der Einführungsverordnung des Erzbischofs Alfonso von Aragon zu dem „Missale Caesaraugustanum" von 1485. Auch dieser viel umstrittene und mehrfach angezweifelte Druck ist ja von dem P. Lambert in der Kathedralbibliothek von Saragossa wieder entdeckt worden, und damit wäre, selbst ohne die dokumentarischen Funde der Beweis erbracht gewesen, daß Paul, und nicht Hans Hurus der Begründer der Saragossaner Offizin gewesen ist. In dem Geleitworte zu dem Missale sagt nämlich der Erzbischof, daß Paul Hurus sich schon seit vielen Jahren durch seine sorgfältigen und schönen Druckerzeugnisse bekannt gemacht habe; er muß darnach also schon geraume Zeit vor 1485 in Saragossa eine Druckerei besessen haben.

Wenn er von 1486—90 verschwindet und an seiner Stelle Hans Hurus in den Unterschriften mehrerer Drucke genannt wird, so bedeutet das wohl nur, daß er es für nützlich fand, eine Zeit lang das Feld zu räumen. Dafür mag ebensosehr der Wunsch, Materialien und Arbeiter zur Erweiterung seiner Druckerei aus Deutschland herbeizuholen, maßgebend gewesen sein, als derjenige, den Fährlichkeiten auszuweichen, die ihm von seiten der Inquisition drohen konnten. Es sind die Jahre, in denen Peter Arbues in Saragossa wütete, bis er unter dem Dolche eines seiner Opfer den Tod fand. Paul Hurus erscheint nachmals eng verbunden mit dem Kreise der Saragossaner Judenchristen. Andres de Heli (so, und nicht De Li ist der Name eigentlich zu schreiben), Gonzalo Garcia de Santa Maria, Martin Martinez de Ampies stammen alle aus neuchristlichen Familien, und wenn sie auch ernsten Verfolgungen der Inquisition schließlich nicht ausgesetzt gewesen zu sein scheinen, so bestand dafür doch in der Zeit, als die Wogen der Verfolgung besonders hoch gingen, die dringendste Gefahr.

Die Druckerei ist deshalb nicht völlig zum Stillstand gekommen. Daß die Offizin des Hans Hurus wirklich nichts anderes gewesen ist, als diejenige des Paul Hurus unter einem anderen Namen kann gar nicht schlagender bewiesen werden, als durch das von Hans Hurus im Jahre 1488 vollendete „Missale Oscense". Dieses Missale ist nämlich eigentlich gar kein selbständiges Druckwerk, sondern es ist dadurch hergestellt, daß man einer Anzahl von Exemplaren des „Missale Caesaraugustanum" den kirchlichen Kalender von Huesca und einen Einführungserlaß des Bischofs Johann von Aragon vordruckte, und ein paar der wichtigsten Stellen, in denen der Ritus von Huesca von dem von Saragossa abwich, zum Teil nur mit Hilfe übergeklebter Tekturen, abänderte; andere änderungsbedürftige Stellen sind sogar unberührt stehen geblieben. Leider hat P. Lambert, der diese Beziehungen feststellte, keine Faksimilia von den beiden

Digitized by Google

Missalien gegeben, die mit Type 1 und 3 des Paul Hurus, also gar nicht mit eigentlichen Missaltypen hergestellt sein sollen.

Daß Paul Hurus schließlich nicht in Spanien gestorben ist, sondern die Druckerei seinen Mitarbeitern überlassen und sich nach Deutschland zurück gewendet hat, kann wohl als sicher gelten. Die Verhältnisse liegen so, daß zuletzt Drucke mit seinem Namen und solche mit der neuen Firma Georg Coci und Genossen zeitlich ineinander greifen. Zu diesen Drucken gehören auch die beiden Ausgaben der „Officia quotidiana", von denen sich merkwürdiger Weise drei Exemplare, darunter das einzige vollständige Exemplar der Ausgabe von 1500, in deutschen Bibliotheken erhalten haben.

In Paul Hurus verkörpert sich gewissermaßen die ganze Geschichte des spanischen Frühdrucks; tätig ist er von 1475 bis 1499, und während schon einige der schlichtesten Ersterzeugnisse der spanischen Pressen seinen Namen tragen, so erscheint er auch auf zahlreichen der glänzendsten und künstlerisch am reichsten geschmückten Drucke, die auf der Pyrenäen-Halbinsel entstanden sind.

Digitized by Google

Der Zufall des Namens.

Von

Dr. W. Ahrens in Rostock.

Als der jüngst von der Leitung des Reichsschatzamtes zurückgetretene Staatssekretär *Kühn* vor einigen Jahren in einer Reichstagsrede an einer Stelle bemerkte, er stehe einer Sache „*kühl*" gegenüber, ertönte aus dem Hause der Zwischenruf „*kühn*!" „Ich trage meinen Namen länger als 60 Jahre, Sie können sich also wohl denken, daß mir alle Variationen und Wortspiele darüber bekannt sind", mit diesen milden Worten rügte der Redner die Unterbrechung.

Wenn auch Wortspiele nicht schlechtweg verdammt werden sollen, gibt ihnen doch immer erst ein gewisser geistiger Gehalt das Daseinsrecht; Klangspielereien, wie dieser, kommt es nicht zu und insbesondere Familiennamen sollten in dieser Beziehung eine respektvolle Schonung beanspruchen dürfen. Denn, wie schuldbeladen wir auch sonst sein mögen, an unserem Namen sind wir unschuldig; wir haben ihn nicht gewählt, ungefragt haben wir ihn als Wiegenangebinde hinnehmen müssen und wohl oder übel müssen wir ihn durchs ganze Leben mitschleppen.

Für unser Wesen, für unsere Art besagt der Name in der Regel gar nichts. Oft steht er in schreiendem Widerspruch zur Wesensart seines Trägers. Der größte Mathematiker aller Zeiten, einer der tiefsinnigsten Denker der Menschheit, heißt *Gauß*, führt also den plattdeutschen Namen eines Tiers, das nirgends im Verdacht großen Scharfsinns steht, uns vielmehr als das Sinnbild des geraden Gegenteils gilt. Einer der feinsinnigsten und geistvollsten Theologen und Kanzelredner heißt *Schleiermacher*, ein Name, der zum Wesen des Mannes ganz und gar nicht paßte, so daß der „Kladderadatsch" einmal den Manen des längst Verstorbenen die folgenden Worte widmete:

Du warst nicht, was du hießest; denn die Schleier
Hast du zerrissen! — Deine Widersacher,
Die nur im Dunklen tappend atmen freier,
Sie sind, was du geheißen — Schleiermacher.

Dennoch sind der Name und sein Träger nun einmal untrennbar. Oft wissen wir von einem Menschen nichts als den Namen; alle Vorstellungen, alle Erinnerungen an ihn hängen unzertrennlich mit seinem Namen zusammen. So kommt es, daß der Name in erster Linie der Bosheit und dem Haß als Zielscheibe, der Spottlust der Witzigen und Übermütigen als Stichblatt dienen muß. Manche Namen fordern freilich geradezu zu Wortspielen heraus. Als der General *Rennenkampf*, auf den Rußland nach seinen Leistungen im japanischen Kriege so große Hoffnungen gesetzt hatte, von unserem Hindenburg völlig geschlagen und aus Ostpreußen hinausgejagt war, lag es nahe zu sagen: „Rennenkampf rennt gut, aber kampft schlecht". — Als *Alexander Dreyschock* sein erstes Klavierkonzert in Wien gab, wurde Moritz Saphir um sein Urteil befragt: „Man glaubt nicht, einen Pianisten Dreyschock, sondern drei Schock Pianisten zu hören", antwortete der witzige und boshafte Kritiker.

Familiennamen mit Wortbedeutungen sind naturgemäß in erster Linie gefährdet. Der Dresdner Theaterintendant *Graf Seebach* war in den Anfängen seines dortigen Wirkens bei seinen Dresdnern nicht übermäßig beliebt. In jenen, jetzt längst vergangenen Tagen gab man sich das boshafte Rätsel auf: „Was ist das? Das erste ist flüssig, das zweite ist flüssig, und das Ganze ist — überflüssig."

Namen mit der Endsilbe „*bach*" scheinen ihren Trägern überhaupt leicht verhängnisvoll zu werden. „Vorn ein ach und hinten ein ach!", so tat Bismarck den Handelsminister *Achenbach* ab. — Bei *Berthold Auerbach* hat sogar die ganze Familie herhalten müssen. Von des Dichters Gattin behauptete die Fama, sie habe beim häuslichen Erziehungswerk stets eine reichlich bewegliche Hand gezeigt, und so hatte man sie „Hauerbach" getauft; der Sohn, der kein Adonis war, wurde „Schauerbach" benamst, während die Tochter im Stadium der Heiratsfähigkeit den Namen „Lauerbach" erhielt. Ob die tatsächlichen Voraussetzungen solcher Bosheiten wahr sind oder nicht, ist den Lästerzungen oft recht gleichgültig, wenn auch vielfach ein Körnchen Wahrheit daran sein wird.

Dürften wir unseren Namen selbst wählen, wir könnten gar nicht vorsichtig genug sein. Wir würden, auch wenn der Name ganz bedeutungslos und indifferent ist und daher völlig ungefährlich zu sein scheint, uns doch fragen müssen, ob das wesenlose Wortgebilde nicht vielleicht in irgendeiner anderen Sprache oder einem Dialekt plötzlich Leben und Inhalt bekommt und dort bedenkliche Wortspiele gestattet. Auch hierfür ein Paar Beispiele. Als eine Oper von *Jules Massenet* aufgeführt

Digitized by Google

wurde, gab Josef Hellmesberger, der ob seines schlagenden Witzes nicht minder als wegen seiner musikalischen Verdienste berühmt gewordene Konservatoriumsdirektor und Hofkapellmeister in Wien, sein Urteil dahin ab: „In dieser Oper von Massenet ist a Masse net von ihm." — Turnvater *Jahn* saß 1848 in der Paulskirche auf den Bänken der äußersten Rechten und zog sich durch seine damalige politische Haltung viele Anfeindungen und selbst Insulten zu. Da brachten denn in jenen Tagen die „Münchener Leuchtkugeln" ein Spottbild von ihm, das ihn als Gott *„Jahnus"*, als sitzende Figur mit zwei Leibern und zwei Köpfen, darstellte (die Karikatur ist reproduziert in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" 1897/8, Band 2, Seite 583). — Geradezu unbegreiflich ist es, wie jemand *Perfall* heißen und unter diesem Namen Bühnenstücke aufführen lassen kann. Denn der verrohte Kritiker — und welcher Kritiker wäre nicht „verroht"! — schreibt natürlich in seinem Aufführungsbericht: „Um den Erfolg der Aufführung zu kennzeichnen, braucht man von dem Namen des Verfassers nur die erste Silbe aus dem Lateinischen ins Deutsche zu übertragen." Das Wortspiel liegt sehr nahe, und Eduard Hanslick, der berühmte Musikkritiker, der sich seiner bedient hat, als einmal (1858) in Wien eine Chor-Märchendichtung von Karl Freiherrn von Perfall aufgeführt wurde und in der Tat nur geringen Erfolg hatte, hat später diese Sünde bereut und den Witz selbst als „schlecht" bezeichnet.

Nicht immer ist der Wortwitz so boshaft wie in allen den vorstehenden Beispielen, er kann auch harmlos und selbst wohlwollend sein. Als *Ehrlich* jetzt — allzufrüh — der Wissenschaft entrissen wurde, teilte ein früherer Schüler des großen Forschers in der „Frankfurter Zeitung" ein Witzwort mit, das aus jener Zeit stammt, als der Assistent der zweiten medizinischen Universitäts-Klinik und junge Privatdozent Ehrlich in Berlin das Verfahren Robert Kochs für das Färben der Tuberkelbazillen vervollkommnete und seine Schüler hierin ausbildete. „Ehrlich färbt am längsten", so scherzte da in einer dieser sogenannten „Färbestunden" einer der Studenten, und das durch das bekannte Sprichwort eingegebene Witzwort sprach sogar die Wahrheit. Denn das von Ehrlich damals ausgebildete Verfahren steht noch heute in voller Gültigkeit, während so viele andere seitdem vorgeschlagene oder aufgekommene Methoden längst wieder als unzweckmäßig aufgegeben sind. Ein gewisses Seitenstück zu diesem Wort bildet übrigens der vermutlich an der Börse geborene Witz: „Müßiggang ist aller *Lasker* Anfang", ein Wort, das natürlich der Zeit entstammt, da Eduard Lasker mit seiner scharfen Klinge das Gründertum erbarmungslos angriff. — Recht harmlos war ferner auch ein Wortscherz, zu dem der hannoversche Gesandte in Berlin *Ludwig v. Ompteda* dem preußischen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV., den Stoff lieferte. Da der Gesandte viel hin- und herreiste, begrüßte der Kronprinz ihn einmal bei der Rückkehr mit den Worten: „Ompte hier, Ompte dort, Ompte da!" — Daß Friedrich Wilhelm IV. sich aber auch auf weniger harmlose Wortspiele meisterhaft verstand, hat er verschiedentlich gezeigt, unter anderem durch folgendes Rätsel:

Mein Erstes frißt das Vieh,
Das Zweite hatt' ich nie,
Mein Ganzes, alle Tage
Wird's mehr des Landes Plage.

Die Lösung war, für jedermann sogleich unzweifelhaft erkennbar: *Kleewitz* (Finanzminister Wilhelm Anton v. *Klewiz*). Da Finanzminister sich gewöhnlich nur mäßiger Beliebtheit erfreuen, so ergötzte alle Welt sich an dem Rätsel. Der regierende König, Friedrich Wilhelm III., dachte aber anders, zumal der Minister ein hervorragend tüchtiger Beamter war, und so würde der übermütige Kronprinz wohl mit Hausarrest bestraft worden sein, wenn er nicht auch Witz genug gehabt hätte, sich wieder herauszureden: „Klewiz" war gar nicht die Lösung! Bewahre! Die Lösung lautete natürlich — *„Heuschreck"*.

Auch die Vornamen müssen, zumal wenn sie selten und für Wortspiele geeignet sind, es sich gefallen lassen, der Bosheit und Spottsucht als Zielscheibe zu dienen. Man weiß, daß *Hans v. Bülow* für Botho v. Hülsen, den damaligen Generalintendanten der königlichen Bühnen, eine zärtliche Liebe hegte; man kennt sein keckes Wort vom „Zirkus Hülsen". Obwohl nun der Familienname des Intendanten für Wortspielbetätigung bereits hinreichende Gelegenheit bot — man denke zum Beispiel nur an „Hülsenfrüchte" —, so verschonte doch Bülow auch den Vornamen nicht und sprach wohl gelegentlich von einer „Botho—kudenrotte". — Überhaupt muß die Anhängerschaft, das Gefolge, die Jüngerschar stets mit dem Herrn und Meister, dem Lehrer oder Propheten mitbüßen. Als *Felix Dahn* nach Königsberg berufen war, schwärmten die jungen Damen in der Stadt der reinen Vernunft recht unvernünftig für den Dichter-Professor und wenn sie auch von seinen juridischen Fachvorlesungen nichts verstanden, so strömten sie doch in hellen Haufen in seine populären Vorträge. Da taufte denn ein boshafter Student diese weiblichen Trabanten Dahns *„die Dahnaiden"*. — Ungefähr zu der gleichen Zeit lehrte an der Pariser Sorbonne ein Philosophieprofessor von feuriger Beredsamkeit, *Elme Marie Caro,* und auch seine Vorlesungen erfreuten sich der besonderen Gunst des schönen Geschlechts. Bald erhielten auch diese Damenschwärme ihren besonderen Namen: *„Die Carolinen"*. — Als die Bonner Philologen sich in zwei feindliche Heere spalteten, von denen das eine dem Banner Friedrich Ritschls, das andere dem Otto Jahns

Digitized by Google

folgte, unterschied man „Ritschlianer" auf der einen, — „*Janhitscharen*" auf der anderen Seite. — Auch der Nachfolger eines Mannes erhält nicht selten seine Signatur nach dem Namen des Vorgängers. So hieß der Ägyptologe *Lepsius*, als er in dem Amte des Berliner Oberbibliothekars an die Stelle von *Pertz* getreten war, hinfort „Properz" (Ersatz Pertz). — Als der schon bejahrte und leidende Burgtheaterdirektor August *Förster* sich Alfred Freiherrn v. Berger zur Seite stellte, sah man in diesem bereits den kommenden Leiter der „Burg" und taufte ihn daher den „*Erbförster*" (das Trauerspiel Otto Ludwigs wird damals zum ständigen Repertoire des Theaters gehört haben). Tatsächlich ist Berger freilich, als Förster im nächsten Jahre (1889) starb, nicht „Erbförster" geworden, weil er inzwischen durch seine Verheiratung mit einer hervorragenden Schauspielerin desselben Theaters dem Hausgesetz nach die Anwartschaft auf die leitende Stelle verscherzt hatte, die ihm damit erst sehr viel später zugefallen ist.

Vorsichtige Leute sollten bei der Namenswahl auch auf sämtliche Reime, die der Name gestattet, Obacht geben und würden daher gut tun, ein Reimlexikon zu Rate zu ziehen. *August Wilhelm von Schlegel* war auf seine Familie, aus der mehrere Größen der deutschen Literatur hervorgegangen, nicht wenig stolz. Dennoch ist der Name recht bedenklich, da er einen sehr despektierlichen, nahe liegenden Reim gestattet. In der Tat fand ich kürzlich in einem bisher unveröffentlichten Briefe aus den zwanziger Jahren, der an Friedrich August v. Staegemann, den bekannten Staatsmann und Dichter, den Vater von Hedwig v. Olfers, gerichtet war,[1] als Zusatz zu den von Schlegel im „Musen-Almanach" veröffentlichten Schmähgedichten, in denen er unter anderem Ernst Moritz Arndt als „Lümmel" begrüßt hatte, den folgenden Vers:

Ich August Wilhelm Schlegelein
Bin ein recht grobes Flegelein;
Ich bleibe fortan zahm und stumm,
Tralirum larum lirium,
Es geh' wer will nach Quirium, nach Quirium!

Mancher Name macht seinen Träger um solchen Reimes willen in gewissen Berufen schon von vornherein unmöglich. Wenn jemand zum Beispiel, wie der kürzlich verstorbene *Richard M. Meyer*, heißt, so sollte er sich aller Literaturkritik enthalten; denn natürlich reimt der beleidigte Dichter — er mag nun *Arno Holz* oder sonstwie heißen — flugs:

Dr. Richard Moses Meyer
Spuck mir nicht in meine Leyer.

Übrigens darf sich das erste Opfer dieser beiden poetischen Mißhandlungen nicht beklagen. Hat doch Schlegel selbst von derartigen Wortspielen recht gern Gebrauch gemacht und beispielsweise gegen *Grillparzer* das unschöne Epigramm geschleudert:

Wo *Grillen* mit den *Parzen* sich vereinen,
Da müssen grause Trauerspiel' erscheinen.

Harmloser und witziger ist ein Billett Schlegels, auf dem er sich bei seinem Bonner Kollegen Friedrich Ritschl nach einem gewissen *Bode* erkundigte: „Wer ist Bode? Was ist Bode? wo ist Bode? woher ist Bode? wie alt ist Bode? wie jung ist Bode? Auf welchem Boden steht Bode? welchen Lehrer hatte Bode? welche Schüler wird Bode haben? aus waser Macht schreibt Bode? wie viel eng bedruckte Bände hat Bode schon geschrieben? wie viele Bände wird Bode noch schreiben? Es wäre bodenlos, alle Schriften Bodens zu lesen, besonders wenn man die Bodenlosigkeit schon beim Durchblättern erkennt."

Für den persönlichen Verkehr sind natürlich, wenigstens unter halbwegs taktvollen Menschen, derartige Wortspiele und Reime in der Regel ausgeschlossen. Wir haben uns im ganzen auch vollkommen daran gewöhnt, den Namen als das zu nehmen, was er sein soll, als reine Unterscheidungsmarke, und nur in den seltensten Fällen denken wir an die etwaige Bedeutung, die das Wort sonst hat, oder an Wortspiele und Reime, die der Name ermöglicht. Wir zucken mit keiner Wimper, wenn wir einen Bekannten als *Herr Nonne* begrüßen, wenn wir einen Greis *Herr Knabe* anreden. Man sollte meinen, daß für einen viel dozierenden und schreibenden Gelehrten der Name *Kohler* geradezu ein Verhängnis sein müßte, und doch denkt niemand dabei an die Wortbedeutung des Namens; dieser hat seinen guten Klang ohne irgendwelche disharmonische Nebentöne, nicht nur in der Schokoladenbranche, sondern auch in der Rechtswissenschaft. — Der Name *Klopstock* ist uns heute so vertraut geworden, daß wir auf die komische Bedeutung geradezu erst hingewiesen werden müssen, um sie zu empfinden. „Im Anfang", so erzählt Goethe in „Wahrheit und Dichtung" aus der Frühzeit des Klop-

[1] Die Einsicht in diese Briefe verdanke ich Herrn Sanitätsrat Dr. v. Olfers in Königsberg, dem Herausgeber der Briefe Alexander v. Humboldts an Ignaz v. Olfers.

Digitized by Google

stockschen Ruhms, „wunderte man sich, wie ein so vortrefflicher Mann so wunderlich heißen könne; doch gewöhnte man sich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieser Silben."

Freilich, über ein gewisses Maß darf die Komik des Namens doch nicht hinausgehen; überschreitet der Name diese Grenze, ist er zudem unbekannt und selten, so werden sich insbesondere naive Gemüter der komischen Wirkung nicht entziehen können. Der berühmte Heidelberger Arzt *Adolf Kussmaul* wußte hiervon ein Lied zu singen, selbstredend aus jenen Jahren, als der Name durch ihn noch nicht berühmt geworden war. Als Kussmaul einmal auf einer öffentlichen Auktion ein Buch erstehen wollte und er dem Versteigerer in aller Biederkeit seinen Namen zurief, machte dieser ein sehr böses Gesicht und verbat sich dergleichen „Scherze", während das Publikum in Lachen ausbrach. — Eine hochgestellte Dame, der man eine Schrift des jungen Professors Kussmaul empfahl, lehnte diese ab, obwohl der Gegenstand sie interessiert hätte. „Nein!" sagte sie, „das ist unmöglich! so kann man nicht heißen." — Als der junge Dr. Kussmaul als badischer Militärarzt den Feldzug von 1848 in Holstein mitmachte, kam er eines Tages in das Haus eines Arztes in Quartier; dieser selbst war gerade auf Praxis aus und die Doktorsfrau empfing den Quartiergast. Kussmaul nannte seinen Namen, doch die Dame verstand ihn nicht und bat, den Namen zu wiederholen. So buchstabierte der Fremdling denn den bedenklichen Namen, doch kaum war er damit fertig, so war auch die hübsche junge Frau fertig: fassungslos lachte sie ihrem Gegenüber ins Gesicht.

Wortspiele mit Namen sind natürlich oft wohlfeil wie Brombeeren, und sehr viel merkwürdiger und naturgemäß viel seltener sind hübsche Wortspiele, die *zwei* verschiedene Namen passend miteinander verflechten. Dennoch bringt das vielgestaltige Leben oft genug zwei Namen, bisweilen sogar in überraschendster Weise, zusammen, die solche Wortspielverbindungen gestatten. *Berthold Auerbach* setzte sich nach Kräften für den bekanntlich nicht nach Gebühr gewürdigten *Gottfried Keller* ein; in seinem „Volkskalender" brachte er mehrfach Arbeiten von Keller. Doch diese Protektion war nicht so recht nach Kellers Sinn, und in seiner mürrischen Art bemerkte er einst: „Schließlich bin ich nur noch Auerbachs Keller!" Wahrlich, eine merkwürdige Verbindung! Man könnte denken, die Namen seien nur geschaffen, um dies Scherzwort zu ermöglichen! — Eine merkwürdige Kombination zweier Namen bot das Wiener Musikleben der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts: Zur Zeit Beethovens war der bedeutendste Musikkritiker der Donaustadt Friedrich August *Kanne*; nach seinem Tode (1833) erwarb sich auf gleichem Gebiete größtes Ansehen Dr. Alfred *Becher*, der 1848 unter den Kugeln der Windischgrätz'schen Jäger endete. Die Merkwürdigkeit des Zusammentreffens dieser beiden Namen wird noch dadurch erhöht, daß beide, Becher wie Kanne, für die Genüsse, die ihre Namen andeuten, das vollste Verständnis besessen haben sollen. — Der Graecist *Karl Keil* (1812—1865), Professor an der Landesschule Pforta, hatte mit dem Leipziger Universitätsprofessor *Reinhold Klotz* (1807 bis 1870) einst eine heftige Fehde, die nicht nur in Zeitschriftenartikeln ausgefochten wurde, sondern auch dazu führte, daß Klotz einen heftigen Brief an seinen Gegner schrieb. Dieser ließ das Schreiben aber unbeantwortet und schickte es dem Widersacher zurück mit der Unterschrift: Auf einen groben *Klotz* gehört ein grober *K. Keil.*[1] — *Moriz Carriere*, der berühmte Philosoph und Kunsthistoriker, hatte in der Jugend große Schwierigkeiten zu überwinden, um sich durchzusetzen: die Universitäten Berlin und Heidelberg hatten seine Habilitation als Privatdozent abgelehnt und auch in Gießen vermochte er in zehnjähriger Dozententätigkeit nur zum unbesoldeten Extraordinarius aufzusteigen. Da verlobte er sich mit Agnes Liebig, der ältesten Tochter des großen Chemikers, und siedelte, da Justus Liebig gerade damals den höchst ehrenvollen Ruf König Maximilians II. erhielt, gleichzeitig mit dem berühmten Schwiegervater von Gießen nach München über, wo er seine Agnes heimführte und alsbald auch ein angemessenes Lehramt, an der Akademie der Künste, erhielt. Zur Kennzeichnung dieser Entwicklung entstand nun das folgende hübsche Witzwort: „Im Anfange war Carriere *mißliebig*; dann aber heiratete er *Miß Liebig* und nun machte Carriere Carrière." — Der Text zum „Freischütz" ist bekanntlich von dem Novellendichter und Dramatiker *Johann Friedrich Kind* gedichtet; erst durch dies Werk war Kind berühmt geworden und er selbst vor allen Dingen spendete seiner Dichtung reichliches Lob, während er das Musikwerk Webers recht geringschätzend beurteilte. Da erschien denn eines Tages eine Karikatur: die sixtinische Madonna. Die „Maria" trug die unverkennbaren Gesichtszüge von Karl *Maria* von Weber, während das Jesus*kind* die Züge von Johann Friedrich *Kind* erhalten hatte. „Maria" mit dem „Kinde"! Beide schwebten zusammen in den Himmel der Unsterblichkeit, das „Kind" aber doch nur auf den Armen der „Maria". — *Karl Justi*, der vor einigen Jahren verstorbene Bonner Kunsthistoriker, wurde eines Tages auf einem Spaziergange, den er mit einem Kollegen machte, von einem Bekannten in überschwenglicher Weise zu dem starken Erfolge seines „neuesten Werkes über Giorgione" beglückwünscht. Dem alten Herrn war diese gewiß recht wohlgemeinte Huldigung sehr peinlich, aus dem einfachen Grunde, weil das genannte Werk (zwei Bände, 1908) gar nicht von ihm, sondern von seinem Neffen *Ludwig* Justi, dem jetzigen Direktor der Nationalgalerie, war. Doch der Begleiter Justis verstand es, durch ein hübsches Wort

[1] Ich verdanke diese Geschichte einer freundlichen Mitteilung des Herrn Archivrat Dr. P. Mitzschke in Weimar.

Digitized by Google

nicht nur die Verwechslung aufzuklären, sondern zugleich über die Peinlichkeit der Situation hinwegzuhelfen. „Sie sind in einem Irrtum befangen", sagte er zu jenem, „das Werk, das Sie meinen, hat nicht (mit einer Verbeugung gegen Karl Justi) — Karl der Große verfaßt, sondern Ludwig das Kind." — Ein hübsches Bonmot erzählt man von *Friedrich Beckmann*, dem berühmten Komiker: Als er in einer Berliner Gesellschaft an der Tafel seinen Platz zwischen den beiden schönen Schauspielerinnen Auguste und Charlotte v. Hagn erhielt, sagte er: „Zwischen A. Hagn und C. Hagn gibt es nur B. Hagn" (Behagen). — Schließlich noch ein anderes, weniger wohlwollendes Wortspiel aus der Bühnenwelt: *Friedrich Haase* leitete in den Jahren 1870—1876 das Leipziger Stadttheater und zu gleicher Zeit stand an der Spitze des Stadtregiments der Bürgermeister Koch. Da warf der jugendliche Oskar Blumenthal — der „blutige Oskar", wie man seine Namensinitialen damals deutete — in einer der scharfen Kritiken, mit denen er Haases Theaterleitung bekämpfte, die Frage auf: „Gehört es nicht zu den Pflichten eines *Kochs, Haasen* abziehen zu lassen?"

Noch zahlreiche Beispiele solcher merkwürdigen Wortspiele mit zwei Personennamen (man könnte sie die Zweispänner unter den Wortspielen im Gegensatz zu den gewöhnlichen nennen) ließen sich anreihen und beinahe könnte man versucht sein, zu glauben, der Zufall, diese gewaltige Macht im Menschenleben, habe eine besondere Vorliebe für derartige merkwürdige Verbindungen und begünstige daher ihr Zustandekommen. Freilich, wenn man sich vergegenwärtigt, wie ungeheuer groß die Zahl von Verbindungen und Berührungen aller Art ist, die das vielverzweigte Leben alltäglich und in jedem Augenblick zwischen den Menschen schafft, so erscheint es nicht mehr wunderbar, daß der Zufall auch hin und wieder einmal solche Konstellationen herbeiführt, die Gelegenheit zu hübschen und überraschenden Wortspielen bieten oder die nach Art der vorkommenden Namen schon an und für sich merkwürdig sind. Es würde daher höchst wunderbar sein, wenn nicht auch aus der Geschichte des gegenwärtigen Weltkrieges verschiedene solche merkwürdigen Kombinationen und Wortspiele sich beibringen ließen. In den ersten Kriegstagen erzählten die Zeitungen von einer schlesischen Stadt (Goldberg), daß dort ein Einwohner lebe, der *Emmich* heiße, während seine Lebensgefährtin eine geborene *Lüttich* sei. — An der Spitze der mobilisierten Schweizer Armee steht bekanntlich der General *Wille* als Oberkommandierender, während *v. Sprecher* der Generalstabschef ist. Da fand man denn in Bellinzona an der Wand eines Arrestlokals die folgende Inschrift:

Was Wille will und Sprecher spricht,
Dem füge dich und murre nicht.

Ein merkwürdiger Zufall ist es auch, daß das in Frankreich stehende englische Heer von einem Marschall befehligt wird, der *French* („Franzose") heißt, während auf französischer Seite einer der angesehensten Militärschriftsteller der General *Langlois*, also ein „Engländer", ist. Aber auch die Namen der beiden Oberbefehlshaber, *Joffre* und *French*, verband ein witziger Kopf zu einem Wortspiel. Ihm war nicht entgangen, daß beide Namen aus je sechs Buchstaben bestehen und die drei letzten des ersten Namens zugleich die drei ersten des zweiten sind. „Seht", sagte er, „wie vollkommen Joffre und French sich ergänzen:

JOF|FRE
FRE|NCH

Ob man horizontal, ob man vertikal liest, stets erhält man dieselben beiden Namen!" In der rauhen Wirklichkeit wird die gegenseitige Ergänzung der beiden Heerführer erheblich weniger harmonisch gewesen sein als in diesem Wortspiel. Soll es doch einen Zeitpunkt gegeben haben, wo *Kitchener* dem französischen Generalissimus das Anerbieten machte, den Marschall mit dem „französischen" Namen durch einen anderen englischen General zu ersetzen. „Ach", soll aber Joffres verblüffende Antwort gewesen sein, „lassen Sie French nur hier! Seine Mängel und Unzulänglichkeiten kenne ich jetzt und kann mich, so gut es geht, darnach einrichten. Wenn Sie mir einen andern schicken, muß ich wieder von vorne anfangen." Es wäre nicht übel, wenn etwa Monsieur *Millerand* in der gleichen Lage dieselbe Antwort von Marschall *French* bekommen haben sollte. An der „vollkommenen gegenseitigen Ergänzung" der beiden Heerführer würde alsdann freilich nicht mehr zu zweifeln sein.

Digitized by Google

Ballhorn-ABC.

Von

Professor Dr. Arthur Kopp in Marburg i. H.

An Ballhorns Namen, der auf Johann Balhorn und seine vor 1530 in Lübeck begründete, unter diesem Namen bis 1603 nachweisbare Buchdruckerei zurückgeht, knüpft sich die Schnurre von vermeintlichen Besserungen am ABC oder ABC-Buch, worauf man hingewiesen hat, um Ausdrücke wie „verbessert (und vermehrt) durch Ballhorn", „Verballhornung" usw. davon herzuleiten. Aber es ist bisher nicht gelungen, in überzeugender Weise darzutun, was die Lübecker Drucker Joh. Balhorn, Vater oder Sohn oder Erben eigentlich an besonders auffälligen, den Spott herausfordernden Einrichtungen und Neuerungen eingeführt haben, daß der eigenartige Ruf sich dadurch rechtfertigen ließe; ja, wenn man sich an Fibel und ABC klammern will, so hat bisher niemand etwas derartiges in Verbindung mit Balhorn gesehen oder nachgewiesen, auch das gelehrte bibliothekarische Kleeblatt — oder Ball-Hornisten-Trio lobesam — nicht einmal, das im ersten Jahrzehnt des XX. Jahrhunderts im Zeichen Balhorns tätig war und in vorliegender Zeitschrift (Jahrgang 6, 1902: Kopp, „Von allerley Ballhornerey"; Jahrgang 8, 1904: Lüdtke, „Die Ballhorn-Drucke der Kieler Universitäts-Bibliothek"), sowie später noch anderswo (Kopp, „Johann Balhorn", Lübeck, Borchers, 1906; Curtius, „Balhornsche Drucke": „Zentralblatt für Bibliothekswesen", Jahrgang 23, 1906; Lüdtke, „Verzeichnis der Balhorn-Drucke": „Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde", Band 9, 1907) Bausteine zum Ehrenmal dieser denkwürdigen, fast über Aldus Manutius berühmten Lübecker Druckerei beigetragen hat.

Von uns allen ist bisher eine Stelle nicht berücksichtigt worden, an der von einem ABC Balhorns die Rede geht, einem wirklich vor Augen liegenden, freilich anders gearteten als nach Maßgabe jenes bisherigen sagenumsponnenen, auf leerem Gerede beruhenden zu vermuten war.

E. J. Koch in seinem „Compendium der deutschen Literaturgeschichte" 2 (1798) S. 99 zählt unter 168 a—i fliegende Liederdrucke seines Besitzes auf und fährt Seite 100 fort:

„k) In *Johann Balhorns güldenem ABC nebenst andern schönen Gedancken in diese geschmeidige Form gebracht* (s. l. & a. 12.) stehen mehrere deutsche Volkslieder, teils ganz, teils in Proben, welche mit den durch Gräters Bragur verewigten die strengste Vergleichung aushalten, und daher mit vollem Rechte eine Stelle in jenem Archive des Altdeutschen Volkswitzes verdienen. Z. B. No. 12.

Der liebſte Buhle den wir han,
Der liegt beym Wirth im Keller;
Er hat ein hölzern Röcklin an
Und heißt der Muſkateller usw.

Derselbe Johann Balhorn hat auch ein Anakreontisches Liebeslied hinterlassen, welches jedem Gleimischen an die Seite gesetzt zu werden verdient."

Der an dieser Stelle herbeigezogene F. D. Gräter wiederholt in „Odina und Teutona" 1 (1812 = Bragur 8) am Schluß (Seite 417) wörtlich diese Zeilen aus dem Kochschen „Compendium", zugleich mit einigen hämischen Ausfällen gegen den „H. Prediger Koch in Berlin", wobei schwer zu begreifen fällt, was Gräter eigentlich damit will und warum er sich gelegentlich der ihm gewordenen, ganz harmlos gemeinten Anzapfung dermaßen ereifert.

Leider ist auch dieses ABC Balhorns inzwischen verschollen und nicht aufzufinden. Sogar die Nachforschungen, die das „Auskunftsbüro der Deutschen Bibliotheken" angestellt hat — ein amtliches Organ, dessen scharfspürendem Auge kaum etwas entgehen dürfte, findig in seiner Art, gleich der darob vielgerühmten Reichspost — sind ergebnislos geblieben, trotz Umfragen und Suchlisten, wobei der Weltkrieg auch störend wirkt; weiteres muß demnach einem glücklichen Zufall überlassen bleiben. Aber obschon die sonstigen Angaben über Balhorns Beziehungen zum ABC auf, soviel man weiß, nüchternen Quellen und Zeugen beruhen, wogegen E. J. Koch leider dem Trunk übermäßig ergeben war und sein „Compendium", dieses lüderliche, wüste, dennoch für seine Zeit äußerst verdienstvolle Sammelsurium vielleicht bisweilen augenscheinliche Spuren davon zeigt: so darf man doch das „güldene ABC" nimmermehr für ein Erzeugnis des 'delirium tremens' halten, und es erscheint bedeutsamer als die sonstigen ähnlichen Äußerungen über denselben Gegenstand, weil es von einem in seinen besseren und lichteren Augenblicken der Nüchternheit immerhin unverächtlichen gelehrten Sammler besessen, eingesehen und beschrieben worden ist, also wirklich und unleugbar existiert hat, während man bei jenen andern

Digitized by Google

Angaben von Balhornschen ABC-Büchern sogar bezweifeln kann, ob diese jemals vorhanden gewesen sind.

Freilich unwirsch, rätselhaft und seltsam genug ist Kochs Mitteilung über Balhorns Werk. Es war wohl gleich den unmittelbar vorher beschriebenen Drucken eins von jenen fliegenden Jahrmarktsheftchen, wie deren auch von Balhorn herrührende mehrere noch erhalten sind, dieses von etwas größerem Umfang als die meisten, da das eigens erwähnte Lied vom „liebsten Buhlen" mit Nr. 12 bezeichnet ist, während sonst im Durchschnitt und nach allgemein üblichem Brauch selten mehr als 3—4 Lieder in diesen kleinen Sonderdrucken stehen. Jedenfalls werden die Freunde des Volksliedes das Verschwinden des Büchleins tief bedauern, wie selbstverständlich außer allen Liebhabern von literarischen Kuriositäten ganz besonders die vereidigten Ballhorn-Forscher, nicht nur wegen der ABC-Frage, sondern auch weil Balhorn sich offenbar in diesem Heftchen wieder einmal als Poet und Autor zeigt; und hauptsächlich dem Zwecke sollen diese Zeilen dienen, das Augenmerk weiterer Kreise von Bücherfreunden auf Balhorns güldenes ABC zu lenken und womöglich zur Aufstöberung des vielleicht doch irgendwo noch versteckten Büchleins anzuregen, wobei mir allerdings von vornherein zwar möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich vorkommen will, daß durch das etwaige Wiederauftauchen die ganze Ballhorn-Frage ihre befriedigende Lösung finde, jedoch soviel gewiß erscheinen darf, daß dies ABC sich als einer der wichtigsten Ballhorn-Drucke erweisen würde.

Im Anschluß hieran darf ich vielleicht noch eine Kleinigkeit zugunsten Balhorns anführen. Der satirische Theologe J. B. Schuppius gedenkt in seinem „Calender v. J. 1659" zuerst auf spöttische Weise (Seite 55) des wackeren Joh. Balhorn, als „welcher das ABC Buch vermehrt und verbessert heraus gehen ließ", und versetzt ihm einen Seitenhieb (Seite 103) durch die Worte „auctior et correctior, wie Johann Balhorn zu schreiben pflag". In keinem der vielen Balhornschen Drucke findet sich das „auctior" oder „correctior" für sich oder zusammen. Dagegen ist mir einmal zufällig Folgendes aufgestoßen. In Zedlers großem „Universal-Lexicon" 27 (1741) liest man unter „Pfeffinger" (Joh. Frdr.): „ein vornehmer Rechtsgelehrter von Straßburg, ... gab Vitriarium illustratum ... 1691, hernach *vermehrter* zu Gotha 1698 ... heraus", und in der Ausgabe vom Jahre 1712 eben dieses „Vitriarius illustratus" von Pfeffinger liest man auf dem Titelblatte „*triplo auctior*". Dies „auctior" oder „emendatior", „correctior" scheint mir echtes und gerechtes Juristenlatein vorzustellen, und auch den beiden andern höheren Fakultäten dürfte gelegentlich etwas ebenso Menschliches entschlüpft sein; desgleichen stößt man wohl auch in deutschen, ungelehrten wie gelehrten Schriften auf Ausgaben, die vermehrter und verbesserter sind, wie ja „korrekter" ohnehin im Deutschen keinen Anstoß gibt, während auch in dieser Beziehung ein Verstoß Balhorns ohne Beweis und Augenschein nur behauptet wird.

Digitized by Google

Der Geächtete.

Von

Professor Friedrich Hirth in Wien.

Karl Gutzkow erzählt in seinem „Leben Börnes“ (Seite 217), daß dieser den lebhaftesten Wunsch hegte, in Gemeinschaft mit *Heinrich Heine* ein politisches Journal, etwa in der Schweiz, herauszugeben, oder mit ihm eine Korrespondenz zu führen, die als Quartalschrift veröffentlicht werden sollte. Aber Heine fand an diesem Plan keinen Gefallen; er zog es vor, seine Kriege allein und auf eigene Hand zu führen. Trotz den unleugbaren Mißhelligkeiten, die zwischen Börne und Heine vorfielen, ist es nicht unmöglich, daß dieser Plan wirklich bestand; nach Michael Holzmanns „Börne-Biographie“ (Seite 314) wäre er in das Jahr 1834 zu verlegen, in eine Zeit, als Heine von Börne bereits durch dessen Angriffe in den „Briefen aus Paris“ schwer gekränkt war, wie ja der Verfasser dieser Briefe noch 1836, als er im „Reformateur“ die herbsten Verdächtigungen der Ehrlichkeit der demokratischen Gesinnung Heines publiziert hatte, es gern gesehen hätte, mit Heine wieder in ein freundlicheres Verhältnis zu treten, was aber von diesem entschieden zurückgewiesen wurde (vgl. Strodtmann, H. Heines Leben und Werke, ²II, 219).

Ergab sich demnach keine Gelegenheit, daß diese beiden politischen Antagonisten ein gemeinsames Journal herausgegeben hätten, so trafen sie sich doch einmal (wenn man von ihrer Mitarbeit an dem harmlosen „Stuttgarter Morgenblatt“ absieht) auf einer und derselben Zeitungstribüne, die schon dadurch, daß Heine und Börne ihr Beiträge zuführten, besonderes Interesse zu erregen vermag. Sie führte den Titel „*Der Geächtete*“ und wurde von dem nach dem Hambacher Feste verhafteten, im September 1832 aus dem Gefängnisse zu Frankenthal entsprungenen *Jakob Venedey* herausgegeben, der sich nach seiner Flucht zunächst nach Straßburg und dann nach Paris begab, wo er die Leitung des „Bundes der Geächteten“ übernahm und sich um die Organisation der in Paris lebenden deutschen Handwerker eifrigst bemühte. Ihn leiteten zweifellos kommunistische Tendenzen, die er auch in seinem „Geächteten“ unentwegt propagierte. Dieses kurzlebige Blatt ist heute zu einem Rarissimum geworden; keine deutsche Bibliothek besitzt ein vollständiges Exemplar.[1] In der Bibliothek des Wiener Advokaten Dr. *Theodor Mautner* gelang es mir, ein solches aufzufinden, dessen Inhalt, wenn nicht ausführlichere, so doch wenigstens bibliographische Fixierung an dieser Stelle um so mehr verdient, als man sich darum bisher wegen des Fehlens eines vollständigen Exemplars nicht bemühen konnte und zum Beispiel über Heines Teilnahme daran weder den Herausgebern Heinescher Werke, noch seinen Biographen etwas bekannt war.

Der genaue Titel der Zeitschrift lautet auf dem ersten Hefte:

Der Geächtete.
Zeitschrift
in Verbindung
mit mehreren deutschen Volksfreunden
herausgegeben
von
J. Venedey.

Erlöse uns vom Uebel! Amen!

Erstes Heft.
Paris.
Man abonnirt sich im Büreau der Redaktion,
rue Richelieu, 65.
Zu haben in Paris bei Herrn Paulin, libraire, place de la Bourse.
In Straßburg bei Hr. Schuler, Buchdrucker und Buchhändler.
Außerdem in allen Buchhandlungen der französischen, belgischen und Schweizer-Gränzen Deutschlands.
1834.

Am 27. Juli 1834 erschien die erste Nummer, was sich aus einem Vermerk auf der Rückseite des Titelblattes ergibt, die außerdem durch eine darauf angebrachte Notiz beweist, wieviel Vorsicht

[1] Zwei je das erste Heft, eine das erste und zweite.

Digitized by Google

Venedey verwendete, um seine Korrespondenzberichte aus Deutschland, die den wertvollsten Teil des Inhaltes ausmachten, sicher in die Hand zu bekommen. Es heißt da unter anderem:

„Briefe und Beiträge bitten wir portofrei entweder nach Straßburg an Herrn Schuler, oder an das Bureau der Redaktion (Paris, Rue Richelieu 65, in Paris) zu senden. Da die Post nicht grade in den Händen unserer Freunde ist, so werden diejenigen, die Ein oder Anderes an uns gelangen lassen, klug tun, wenn sie Briefe, etz. mit einer Umschlagadresse an irgend einen Kaufmann in Straßburg oder Paris versehen, und diesen bitten, das Einliegende an seine Adresse gelangen zu lassen ... Deutsche, die noch in ihrem Vaterlande wohnen, bitten wir, uns unter einem Pseudonamen zu schreiben und uns *gelegentlich* ihren rechten Namen wissen zu lassen".

Das erste Heft betonte in einem „Vorwort" und dem Leitartikel „Deutschland" Ziele und Absichten des Blattes. Venedey variiert zunächst das Motto des Titelblattes „Erlöse uns vom Uebel", und er bedauert es, nicht Bände zur Verfügung zu haben, um aufzuzählen, von welchen Übeln Deutschland erlöst werden müßte.

Die Söhne der Witwen müßten Herrendienste tun, die Kinder riefen nach Brot, die Bauern müßten auswandern, Elend, Hunger und Knechtschaft trieben sie hinweg, die Steuerboten nähmen das Letzte weg, Jungfrauen beweinten den lebend begrabenen Bräutigam, Mütter flehten für ihre Söhne zum Himmel und alle riefen: Erlöse uns vom Uebel! Alle, die diesen Spruch mit wahrem Ernste beten, seien Freunde des „Geächteten". Für sie solle sich seine Stimme erheben. Auch der Aufsatz „Deutschland" ist eigentlich nichts anderes, als eine ausführlichere Variation des Mottos.

Es gab eine Zeit, wo man stolz sein durfte, ein Deutscher zu sein. Was einst die Sklaven und Leibeigenen waren, seien heute die Untertanen, die wie Sklaven arbeiten, und der Steuerbote sammelt den Lohn ihrer Arbeit ein, während die Fürsten Millionen verzehren. Nicht nur die Untertanen werden heute verkauft, wie einst die Sklaven, sondern die ganze Erde. Griechenland wurde an Bayern verkauft, Belgien an einen Sachsen, Portugal an Dom Miguel. Aber auch Deutschland ist verkauft, und zwar an einen Juden, der es in Versatz hat (Rothschild?). Nur Rechtlosigkeit herrscht in Deutschland, die unbeschränkte Fürstenherrschaft hat Deutschlands Namen aus dem Buche der Geschichte gestrichen. 29 Millionen Sklaven leben in Deutschland und eine Million Zuchtmeister.

Es verlohnt sich natürlich nicht, die einzelnen Artikel des „Geächteten", die alle denselben Geist und dieselbe revolutionäre Sprache atmen, hier inhaltlich zu charakterisieren. Nur ein paar bedeutendere können hervorgehoben werden. Das erste Heft enthält einen der bedeutendsten, den das Blatt während seines ganzen Bestandes aufzuweisen hatte: Börnes „Rettung", diese trunkene Phantasie über des *Abbé Robert de Lamenais* „Worte eines Gläubigen", das Buch, das Börne bis im Innersten ergriff und dessen Tendenzen ihn so sehr begeisterten, daß er sich alsbald an eine Übertragung ins Deutsche machte. Im dritten Hefte kündigte der „Geächtete" diese Übersetzung mit den begeisterten Worten an:

„Worte des Glaubens von Abbe de la Mennais. Aus dem Französischen übersetzt von L. Börne. Paris bei J. P. Aillaud. Quai Voltaire No. 11. 3 Fr.

La Mennais und Börne; — brauchen wir da unsern Freunden noch ein Wort der Empfehlung zu sagen? — Leset! Leset! Leset! und wieder und abermals! — Das ist alles, was wir zu sagen wissen, was uns das Gefühl unserer Nichtigkeit diesem gewaltigen Werke, diesem Dom der Freiheit, gegenüber zu sagen erlaubt. Leset! Rufet die Worte mit lauter Stimme in die Welt hinaus, auf daß der Blinde sehend, der Taube hörend, der Lahme kräftig werde, auf daß der Gewaltherr erzittere, und der Zernichtete erstehe. — Es gab eine Zeit, wo man glaubte, daß man durch Worte den Geist der Hölle bannen könne. Rufet die Worte des Glaubens ihm zu, und seine Macht wird ihn verlassen, und zitternd wird er fliehen, und den verborgensten Winkel der Unterwelt suchen, um sich in ihm vor der Macht des Geistes und der Wahrheit zu verbergen. — Nie hat ein Franzose solche Worte gesprochen, aber sicher wohl auch nie ein Franzose einen solchen Übersetzer gefunden."

Ein weiterer Beitrag Börnes ist im „Geächteten" nicht mehr vorhanden; nur einmal kam dieser noch auf ihn zu sprechen, indem er die Ankündigung seiner „Balance" abdruckte und das neue Organ wärmstens empfahl (2. Band, 6. Heft). Dagegen kam jetzt Heine zu Worte mit einem Aufsatz (1. Band, 6. Heft, Seite 262—267) „Die zukünftige Revolution Deutschlands". Es ist die Schlußapostrophe aus „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" (Ausgabe der Werke von Elster, Band IV, Seite 291—296). In der ersten Ausgabe des 2. Teiles des „Salon" war der größte Teil dieser Ausführungen unterdrückt worden, wie Heine in einer Erklärung in der „Allgemeinen Zeitung" vom 19. März 1835 meinte: auf Veranlassung der Verlagsbuchhandlung von Hoffmann und Campe. Er geriet darüber mit Campe in einen heftig erregten Briefwechsel, da der Verleger alle Schuld von sich weg- und der Zensur zuschob. Besonders mißlich mußte Heine natürlich die Entfernung der schon im „Geächteten" erschienenen Schlußabsätze seines Buches sein, und er erinnerte sich noch bei der Bereitung der zweiten Auflage des zweiten Salonteils an den deutschen Erstdruck in Venedeys Zeitschrift (vgl. seinen Brief an Campe vom 28. April 1852; zum ersten Male von mir

Digitized by Google

in meiner dem Bibliophilentage 1913 vorgelegten Spende „Heine und Campe", Seite 37, veröffentlicht). Ein paar kleine Textvarianten finden sich übrigens in der zweiten Auflage des zweiten Salonteiles gegenüber dem Erstdrucke im „Geächteten", die wahrscheinlich auf Verbesserungen des ursprünglichen Textes durch Heine zurückgehen, als er die zweite Auflage von „Zur Religion und Philosophie in Deutschland" bereitete.[1]

Interessant sind ein Vor- und ein Nachwort der Redaktion zu diesem Aufsatze, die lauten:

Vorbemerkung der Redaktion:

In der „Revue des deux Mondes" erschien vor einiger Zeit ein Werk von H. Heine über die Geschichte der deutschen Philosophie. Der Schluß jenes Werkes ist eine Art Prophezeiung der zukünftigen Revolution Deutschlands. Die poetische Weise und die hinreißende Sprache des Dichters charakterisieren das neue Werk, wie seine früheren. Doch wozu eine Einleitung, wo das Werk selbst nur geeignet ist, jede Einleitung zu beschämen. Wir freuen uns, den Schluß dieses Werkes von H. Heine hier mitteilen zu können.

Nachbemerkung:

Wir enthalten uns jeder Bemerkung über diese poetische Prophezeiung, wenn auch vielleicht einzelne Stellen in derselben uns Veranlassung zu solchen bieten könnten. — Nur Eine sei uns erlaubt: diese kräftigen Worte eines der ersten Schriftsteller Deutschlands mußten erst in einem französischen Gewande erscheinen, ehe sie die Söhne Deutschlands im Urtext lesen durften. Wir nehmen Act hiervon, da dies unsere Zeit charakterisirt und sprechend den entwürdigenden Zustand Deutschlands bezeichnet, dessen erste Schriftsteller nur unter dem Gesetze eines fremden Volkes Schutz finden. —

Außer den bereits erwähnten Aufsätzen enthält das erste Heft des „Geächteten" einen unbedeutenden über „Maßregeln zum Schutze des deutschen Buchhandels gegen den Nachdruck" von J. D. und eine „Deutsche Örtlichkeiten" überschriebene Rubrik, die sich in allen Heften findet, worin sich heftige Anklagen gegen Übergriffe von Fürsten und Gerichten, Verherrlichungen der Teilnehmer am Hambacher Feste (zum Beispiel Wirths) und ähnliche Mitteilungen finden.

In „Schlußbemerkungen der Redaktion" wird als Zukunft, der man entgegensehe, verheißen: Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe, für die der Geächtete stets eintreten wolle.

Aus dem zweiten Hefte verdient nur ein kurzer Artikel hervorgehoben zu werden, der sich mit den preußischen Maßregeln gegen die Pariser Buchhandlung von Heideloff & Campe beschäftigt. Bedeutungsvoll ist darin, daß prägnant darauf verwiesen wird, wie wenig Börne und Heine außer dem gemeinsamen Verleger miteinander zu tun hätten, obwohl man sie immer zusammen nenne. Venedey wendet sich gegen das preußische Verbot der Verlagsartikel von Heideloff & Campe mit dem sozialpolitischen Argumente, daß man dadurch nichts weiter erreiche, als daß man ein paar Familien sozial vernichte.

In dem dritten Hefte ist der Abdruck eines Schreibens O. L. B. Wolffs, des Jenenser Professors, an Börne von besonderer Wichtigkeit. Mit Wolff beschäftigte sich Börne in seinem 102. Pariser Briefe (am 30. Januar 1833) und er warf ihm vor, daß er als „einer von unseren Leuten" es in der christlich deutschen Bildung bis zur blonden Philisterei gebracht habe. Dagegen kehrte sich Wolff in einem Briefe an Börne, den dieser dem „Geächteten" mit folgendem Schreiben zugehen ließ:

An die Redaktion des Geächteten.

Ich ersuche Sie, hierbei folgenden Brief des Herrn Professors Wolff in Jena, der schon im Juni geschrieben war, den ich aber erst am 12ten September erhalten habe, und den darinliegenden Artikel in Ihr Journal aufzunehmen. Die Stelle in meinen Schriften, worauf sich die Erwiederung des Herrn Prof. Wolff bezieht, lautet wie folgt: „Ein Professor Wolff in Jena, sagt in seinem Buche über die schöne Literatur: „Börne hat es in seiner letzten Zeit mit dem Publikum verdorben durch seine Briefe aus Paris, weil er den Spaß zu weit trieb, und die Menge zu beschränkt war, um einzusehen, daß jene Uebertreibungen wirklich nichts sind, als etwas grober und zu Zeiten unziemlicher Spaß." Dieser unbeschränkte Wolff ist auch einer von unsern Leuten, die es in der christlich-deutschen Bildung bis zur blonden Philisterei gebracht. Einer der einmal eine Ohrfeige bekam, fragte: Mein Herr, ist das Spaß oder Ernst? — Völliger Ernst. — Nun das ist ihr Glück, denn solchen dummen Spaß kann ich nicht vertragen. — Der schrankenlose Professor, wenn er jetzt meine neuen Briefe liest, wird auch sagen: Nun das ist sein Glück, daß er Alles für Ernst erklärt, denn solchen dummen Spaß können wir nicht vertragen."

L. Börne.

---

[1] Ich vermerke sie hier kurz (S-Salon II, G-Der Geächtete; zugrunde gelegt ist die Ausgabe von Elster II, 291ff.) Seite 292, Zeile 4 S: unterscheidet; G: unterscheide. Seite 292, Zeile 4 S: bestimmt, G: berechtigt. Seite 292, Zeile 7: in G. fehlt: ich glaube mit dem Zunamen Haxthausen. Seite 292, Zeile 11 S: abzuscheiden, G: abzuscheiden; Seite 294, Zeile 1 S: und daß in, G: und daß alsdann in. Seite 294, Zeile 4: fehlt in G: und das ist sein schönstes Verdienst. Seite 295, Zeile 11 S: Des Freiheitsrausches, G: Des jungen Freiheitsrausches. Seite 295, Zeile 16 S: befürchten, G: fürchten.

Digitized by Google

Wolffs Brief an Börne und der darin erwähnte Aufsatz haben folgenden Wortlaut:

Ew. Wohlgeboren

Haben mich in Ihren Pariser Briefen auf eine nicht eben feine Weise angegriffen, um glimpflich zu reden. Ich ließ die einliegende Erwiederung an mehrere deutsche Journale abgehen; man verweigerte aus mancherlei Gründen die Aufnahme. Sie fürchteten sich,

Da ich nun aber wünsche, daß Sie erfahren, wie ich denke, wenn ich auch vielleicht jetzt, da Gras darüber gewachsen ist, durchaus nicht mehr gesonnen bin, etwas in dieser Hinsicht drucken zu lassen (was Ihnen übrigens einerlei seyn kann;) so sende ich Ihnen das Original jener Erwiederung durch einen zuverläßigen Freund den Dr. Wolf aus New-York, der es Ihnen persönlich einhändigen wird.

Wie auf Gedrucktes Gedrucktes, so gehört auf Geschriebenes Geschriebenes. — Ich glaube also nicht mit Unrecht einige Zeilen von Ihnen über den Empfang dieses Briefes erwarten zu können, Ich habe wenigstens das Vertrauen noch zu Ihnen, daß Sie nicht mit einem Pistolenschuß auf der Landstraße antworten, wo ich Ihnen als Mann von Ehre Degen präsentire. Briefschreiben wird Ihnen ja überhaupt nicht schwer. —

Jena, den 17ten Juni 1834.

Ganz ergebenst

Prof. Dr. O. L. B. Wolff.

(Beilage.)

Bruchstück eines Briefes an Hrn. Börne in Paris.

Durch Zufall lese ich im Eisenberger Patrioten No. 6 d. J. einen Auszug aus dem 5ten oder 6ten Theile Ihrer Briefe aus Paris, in welchen Sie mich auf Ihre Weise belehren, daß ich Unrecht gehabt habe, die Uebertreibungen in den frühern Bänden besagter Briefe für groben und zu Zeiten etwas unziemlichen Spaß zu halten. Sie schließen Ihre Expectoration mit folgenden Worten: Einer, der einmal eine Ohrfeige bekam, etc ...

Es ist sonst meine Maxime, nie zu antworten, wenn ich angegriffen werde; denn ich denke: habe ich Recht, so sehen es die Leute von selbst ein, und thun sie es nicht, so hilft mir meine Antwort auch nichts; habe ich aber Unrecht, so mag ich's als verdient annehmen. Da Sie aber so genau zu wissen glauben was ich sagen werde, so muß ich einmal eine Ausnahme machen, um mich für künftige Fälle vor einer solchen Hebamme meiner ungebornen Gedanken zu sichern. Also Ich werde das nicht sagen; erstlich nicht, aus dem ganz einfachen Grunde, weil ich Ihre andern Briefe nicht lesen werde, da ich schon an den alten genug habe; zweitens nicht, weil ich früher nicht glaubte, daß ein Mann im Ernste seine schon so sehr verspotteten ehemaligen Glaubensgenossen an den Pranger der Lächerlichkeit stellen könne, wie Sie das in jenen Briefen mehrfach thun; nur dem Spaß, dem unziemlichen und groben Spaß, der sich mitunter vergißt, und die Schranken des Anstandes überschreitet, war das zu verzeihen; drittens nicht, weil ich nur bedaurend die Achseln zucken kann über Ihr ganzes Treiben; liegt Ihnen wirklich Ihr deutsches Vaterland so am Herzen, so hätten Sie hübsch darin bleiben, und nach Ihren Kräften in Ihrem Kreise dafür wirken sollen; so aber kommen Sie mir vor, um Ihnen auch mit einem Geschichtchen zu dienen, wie Jemand der sich in einer Gesellschaft ungebührlich benahm, noch ehe er hinaus geworfen wurde, das Hasenpanier ergriff, und sich draußen vor der Glasthüre, die zum Versammlungszimmer führte, hinstellte, und auf die Leute drinnen nach Leibeskräften schimpfte; viertens nicht, weil ich nicht geglaubt habe, daß ein Deutscher uns Deutsche für so dumm hält, und uns anmuthet, planlose Briefe, in die er schreibt, was ihm durch den Kopf fährt, für Ernst zu nehmen; fünftens nicht, weil ich Besseres zu thun habe, als mich um Ihr Treiben zu bekümmern; und endlich sechstens nicht, weil auch eine Glasthür mich hindert Ihre Reden zu vernehmen, eine Glasthüre, die übrigens jedem, der es mit der Gesellschaft wirklich gut meint, den Zugang nicht verwehrt.

Daß Sie mich endlich einen blonden Philister schelten, ist mir ganz angenehm; Sie verstehn doch darunter jeden, der seine Pflicht zu thun strebt, das Rechte nach eigener Ueberzeugung will, und nicht mit Ihnen Parthey macht. — Ich habe mich eifrig bemüht, mich an den Besten meiner Zeit zu bilden, und wenn ich deren auch Keinen erreiche, so bin ich doch zu stolz, in die ausgetretenen Schuhe eines Andern zu treten, und mein Wahlspruch ist:

Nicht gekrochen, nicht gebörnet,
Stets mit eignem Wind gesegelt,
Und vor allen Dingen nimmer
Ultraliberal geflegelt.

Und nun mein werther Herr Börne: Adieu pour jamais.

Jena, im Februar 1834.

Prof. Dr. O. L. B. Wolff.

Der übrige Inhalt der Zeitschrift beansprucht literarhistorisch kein weiteres Interesse. Nur um den revolutionären Charakter der Zeitschrift, in der die Mitarbeit Börnes weniger überraschen kann, als die Heines, anzudeuten, seien von den politischen Aufsätzen wenige hervorgehoben. Im sechsten Heft des ersten Bandes unterrichtet ein Bericht aus Wien über die dort im geheimen gährende revolutionäre Stimmung. Der Berichterstatter weiß sogar zu melden, daß sich im Hoftheater das Publikum weigere, die Volkshymne, die immer beim Erscheinen des Hofes angestimmt würde, mitzusingen.

Digitized by Google

Denn die Wiener meinten, sie hätten den Kaiser Franz lange genug „erhalten", jetzt möge ihn Gott erhalten. Ausgezeichnet und wirklich schlagkräftig ist eine Parallele (2. Band, 3. Heft) zwischen Menschen- und Fürstenrecht, worin die Grundartikel der französischen Republik von 1793 mit dem deutschen Bundesrecht von 1835 kontrastiert werden. So heißt es in dem Artikel der französischen Verfassung: die Hauptrechte des Menschen sind: für die Erhaltung seiner Existenz zu sorgen und für die Freiheit. In der Bundesverfassung: die Hauptrechte des Fürsten sind: für die Erhaltung seiner Existenz zu sorgen und für die Herrschaft. Oder Artikel 14 in Frankreich: das Volk ist souverän; in Deutschland: das Volk ist rechtlos.

Diese Tendenzen ziehen sich in immer schärferen Formen durch den ganzen „Geächteten", und es ist begreiflich, daß er das Mißfallen der deutschen Regierungen zu erregen begann, die auf die Unterdrückung des Blattes sannen. In den „Geheimberichten", die der deutschen Bundeskanzlei in Mainz, der österreichischen und preußischen Regierung erstattet wurden (jetzt von Karl Glossy [Wien 1912] herausgegeben), ist denn auch von Venedey und seiner Zeitschrift wiederholt die Rede. Wie es freilich die Art dieser Konfidentenberichte war, die sich nur selten an die Wahrheit hielten, sondern meist nur allerlei Klatsch, den sie im Fluge auflasen, den Regierungen mitteilten, wurde über das Blatt viel Erlogenes breitgetreten. So sollte seine Gründung nach einem Frankfurter Berichte vom 10. September 1834 auf eine Idee Heines zurückzuführen sein, was entschieden unwahr ist. Glaubwürdiger ist ein Berliner Bericht vom 9. Mai 1835, daß der „Geächtete" nicht gerade starke Verbreitung finde und Venedey hungern müsse. Das hielt ihn freilich nicht ab, auf der von ihm als recht erkannten Bahn weiterzuschreiten und sich dadurch den größten Mißhelligkeiten auszusetzen. Im Gegenteil: die polizeilichen Maßregeln, die gegen den „Geächteten" ergriffen wurden, scheinen ihn immer verbitterter gemacht zu haben, und wie blutige Ironie klingt es, daß er von Heft vier an auf das Titelblatt die Worte setzen ließ: „Ein Bundesbeschluß verbietet den Geächteten in Deutschland. Es ist ihm sein Recht widerfahren. Wer denselben in Hessen-Darmstadt verkauft, muß 10 Gulden, wer in Sachsen 20 Thaler Strafe zahlen. Dies zur Nachachtung." Ob die Worte „Es ist ihm sein Recht widerfahren" durchaus ehrlich gemeint waren, möge dahingestellt bleiben. Lange dauerte übrigens die Herausgabe des „Geächteten" nicht. Im achten Hefte (2. Band, 2. Heft) nahm Venedey, da er aus Paris auf Betreiben der deutschen Regierungen verbannt wurde, von seinen Lesern Abschied, wobei er versprach, für das Blatt weiterzuarbeiten (was er auch tat) und nur die Redaktion einem Freunde zu übertragen, der unter französischen Gesetzen stehe und nicht als Flüchtling der Gesetzlosigkeit preisgegeben sei. Mit dem dritten Hefte des zweiten Bandes übernahm *E. Rauch* die Redaktion und führte sie bis zum Aufhören der Zeitschrift (2. Band, 6. Heft). Venedey durfte allerdings schon Ende 1836 nach Paris zurückkehren[3] (vgl. den Geheimbericht aus Paris vom Januar 1837 [bei Glossy, I. Band, Seite 89]), um die Stadt freilich sehr bald wieder als Verbannter verlassen zu müssen. Ende Dezember 1836 scheint das durch die mangelnde Abonnentenzahl bedingte Ende des Blattes eingetreten zu sein. Nach einem Bericht vom 10. Januar 1837 (Glossy a. a. O. Seite 100) beabsichtigte Venedey, ein neues Blatt herauszugeben.

Venedeys weitere Schicksale berühren uns in diesem Zusammenhang nicht weiter, ebensowenig seine weitere Verbindung und spätere Entzweiung mit Heine. Wie es Heines Lebensschicksal immer wieder erweist, zertrug er sich mit den besten Freunden, mit denen er oft ein langes und mühsames Stück Weg zusammen gegangen war; und so stellte sich auch mit Venedey der Bruch ein, den er als Kobes I. grausam persiflierte, worauf sich dieser sogar dazu verstand, in sehr schlechten Gedichten, denen die „Kölnische Zeitung" die Ehre des Abdrucks widerfahren ließ, dem todkranken Dichter körperliche Mißhandlung anzudrohen . . .

Doch das liegt alles weitab von der Periode des „Geächteten", der uns allein hier beschäftigte.

3 Heine hatte sich für ihn verwendet. Vgl. über Heine und Venedey den Bericht *Adalbert von Bornstedts* an Metternich vom 17. November 1835 [nicht 1836?], den *Otto Draeger* („Theodor Mundt und seine Beziehungen zum jungen Deutschland", Marburg 1905). Seite 157 ff. mitteilt.

Digitized by Google

Soll man Bücher leihen?

Eine Frage an die Freunde schöner Bücher.

Von

Joseph August Lux in München.

Man saß im Gartensalon, trank Tee und sprach ausnahmsweise nicht von der Liebe, sondern von anderen schönen Sachen. Der Tag funkelte grüngolden hinter den Schattenhäuptern der alten Bäume des Parks, das blaue Märchenauge des Sees schimmerte herauf, Statuen aus Marmor und Bronze standen in laubigen Nischen und am Ende des vertieften Blumenparterres. Ein Dichterhain war es, den der Gründer des Hauses vor Jahrzehnten hatte anlegen lassen. Die Liebe zur Literatur und zu den schönen Künsten, die sich also ein Denkmal gesetzt hatte, war zweifellos Erbteil der liebenswürdigen Hauswirtin geworden. Mit verbindlichem Lächeln neigte sie sich zu dem Autor, ihrem Gast, und sagte: „Ihr neuer Roman interessiert mich sehr, würden Sie ihn mir leihen?“

Nun mag es viele geben, die über die naive Bitte der Dame lächeln und ironisch meinen: Noblesse oblige! Ich muß die Dame entschieden in Schutz nehmen und erklären, daß sie ganz unschuldig ist. Sie hat nur getan, was heute die leider übergroße Mehrheit der Gebildeten unbedenklich tut und sich die wünschenswerten Bücher, wenn nicht beim Autor selbst oder beim lieben Nächsten, so doch sicher in der Leihbibliothek ausborgt, auf alle Fälle aber borgt. Wer würde seine Tischwäsche oder seine Leibwäsche oder die Kunstgegenstände seines Salons entlehnen, anstatt zu besitzen? Ein Verdacht, über den sich jedermann entrüsten würde. Ist es weniger beschämend, seine Seelenwäsche auszuborgen, den Nachbar anzugehen, oder sich gar mit den unsauberen, abgegriffenen Bänden der Leihbibliotheken zu begnügen?

Es ist eine ganz auffallende Tatsache, daß in unserem Zeitalter der vorgeschrittenen und verbreiteten allgemeinen Bildung eine mit Geschmack und persönlichem Interesse gewählte eigene Hausbücherei noch immer zu den Ausnahmen gehört. In den Wohnungen der Gebildeten und der Wohlhabenden ist der Bücherschrank noch weit davon entfernt, ein lebendiges Glied in dem geistigen Organismus der Familie zu bilden. Der Hausherr hat seine Fachbibliothek, die er nach utilitären Gesichtspunkten wählt. Im Salon, oder im Empfangszimmer, oder auch im Speisezimmer steht wohl ein stilgerechter Bücherschrank, den der Tischler oder Möbelhändler zur fertigen Wohnung geliefert hat und der eine ziemliche Verlegenheit bildet. Er drückt nichts Persönliches mehr aus. Er ist gewöhnlich nur mehr der Dekoration wegen da. Zwar stehen einige Reihen Liebhaberbände mit goldgepreßtem Rücken darinnen, „die Klassiker“, die nur mehr des stilgerechten Bücherschranks wegen da zu sein scheinen. Schlägt man einen dieser Bände auf, ist man überrascht, in der industriemäßig prunkhaften Aufmachung das miserabelste Papier und den miserabelsten Druck zu finden. Wozu sollte es anders sein? Diese Bücher sind doch nicht zum Lesen da. Die Hausfrau freut sich zwar über die schöne „Bibliothek“, aber insgeheim denkt sie, was gehen mich die Klassiker an? Natürlich gibts Ausnahmen, aber die meisten Leute sind so. Für die Genüsse des Leibes, für die Forderungen der Eitelkeit sind keine Opfer zu groß. Aber für ein Buch einige Mark auszulegen, erscheint vielfach noch als Verschwendung. Der Buchpreis von fünf Mark macht ein Werk fast unverkäuflich. Im günstigsten Falle gestattet der „Bücherfreund“ seinem Buchhändler nur solche Ansichtssendungen, die drei Mark pro Band nicht übersteigen. Damit ist von vornherein allen besseren Literaturschöpfungen, die nicht billig verbreitet werden können, der Weg abgeschnitten.

Ja, hat die Familie keine geistigen Bedürfnisse? O doch! Aber man ist ganz zeitgemäß und deckt diese Bedürfnisse aus der Leihbibliothek, die es einem ja so bequem macht. Man braucht nicht selber forschen, nicht selber wählen, man bekommt die kostbare Sache pfundweis, kann fünfzig Bände in der Woche auslesen, oder wenigstens daran herumnaschen und bezahlt einen Pappenstiel dafür.

Zwar ist es ja bekannt, daß Leihbibliothekleser alsbald naturnotwendig einem unvertilgbaren Stumpfsinn anheimfallen, die seichteste und fast wertlose Kost bevorzugen und an der oberflächlichen, hastig betriebenen Lektüre, die nur mehr nach Tagessensationen hascht, geistig genommen, mehr Schaden als Nutzen tragen. Daß die Literaturverbreitung wirksam erhöht und mithin den Leihbibliotheken ein fördernder Einfluß auf die innere Bildung des Volkes zuzuschreiben sei, ist nur eine Phrase. Nicht zu bestreiten aber ist, daß Leihbibliotheken den Bücherabsatz sehr empfindlich ver-

Digitized by Google

mindern, den Einzug wertvoller Literatur ins Haus verhindern und den Geschmack des Leserpublikums durch ein Überangebot von süßlicher, leichter Marktware verderben. Ebenso unzweifelhaft ist, daß ohne Leihbibliotheken zwar weniger Bücher gelesen, aber mehr gekauft würden.

In dem kleinen Schweden und Norwegen sollen relativ etwa fünfundzwanzigmal mehr Bücher verkauft werden, als in dem Riesendeutschland mit seinen ungefähr 80 Millionen Menschen. In dem literaturfreundlichen Deutschland, wo doch nicht weniger gelesen und gedruckt wird! Der Vergleich gibt zu denken. Bücher sind gewiß der Gradmesser der persönlichen Kultur — aber, wohlgemerkt! nicht die entlehnten, sondern die selbsterworbenen Bücher!

Die fortschreitende persönliche Kultur verpönt den Unfug des Bücherborgens und des Leihbibliothekenlesefutters; der gute Geschmack und die innere Vornehmheit gebieten, daß man Bücher, die man liebt und gerne liest, und die Liebe verdienen, als eigen besitze. Es ist ein großer Unterschied, ob man ein Buch entlehnt, oder ob man es besitzt. Man kennt ein Buch nicht, daß man bloß geborgt hat. Nur der Besitzer pflückt die letzte süße Frucht des Werkes und gewinnt ein dauerndes Verhältnis zu den Büchern seiner Wahl.

Leihbibliotheken erzielen nichts, sie führen nicht zur Blume des Geistes. Dann aber ist die Frage, mit welchem Fug ein Mann Bücher, an denen noch persönliche Rechte haften, gegen geringes Entgelt, tausende von Malen verleiht, um einen materiellen Nutzen an sich zu reißen, der von rechtswegen dem Urheber zukommt. Die literarischen Kreise befassen sich endlich mit dieser Rechtsfrage, und es tauchen Vorschläge auf, die Leihbibliotheken zu Abgaben an die Verleger und Autoren zu zwingen, ähnlich wie es den Theatern gegenüber geschieht, die für das Aufführungsrecht Tantiemen bezahlen. Es mag dahingestellt sein, ob dies ein glücklicher oder auch nur durchführbarer Gedanke ist, weil auch damit für die Hebung des Geschmacks nichts getan wäre und weil in diesem Fall der wahre Fortschritt nicht in der wirtschaftlichen, sondern in der ideellen Auffassung und Regelung der Angelegenheit begründet ist.

Es muß endlich im Publikum wieder das Bewußtsein dafür geweckt werden, daß nur ein minderwertiger Geschmack sein Genügen an Leihbibliotheken haben kann. Denn wichtiger als alles Nicht-Lesenswerte zu lesen, ist alles Lesenswerte zu besitzen. Nur der umsichtig und persönlich gewählte Besitz allein sichert das innere Verhältnis zu den Werken, die man keineswegs auf der Stelle austrinken muß wie ein Faß Wein, sondern davon man oft nur ein Schlückchen nimmt, die Blume zu genießen, die Blume des Geistes, die seltene Blume des Persönlichen.

Dazu gehört nicht unbedingt Wohlhabenheit; der einfachste Mann kann sich einen Seelenschatz an unverlierbaren Werten schaffen, wenn er einmal zur Erkenntnis gekommen ist, daß selbsterworbene Bücher fruchtbringender sind und dennoch geringere Kosten verursachen als Wirtshaus und Alkohol. Aber zur Ehre des einfachen Mannes sei es gesagt, daß es gerade die Masse der Bemittelten ist, die am beharrlichsten das Lesefutter der Leihbibliotheken verschlingt und trotz aller Prüderie nicht den Ekel empfindet, den diese schmierigen, durch Hunderte von unkontrollierbaren Händen gegangenen, mit Krankheitskeimen unvertilgbar behafteten Leihbibliotheksbände jedem reinlichen Menschen einflößen müssen, daß, wer sich nicht schon auf seelische Hygiene versteht, doch wenigstens aus leiblicher Hygiene davon absehen müsse.

Das Ganze ist vielfach nur eine Erziehungsfrage. Wie in den meisten Fällen sind es die Großen, die Erwachsenen, die am meisten Erziehung bedürfen.

Sollen wir deshalb mit dem geistigen Gut geizen und es ängstlich verschließen? Mit nichten! Die liebenswürdige Literaturfreundin, die sich mein Buch ausgebeten, soll es haben! Ich leihe es jedem, der da kommt!

Allein unter jeder Blume eine Schlange! Denn: auf der letzten Seite findet der freundliche Borger mein Motto, das ich jedem Bücherfreund empfehle: „Wer dieses Buch gelesen hat, ohne es als eigen zu besitzen, der schäme sich!“

Vielleicht gewinnt das alte Wort noblesse oblige wieder Ansehen und erwacht das Gefühl, daß auch Bildung verpflichtet. Nicht zuletzt Büchern gegenüber. Sonst ist es wirklich ein Humbug. Vielleicht bricht sich dann wieder die Auffassung Bahn, daß man schöne und wertvolle Bücher wohl schenken kann, keinesfalls aber verleihen oder entlehnen.

Digitized by Google

Bilder in Kriegsbüchern.

Von

Fritz Hansen in Berlin.

Bei der Herausgabe von Büchern und Abhandlungen, die den Weltkrieg betreffen, kommt man häufig in die Lage, Abbildungen beizufügen, die schon vorher irgendwo veröffentlicht waren, und es fragt sich dann, wie weit die Verwendung derartiger Illustrationen, ohne die ausdrückliche Genehmigung des Urhebers bezw. des Verlegers einzuholen, zulässig ist. Im Interesse der Verleger und Herausgeber erscheint es daher angebracht, die sehr wichtige Frage, wann und inwieweit Bilder in Büchern und Zeitschriften zitiert werden dürfen, einmal zu erörtern.

Die Vorschrift des § 19 des Urheberrechtsgesetzes vom 9. Januar 1907 regelt das — sozusagen — Zitierungsrecht bei Abbildungen, soweit sie überhaupt unter dieses Gesetz und nicht etwa unter das Gesetz betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst fallen. Eine solche Zitierung soll nur erlaubt sein in einer selbständigen wissenschaftlichen Arbeit oder in einem für den Schul- und Unterrichtsgebrauch bestimmten Schriftwerk, und dort auch nur dann, wenn sie ausschließlich zur Erläuterung des Inhalts dient. Dieses Zitierungsrecht erstreckt sich nur auf einzelne Werke, die noch dazu erschienen oder bleibend ausgestellt sein müssen. Schließlich ist der Zitierende verpflichtet, die Quelle, aus der er schöpft, anzugeben. Erste Bedingung ist also das Vorliegen einer selbständigen wissenschaftlichen Arbeit oder eines für den Schul- oder Unterrichtsgebrauch bestimmten Schriftwerkes. Bei der selbständigen wissenschaftlichen Arbeit kommt es zunächst darauf an, daß aus der Darstellung oder dem Inhalt hervorgeht, daß die Arbeit einen wissenschaftlichen Zweck verfolgt. Ob dieser Zweck tatsächlich voll und ganz erreicht wird, darauf kommt es nicht an. In Zweifelsfällen wird der Richter das Vorliegen eines wissenschaftlichen Zweckes mit Hilfe von Sachverständigen leicht ermitteln können. Zu der Wissenschaftlichkeit kommt ferner die Selbständigkeit als notwendiges Erfordernis; die wissenschaftliche Arbeit muß also auch von einer eigenen geistigen Tätigkeit ihres Urhebers Zeugnis ablegen. Sammelwerke werden daher im allgemeinen dann nicht als selbständige Arbeiten des Herausgebers aufzufassen sein, wenn an den einzelnen Beiträgen ein gesondertes Urheberrecht (gemäß § 6 des Gesetzes) besteht. Der einzelne Beitrag kann sehr wohl eine selbständige wissenschaftliche Arbeit sein.

Als zum Schul- oder Unterrichtsgebrauch bestimmte Werke sind solche anzusehen, die bestimmt sind, dem Schüler oder Lehrer zum Gebrauch beim öffentlichen Unterricht zu dienen. Der Ton liegt dabei auf der Bestimmung zum Schul- oder Unterrichtsgebrauch, die aus der methodischen Anordnung des Stoffes, aus der Anlehnung an die vorgeschriebenen Lehrpläne erkennbar ist. Ob tatsächlich eine Eignung zum Schul- oder Unterrichtsgebrauch vorliegt, ist für die Rechtspflege unerheblich. Es kommt auch nicht darauf an, ob das Schriftwerk nebenbei noch zur eigenen Belehrung geeignet ist oder nicht. Werke, die jedoch lediglich zum Selbstunterricht dienen, fallen nicht unter die Schriftwerke zum Schul- oder Unterrichtsgebrauch, wohl aber können sie selbständige wissenschaftliche Werke sein.

Die Vervielfältigungen müssen ferner zur Erläuterung des Inhalts dienen. Es muß also der Text als der Inhalt des betreffenden Werkes die Hauptsache, die Abbildung nur ein Hilfsmittel zum besseren Verständnis des Textes sein. Nach dem Wortlaut des § 19 wäre es zum Beispiel unzulässig, wenn ein Urheber in eine Abhandlung über den Weltkrieg ein oder zwei Aufnahmen eines anderen Urhebers einfügt, um ihr wissenschaftliche Vollständigkeit zu geben. Eine solche Einfügung von Abbildungen wäre nicht zulässig, da sie nicht ausschließlich zur Erläuterung des Inhalts geschähe, wohl aber wäre sie gestattet, wenn der betreffende Text durch das Fehlen der Abbildung in seiner Verständlichkeit eine empfindliche Lücke aufweisen würde, denn Text und Bilder müssen im organischen Zusammenhang stehen, der auch äußerlich zum Ausdruck kommen soll. Die Aufnahme der Abbildungen muß in das Werk geschehen, es dürfen nicht die Abbildungen getrennt vom Text erscheinen.

„Unter den Begriff des Erscheinens fallen — entsprechend dem Literaturrechte — nur die Herausgabe im Verlags- und Kunsthandel, der Vertrieb im Kunstgewerbe sowie sonstige Handlungen, durch die die mechanisch oder doch fabrikmäßig gefertigte Nachbildung in den allgemeinen Verkehr gelangt, nicht aber das Ausstellen des Werkes oder seine Vorführung. Bei einem Ölgemälde, einem Bauwerk, einem Denkmal kann von einem Erscheinen überhaupt nicht die Rede sein". (Begründung

Digitized by Google

des dem Reichstage vorgelegten Gesetzentwurfes, Drucksachen des Reichstages, 11. Legislaturperiode, 2. Session 1905/6, Nr. 30, S. 32.)

Das Gesetz, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst vom 19. Juni 1901 kennt außer dem Begriff des Erscheinens noch den Begriff der Veröffentlichung. Unter Erscheinen versteht es nur die Herausgabe des Werkes im Verlagsbuchhandel. Sollen dagegen alle Handlungen, durch die das Werk überhaupt an die Öffentlichkeit gebracht wird, zusammengefaßt werden, so ist der Ausdruck Veröffentlichung gebraucht. Unter den Begriff Veröffentlichung fiele nun auch die Vorführung von Werken der bildenden Künste oder der Photographie mittels mechanischer oder optischer Einrichtungen. Solche Werke, die nur auf diese Art veröffentlicht sind, dürfen indes nicht entlehnt werden.

Von jedem, der ein Werk nach § 19 benutzt, wird verlangt, daß die Quelle deutlich angegeben ist. Die Quelle muß sich auf dasjenige Werk beziehen, aus dem unmittelbar geschöpft worden ist. Die Quelle muß indessen nur dann angegeben merden, wenn sie auf dem Werke selber genannt ist. Der Umschlag, in den das Werk hineingeheftet oder gebunden ist, gehört zum Werke selbst. Es tritt also der Zwang zur Quellenangabe schon ein, wenn die Quelle auch nur auf dem von dem Werke untrennbaren Umschlag steht. Dagegen ist die Quellenangabe entbehrlich, wenn sie nur von einem Umschlag entnommen werden kann, in den das Werk lose und jederzeit herausnehmbar hineingelegt ist. Ein gewissenhafter Autor wird indes wohl bei jedem entlehnten Werk, dessen Quelle ihm bekannt ist, sie auch ohne den Zwang des Gesetzes angeben.

Die Art der Quellenangabe unterliegt weiter keiner Vorschrift als daß sie deutlich sein muß. Unzweideutige Abkürzungen oder Abkürzungen, die als allgemein verständlich angesehen werden können, genügen vollkommen. Es ist indes zweckmäßig, wenn irgend angängig, stets den genauen Titel, die Auflage, Jahreszahl sowie Seitenzahl und Nummer der benutzten Abhandlung zu nennen.

Digitized by Google

Hans Baldungs Tätigkeit für den Holzschnitt.

Von

Mela Escherich in Wiesbaden.

Die deutschen Holzschnittwerke des XVI. Jahrhunderts geben der Forschung noch viel Arbeit. Ein großer Teil der bisherigen Angaben ist unrichtig. Dies trifft besonders für Hans Baldung zu. Verschiedene Bücherholzschnitte, die mit ihm nichts zu tun haben, werden ihm zugeschrieben; dagegen findet sich in der ganzen Spezialliteratur merkwürdigerweise kein Hinweis auf eine Beziehung Baldungs zur Offizin *Froschauers*, obwohl die Froschauerschen Büchermarken deutliche Beweise für eine solche sind. Vier Büchermarken, aus den Jahren 1521, 1526 und 1543 stammend, dürfen unbedenklich Hans Baldung zugewiesen werden. Sie sind in der großen Publikation von P. Heitz, „Die Zürcher Büchermarken bis zum Anfang des XVII. Jahrhunderts" (Fäsi & Beer, Zürich 1895) unter Nr. 2, 6, 7 und 11 aufgeführt und abgebildet. Heitz 2 ist das *älteste Druckerzeichen des Christoph Froschauer*. Wir finden es zuerst mit dem Datum 1521 in Zwinglis „Ußlegen und gründ der Schlußreden"; des weiteren mit und ohne Datum in verschiedenen Werken in den Jahren 1521 bis 1525, 1535 und 1565. In architektonischer Renaissanceumrahmung hockt ein Kind mit einer Fahne, auf der die Initialen Christoph Froschauers stehen, auf einem Frosch, den es an einem Bande zügelt. Nagler riet auf Art des Urs Graf, womit er nahe an Baldung herankam; denn Graf nähert sich manchmal Baldungs Art. Betrachten wir aber die eigentümlich gespreizte Stellung der Beine, so werden wir doch direkt auf Baldung geführt, wo wir dieses Motiv bei den sitzenden Hexen wiederfinden.

1526 erscheinen zwei neue Druckerzeichen. Die Rahmenarchitektur fällt weg. Der Putto reitet auf dem Frosch unter einem Weidenbaum, an dessen Stamm ein kleinerer Frosch hinaufklettert. Der große Frosch wendet schnappend den Kopf nach seinem Reiter, der darüber fast die Herrschaft verliert und sich erschreckt zurückbiegt. Dieser Putto ist kaum mehr als eine wenig veränderte Kopie nach dem Jesuskind der „Madonna" des Konsuls Weber (Freiburg, Städtische Sammlung) zu nennen. Aber die Frische der Zeichnung weist meines Erachtens ohne Zweifel auf eigenhändige Arbeit. Der Holzschnitt erscheint zuerst auf dem Titelblatt „Von warem und valschem Glauben, Comentarius, dz ist underrichtung Huldrych Zwinglis. Vertütscht durch Leonem Jud. 1526; des weiteren in den Jahren 1537, 1540, 1543, 1544, 1547—50, 1556, 1559, 1562.

Etwas weiter entfernt von Baldung — was sich jedoch immer durch den Holzschneider erklären kann — ist Nr. 6. Der auf dem Frosch reitende Putto wendet den Kopf zurück. Passavant und Woltmann weisen auf Holbein, was nicht wahrscheinlich ist. Wenn der Entwurf nicht von Baldung selbst stammt, so entstand er in unmittelbarer Anlehnung an ihn, was bei Holbein nicht der Fall gewesen wäre. Wir finden ihn zuerst in Zwinglis „Von warem und falschem Glauben" 1526; ferner in andern Büchern 1536, 1537, 1542, 1543, 1548.

Nr. 11 geht wieder auf eigenhändigen Entwurf zurück. Der Putto scheint sein Reittier zu einem sanften Trabe anzuspornen. Er ist einer von den Putten aus dem Freiburger „Schmerzensmann". Zum ersten Male kommt er 1543 vor, dann 1554, 1555, 1558, 1560, 1567, 1569. Da diese kleinen Arbeiten wohl nicht lange vor ihrer Verwendung entstanden, so darf man daraus schließen, daß Baldung lange Jahre hindurch mit der Offizin Froschauer in Verbindung stand, gewiß auch noch mehr für sie ausführte. Eine Titelbordüre, die einigemal in Drucken von 1523 und 1525 vorkommt, nach Vögelin von einem Basler Formschneider stammt, bewegt sich in ihrem Motiv, Putten in Ornamentranken, im Geschmack Baldungs.

Die Tätigkeit für Froschauer eröffnet eine neue Perspektive. Sie gibt der bereits von Eisenmann (Meyers „Künstlerlexikon" II, 617. 1878) und nachdrücklicher von Baumgarten („Hans Baldungs Stellung zur Reformation", Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins XIX, 245, 1904) aufgestellten Hypothese von Baldungs reformatorischen Beziehungen eine festere Grundlage. Christoph Froschauer, Zürichs bedeutendster Verleger, war ein Vorkämpfer des protestantischen Gedankens. Seine Verdienste für Druck und Verbreitung der Bibel sichern ihm seinen Ruhm (Vögelin, Christoph Froschauer, Zürich 1840). In den Jahren 1519—1521 bringt er die ersten Bücher heraus. Es sind reformatorische Schriften. Und in dieser Zeit bereits tritt er mit Baldung in Verbindung. Das ist sehr bemerkenswert. Baldung machte *im Jahre 1521* mit seinem Lutherholzschnitt — Luther im Nimbus und überschwebt von der Taube des heiligen Geistes — ungeheures Aufsehen. Da nimmt es nicht wunder,

Digitized by Google

daß der reformatorische Verleger sich diesen Künstler sicherte. Inwieweit der Straßburger Meister sich innerlich der neuen Bewegung anschloß, bleibt eine Frage für sich. Aus seinen religiösen Bildern geht keine Gesinnung hervor, die man als reformatorisch bezeichnen könnte, so wenig es richtig wäre, das Katholische in seiner Kunst zu betonen. Einerseits ist er zu viel Künster, um in eine Richtung gepreßt werden zu können; andrerseits drängt insbesondere seine üppige Phantasie vom Dogmatischen weg ins Mythologische und überhebt ihn damit völlig dem Für und Wider des konfessionellen Standpunktes. Gerade die Arbeiten für Froschauer sind auch keinerlei Gesinnungsbeweise, denn es ist wohl Sache des Verlegers, welche Bücher er mit einer bestimmten Marke schmückt. Daß es in diesem Falle nun zunächst die Schriften Zwinglis waren, will nichts besagen; mehr schon, daß Froschauer überhaupt dem Straßburger Meister Aufträge gab, da damals doch in der Schweiz kein Mangel an Küntlern herrschte. Der Lutherholzschnitt Baldungs dürfte da wohl die entscheidende Veranlassung gewesen sein; vielleicht auch liefen persönliche Empfehlungen von Straßburg nach Zürich. Beziehungen Froschauers zu den elsässischen Reformationskreisen sind durchaus wahrscheinlich, und daß wiederum Baldung mit diesen Kreisen in Verbindung stand, ist bekannt.

In diesem Zusammenhang sei auch noch auf *ein fliegendes Blatt* hingewiesen: „Ein schön neües Liedt / von der zerstörung Jerusalem / in des herrzog Ernsts thon. Getruckt zu Strasburg bei Thiebolt Berger." Der Titelholzschnitt (veröffentlicht in „Unbekannte Ausgaben geistlicher und weltlicher Lieder, Volksbücher usw." von P. Heitz, Straßburg 1911) dürfte auf Baldung zurückgehen. In einer Waldlandschaft schreitet ein hochbepacktes Kamel, die Bäume zeigen zum Teil das eigenartig hängende, wie gekämmte Gezweig, wie es für Baldung 1512—1513 (Snevelinaltar im Freiburger Münster; „Ruhe auf der Flucht" in den Museen zu Wien und Nürnberg) charakteristisch war. Das Kamel erinnert an jenes einer Handzeichnung Baldungs von 1512 (Veste Coburg), die als Vorzeichnung zu Glasscheiben der Abteien Ober- und Niedermünster diente. Eine dieser Scheiben ist noch erhalten. Sie stammt aus dem XVII. Jahrhundert. Ein Beweis, wie lange Baldungs Vorzeichnungen in Ehren standen. Wir finden denselben Fall in der Offizin Froschauer, wo in den fünfziger bis achtziger Jahren des XVI. Jahrhunderts die Büchermarken alle auf Baldung zurückgehen. Sie sind nur variierte Umzeichnungen des von Baldung erfundenen Motivs.

Wieviel mag noch in den verschiedenen Holzschnittwerken der Zeit verborgen stecken? Man nimmt gemeinhin an, der Meister sei in seinem Alter träge geworden, da es ihm gut ging. Vielleicht werden aber noch weitere Funde auf dem Gebiet seiner illustrativen Tätigkeit diesen Verdacht widerlegen.

Digitized by Google

Lösung der alten Streitfrage „Antiqua oder Fraktur“ durch die experimentelle Psychologie.

Von

Paul Hennig in Charlottenburg.

Die frühere Ansicht von Laien und einzelnen Ärzten, daß die Fraktur oder Deutschschrift die Augen mehr angreife als die Antiqua oder Lateinschrift, ist durch sichere wissenschaftliche Forschungen schon vor etwa zehn Jahren als Irrtum bewiesen worden. Mit Hilfe eines physiologischen Apparats des Dr. *Alex Schackwitz* ist dieser Beweis nunmehr experimentell geführt worden. Der kleine Apparat ist bereits von zwanzig deutschen und ausländischen psychologischen Instituten in Benutzung genommen worden.

Das lesende Auge führt ruckweise Bewegungen aus und faßt in den Ruhepausen immer einen Teil der Zeile auf. Das Auge wird umsomehr angestrengt, jemehr Bewegungen es beim Lesen zu machen hat, die kleinen Bewegungen ermüden begreiflicherweise am meisten. Es muß also wohl diejenige Schriftart die am bequemsten lesbare sein, bei der man den größeren Teil einer Zeile während einer Ruhelage des Auges erfassen kann.

Der Apparat des Dr. Schackwitz, „Nystagmograph“ genannt, erfaßt die Augenbewegungen so, daß sie mittels eines längst bekannten anderen Apparats samt den Zeitabständen aufgezeichnet werden können. Der Apparat sieht aus wie eine Brille ohne Gläser, belästigt den Lesenden nicht und wird durch einen engen Schlauch mit einer Mareyschen Schreibkapsel verbunden, welche selbst die leisesten Bewegungen des Auges mittels Luftdruck aufzeichnet. Der Lesende kann die Schrift in der Hand halten oder auf den Tisch vor sich hinlegen.

Mit den beiden Apparaten sind Versuche an einer größeren Anzahl von Studierenden vorgenommen worden. Die Aufzeichnung der Bewegungen des Augapfels (bulbus), wenn die Versuchsperson scharf nach rechts und links sieht, zeigt an jedem Ende sowohl des aufsteigenden wie des absteigenden Teiles der großen Kurvenzacken eine kleine Extrazacke als Ausdruck dafür, daß das Auge am Schluß jeder großen Seitenbewegung eine kleinere unwillkürliche kurze Bewegung ausführt. Die zweite Hälfte des Kurvenbildes zeigt die Aufzeichnung der Lidbewegungen als große, auf- und abgehende Zacken mit zahlreichen kleinen Extrazacken. Derartige Kurven der willkürlichen Augenbewegungen von rechts nach links und von Lidbewegungen zeigen bei verschiedenen Individuen Abweichungen in Form und Größe, abhängig von der Form des Augapfels, der Größe der Lider, der Art des Anlegens der Aufnahmekapsel und der Aufzeichnungsvorrichtung.

Bei der Kurve einer Versuchsperson, die einen gut lesbaren Borgis Antiquatext in zwölf Sekunden lautlos zu lesen pflegt, zeichnet sich der Zeilenwechsel durch steilen Abfall der während des Lesens der Zeile sanft ansteigenden Kurve aus. Dem steilen Abfall folgt unmittelbar ein kurzer steiler Aufstieg, auf den wieder der schräge allmähliche Abstieg folgt. Im schrägen Teile der Kurve, der also dem Lesen der einzelnen Teile entspricht, sind kleine, in diesem Falle vier bis fünf Zacken aufgezeichnet. Diese Zacken sind die aufgezeichneten ruckweisen Bewegungen des Auges.

Alle die zahlreichen Versuche mit Borgis Antiqua und mit Frakturschrift gleichen Grades und gleicher Zeilenlänge haben nachgewiesen, daß eine Buchzeile Borgis Fraktur im Durchschnitt mit fünf Augenbewegungen, Borgis Antiqua aber mit sieben bewältigt wurde. Im allerungünstigsten Fall wird man der Fraktur immer noch 25 Prozent Überlegenheit zubilligen müssen.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich i. V. Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.

Digitized by Google

Der Weltkrieg im Scherzbilde.

IV. Die modernen Kriegswaffen in der Karikatur. — Englische Satiren in Buchform.

Von

Ernst Schulz-Besser in Leipzig.*

Der Weltkrieg hat mit vielem Morschen und Kranken aufgeräumt und reinigend gewirkt, er hat aber auch einen massenweisen Auftrieb von allerhand Schund zur Folge gehabt, der immer wieder zeigt, wie gering das Verständnis für ein so gewaltiges Ereignis noch jetzt in manchen Köpfen ist. Was allein auf kunstgewerblichem Gebiete, wenn man den Ausdruck kunstgewerblich für diese Machwerke überhaupt anwenden kann, an Greueln geschaffen worden ist, spottet jeder Beschreibung. Es genügt hier, flüchtig an die 42 cm-Mörser-Schirmständer, an die Kravatten mit der Aufschrift „Gott strafe England", an die Granatsplitter als Vorstecknadeln und die Hindenburg-Schnupftücher zu erinnern, (die ja auch in das Gebiet der Karikatur fallen, wenn auch in das der unfreiwilligen), um sich all diesen Unrat ins Gedächtnis zu rufen. Leider haben ja auch, wie die letzte Leipziger Messe zeigte, selbst altehrwürdige und unabhängige Porzellanmanufakturen sich von der Mode hinreißen lassen und dem Geschmack der breiten Masse Rechnung getragen. Hier zeigt sich, daß der Krieg das ästhetische Gefühl oft sehr ungünstig beeinflußt. Auch vor den Millionen von Kriegsgedichten packt weite Kreise allmählich ein wachsender Überdruß. Man hat es satt, noch weiter akademischen Stilübungen offizieller und inoffizieller Dichter zu lauschen. Reime wie Rote Hosen und Franzosen, Serben und Sterben, Brummer und Kummer, Japs und Klaps sind derartig in Mißkredit gekommen, daß man sie kaum noch beachtet. Selbst der Reim French auf Mensch,

Abb. 1. Nicholas Haz, Die Armee der Zivilisation. (The Fatherland, New York.)

* Vgl. N. F. VI Heft 10 u. 12, VII Heft 2.

Digitized by Google

für den es bisher keinen gab (schon Grabbe sagt: „Warum sind Mensch und Jungfrau ungereimte Worte?") hat allmählich an Wert verloren. Die Dichter müßten eigentlich French für sein Erscheinen auf den Knien danken. Auch Joffre und Koffer ist nachgerade abgeschmackt geworden, und es ist noch ein Glück für den französischen General, daß er nicht Jaffre heißt. Und was von den poetischen Gaben gesagt wird, trifft auch auf die Karikaturen zu. Das Kriegsbild, und nicht zum wenigsten die Kriegskarikatur, beherrscht die Stunde, aber es ist beileibe kein angenehmes Herrschertum.

Der jetzige Krieg ist etwas so Gewaltiges, die Leistungen auf deutscher Seite sind so über jedes Lob erhaben, daß sie in der Dichtkunst ebensowenig wie in der bildenden Kunst jemals völlig verarbeitet werden können. Was er uns bisher gebracht hat, ist weder eine neue, noch eine besonders eigenartige Kunst. Eher darf man behaupten, daß er durch viele Tausende von flachen und minderwertigen Produkten kunstvernichtend gewirkt hat. Was von den „Mundbarbaren" gilt, trifft zu einem großen Teile auch auf die Barbaren des Griffels zu. Wer seit einem Jahre deutsche Witzblätter durcharbeitet, erschrickt über die Fülle von Seichtheiten und Geschmacklosigkeiten. Da sind beispielsweise die sehr unerfreulichen Schützengrabenwitze und -Illustrationen. Wollte man den Zeichnern glauben, so lebte es sich dort wie in einer besseren Laubenkolonie. Die Unwahrhaftigkeit ist es, die so viele dieser Bilder unverdaulich macht. Da sind als ein weiteres Beispiel die zahlreichen süßlichen Blätter Ernst Heilemanns, der sich ganz platt und phantasielos ständig selber wiederholt. Hin und wieder nur gelingt ihm ein leidliches Stück, wie die internationale Völkerschau unserer Gefangenen, die in größerem Formate und mit französischem Texte „Quelques champions de la civilisation, de la liberté et du progrès" in Belgien angeschlagen wird, damit die Belgier ihre verbündeten Kulturträger, Neger, Hottentotten, Anthropophagen und andre Gentlemen stets vor Augen haben. Aber auch dieses Thema ist in witzigerer Art in einer Karikatur behandelt worden, die „The Fatherland" brachte, jenes in englischer Sprache in Nordamerika von Deutsch-Amerikanern herausgegebene Blatt, das die deutschen Interessen in den Vereinigten Staaten durch Aufklärung der englisch denkenden Amerikaner fördern hilft (Abb. 1). Die „gemütvollen" Vadding-Zeichnungen von Heinrich Zille, von denen eine aussieht wie die andere, können auf Menschen von Geschmack keinen Eindruck machen; diese französischen Weiber und Kinder scheinen ganz frisch aus Berlin O importiert zu sein, mit dem einzigen Unterschied, daß sie nicht, wie sonst bei Zille (den ich den „Meister der schwangeren Frauen" nennen möchte), beständig in anderen Umständen herumlaufen. Damit will er wohl diskret den Geburtenrückgang in Frankreich andeuten.

Abb. 2. Geo. Morrow, Der Haßgesang. (Punch, London, Dezember 1914.)

Glücklicherweise gibt es ja auch Ausnahmen. Wir haben in

Digitized by Google

Deutschland Griffelkünstler, die sich in die erste Reihe der Karikaturisten gestellt haben. So ist der „Simplicissimus" eine wahre Oase in der Wüste des Stumpfsinns. Eine reine Freude gewährt des unerschöpflichen Olaf Gulbranssons „Alpenwacht" in der Italiennummer, wo auf gelbem Hintergrunde sich der deutsche Reichsaar und der österreichische Doppeladler mit kraftvollem Schwarz massig und gewaltig abheben, während in der Ferne das Diminutivum eines Italieners erscheint, nur aus einem großen Maule bestehend: „Und der will uns etwas anhaben, der ist ja nur auf Singvögel eingeschossen." Mit einfachen Mitteln ist hier eine große Wirkung erreicht. Dieses durch die flächige Behandlung auch dekorativ sehr wirkungsvolle Blatt söhnt mit vielen anderen aus, ebenso wie die Beiträge von Ragnvald Blix im „Simplicissimus". Neben dem Schweden Gulbransson ist dieser Norweger eine der größten Begabungen, die in Deutschland arbeiten. Seine reiche Phantasie weiß die Persönlichkeiten, die er sich vornimmt, außerordentlich witzig zu charakterisieren. Hier braucht nur an seine famose Karikatur „An der Ostfront" erinnert zu werden: „Ganghofer ist da —der Sturm kann beginnen." Eine köstlichere Satire auf diesen Dichter und seine Kriegsberichte läßt sich „nimmer" bringen. Nur wenige wissen, daß Blix noch vor wenigen Jahren viel für französische Zeitungen, unter anderen auch für „Le Rire" und „Le Journal" gezeichnet hat. Er wurde bekannt durch eine Serie Karikaturen auf bekannte klassische Gemälde, die zuerst als Sammlung „Le voile tombe" 1908 herauskam und auch deutsch im gleichen Jahre unter dem Titel „Nach alten Meistern" erschien.

Abb. 3. P. van der Hem, Deutschlands Zukunft liegt unter dem Wasser. Holländische Darstellung der deutschen Unterseebootserfolge. (De Nieuwe Amsterdammer, Amsterdam.)

Bei der riesigen Fülle ist es schwer, den Weizen von der Spreu zu sondern. In diesen Aufsätzen, die sich hauptsächlich mit der Karikatur des Auslandes befassen sollen, wird versucht, nur solche Scherzbilder festzuhalten, die als zeitgeschichtliche Dokumente bleibenden Wert haben, wobei der Grundsatz maßgebend sein muß, daß eine scharfe und bissige Karikatur des Feindes, sofern sie nur geistreich ist, tausendmal mehr Wert hat, als ein fader und süßlicher Kitsch, wenn er sich auch noch so hurrapatriotisch gebärdet. Gerade wir Deutschen als Sieger dürfen im Gefühl unserer überlegenen Kraft nicht zu empfindlich sein und müssen Humor genug besitzen, auch in der schärfsten Karikatur des Auslandes gegen uns den witzigen Gedanken und die künstlerische Qualität sehen zu können! Wenn irgendwo, so soll hier der Satz gelten: „Tout comprendre c'est tout pardonner." Es wäre ein ganz falsch verstandener Patriotismus,

Digitized by Google

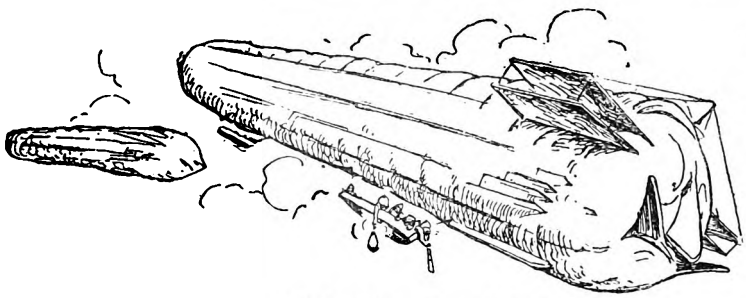


Abb. 4. Alb. René, Die Zeppeline. (Französische Karikatur.)

alle antideutschen Karikaturen des Auslandes in Bausch und Bogen zu verurteilen. Bringen doch sogar die Franzosen, denen man gewiß keine übermäßige Objektivität nachrühmen kann, in ihren Witzblättern regelmäßig Reproduktionen deutscher Scherzbilder, die in schärfster Weise französische Zustände geißeln. Und auch die Engländer haben gezeigt, daß sie Sinn für Humor haben, als sie Lissauers Haßgesang gegen England (vor dessen internationaler Berühmtheit dem Autor jetzt selber graust) in einer, übrigens meisterhaften englischen Übersetzung für gemischten Chor vertont öffentlich im Royal College of Music zum Vortrag brachten; man denke: Engländer den Haßgesang gegen das eigene Land! Sir Walter Parratt, der die Aufführung leitete, lobte in den Zeitungen den Enthusiasmus, mit dem der Chor die Komposition vortrug und bedauerte nur, daß er Lissauer kein Telegramm über den großen Erfolg senden konnte. Der Haßgesang kommt ja bei uns in Deutschland allmählich aus der Mode. Kurz nach seiner Entstehung wurde er als „Lied eines bayrischen Soldaten" im bayrischen Heere verbreitet (darauf bezieht sich Abb. 2 aus dem „Punch"); jetzt warnt das bayrische Unterrichtsministerium vor der Pflege des Hasses in den Schulen und wünscht die Ausmerzung das Haßgesanges aus den Lesebüchern, in denen er Aufnahme gefunden hat. Lissauer hatte kein Recht, vom drosselnden Haß aller siebzig Millionen Deutschen zu sprechen; es gibt unter ihnen einige Millionen, die zwar von Ekel und Zorn gegen jene englischen Staatsmänner erfüllt sind, die den schrecklichsten aller Kriege mit einfädelten, die aber gegen das englische Volk selber keinen Haß im Herzen tragen. Ein gerechter Krieg bedarf auch keinerlei Anstachelung durch Haßgesänge!

Ein Gefühl der Erhabenheit über Beleidigungen ist besonders notwendig gegenüber den zahlreichen Karikaturen des Auslandes, die infolge der Torpedierung der „Lusitania" entstanden sind. Die modernen Waffen dieses Krieges, die namentlich auf deutscher Seite so außerordentlich erfolgreich angewendet wurden: Luftschiffe, Unterseeboote, tötende Gase, haben auch in der gesamten Weltkarikatur zu zahlreichen, oft sehr bedeutenden Darstellungen geführt. Alle die Bilder über die Torpedierung der „Lusitania" gehören ja in das Kapitel „Unterseeboot", über das sich allein schon ein dicker Band von Karikaturen zusammenbringen ließe. Die „Lusitania"-Karikaturen sind eigentümlicherweise nicht in England am zahlreichsten, das durch den Untergang des Riesendampfers doch am meisten getroffen wurde, vielmehr hat quantitativ und qualitativ Amerika das meiste geleistet und nächst ihm Holland; wie überhaupt, soweit sich das Gebiet der Karikatur im Weltkrieg bisher übersehen läßt, in Amerika und Holland die künstlerisch wertvollsten Scherzbilder entstanden sind.

Abb. 5. Karikatur auf die Angriffe der Unterseeboote. (Life, New York.)

Wie bekannt, erfolgte die Torpedierung der „Lusitania" am 7. Mai ohne vorherige direkte Warnung, wobei eine große Anzahl bekannter oder, wie man drüben sagt, „prominenter" Amerikaner ihr Leben verlor. Wir wollen einmal annehmen, das Umgekehrte wäre eingetreten, Deutschland hätte in einem Kriege, in dem es neutral geblieben

Digitized by Google

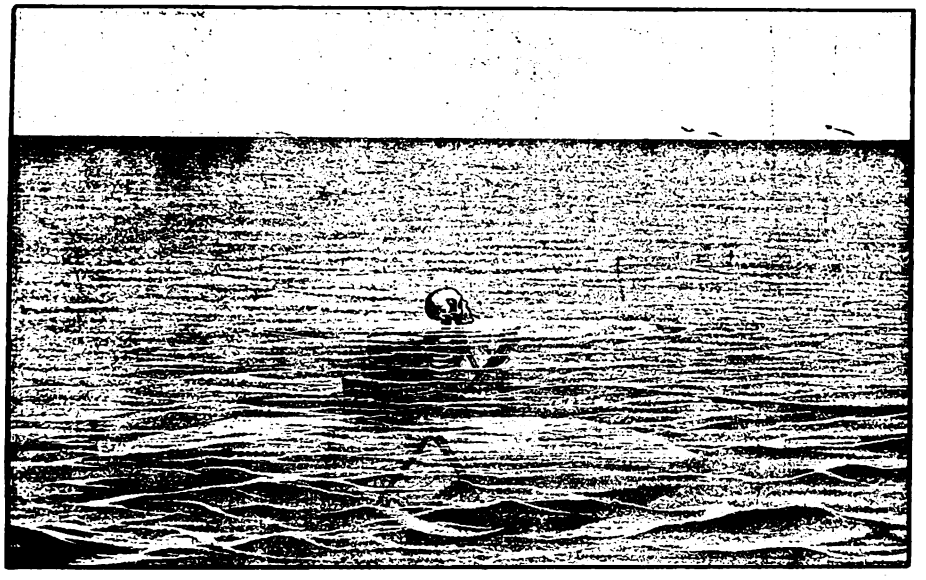


Abb. 6. Johan Braakensiek, Der neue Tod.
Holländische Karikatur auf die Unterseeboote. (De Amsterdammer, Amsterdam.)

wäre, auf die gleiche Weise eine Reihe seiner besten Bürger eingebüßt; sicherlich wäre auch bei uns die Erregung zur Siedehitze gestiegen und hätte in den Witzblättern (in diesem Kriege ist der Ausdruck „Witzblatt" eigentlich geradezu eine Profanation) zu den denkbar schärfsten Angriffen geführt. Allerdings hätte man in Deutschland die Bekanntmachung eines fremden Gesandten nicht mit Spott und Hohn hingenommen, wie es in Amerika mit den Warnungen geschehen ist, die Graf Bernstorff in Zeitungen und durch private Briefe ergehen ließ. Deshalb ist es ja auch nicht richtig, von einem Torpedieren der „Lusitania" ohne vorherige Ankündigung zu sprechen. Aber die amerikanische Presse nahm diese Warnungen nicht ernst. So zeigt noch ein Spottbild in der Morgenausgabe des „New York Herald" vom Sonnabend den 8. Mai „The Announcer" Bernstorff mit umgeschlagenem Mantel und den Attributen des Todes, während im Hintergrund das Plakat der Cunard-Linie klebt, die dort ihre Abfahrtszeiten der „fastest and largest steamers" ungehindert ankündigt. Diese Zeichnung von W. A. Rogers sollte ein Hohn auf Bernstorffs Warnungen sein.

Abb. 7. P. van der Hem, Die Lusitania.
(De Nieuwe Amsterdammer, Amsterdam.)

Nachdem das große Schiff nun tatsächlich versenkt war, überbot sich die amerikanische Presse an gehässigen Darstellungen, die sich hauptsächlich gegen den Kaiser und Tirpitz, die als die Urheber des „Verbrechens" angesehen wurden, richteten. Der schon in früheren Aufsätzen genannte Sidney Greene zeigte im „Evening Telegram" den Kaiser persönlich mit einem riesigen Torpedo die „Lusitania" in den Grund bohrend, während Frauen und Kinder rettungslos auf den Wellen treiben: „Sein Platz

Digitized by Google

an der Sonne". In derselben vielgelesenen Tageszeitung brachte der Zeichner Farr eine Karikatur, in der die drei größten Seeräuber aller Zeiten, Capt. Kidd, Simms und — Sir Henry Morgan dem Kaiser den Lorbeer (the wreath) überreichen: „Handing it to him" („Ihm gebührt der Ruhmeskranz"). Robert Carter veröffentlichte im „Evening Sun" eine Satire mit der ironischen Benati Times" brachte eine Zeichnung von Bushnell mit der riesigen Figur des Todes, der aus dem Meeresgrunde aufsteigt und die „Lusitania" in die Tiefe zieht, während das deutsche Unterseeboot unbekümmert abfährt; „Philadelphia Public Ledger" vereinfachte den Gedanken: Man sieht auf den tobenden Wellen einen deutschen Helm mit der Piratenflagge an der Spitze. „Brooklyn Eagle" bringt die amerikanische Flagge (Stars and Stripes), blutbefleckt, darunter die Unterschrift: „Das ist unser Blut". Noch viel schärfer waren die Darstellungen in der schon mehrfach zitierten bedeutendsten amerikanischen Wochenschrift „Life"; sie sind derartig zynisch, daß man ihren Inhalt aus einfachen Anstandsgründen nicht einmal zitieren kann. Auf einer der verhältnismäßig noch harmlosen Zeichnungen von McKee sieht man Uncle Sam, wie ihn der Kaiser mit der Peitsche bearbeitet, so daß Streifen auf dem Rücken entstehen, und Tirpitz ihm mit einer schweren Keule auf den Kopf schlägt, so daß Funken und Sterne sprühen; die ironische Unterschrift lautet: „Stars and Stripes".

Abb. 8. Robert Minor, In Erwartung des 18. Februars (des Beginnes des Unterseebootskrieges). (World, New York.)

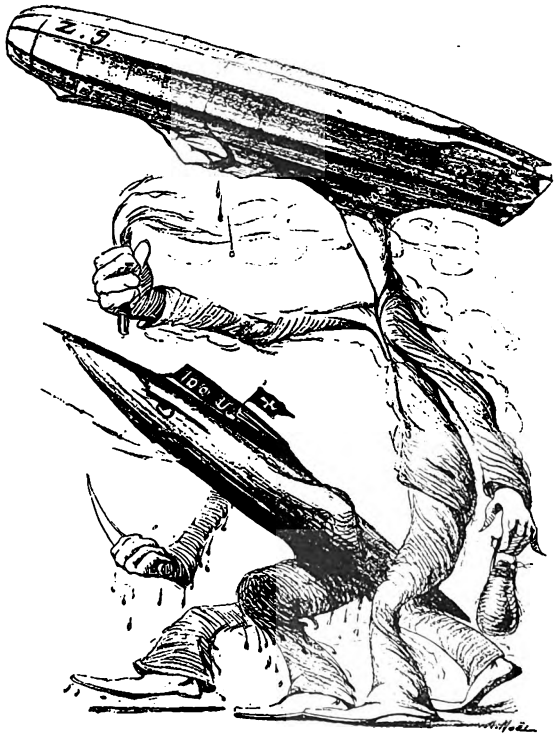


Abb. 9. A. Noël, „Les Soutiens de Germanie". (Le Rire Rouge, Paris.)

Man hat in Deutschland im allgemeinen doch wohl nicht begriffen, wie erregt und kritisch nach dem Untergange der „Lusitania" die Stimmung in Amerika gegen uns war. Die Karikaturen zeigen es zur Genüge, und wir können den Männern, deren Bemühungen es gelungen ist, den Frieden mit einem Lande zu erhalten, in dem so viel stammverwandte Menschen wohnen, gar nicht dankbar genug sein. Die hier angeführten Beispiele sind nur ein kleiner Teil der ungezählten „Lusitania"-Zeichnungen der Amerikaner. — Natürlich hat es auch in der zeichnung „Brave Work", auf der der Kaiser einem Seewolf (der die Bezeichnung trägt: „War on Helpless Shipping") das Eiserne Kreuz umhängt. In der gleichen Zeitung konnte man ein Bild sehen, das den Kaiser mit der gepanzerten Faust (die berühmte „mailed fist") mit Tirpitz im Hintergrunde zeigt: „Laws? I make My Own Laws" (Was scheren mich Gesetze, ich mache meine eigenen!). „Cincin-

Digitized by Google

Abb. 10. Harry Grant Dart, Das wohlgerüstete Amerika.
Karikatur auf die mangelhaften Vorbereitungen der Vereinigten Staaten. (Sun. New York.)

französischen Presse nicht an beißenden Satiren gefehlt. J. J. Roussau brachte ein Blatt: „Dieu vous sauve"; der Personendampfer ist eben versenkt, und Frauen und Kinder treiben hilflos auf den Wellen, während der deutsche Unterseeboots-Kommandant lachend davonfährt. Diese Zeichnung trägt die Überschrift: „Les fils chéris de Bénoit XV", ist also gleichzeitig ein Spottblatt gegen den Papst, dessen unparteiische Urteile ihm besonders in Frankreich und Italien wütenden Haß einbrachten (vgl. auch Abb. 12). Grandjouan zeichnete für „Le Rire Rouge" eine ganzseitige Darstellung, die Wilson am Meeresstrande zeigt, wo die Leichname einer Mutter und zweier Kinder angespült werden, die noch den Rettungsring der „Lusitania" tragen, während im Hintergrunde Haifische auf das leckere Mahl warten: „Décidément non, je ne peux être du parti des requins" (Wahrhaftig, nein, mit diesen Menschenfressern will ich nichts mehr zu tun haben! (Abb. 11). Sehr deutschfeindlich sind auch die Darstellungen, die die holländische Presse über den „Lusitania"-Untergang brachte. Johan Braakensiek lithographierte für den „Amsterdammer" ein Blatt „De dolle stier is los". Der tolle Stier ist natürlich Deutschland, auf den die ganze Welt Jagd machen müßte. Von P. de Jong erschien im „Nieuwe Amsterdammer", dem Konkurrenzblatt des vorher genannten, eine

Abb. 11. Grandjouan, Wilson und die Lusitania.
(Le Rire Rouge. Paris.)

Digitized by Google

Abb. 12. L. Métivet, Päpstliche Worte. „Interviewé en Français, le Souverain Pontife, qui est Italien, a répondu en allemand." Französische Karikatur gegen den Papst, wegen seiner Deutschland Gerechtigkeit widerfahrenlassenden Aussprüche. (Le Rire Rouge. Paris.)

Darstellung des Untergangs der „Lusitania", in der der Tod die Schornsteine und Segel kappt, während rechts der Teufel, der die Züge des deutschen Kaisers trägt, in die Worte ausbricht: „Goed zoo! Zoon cultuur is ook de mijne" (Gut so! Solche Kultur ist auch die meinige!). Eine Inschrift auf des Teufels Flügeln lautet in deutscher Übersetzung: „Sterbliche, laßt in meinem Dienste alle Menschlichkeit fahren!". Am schlimmsten gibt sich, wie immer, Louis Raemaekers; das Gewissen hält den „Mörder" (Deutschland) in die Höhe: „Alle, die Ihr nicht protestiert gegen die Kriegsmethoden dieses Ungeheuers, seid seine Mitschuldigen!" — Das charakteristischste Blatt aber brachte dieselbe Zeitschrift in einer farbigen Zeichnung von P. van der Hem. Van der Hem ist zweifellos die bedeutendste Begabung Hollands auf dem Gebiete der zeitgenössischen Karikatur. Von ihm rührt auch das grandiose Blatt her, das wir weiter hinten abbilden, die Wirkung der Stickgase darstellend. Auf der hier wiedergegebenen Karikatur „De Lusitania" sehen wir uns in das Büro einer deutschen Zeitung versetzt. Die Schreibmaschine trägt die Aufschrift „Gott strafe England", einer der Mitarbeiter fragt den Chefredakteur: „Ich habe hier noch einen Nekrolog über den Untergang der ‚Titanic', können wir den nicht jetzt wieder abdrucken?" worauf der andere erwidert: „Tun Sie das, aber er muß dann als Jubel-Artikel umgearbeitet werden (Abb. 7)."[1]

Die Torpedierung der „Lusitania" ist nur eines der vielen weltbewegenden Ereignisse dieses Krieges gewesen. Macht man sich nun klar, welche Fülle von Karikaturen allein dieses eine Vorkommnis hervorgerufen hat, so gibt das ungefähr einen Begriff von der ungeheuren Masse satirischer Bilder, die der Weltkrieg überhaupt angeregt hat.

[1] Vergleiche auch N. F. VII, Heft 4, Beiblatt, Spalte 175 ff.

Digitized by Google

Indirekt gehören zu dem Kapitel „Lusitania“ auch die selbstironisierenden Zeichnungen über die mangelhafte Rüstung der Vereinigten Staaten, denen man in der amerikanischen Presse begegnet. So klug sind die Amerikaner doch, um zu wissen, daß sie militärisch einem mächtig gerüsteten Reiche gegenüber, wie es „Germany“ ist, nichts auszurichten vermögen. Die hier abgebildete Zeichnung „The World Power“, in der die United States ironisch als Weltmacht bezeichnet werden (sie ist von Harri Grant Dart und im Juli 1915 im „Life“ erschienen), möge dafür als typisches Beispiel dienen (Abb. 10).

Hand in Hand damit gehen zahlreiche Spottbilder gegen die „hyphenated americans“. So nennt man drüben die Irisch-Amerikaner, Italo-Amerikaner, besonders aber die Deutsch-Amerikaner, also die Leute mit dem Bindestrich (hyphen); sie werden als Bürger zweiter Klasse betrachtet, weil sie nicht als „reine Amerikaner“ gelten, besonders die „Dutchmen“ (Spottwort für die Deutschen). Gegen sie wendet sich die Presse der Kriegshetzer. In New York ist kürzlich sogar ein Theaterstück „The Hyphen“ gegeben worden (Autor und Direktor, G. Miles Forman und Charles Frohmann, gingen ein paar Wochen später mit der Lusitania unter), das ein ganz blödes Machwerk der Deutschenhetze darstellte. Es konnte sich übrigens nicht lange auf dem Spielplan halten, obgleich die Reklame dafür sehr geschickt inszeniert worden war. — Gegen die hyphenated americans richten sich also zahlreiche Karikaturen. Meist sitzen die Hyphenated auf einer Mauer und wissen nicht, nach welcher von beiden Seiten (Germany oder United States) sie sich wenden sollen, oder sie erscheinen halbiert und singen rechts „Deutschland über alles“, links „The Star Spangled Banner“ (Abb. 14), In den letzten Wochen mehren sich die Karikaturen auf William Jennings Bryan, dem man allzugroße Deutschfreundlichkeit vorwirft. Das Blatt der Abbildung 15 ist ein Beispiel dafür. Daß Bernstorff, Dernburg und der in den letzten Monaten oft genannte österreichisch-ungarische Botschafter Dumba im Spottbilde eine große Rolle spielen, versteht sich von selbst (Abb. 13).

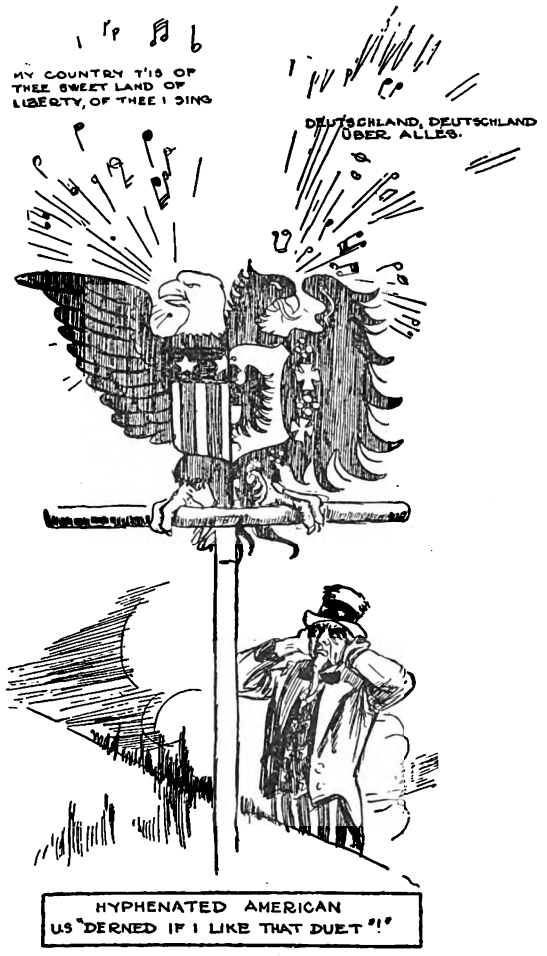


Abb. 14. Marcus, Duett der „Bindestrich-Amerikaner“. (New York Times, New York.)

Abb. 13. Karikatur auf Dumba, Dernburg und Bernstorff. (Sidney Greene in „Evening Telegram“, New-York.)

Digitized by Google

Das Unterseeboot ist, wie schon gesagt und wie auch Abbild. 3 und 6 weiter zeigen, ein häufiges Thema in den Karikaturen; oft kommt ein Gemisch von Bewunderung und Neid darin zum Ausdruck. Ein findiger Franzose schlägt im „Figaro" vor, das Meer im Gebiete der Kriegszone mit Öl zu begießen. Dadurch würden die Gläser der Periskope fettig werden, dann könnte man sie nicht mehr benutzen, und die deutschen Unterseeboote wären lahmgelegt. Der Chefredakteur des „Figaro", Alfred Capus („de l'Académie" natürlich) gibt diese Anregung mit den entsprechenden empfehlenden Worten weiter.

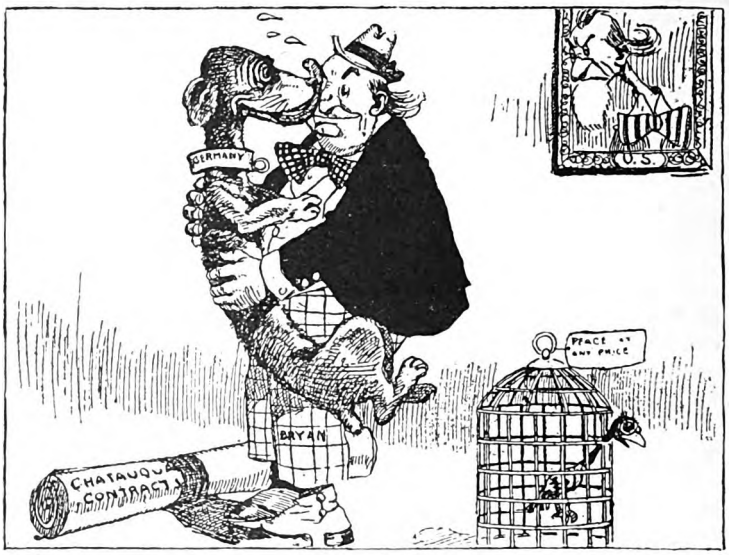
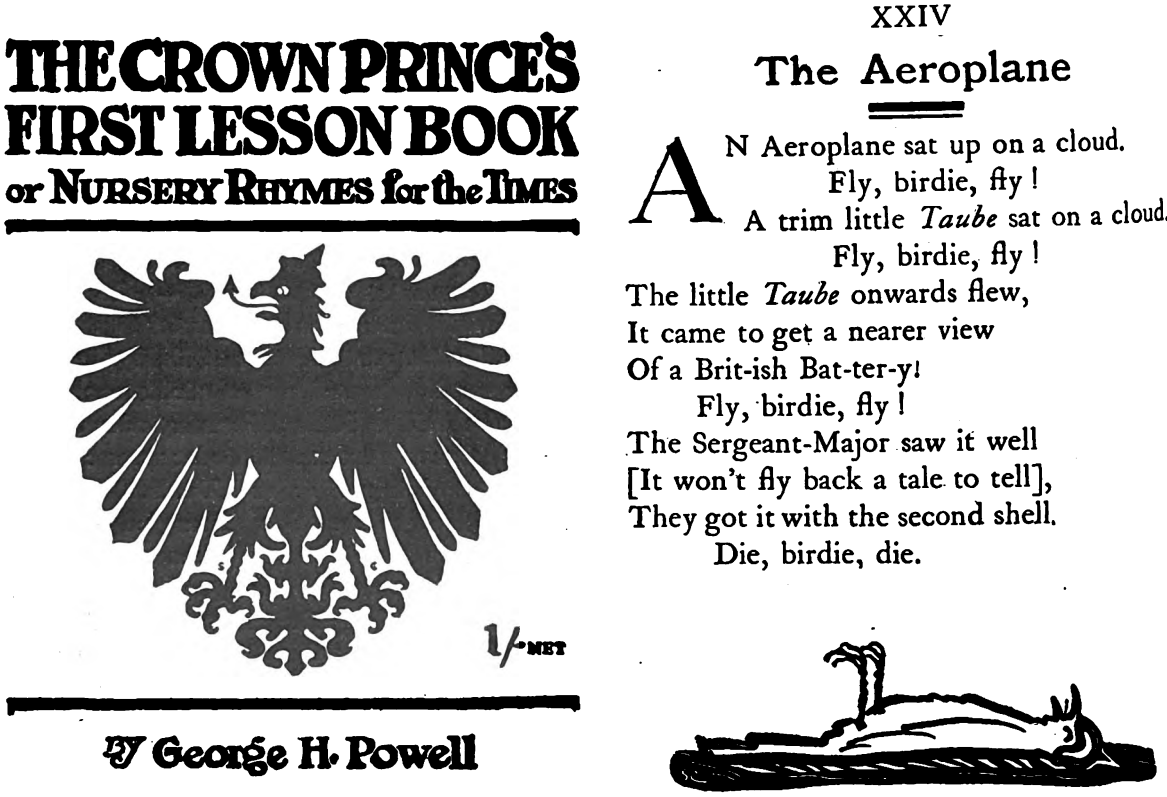


Abb. 15. Amerikanische Karikatur auf Bryans Deutschen-Freundlichkeit. (Constitution, Atalanta.)

Ebenso geht es den Zeppelinen; denn wenn auch die Alliierten so tun, als rührten sie die Zeppelinfahrten nicht (der „Punch" bringt sogar scherzhafte Plakate, wie eine Ankündigung des Bades Northend on Sea, das als besondere Attraktion „frequent visits of Zeppelins" empfiehlt), so haben sie doch in Wirklichkeit einen Heidenrespekt vor den Beherrschern der Luft.

Wolffs Telegraphen-Bureau darf natürlich auch nicht zu kurz kommen; hier ist es


THE CROWN PRINCE'S
FIRST LESSON BOOK
or NURSERY RHYMES for the TIMES

1/- NET

By George H. Powell

XXIV

The Aeroplane

AN Aeroplane sat up on a cloud.
Fly, birdie, fly!
A trim little *Taube* sat on a cloud.
Fly, birdie, fly!
The little *Taube* onwards flew,
It came to get a nearer view
Of a Brit-ish Bat-ter-y!
Fly, birdie, fly!
The Sergeant-Major saw it well
[It won't fly back a tale to tell],
They got it with the second shell.
Die, birdie, die.

Abb. 16. Titel des Einbandes und eine Seite (stark verkleinert) von Powell und Scalder, „The Crown Prince's First Lesson Book".

Digitized by Google

besonders die französische Presse, die sich diese Depeschenagentur aufs Korn genommen hat (genau so wie die deutsche das Bureau Reuter), übrigens nicht nur in rein karikaturistischen Darstellungen, sondern auch in harmloserer Verbindung. A. Guillaume, der bekannte Darsteller galanter Szenen, zeigt den plötzlich von der Reise ins Schlafzimmer seiner Frau zurückkehrenden Ehemann (der Galan verschwindet gerade unterm Bett): „Ich bin schleunigst wiedergekommen; ich habe eine Depesche erhalten, daß du mich betrügst!" Darauf sie: „Pah! Das ist natürlich wieder so eine alberne Nachricht des Wolffschen Bureaus!"

Die modernste und vielleicht schrecklichste Waffe, die Stickgase (asphyxiating gases) hat in dem schon vorher genannten P. van der Hem ihren Meister gefunden. Sein großes Blatt aus dem „Nieuwe Amsterdammer" (Abb. 17) kann man wohl mit Recht als eine sehr gelungene Versinnbildlichung der erstickenden Dämpfe betrachten. Aus dem langen, röhrenartig erweiterten Totenschädel strömen die giftigen Dämpfe in den feindlichen Schützengraben, Tod und Verderben verbreitend. Bei allem Ernst, der über dem Blatt lagert, ist der Vorwurf, den sich der Künstler gewählt hat, lebendig wiedergegeben. Trotzdem außer dem schwarzen Grundton nur Blau verwendet wurde, ist die Zeichnung farbig doch sehr stimmungsvoll. Ein Mann wie P. van der Hem, bei dem sich so scharfe Beobachtung mit technischem Können vereint, wäre der gegebene Zeichner für einen großen Totentanz des Weltkriegs. Gegen seine Darstellung der Stickgase fällt die des Franzosen Lanos „La bête puante" aus dem „Rire rouge" gänzlich ab. Unter Hineinschleppung viel zu vieler Einzelheiten und bei einer farbig-fahrigen Buntheit läßt die Zeichnung den Eindruck des Schrecklichen, den der Künstler beabsichtigte, durchaus vermissen und wirkt eher komisch.

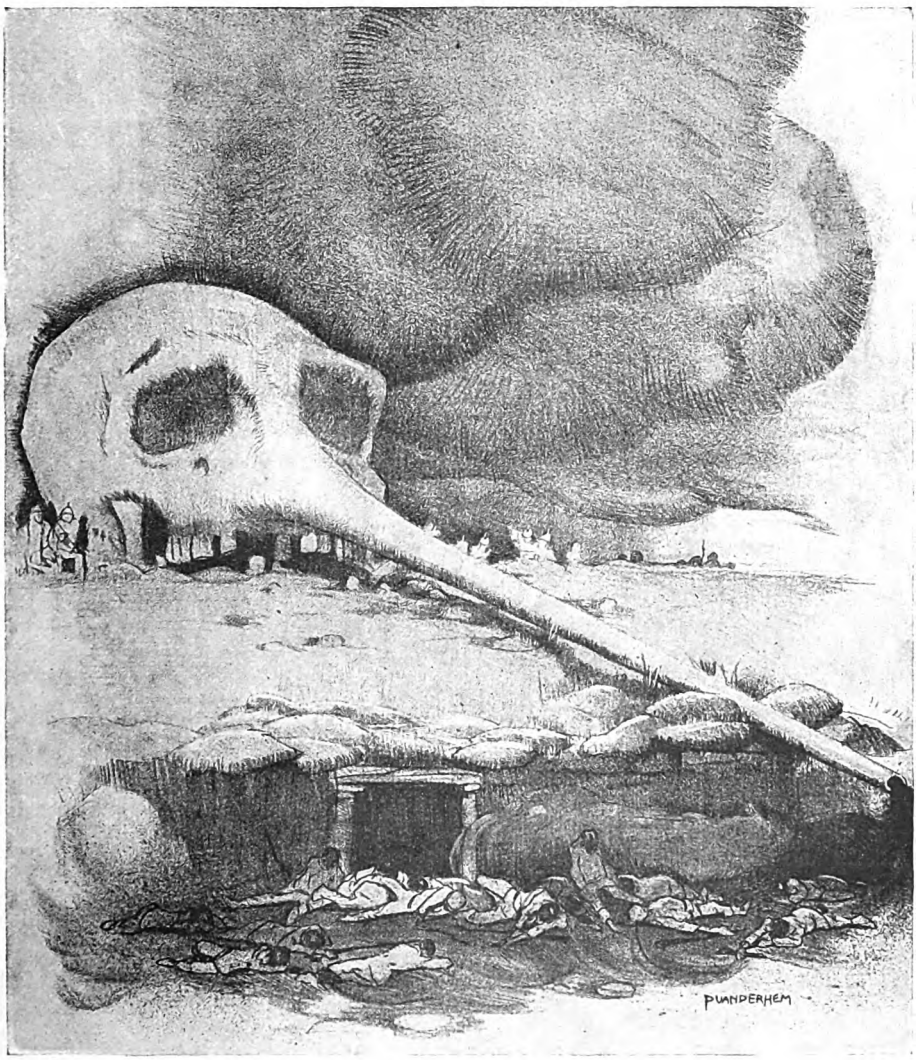


Abb. 17. P. van der Hem, Der neue Tod (Die Stickgase).
(De Nieuwe Amsterdammer, Amsterdam.)

Es muß übrigens der Wahrheit gemäß berichtet werden, daß es unter den „echten" Amerikanern viele gibt, die mutig für Deutschland eintreten. Gegen die Kriegshetzer schreibt unter anderem witzig das

Digitized by Google

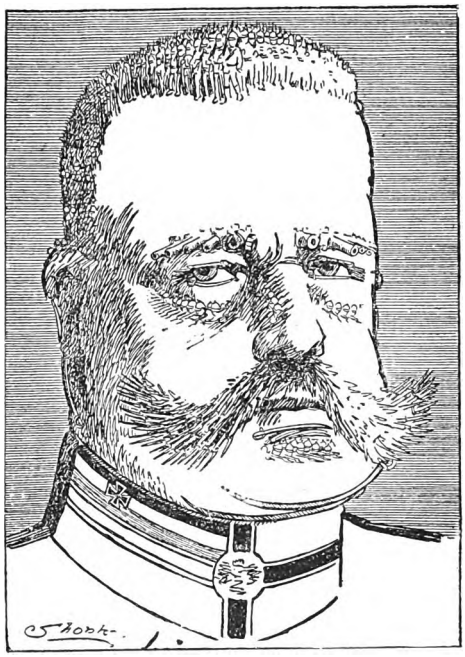


Abb. 18. Hindenburg aus Schwertern, Kanonen und Truppen zusammengesetzt. (Portsmouth Daily News.)

Abb. 19. Robert Carter, Deutschlands Felsen. Hindenburg, an dem die russischen Wogen (die Wellenköpfe sind durch Bärenköpfe dargestellt) abprallen. (Evening Sun, New York.)

sozialistische „Appeal to Reason" den Amerikanern ins Stammbuch: „Wenn Sie den Krieg lieben, ziehen Sie einen Graben in Ihrem Garten, füllen ihn halb mit Wasser, kriechen hinein und bleiben dort einen Tag oder zwei, ohne etwas zu essen; bestellen Sie sich weiter einen Geisteskranken, damit er mit ein paar Revolvern und einem Maschinengewehr auf Sie schieße, dann haben Sie etwas, das gerade so gut ist und Ihrem Lande eine Menge Geld erspart." —

Unter dem Eindrucke der großen deutschen Erfolge können auch Zeichner, die sonst Deutschland nicht gerade freundlich gesinnt sind, nicht anders; sie bringen zwischendurch germanophile Blätter. Auf Abb. 22 ruft der englische Löwe Polen an: „Nicht die Preußen, die Reußen will ich sprechen"; Mackensen: „Das tut mir leid, die sind gerade abgezogen." — Hindenburg wird auch in der amerikanischen Presse als „the man of the hour" gefeiert und auch die im allgemeinen antideutschen Zeitungen können ihm ihre Achtung nicht versagen (Abbildungen 18, 19, 20). Hier darf vielleicht ein nettes Scherzgedicht von Hans Flux aus der „Schwäbischen Tagwacht" Aufnahme finden, das sich in köstlicher Weise gegen die Bierbank-

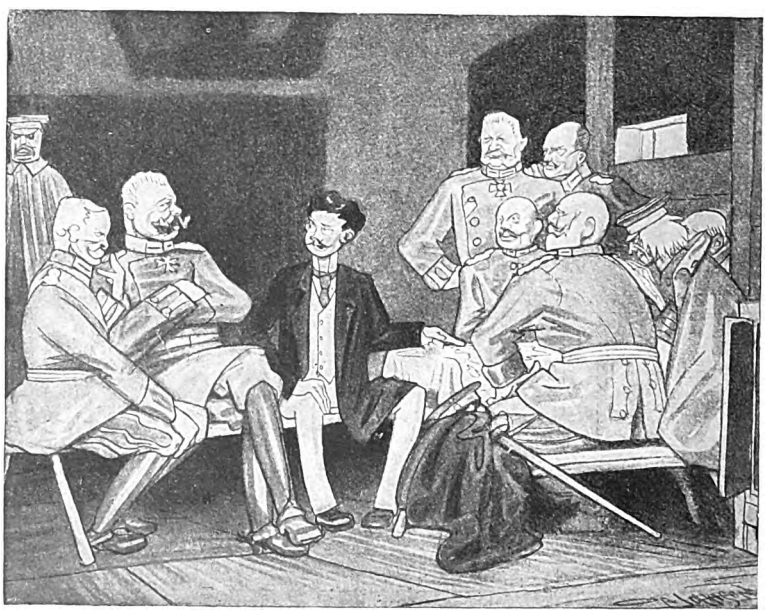


Abb. 20. A. Johnson, Der Salonstratege. (Kladderadatsch, Berlin.)

Digitized by Google

Abb. 20. Robert Carter, Der Bärenfänger Hindenburg. (Evening Sun. New York.)

Abb. 22. Robert Carter, Karikatur auf den russischen Rückzug. (Evening Sun, New York.)

strategen richtet:

Zu Cannstatt ob dem Stammtisch
Hängt Hindenburg im Bild,
Es blickt der Schlachtenmeister
So freundlich und so mild.

Worüber mag sich freuen
Grad hier der große Mann?
Weil er von diesem Stammtisch
Noch recht viel lernen kann.

* * *

Wir spotten oft über das englische „business as usual" und dennoch dürfte es seine Richtigkeit haben, daß das englische Geschäftsleben die geringste Störung erleidet; stehen doch England alle Seewege offen. Aber einen Zweig hat der Krieg doch beeinträchtigt: das ist der englische Verlags-Buchhandel. Die Tatsache, daß der sonst wöchentlich erscheinende „Bookseller" nur noch monatlich herauskommt und das monatliche „Book Monthly" in eine Vierteljahrsschrift verwandelt wurde, ist ein deutlicher Beweis für das Gesagte, das übrigens von den Blättern selber zugegeben wird, die die Geschäftstätigkeit im englischen Buchhandel als wesentlich eingeschränkt bezeichnen. Dabei darf daran erinnert werden, daß das deutsche „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" nach wie vor täglich mit — leider nur allzu zahlreichen Ankündigungen von Kriegsliteratur erscheint.

Unter den neuen Veröffentlichungen in England nehmen die satirischen, mit Karikaturen illustrierten Schriften über den Krieg eine hervorragende Stelle ein. Diese Schriften als Kulturdokumente zu erwerben, solange sie überhaupt noch zu haben sind, ist auch für deutsche Sammler eine dankbare Aufgabe. Die Bändchen sind sehr verschiedenartig, sie variieren vom gemeinsten blödesten Machwerk bis zur wirklich witzigen Parodie. Zu den ersteren gehört neben einem scheußlichen Karikaturenwerk von Dyson, von dem es auch eine Luxusausgabe für mehrere Pfund gibt und den pseudomedizinischen Abhandlungen über den Kaiser das Pamphlet „The Mad Dog of Potsdam", adapted by Frederic Norton, pictured by Lewis Baumer (London & New York, Frederick Warne & Co.), eine Nachahmung der Ausgabe von Goldsmiths „Elegy on the Death of a Mad Dog" mit den Illustrationen von Randolph Caldecott.

Digitized by Google

Abb 23. „Mr. (or Herr) Bernard Shaw." Aus „In Gentlest Germany", ill. von Geo. Morrow.

Das von einem untalentierten Zeichner illustrierte Buch ist ganz und gar minderwertig. Auf dem gleichen Niveau bewegt sich das im selben Verlage erschienene The Book of William. With apologies to Edward Lear, author of the Book of Nonsense, eine Reihe geistlos illustrierter Spottverse

There was a bold Man of Germania,
Whose conduct grew stranger and strangia;
He turned all his sons into nothing but Huns,
That mistaken Bold Man of Germania.

Wie man schon aus dem Untertitel ersieht, liegen diesen Erzeugnissen immer bekannte Vorbilder zugrunde. — Die größte Verbreitung fand Swollen-Headed William. Painful Stories and Funny Pictures. After the German! Text adapted by E. V. Lucas, Drawings adapted by Geo. Morrow (London, Methuen & Co.), von dem drei starke Auflagen in Zeit von einer Woche verkauft wurden (jetzt vergriffen). Auch hier also die Version eines berühmten Originals, des auch in England bekannten deutschen Struwwelpeters von Heinrich Hoffmann. Auf dem Umschlag und in der ersten der zehn Geschichten erscheint der Kaiser mit unnatürlich vergrößertem Kopfe und blutbefleckten Händen:

Abb. 25. Old mother Hubbard went to the cupboard
to get her poor dog a bone;
But when she came there, the cupboard was bare,
and so the poor dog had none.
Ein alter englischer Kindervers und seine politischen Abwandlungen in der Gegenwart (vergl. auch die beiden folgenden Abbildungen).

Abb. 24. „Bethmann-Hollweg, nervously tearing his menu card into little bits." (Bethmann-Hollweg zerreißt die Tischkarte in kleine Fetzen. Anspielung auf die Bezeichnung des belgischen Unabhängigkeits-Vertrags als eines Fetzens Papier. Aus der Parodie „In Gentlest Germany by Hun Svedend", illustriert von George Morrow.

Look at William! There he stands,
With the blood upon his hands.
His moustaches daunt the sky
Pointing to his great Ally.
What of Heaven William thinks,
Is no riddle of the Sphinx.
But a matter much more dim
Is, what Heaven thinks of him.

(Seht den Wilhelm, der hier steht,
Seine blut'gen Hände seht!
Spitz sein Schnurrbart aufwärts droht
Gegen seinen großen Gott.
Was vom Himmel Wilhelm meint,
Wohl kein großes Rätsel scheint,
Doch ein Ding ist bös und schlimm:
Was der Himmel denkt von ihm.)[1]

Dann folgen die „Geschichte vom Kultur-Wilhelm", der Kirchen verbrennt und die „Grey-cat" erschlägt (die tote grey [graue] Katze trägt die Züge von Edward Grey), die Geschichte von

[1] Übersetzung aus der „Frankfurter Zeitung".

Digitized by Google

Nikolas (dem Schicksal), der die auf die englische Kolonisation neidischen Deutschen (Abb. 28) ins Tintenfaß steckt, dem Jäger, der vom Hasen (Belgien) selber erschossen wird, vom Wilhelm, der die Friedenssuppe nicht essen will und zum Skelett abmagert, von Wilhelm, dem Sammler zerstörter Landschaftsbilder usw. Inzwischen ist ja auch im Holbein-Verlage ein deutscher Kriegs-Struwwelpeter erschienen, der umgekehrt unsre Feinde als unartige Beispiele vorführt. — The Allies' Alphabet. Compiled by Stanley I. Fay, illustrated by Norman Morrow (London, The Daily Chronicle) ist eines jener besonders in England zahlreichen Alphabet-Bücher, wie wir sie ähnlich, beispielsweise in den Busch'schen Bilderbogen, besitzen, die ja auch zahlreich parodiert wurden („der Affe sehr possierlich ist"). Die, auch durch Verwendung von viel Rot, stark blutrünstigen Bilder bewegen sich teilweise im Stile der gehässigen Karikaturen des Holländers Raemaekers und der französischen Boulevardpostkarten. Erheiternd wirkt es heute, wenn wir ein Bild sehen, auf dem ein riesenhafter Russe die Deutschen von der Erde vertreibt:

R stands for Russia; she's proving her worth
By telling the Germans to get off the earth

(R steht für Rußland; es zeigt seinen Wert
Durch Befehl an die Deutschen, zu verlassen die Erd')

Oder, wenn wir einen Omnibus mit der Aufschrift „To Berlin" voller jubelnder Tommies sehen:

b. 26. Old Kaiser Hubbard attacked a French cupboard, to collar a
is bone; at Mons and Cambrai, British troops barred the way, and so
the poor dog had none.
A. Stevens, Old Kaiser Hubbard. Aus den „Nursery Rhymes for
Fighting Times". (Vgl. auch Abb. 25 u. 27.)

Old Mother Hubbard she went to the cupboard to get her poor eachshund a
bone: when she got there the cupboard was bare and so the poor dog got none.

Abb. 27. Sidney Greene, Es ist leer Karikatur auf den angeblichen Nahrungsmangel in Deutschland in Anlehnung an die Verse von der „Old Mrs. Hubbard". (Vgl. auch Abb. 26 u. 25.)

Digitized by Google

O is an omnibus, full out and in;
It carries you free, and it's labelled ‚Berlin'

(O ist ein Omnibus, voll draußen und drin,
Die Fahrt, die ist frei; das Ziel heißt ‚Berlin').

Bisweilen sollen die Verse auch Wortspiele bringen:

P is the part little Willie would play;
He thinks it 's a Bona-part. What do you say?

(P ist der Part, den klein Willie erkor;
Er glaubt 's ist ein Bona-part. Wie kommt es Euch vor?)

Wicked Willie. Written by Margaret A. Rawlins. With illustrations by Gwen Forwood & Florence Holmes (London, Longmans Green & Co.) geht nicht nur unter der Marke einer Jugendschrift, sondern ist wirklich ein Buch für Kinder und hält sich daher auch von allen Roheiten fern. Der Verfasserin schwebte das 1871 erschienene „Dame Europe's School" vor, an das sie sich nach dem Grundsatze Imitation is the sincerest flattery anlehnt; auch die Dame Europe war eine Geschichte des deutsch-französischen Krieges für englische Kinder (das sehr selten gewordene Buch ist übrigens jetzt nach 44 Jahren neu aufgelegt worden). Der Wicked Willie soll den Weltkrieg (selbstverständlich vom englischen Standpunkte aus) den Kindern verständlich machen; die Nationen treten hier als Kinder (Wicked Willie, Poor Joseph, Fezzie [Türkei], Little Albert, Little Helvetia usw.) handelnd auf. „Einst war", so beginnt der hübsch gedruckte Quartband, „Tante Europas Schule nicht größer als andere Schulen auch; die meisten Kinder waren unwissende, gutmütige kleine Dinger sie standen herum, die Finger im Munde, und gehorchten den Anordnungen der wenigen, die größer und klüger waren. Natürlich konnten sie, wie das bei Kindern nun mal so ist, nicht immer friedlich miteinander spielen..., aber erst, als die Schule immer ausgedehnter und bedeutender wurde, da begann der große Streit, der jetzt noch anhält . . ." — Für Erwachsene bestimmt sind trotz der Titel die Nursery Rhymes for Fighting Times. Written by Elphinstone Thorpe, illustrated by G. A. Stevens (London, Everett & Co., Ltd.). Der sauber ausgestattete Band kostet nur einen Schilling. An der Hand altberühmter englischer Reime, wie sie Mütter und Erzieherinnen den Kindern vorsagen, werden hier die politischen Ereignisse satirisch behandelt:

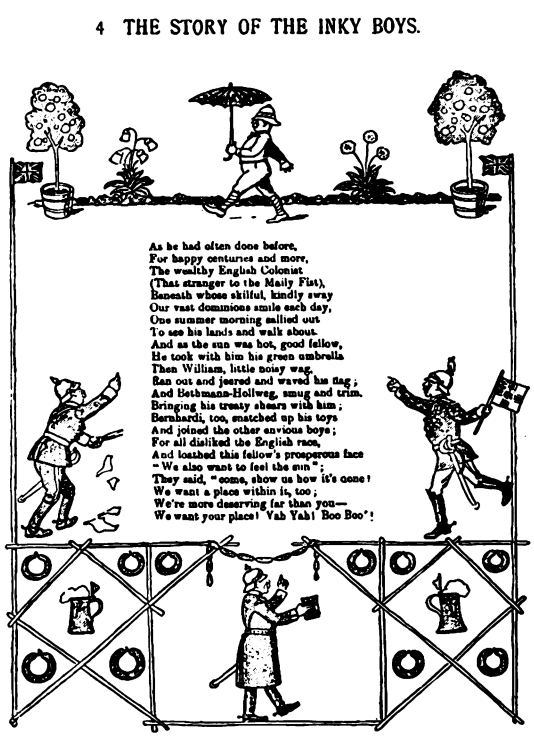


Abb. 28. Eine Seite (stark verkleinert) aus „The swollen-headed William", der englischen politischen Struwwelpeter-Parodie.

Old Kaiser Hubbard attacked a French cupboard,
To collar a Paris bone;
At Mons and Cambrai, British troops barred the way,
And so the poor dog had none. (Abb. 26)

(Kaiser Hubbard, alt und krank
Stürmt einen welschen Speiseschrank,
Einen Pariser Knochen zu erhaschen.
Bei Mons und Cambrai
Hindern ihn Briten, o weh,
Und so kann der arme Dackel nicht naschen.)

Digitized by Google

Deutschland ist hier wieder als „the Dachshund" dargestellt. — Ähnliche Absichten verfolgt The Crown Prince's First Lesson Book or Nursery Rhymes for the Times by George H. Powell. With decorations by Scott Calder (London, Grant Richards Ltd.), in bibliophiler Ausstattung für einen Schilling! Die Vignetten sind in kräftiger Holzschnittmanier ausgeführt. Titel und Probeseite zeigen stark verkleinert Abb. 16.

Das Amüsanteste dürfte aber die Parodie auf Sven Hedins berühmtes Buch „Ein Volk in Waffen" sein, die in gleicher Größe wie die deutsche Volksausgabe, ebenfalls für den lächerlich billigen Preis von einem Schilling erschien: In Gentlest Germany by Hun Svedend. Translated from the Svengalese by E. V. Lucas with 45 illustrations a. 1 map by George Morrow (London, John Lane). Bei dem „Svengalesischen" hat der Verfasser wohl auch an die bekannte Figur des Svengali aus „Trilby" gedacht. Hier hat der Gegner ein Humoristicum geschaffen. Die kleinen Schwächen des Hedinschen Originals (sie kommen dem großen Werte des Werkes gegenüber ja gar nicht in Betracht) sind geschickt ausgenutzt. Die Anlage des Buches ist eine ganz neuartige: der Text der Satire hält sich wörtlich an das Original, und der Verfasser Lucas wirft nur ein paar Brocken (die er natürlich Hedin in den Mund legt) dazwischen, um den Originaltext ins Lächerliche zu ziehen. Vielleicht wird das am besten durch ein Stück aus dem Text gezeigt, das hier folgt (die in gewöhnlicher Antiqua gedruckten Sätze entsprechen wörtlich dem Texte Sven Hedins, in der billigen Ausgabe Seite 32, die kursiv gedruckten Stellen sind Zusätze von Lucas):

(Hedin schildert, wie einfach die Speisenfolge im Hauptquartier des Kaisers ist und dann die Unterhaltung bei Tisch): „Der Kaiser sprach fast die ganze Zeit mit mir, *nannte mich stets ‚mein lieber Hun Svedend'*, er knüpfte an meinen letzten Vortrag in Berlin an, dem er beigewohnt hatte: Tibet, wo ich so unruhige Zeiten erlebte, werde wohl bald das einzige Land auf der Erde sein, das Ruhe habe; *das mache ihn stolz und glücklich.* Mich freute besonders zu hören, mit welcher Achtung und Sympathie der Kaiser sich über Frankreich aussprach. Er beklagte die Notwendigkeit, die ihn gegen seinen Wunsch gezwungen habe, sein Heer gegen die Franzosen zu führen. Er hoffte, daß die Zeit kommen werde, da Deutsche und Franzosen gute Nachbarschaft halten können, *wie Löwe und Lamm, wenn das Lamm bequem eingebettet im Magen des Löwen liegt.* Wenn die Franzosen eine Ahnung von der wirklichen Denkweise des Kaisers hätten, würden sie ihn ganz anders beurteilen als jetzt. *Warum sie diese Ahnung nicht haben, könne Er nicht begreifen. Sicherlich wären sie doch nicht so kindisch, um sich durch die feindlichen Bewegungen Seiner Heere beeinflussen zu lassen.*

Die Engländer sind wütend auf Hedin, weil er der Freund eines Landes geworden ist, gegen welches England kämpft, England, das ihn (Hedin) zum Ehrendoktor von Cambridge und Oxford gemacht hat! „In Gentlest Germany" soll die Rache dafür sein.

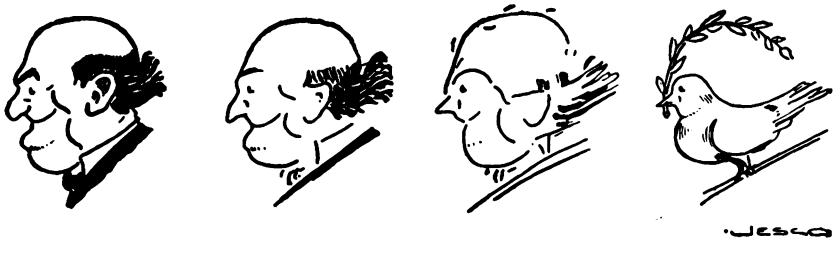


Abb. 29. Bryans Entwicklung zur Friedenstaube. (Amerikanische Karikatur.)

Digitized by Google

Ein neues Bild der ersten Braut von Novalis.

Eine Mitteilung von

Professor Dr. Heinrich Liebmann in München.

Mit zwei Bildern.

Neue, bisher der Öffentlichkeit nicht bekannte Beiträge aus schriftlichen Urkunden bringen die folgenden Zeilen nicht, vielmehr stützen sie sich vielfach auf eine sehr reichhaltige Arbeit von *Ernst Heilborn*[1], — aber was fehlt uns auch zu einem vollständigen Charakterbild von Sophie von Kühn, der sagenumsponnenen, später mit kritischem Zweifel bedachten frühverstorbenen Braut des Hochromantikers Novalis?

Wollen wir sie kennen lernen, wie sie war, dann dürfen wir uns nicht irreführen lassen durch die schwärmenden Worte von Ludwig Tieck: „Alle diejenigen, welche die wunderbare Geliebte unseres Freundes kennen gelernt haben, kommen darin überein, daß es keine Beschreibung ausdrücken könne, in welcher Grazie und Anmut sich dieses überirdische Wesen bewegt und welche Schönheit sie umglänzt, welche Rührung und Majestät sie umkleidet habe."

Ebensowenig halten wir uns an die etwas psychopathologische Betrachtung aus neuerer Zeit, die Ernst Heilborn gegeben und später glücklicherweise Wilhelm Bölsche in seiner Novalis-Ausgabe zurechtgerückt hat.

Wir glauben vielmehr, daß uns der Dichter selbst, der trotz aller Romantik ein vortrefflicher Beobachter gewesen ist, mit seinem Fragment „Klarisse" am besten in kurzen Strichen die Charakterzüge des unentwickelten Backfischchens, seiner dreizehnjährigen Braut, aufbewahrt hat: „Sie will sich nicht von der Liebe genieren lassen, sie fürchtet sich vor Spinnen und Mäusen, sie hat Angst vor der Ehe, sie glaubt an kein künftiges Leben, aber an Seelenwanderung — außerdem aber ißt sie gern Kräutersuppe, Rindfleisch mit Bohnen und Spickaal, trinkt gern Wein und raucht, besitzt die ungeheure Verstellungsgabe der Weiber überhaupt usw."

Ein seltsames Gemisch in der Tat! Vergessen wir dabei nicht, daß Sophiens Stiefvater, der sich so behaglich in dem warmen Nest, dem Schloßgut zu Grüningen, durch Einheirat zur Ruhe gesetzt hat, ein derber Kriegsmann gewesen ist!

In diesem Zusammenhang sei aus dem Werk „Urkundliche Nachrichten über die Städte, Dörfer und Güter des Kreises Weissensee" von F. B. Freiherrn von Hagke[2] (Weissensee 1867) folgendes mitgeteilt: „Das heutige Schloss zu Grüningen [an Stelle einer alten, von 1518 bis etwa 1730 denen von Kutzleben gehörigen Burg] ist etwa 1772 von dem damaligen Besitzer des Gutes, Johann Georg von Kühn, erbaut worden, der dazu das Material einer von ihm bei Gotha besessenen Fabrik verwendete." Ferner: „Nach den Lehnsakten in Naumburg [jetzt in Magdeburg] hat Johann Wilhelm von Kühn das Gut im Jahre 1743 von einem gewissen Hattorf gekauft. Johann Georg von Kühn [jedenfalls sein Sohn] folgte 1772 und starb 1786."

Der wackere Chronist von 1867, der sich offenbar herzlich wenig um die Geschichte der damals vergessenen Romantik gekümmert hat, berichtet weiter: „Dessen Tochter, Fräulein von Kühn, geboren den 17. März 1782, gestorben den 19. März 1797 soll [!] die Braut des ... Novalis ... gewesen und auf diese Braut soll das Lied gedichtet sein:

---

[1] Novalis-Reliquien. Mitgeteilt von Ernst Heilborn. Deutsche Rundschau 147 (1911), S. 249—273.

[2] Die folgenden Auszüge des mir bis dahin unbekannten Buches verdanke ich Herrn Dr. Ernst Devrient in Jena, der als Historiker, insbesondere auf dem Gebiete der Familienforschung tätig, auch in viele thüringische und sächsische Archive Einblick genommen hat.

Digitized by Google

Verblühe denn, du süße Frühlingsblume!
Gott pflanzte Dich ins bessre Leben ein.
In einer ew'gen Liebe Heiligtume
Da wirst Du ungetrübt uns Himmelswonne sein.

Nach dem Tode des Johann Georg von Kühn verheiratete sich dessen Witwe im Jahre 1787 an den Hauptmann Rudolph von Rockenthien aus Thamsbrück, der im 76. Lebensjahre am 16. Januar 1826 zu Grüningen starb."

Das zarte Geschöpf, „die Muse des Novalis, mit ernsthaft blauen Augen, goldenen Hyazinthenlocken, lächelnden Lippen und einem kleinen roten Muttermal an der linken Seite des Kinns" — so hat sich Heinrich Heine ihr Bild gemalt — entstammt also einer geadelten Bürgerfamilie und hat wohl die derberen Züge ihres Wesens durch die zweite Heirat ihrer Mutter erhalten.

Das „einzige" im Besitz der Familie von Hardenberg befindliche Bildnis von Sophie, dem geliebten „Söfchen", haben Willy Pastor (Novalis, 17. Bändchen der Sammlung „Die Dichtung",

Berlin) und Franz Blei (Novalis, 6. Bändchen der Sammlung „Die Literatur", Berlin) veröffentlicht. Es stimmt ganz vortrefflich zu dem bezaubernden Bild des „Rosenblütchens" in des Dichters lehrhafter Erzählung „Die Lehrlinge zu Saïs":

„Unter den Mädchen war eine, ein köstliches, bildschönes Kind, sah aus wie Wachs, Haare wie goldene Seide, kirschrote Lippen, wie ein Püppchen gewachsen, brandrabenschwarze Augen. Wer sie sah, hätte mögen vergehen, so lieblich war sie."

Vom Idyll wenden wir uns zum Ausdruck des tiefsten Schmerzes in dem von Heilborn veröffentlichten Brief an Karoline Just vom 24. März 1797:

„Sie trug das Gesicht so gesenkt — Sie war zu schön — zu frühzeitig — Meine Mutter sagte, wie Sie zum erstenmale ihre Silhouette sah — Ihr Gesicht gefällt mir unbeschreiblich — Sie sieht so still aus — als wäre Sie nicht auf dieser Welt an ihrem Platze."

Ob die Silhouette erhalten ist, weiß ich nicht, jedenfalls galt das genannte, jetzt im Hardenbergschen Schloß zu Wiederstedt aufbewahrte, bisher als das einzige erhaltene Bildnis. Aber Novalis besaß noch ein zweites. Er trug einen Ring, statt des Siegelsteins mit einem Schild versehn, der unter gewölbtem Glas, auf Elfenbein gemalt, die Geliebte von der Seite zeigte mit

Digitized by Google

ihren großen schwarzen Augen, den blonden Haaren, dem roten Mündchen, im duftigen grünen Kleidchen.[1]

Die Geschichte dieses Ringes, der Eigentum meiner Familie ist, kann — mit einigen Fragezeichen — aufgestellt werden. Die feste Überlieferung besagt, daß er aus der Familie Just stammt. Die Gattin Christiane meines Urgroßvaters Karl Friedrich Liebmann (geboren 1771 in Leipzig, gestorben 1813 ebendaselbst als Universitätsaktuarius) war die Tochter des Stiftssekretärs Christian August Just (geboren 1735 in Merseburg), eines Bruders des Kreisamtmanns Cölestin August Just (geboren 1750) in Tennstädt, unter dessen Leitung der junge Hardenberg sich mit Eifer und Erfolg in die verschiedenen Zweige der Verwaltung einarbeitete. Der Vorgesetzte[2] war ein väterlicher Freund des jungen Mannes, hat uns ja auch bekanntlich den in den dritten Teil der ersten, von Tieck besorgten Ausgabe der Schriften von Novalis aufgenommenen, zwischen Wohlwollen und Verehrung fein abgewogenen Nachruf hinterlassen. Er war in kinderloser Ehe mit Rahel Dorothea Christiane Nürnberger, der Witwe eines Wittenberger Professors, der Tochter des Hofpredigers Strauß in Dresden, seit 1796 verheiratet, und in seinem Haus lebte eine Nichte, Karoline Just, deren liebenswürdige Persönlichkeit sie zur Vertrauten des Dichters, seiner jubelnden Liebe und seines bis zur Selbstvernichtung wachsenden Schmerzes berufen hat, — wie bei Heilborn (a. a. O.) genauer nachzulesen ist.

War die gleichfalls früh an Schwindsucht verstorbene Karoline vielleicht eine Schwester meiner Urgroßmutter Christiane? Man könnte sich vorstellen, daß Novalis nach seiner zweiten Verlobung mit der weltgewandten Julie von Charpentier in Freiberg den Ring dem getreuen Karolinchen Just schenkte; doch solche Vermutungen überschreiten den Rahmen unserer Familienüberlieferung und sollen deshalb nicht romantisch ausgesponnen werden. Schon das Vertrauensverhältnis zum Hause des Kreishauptmanns erklärt ausreichend, daß der Ring ihm als Andenken geschenkt wurde, von wo er durch Erbschaft weiterging.

Wichtiger ist die Inschrift im Innern des Schildes:

Sophia sey mein Schuzgeist

— ja „die Liebe zu meinem Söfchen ist eigentlich Religion", hat der romantische Schwärmer einmal gesagt — und das merkwürdige Datum (bei unserer Aufnahme nur zum Teil lesbar):

den 19ten März
1796!!

Die beiden Ausrufungszeichen sind nachträglich eingekratzt, vermutlich von des Dichters eigner Hand — ein Jahr nach diesem Tage erlag Sophia ihrem Leiden!

Eine ganz seltsame Rolle im Leben und Leiden unseres Dichters haben die letzten Tage des März gespielt. In einem scherzhaft idyllischen Brief (von Heilborn zuerst veröffentlicht), der, ein bißchen hausbacken zuweilen, das gegenwärtige Glück des eben verlobten Paares schildert und das künftige vorausnimmt, ist ein Zettel eingeschlossen, eine Vermählungsanzeige, datiert auf den 19. März 1798.

Der erschütterte Schmerzensausbruch aber, der schon erwähnte Brief an Karoline Just vom 24. März 1796, enthält die Stelle:

„Den 15ten März [1795] sagte Sie mir zum ersten male, daß Sie Mein seyn wollte. Den 17ten [März 1782] war sie geboren — den 19ten [März 1797] ist Sie heimgegangen – den 21sten erhielt ich die Nachricht — sollt' ich nicht ahnden, daß ich den 23sten ihr nachkäme."

Der Seherblick des romantischen Propheten hat sich nur um zwei Tage getäuscht. Er starb bekanntlich am 25. März 1801.

[1] Die hier aufgenommenen vergrößerten Photographien sind von der Firma Karl Zeiss in Jena hergestellt.

[2] Eine eingehende Schilderung der Verdienste, die sich der Kreishauptmann Just in seinem Beruf erworben hat, findet sich in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" 14 (1881), Seite 743—746.

Digitized by Google

Liederbuch für Preußens Marine.

Von

Max Harrwitz in Nikolassee.

Verschollene und vergessene Bücher gibt es in gewaltigen Mengen und die meisten derselben verdienen gewiß ihr Schicksal. Viele sind besonders in den letzten Dezennien durch den Spürsinn der Forscher wieder entdeckt und manche sogar in Form von Neudrucken für weitere Jahrhunderte aufgefrischt und gerettet worden; ob immer gerade die würdigsten dieses Glück hatten, wage ich nicht zu entscheiden.

Immerhin ist es merkwürdig, wenn ich hier ein Büchlein der Vergessenheit entreißen kann, das erst knapp 62 Jahre alt ist und gerade heutzutage unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Ich fand es unter meinen älteren Bücherbeständen und zwar in einem sonst guten Exemplar, wenn nicht Stockflecke, welche in fast allen Büchern jener Zeit sich vorzufinden pflegen, einige Seiten verunzieren würden. Das Buch trägt den Titel: „Liederbuch für Preußens Marine zu Orlog und Kauffahrtei. Von Heinrich Smidt. Berlin 1853", es ist jedoch nicht durchweg von Smidt verfaßt, vielmehr ist er zunächst der Herausgeber, der es dem Prinzen Wilhelm Adalbert von Preußen zugeeignet hat. Ein großer Teil der Lieder stammt allerdings von ihm; doch kommen auch andere Dichter zu Wort, so *Chr. F. Scherenberg* mit „Seemanns Wort auf die Lebensreise" als Prolog, *G. S. Dietrich* mit einem „Gebet", *Fr. Schinck* mit einem schönen „Abendgebet", *Franz Brömel* mit „Preußens blaue Jungen" nach der Melodie „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein", *Ludwig Lesser (Liber)*, *Fr. Eggers*, *Max Ring*, *W. v. Merckel*, besonders aber *George Hesekiel*, der sehr ausgiebig und gut vertreten ist.

In einem Vorwort, das Smidt „an alle braven Seeleute" richtet, betont er, daß er selbst „seiner Zeit auch mit dabei gewesen. Ich bin nicht etwa durch die Kajütspforten gestiegen, sondern durch die Ankerklüsen zu Deck gekommen . . ." Er bietet neben ernsten Liedern auch heitere: „Buntes Seemannsleben. Jetzt und Einst." Geschmückt ist das Buch mit einem zweiten Titelblatt, das, von Adalbert Müller, dem weniger glücklichen Nebenbuhler Adolf Menzels, mit dem er wegen der Signatur A M oft verwechselt wurde, hübsch gezeichnet und von Unzelmann in Holz geschnitten, in Blaudruck ausgeführt ist.

Um zu zeigen, daß dieses heute bei der Bedeutung unserer Marine und den lebhaften Sympathien für unsere blauen Jungen besonders interessante alte Liederbuch für Matrosen verdient, beachtet zu werden, mögen hier zwei Proben daraus folgen:

Nr. 6. Flaggenlied.

Mel.: Helft Leute mir vom Wagen doch.

Es gibt ein Heiligthum auf See,
Ein köstliches Geschmeid;
Die Flagge ist's in luft'ger Höh,
Des Schiffers Feierkleid.
Wir schwuren ihr zur guten Stund,
Wie Sitte es und Brauch,
Wir schwuren nicht blos mit dem Mund,
Nein, mit dem Herzen auch.

Digitized by Google

Die Fahne ziert das Regiment,
Der Fahne ihre Ehr;
Wir auf dem nassen Element,
Wir sind die Flaggenwehr;
Wir schützen sie, weil sie uns deckt,
Eins durch den andern stark,
Sie macht uns muthig, macht uns keck,
Und stärkt das Lebensmark.

Zum heitern Fest mit lust'gem Wehn
Grüßt fröhlich sie den Gast;
Und wenn die Trauerglocken gehn,
Sinkt sie auf halbem Mast;
Und wenn Dich kämpfend niederstreckt
Die Kugel im Gefecht,
Wirst mit der Flagge Du bedeckt,
Das ist Dein Seemannsrecht.

Der Flagge Ehr ist unsre Ehr,
Ihr Schimpf ist unsre Schmach;
Ich wollt' nicht, daß es anders wär,
Ihr steu'r ich treulich nach.
Ihr Feld erglänzt so licht wie Schnee.
Es ist so rein und zart,
Drin steigt der Adler in die Höh,
Das ist der Adler Art.

Du schwarzer Adler nimm uns mit,
Uns Alle hier am Bord,
Auf Deinen kühnen Wolkenritt
Bis zu dem fernsten Port;
Zum letzten Mal der Anker fällt,
Du Adler, schau herab,
Du blickst aus Deiner Wolkenwelt
Auf eines Treuen Grab.

Heinrich Smidt.

Frischer noch und kräftiger ist der Ton, den Brömel in nachfolgendem Lied anstimmt:

Preußens blaue Jungen.

Mel.: Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?

Was regt sich und rührt sich am Ostseestrand?
Die Sonne will eben zur Rüste.
Das Hurrah jubelt von Deck und Land,
Und Tücher, die winken in grüßender Hand,
Dir Donner rollt über die Küste.
Hinüber — Herüber — Hurrah und Ade!
:„: Das sind Preußens blaue Jungen der See. :„:

Digitized by Google

Ja, blau ist die Tracht, wie im Meer die Fluth,
Wie der Heimath Himmel, der ferne,
Blüht Manchem daheim ein zärtliches Blut,
Mit tiefblauem Auge und lieblicher Gluth, —
Wie sinken und schwinden die Sterne,
Abschüttelt mit Hurrah er Gram und Weh,
:,: So gehn Preußens blaue Jungen zur See. :,:

Horch! Klang und Gesang in der Sommernacht
Vom Maste zum Spiegel hernieder,
Der „Siegerkranz" und die „Preußenschlacht",
Da wird an die Väter, die alten, gedacht,
An das Kreuz und die eisernen Lieder,
Das Auge, gehoben zur Wolkenhöh,
:,: Singen Preußens blaue Jungen der See. :,:

Es rauschen die Tage — es kommt die Zeit,
Dann donnert's in deutschen Meeren,
Dann stehn sie am Bord, zum Kampfe bereit,
Und wär's mit nem Schuß in die Ewigkeit,
Wer wollte solch Entern verwehren?
Ob in Wogen gebettet, in Sand und Schnee,
:,: Sieg bleibt Preußens blauen Jungen der See. :,:

Drum preußische Seele verzage nicht,
Wie immer die Kugeln schmettern!
Wenn preußisches Hurrah die Wolken bricht,
Dann grüßet der Tod mit so stolzem Gesicht,
Seine Vorposten all in den Wettern.
Kanonen, sie donnern ein Hoch in die See,
:,: Hoch auf Preußens blaue Jungen der See. :,:

Wohl stehen um Euch die Maaten geschaart,
Das Auge zu Boden gerichtet;
Ein Brett, vier Kugeln — das ist die Art!
Vier treue Anker zur letzten Fahrt!
Die Anker werden gelichtet,
Auf thut sich die Meerfluth! Hurrah! Ade!
:,: Fahrt wohl, Preußens blaue Jungen der See. :,: *Franz Brömel.*

Der humoristische Teil umfaßt neun Lieder, die sämtlich von Smidt verfaßt sind. Sie betreffen die Seekrankheit, die Taufe des Schiffsjungen usw. Um auch hiervon ein Beispiel vor Augen zu führen, sei das erste wiedergegeben:

Kaperei.

Mel.: Krambamboli dies ist der Titel.

Hört, Jungens, was ich Euch verkünde,
Es ist ein guter Witz dabei;
Sie sagen: Kaperei sei Sünde,
Ich halt' es mit der Kaperei;
Das Kaperwerk, wie ich's versteh,
Das Kaperwerk zu Land und See,
Ka-Ki-Ka-Ki-Ka-Kaperei,
Ka-Kaperei.

Digitized by Google

Wenn ich am Lande bin und feiere.
Und habe vollauf steifen Grog;
Und auf dem Course, den ich steuere,
Ein Maat pfeift auf dem letzten Loch;
Den kapr' ich ohne Redensart
Und flott ihm seine Lebensfahrt,
Ka-Ki-Ka-Ki-Ka-Kaperei,
Ka-Kaperei.

Und kreuze ich, wenn 's mäßig kühlet,
Ein schmuckes, weiblich Gallion;
Und dann mein Herz mir sagt, es fühlet
So etwas — Du verstehst mich schon. —
Dann wird die Hand zum Enterbeil,
Dann kapr' ich sie und nehm mein Theil!
Ka-Ki-Ka-Ki-Ka-Kaperei,
Ka-Kaperei.

Solch Kapern gilt in Nord und Süden;
Kein Maat, kein Mädchen nimmt es schief.
Drum gebt, und wär's im tiefsten Frieden,
Getrost mir einen Kaperbrief;
Damit geht es, Juchhe! Juchhei!
In vollster Fahrt zur Kaperei.
Ka-Ki-Ka-Ki-Ka-Kaperei!
Ka-Kaperei!

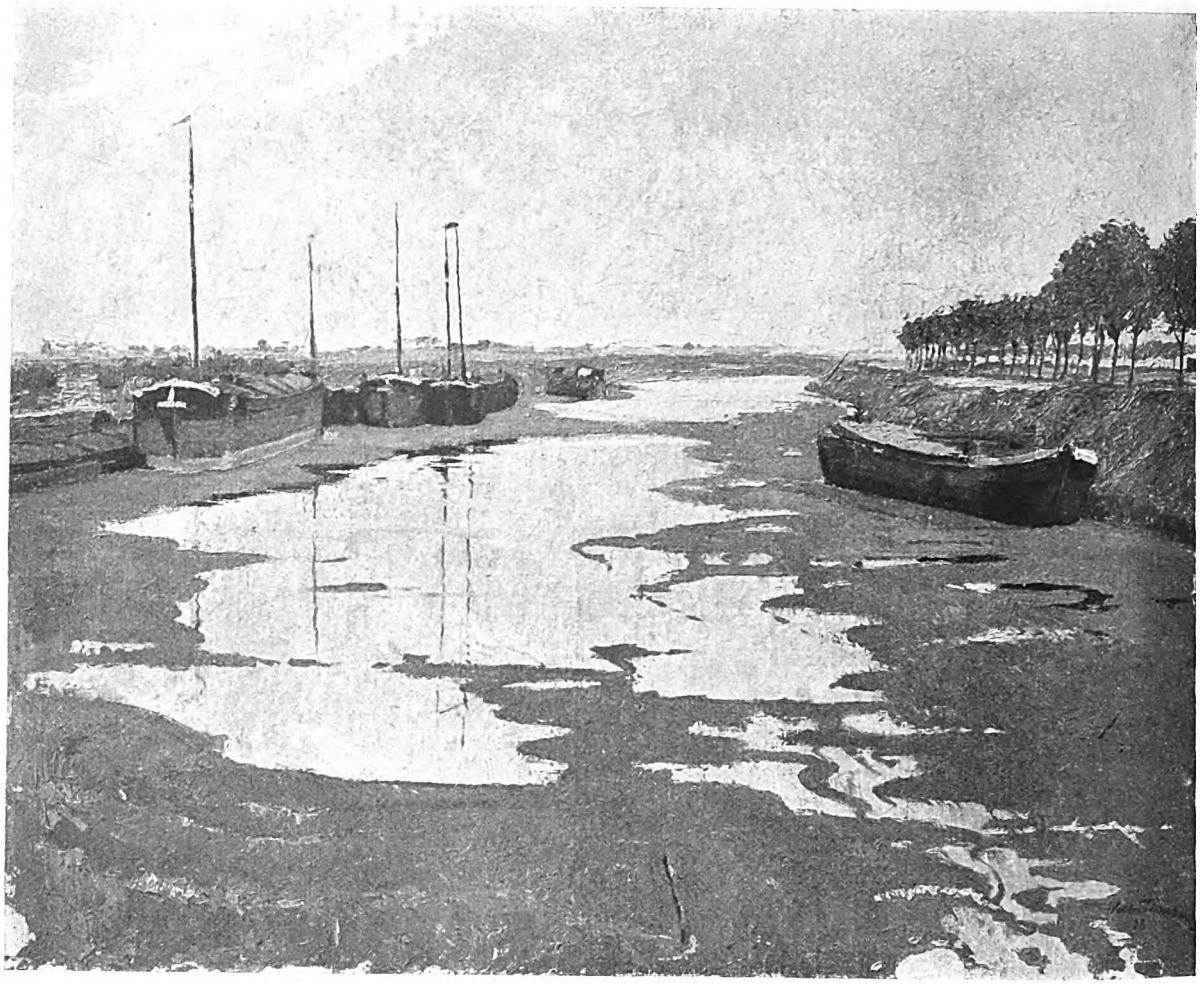
Heinrich Smidt.

Im ganzen enthält dieses erste deutsche Liederbuch für Matrosen zehn Lieder mit der Sammelbezeichnung „Gott, König, Flagge", 25 bezeichnet „Buntes Seemannsleben", darunter sieben auf bestimmte Schiffe, eines auf Nettelbeck, und neun humoristische, von denen das letzte als Epilog gedacht ist; außerdem noch ein Gedicht als Prolog, also im ganzen 45 Gedichte, von denen 43 zum Singen mit Angabe der Melodie bestimmt sind. An ihnen ist ein Freundeskreis von zehn Dichtern beteiligt.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.
Für die Redaktion verantwortlich i. V. Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11a.
Druck von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.

Digitized by Google

Digitized by Google



Walter Tiemann

Am Yserkanal

Digitized by Google

Erinnerungen an Flandern.

Von

Walter Tiemann.

Mit elf Bildern von Hans Alexander Müller, Fritz Rentsch, Max Seliger und Walter Tiemann.

Sie alle kennen den Roman von Carl de Coster „Uilenspiegel und Lamme Goedzak". Nun, Uilenspiegel, „der Geist Flanderns", ist längst, längst tot. Aber Lamme Goedzak sah ich noch auf meiner letzten Fahrt durch Flandern. Er war ein ekelhafter Parvenü geworden, fuhr in einem Auto umher, fraß noch viel mehr als früher, im übrigen der alte, laute, schwatzhafte Dickwanst, der sich auf seine gute Verdauung und sein bißchen Geld einen guten Stiefel einbildete.

Vor lauter Essen und Trinken war seine treue, alte Gutmütigkeit längst zum Teufel gegangen. Lamme Goedzak hatte längst Uilenspiegel und Nele vergessen: Uilenspiegel, „den Geist", und Nele, „das Herz" Flanderns. Und dabei lebte Nele noch immer. Ich sah sie doch selbst, ein uralt Mütterchen in der Beginenhaube und dem schwarzen Mantel, ich sah sie in den kleinen Märchenhäusern von Nieuport verschwinden, ich sah sie mit ihrer großen Haube an den spanischen Häusern von Furnes vorbeiwackeln, oder ich sah sie in Dixmuiden in dem kleinen weißen blumenumsäumten, blumenumkränzten Beginenhof oder unter dem Lettner der Kathedrale, der aussah wie eine kostbare Klöppelspitze aus Brügge.

Aber nun wird sie wohl auch tot sein, Nele, mausetot. Und das macht mich ganz traurig, denn ich liebte sie, die Alte, Gute. Der Kanonendonner wird sie so erschreckt haben, daß sie starb, und so brauchte sie nicht mehr auf den Trümmern der Stätten zu weinen, in denen sie so lange an Uilenspiegel gedacht und um Uilenspiegel getrauert hat.

Es war ein Zufall, der mich vor Jahren nach Nieuport führte. Ich saß in Brügge und fingerte auf der belgischen Landkarte herum und suchte ein stilles Fleckchen in Flandern, angeekelt und vertrieben von der englischen Invasion, die der Stimmungsmörder Cook inszenierte. Ich konnte die blöde Herde englischer Spießbürger nicht mehr vertragen, die täglich in Brügge einbrach und die stillen Altäre der reinen und einfältigen Kunst Eycks und Memlings entweihte. Wie werden sich jetzt der Kanonikus van der Paele und die Sibylla Sambetha in den stillen Kellern, in die belgische Vorsicht vor deutscher Barbarei verbarg, freuen, daß sie nicht mehr den stumpfsinnigen Sermon eines blöden englischen Reiseführers anzuhören brauchen!

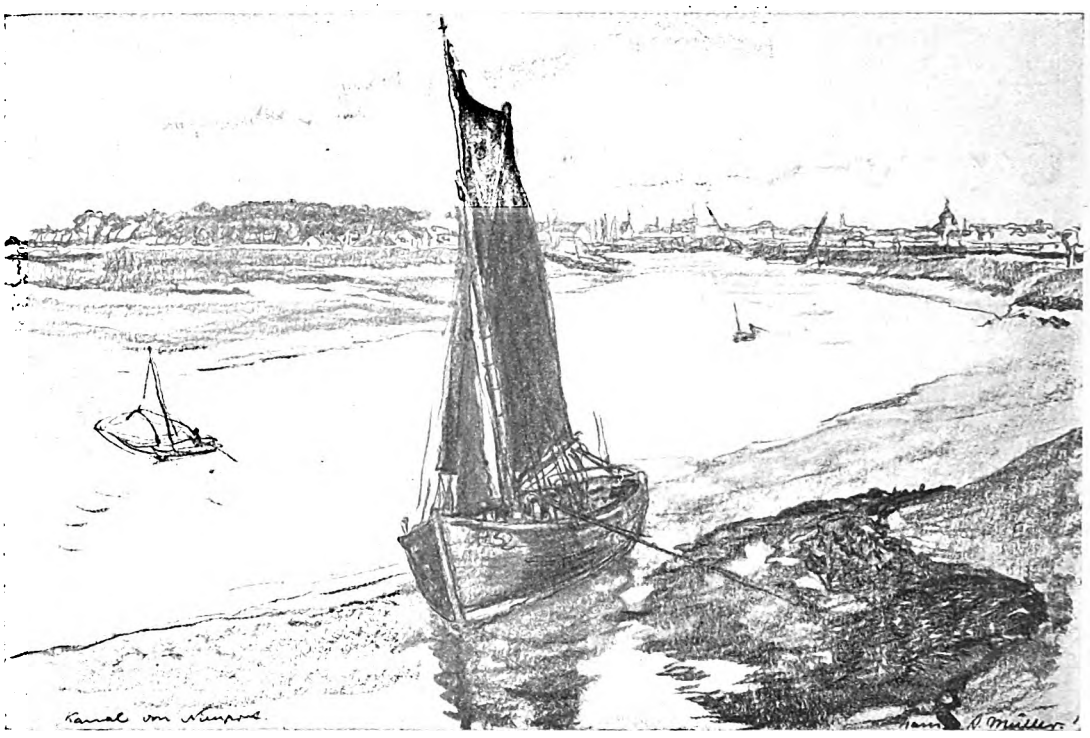
Eine gesegnete Vorsehung ließ meinen Finger auf Nieuport hängen bleiben. Kurz entschlossen packte ich meinen Koffer und mein Malgerät und auf gut Glück fuhr ich in das unbekannte Land. Da war ich denn zum erstenmal in Nieuport — ich meine nicht das Bad am Meer, sondern die alte Stadt an der Yser, dieses merkwürdige alte Nest mit seinem kleinen Hafen, seinen Fischerbooten, seinen grünen und gelben Häuserchen, seinen herrlichen Bäumen, seinen buckligen Straßen, seinen Gäßchen und Winkeln. Nieuport war eine spröde Schönheit. Nicht gleich gab sie einem ihre Reize, es dauerte eine Weile, ehe man sich in alles das hineinsah, was das Malerauge später so entzückte und einen immer und immer zum Wiederkommen zwang.

Ich hatte Glück. Es war ein Herbsttag, als ich zum ersten Male nach Nieuport kam und über der Stadt lagen die silbrigen Schleier, welche die Novembernebel über ganz Flandern ausbreiten. Die Farben der bunten Häuserchen schwammen in einer ein wenig melancholischen Harmonie und die herrlichen Bäume auf der anderen Seite des Hafens standen flach in grotesken Umrissen auf den Gazevorhängen des Morgens. Ach diese Bäume von Nieuport! Diese schlanken Stämme mit den vom Winde zerzausten und zerhackten Kronen, diese in Sturm und Wetter erprobten Gesellen. Diese struppigen Äste, in die des Abends nach wunderlichem Reigen ein schreiender Schwarm von Dohlen fiel. — —

Sieben Sommer pilgerte ich mit dem ersten Ferientag nach dem lieben Nest, das mir durch die Fülle künstlerischer Erlebnisse von Jahr zu Jahr mehr ans Herz wuchs. Und nicht nur mir gings so; es gab eine ganze Anzahl von Malersleuten, die in eben diesem Zaubernetz zappelten. —

Hinter dem Kai des Hafens lag eine Zeile schiefer und krummer Häuserchen, zerschnitten durch drei Straßen, die sich über einen Erdbuckel in die Stadt hinaufschoben. Am Schluß dieser Zeile störte ein recht geschmacklos-belgisches modernes Backsteingebäude die feingegliederte Silhouette des Stadtbildes. Das war das „Grand Hôtel de la Bourse". Hier schalteten und walteten und bewegten sich ums Wohl ihrer Gäste Auguste, Madame, Cécile und Yvonne, die beiden Töchter, und ein auf verwöhnte Magen eingerichteter Koch. Das heißt Auguste, der Herbergsvater, der im Nebenberuf ein schwungvolles Geschäft im Tabaksschmuggel betrieb, setzte sich nur dann für seine Gäste in Bewegung, wenn es galt, eine alte Pulle Burgunder mit der nötigen Sorgfalt und Wichtigkeit, die nun mal diese Gottesgabe verlangt, aus dem Keller zu holen.

Digitized by Google



Hans A. Müller — Nieuport und der Yserkanal*

Hier war nun so recht das Dorado der Maler. Nach den Strapazen des Tages, die für einen Landschafter nicht geringe sind, nach Kämpfen mit Wind und Wetter, Sonne und Licht, mit dem Material und den tausend Tücken der Objekte, nach Schlachten mit Mücken, Fliegen und kunstbegeisterten Dorfkindern , fanden wir hier Ruhe und Frieden, Erholung und eine ideale Zerstreuung. Ee war eine aus aller Welt zusammengewürfelte Gesellschaft, die sich nach des Tages Last und Mühe zu leiblicher Stärkung und in harmlosem Frohsinn zusammenfand.

Ich habe selten Künstler so einträchtig beieinander hausen sehen als hier; die eindringliche Schönheit der Natur, um die ein jeder sich nach Kräften mühte, war das Band freundlicher Gesinnung und wunderbarer Verträglichkeit. In dem Fremdenbuche, in dem jeder Maler-Gast seine dankbaren Gefühle für dieses Haus mit Stift und Feder graphisch zum Ausdruck brachte, fand man wohlbekannte Malernamen Belgiens, Englands und Frankreichs, vor allem aber Deutschlands. Wo mag wohl dieses Dokument friedlicher Arbeit und schönster Eintracht hingeraten sein? Vielleicht liegt's unter den Trümmern des Hauses, das uns wie eine zweite Heimat war, vielleicht ist's einer der guten Seelen, die sich um uns sorgten, die letzte Erinnerung an eine so schöne Vergangenheit? —

Nieuport, die ehemalige Hafenstadt von Ypern, die ruhmbekränzte starke Festung, ist nur noch ein bescheidenes Städtchen von 4000 Einwohnern. Zwischen den kleinen buckeligen und runzeligen Häusern der Armut und einer bedürfnislosen Fischerbevölkerung recken sich hie und da die Zeugen alten Wohlstandes in die Höhe. Einige stattliche Patrizierhäuser der Renaissance, jetzt meist zu unfrohen Erziehungsinstituten der ungezählten Orden, die Belgien überschwemmen und ausbeuteln, umgewandelt, ein Stadthaus in leichtem Barock, einige trotz ihrer Bescheidenheit reizenden Empirehäuserchen treffen wir auf einer Wanderung über die unbarmherzigen Katzenköpfe der holprigen Straßen und Gäßchen. Der lustige Wechsel der Häuseranstriche, das Durcheinander der Stilarten, die oft märchenhafte Verschobenheit der Häuserchen, der Giebel, der Schornsteine, bringen dem Malerauge immer wieder neue Überraschungen und die Phantasie feiert Feste.

Nun sind wir über den Buckel der Rue d'Ostende — nicht ohne einiges Fluchen — gestiegen und vor uns liegt der alte Marktplatz mit seiner stattlichen Tuchhalle, einem gotischen Backsteinbau von 1480 und der gotischen Kirche mit ihrem schweren kurzen Glockenturme im Barockstil, der dem Stadtbild die eigentümliche Silhouette gibt.

Lustig war das Bild des Marktplatzes am Freitag, dem Markttag. Da standen Buden mit starkfarbigen flandrischen Tuchballen, mit Töpfereien, Stände mit Bändern und allerband Krimskrams, Haufen schönster Früchte, glitzernder Fische, und dazwischen schob sich die breite Gemütlichkeit des

Digitized by Google

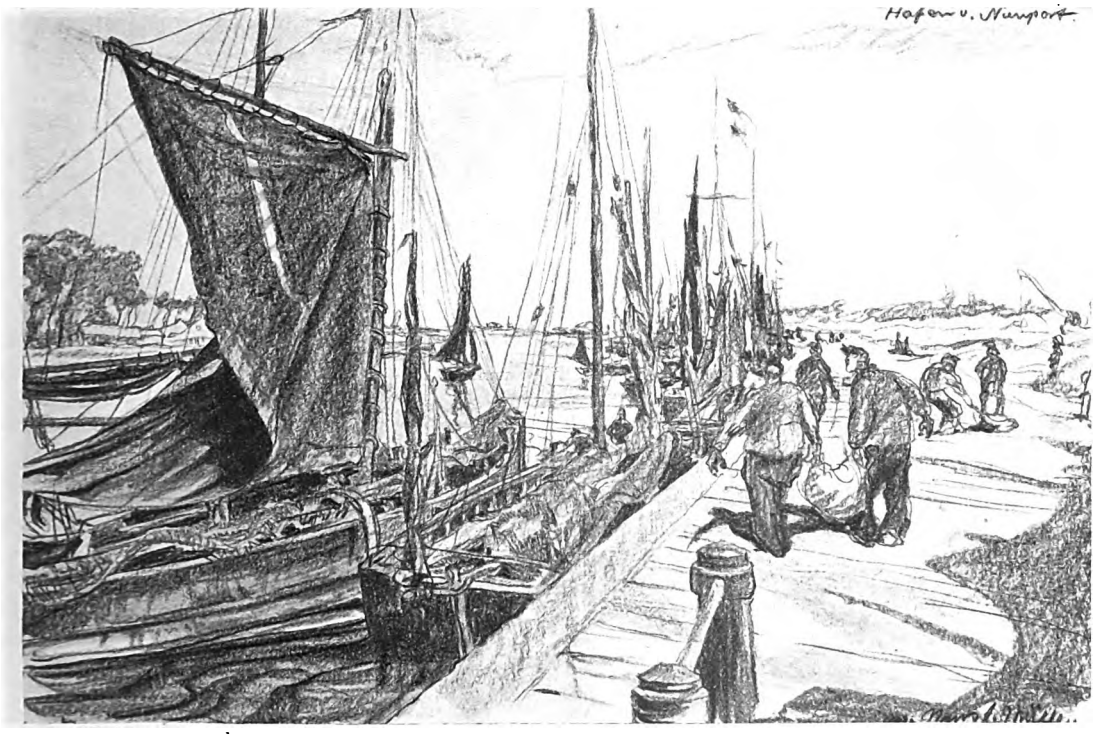
flämischen Bauern und Kleinbürgers hin und her, handelnd und schwatzend und immer gut gelaunt. Und über den Buden, den Marktschirmen und dieser ganzen bunten Herrlichkeit schepperte das Glockenspiel des alten dicken Carillon eine holperige Melodie, mit der der frische Wind von der See spielte, indem er sie forttrug und dann plötzlich wieder fallen ließ.

Aber noch schöner war's hier zur Kirmes. Eine richtige Kirmes in einer kleinen flandrischen Stadt muß man gesehen haben! Welche Wichtigkeit war das und doch wie rührend bescheiden. Die Freuden und angestaunten Wunder unserer Urgroßväter werden da wieder lebendig. Wahrsagerinnen, Quacksalber, Hühneraugenschneider gab's da, einen Zirkus konnte man bestaunen in allem Flitter und in aller Romantik von anno Tobak. Und der Herr Bürgermeister hatte die Pflicht, in jedem Jahre etwas Besonderes zu bieten; das wunderbarste Ereignis war der Aufstieg eines Luftballons, an dessen Gondel ein Fahrrad befestigt war, auf dem eine Dame in Trikot die herrlichsten Evolutionen in den Lüften ausführte. Die Beliebtheit des Bürgermeisters stieg damals um ein Beträchtliches. An diesem Tage wurde Jordaens wieder lebendig. Da wurde so richtig flämisch gefeiert, so richtig flämisch gegessen und getrunken und die Nacht hindurch getanzt, bis sich die Balken bogen, und dabei konnte man so recht die Ungeniertheit dieses Völkchens bestaunen, die seit Ostade nicht im geringsten abgenommen hat.

Gleich hinter dem Markte führt die Straße schon wieder ins Freie und vor uns liegt das flache, fruchtbare flandrische Feld, durchschnitten von einer der charakteristischen Alleen mit den vom Winde schief gewehten Pappeln. Linker Hand wächst noch als letzter Rest der Burg der Tempelherren ein dicker Turm aus dem Felde, das einzige, was seit der Zerstörung der Stadt durch die Engländer im Jahre 1383 davon übrig blieb.

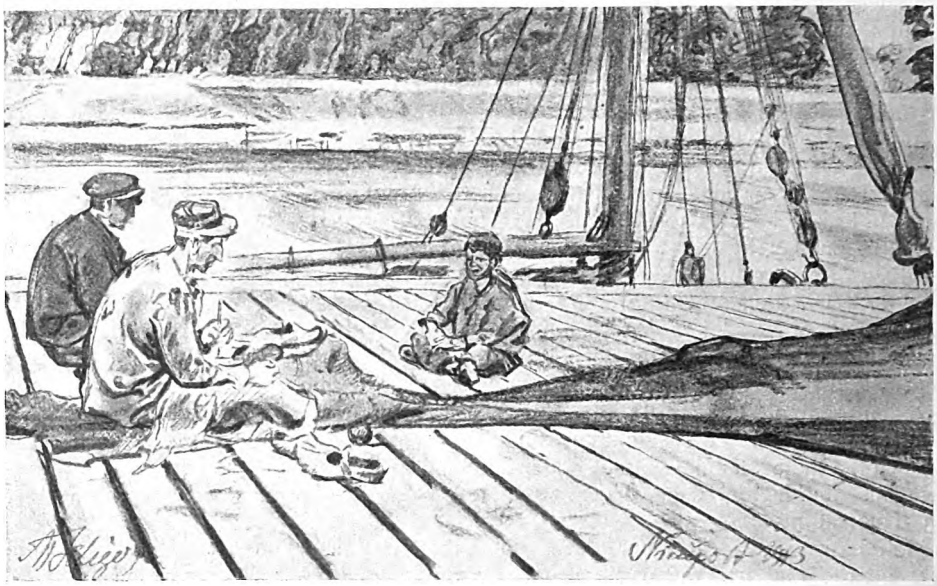
Nun wandern wir wieder quer durch die Stadt und sind bald wieder am Kai des kleinen Hafens. Da gerade Flut ist, ragen die Segel der Boote hoch über die Kaimauer hinaus und lassen die Häuserchen und Schuppen noch kleiner erscheinen als sie sind. Die herrlichen sammetbraunen und grauen Flächen der ausgespannten Segel geben einen starken Hintergrund für das bunte Leben auf dem Kai, wo die Fischer in blauen Kitteln oder in gelbem Ölzeug Fische ausladen, Netze flicken oder herumstehen und an ihrem Priem kauen. Auch ein, zwei Dampferchen liegen im Hafen, und der Kran hat Tag und Nacht keine Ruhe, um Kohlen, Getreide, Holz oder Makadam aus den Schiffsbäuchen herauszuholen.

Seit drei Jahren wurde eifrigst an und in dem kleinen Hafen gebaut, Kaimauern erweitert und frisch aufgeführt, Bagger waren an der Arbeit, um den leicht verschlammten Hafen und Kanal fahrbar zu erhalten und die Fahrstraße zu erweitern. Nach der Landseite zu war der Hafen durch fünf Schleusen abgeschlossen. Der bedeutendste der Kanäle, die das Hinterland mit dem Nieuporter



Hans A. Müller — Der Hafen von Nieuport

Digitized by Google



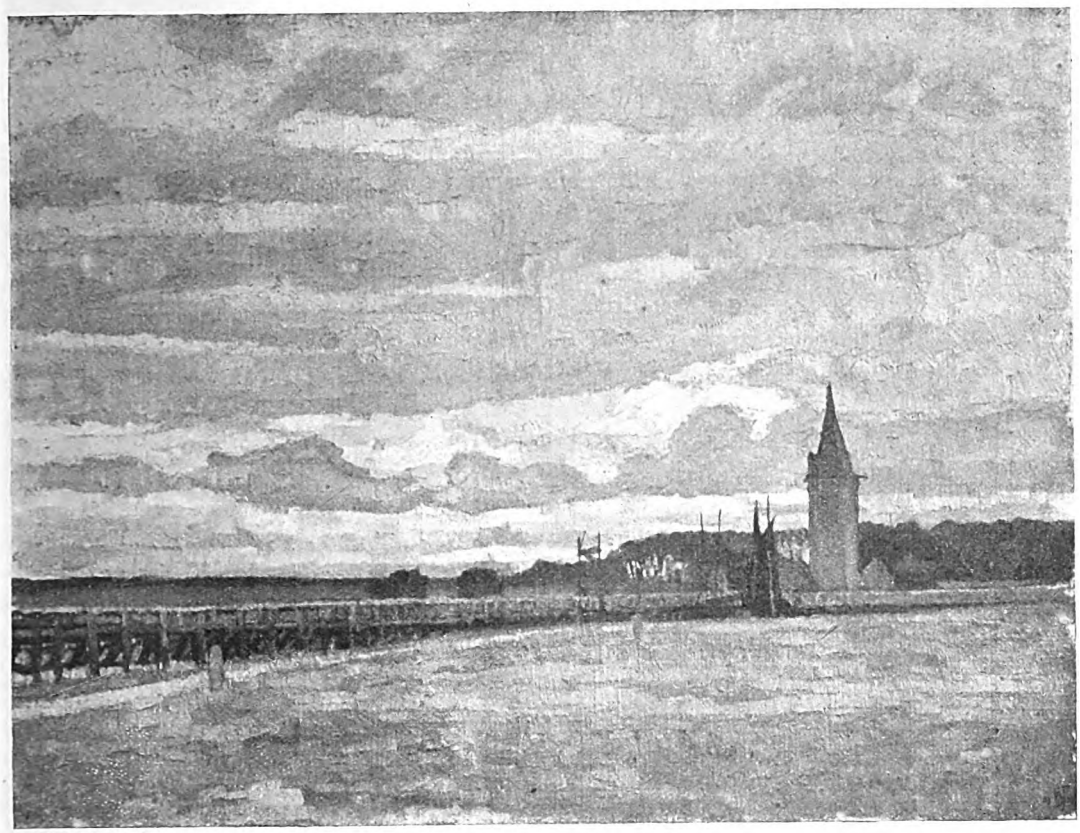
Max Seliger — Am Hafen von Nieuport

Hafen, das heißt der See, verbanden, ist der jetzt so viel genannte Yser-Kanal, das ist der zu einem Kanal ausgebaute Yser-Fluß, der die Wasserstraße nach Dixmuiden bildet. Ein abendlicher Spaziergang an diesem Kanal ins Land hinein entzückte jeden Maler, der das lyrische Element in der Landschaft suchte. Nirgend sind die Stimmungen so zart und die vibrierende Luft so fein, als dort, wo sich der erste Erdgeruch mit der Seeluft vermählt. Doch hier müßte die Farbe das Wort ablösen.

Wir kehren zu unserem Hafen zurück. Inzwischen ist Ebbe eingetreten und allmählich sinkt das Wasser bis zu vier Metern, so daß nun Dampfer und Fischerboote tief unten liegen und die Segel nicht mehr das andere Ufer verdecken. Jetzt sieht man die alten zerzausten Bäume wieder. Diese wilde Gesellschaft, und darunter gelagert einige kleine Häuser, die zu einer Werft für Fischerboote gehören. Die alten Bäume stehen um die letzten Reste der erst im Jahre 1860 niedergelegten Festungswerke, zwischen deren Wällen sich jetzt Bassins für Hummern und Austern befinden, friedliche, auserwählte Speisekammern des Meeres, die uns oft als Belohnung für brave Arbeit etwas von ihren Schätzen hergeben mußten.

Max Seliger — Fischerjungen

Digitized by Google



Walter Tiemann — Der alte Leuchtturm von Nieuport

Der Hafen, der in seiner Breite parallel dem Lande läuft, mündet mit einer leichten Kurve nach Nordwesten in den Teil des Yser-Kanals, der Nieuport mit der See verbindet. Wir überschreiten noch die Schleuse eines kleinen Kanals und wandern auf einem Wege voller abwechslungsreicher Bilder der offenen See zu. Das Wasser im Kanal hat inzwischen seinen größten Tiefstand erreicht und in dem grauen Schlick, aus den algenbesetzten Uferbefestigungen rieselt es in tausend kleinen Bächen der schmalen Rinne zu, in der noch die letzten Fischerboote von einem trägen Winde heimwärts getrieben werden. Andere Boote liegen schon wie große Walfische auf der Seite in dem in grauen, grünlichen und rötlichen Farben schillernden Schlamm und warten auf die nächste Flut.

Wenden wir den Blick rückwärts, so überrascht immer wieder das reizende Stadtbild mit seinen Häuserchen und Türmen, mit seinem kleinen aber regsamen Hafen, und der ewige Wechsel von Ebbe und Flut, prachtvolle Beleuchtungen, die Großartigkeit der Wolkenbildungen, wie man sie nur in der Nähe der See findet, lassen das so gut bekannte Stadtgesicht in immer neuen und überraschenden Verwandlungen erscheinen. Weiter wandernd stehen wir bald vor dem alten Leuchtturm, einem Bauwerk aus dem XIII. Jahrhundert von ganz besonderer Schönheit in Form und Farbe. Auch dieser alte Kerl, der für die Ewigkeit gemacht schien, liegt jetzt wohl längst in Trümmern, und alle Sage und Mystik, die von diesem in manchen Stimmungen ganz unheimlichen Gesellen ausging, ist von der eisernen Faust der Gegenwart unbarmherzig in Stücke geschlagen.

Und wir wandern weiter, immer an dem Kanal entlang, rechts das rieselnde graugrüne Wasser, links blühende Wiesen mit buntscheckigen Kühen darauf. Über dem anderen Ufer, ganz in der Ferne, leuchten die roten Häuser und der Kirchturm von Lombarzyde. Vor uns tauchen die ersten Häuser des Seebades Nieuport auf, aber die grünbewachsenen Dünen versperren noch den Ausblick aufs Meer. Dann endigt der Weg in einer hölzernen Estakade, die den Eingang zum Kanal flankiert, wir sehen bald linker Hand die freundlichen Häuserreihen von Nieuport-Bad, die Marconi-Station, den breiten Strand und das Leben eines stillen, vornehmen Badeortes.

Unter uns plumpst und gluckst das Wasser, die Wellen der See schlagen an die dicken Balken und rütteln an den Holzbohlen der Estakade. Jeder, der die See liebt, kennt das glückselige Gefühl, wenn sich nun die ganze Herrlichkeit des Meeres vor ihm ausbreitet, wenn die starkwürzigen Gerüche dieser Luft alle Sinne berauschen und jeder Atemzug ein neues Leben dünkt.

Digitized by Google

Wie viele Stunden haben wir Malersleute hier auf dem weit ins Meer hinausgeschobenen Rundteil der Estakade verbracht! Wir sahen die zurückhaltenden Farben des kühlen Morgens, den funkensprühenden Mittag, den sinkenden Feuerball der Sonne und die unendliche Nacht. Sahen das Meer als friedlichen Spiegel, in übermütiger Laune und als brüllendes, ungezähmtes Tier. Hei, wie zitterten dann die alten Balken und Pfosten, wenn die Wogen über das Holzwerk brachen, wie klein war der Mensch, wenn die Fischerboote, im Sturme nach dem rettenden Hafen suchend, auf den ungeheuren Kämmen wie Nußschalen tanzten, und nicht selten zerschlug ein Fahrzeug an dem hölzernen Bollwerk.

Ich erinnere mich nur noch zu gut an einen Sturm, der die mannsdicken Pfeiler wie Stroh zerbrach und das ganze Rundteil der Estakade samt einem eisernen Leuchtfeuer und einigen Erfrischungshallen 80 Meter weit an den Strand trug. Heute aber ist's einer der friedlichen Abende, an denen die Sonne wie eine große Orange ins Meer fällt. Nun ist auch der letzte Feuerrand versunken und um alles legt sich die sonderbare Feierlichkeit der Minuten, die Tag und Nacht scheiden. Es ist ganz stille geworden, im Seebad flammen die ersten Lichter auf, ganz in der Ferne leuchtet Ostende und linker Hand winkt am Horizont schon das Licht des Leuchtturmes von Dünkirchen in regelmäßigen Intervallen. Auch der Leuchtturm von Ostende blinkt auf, und der von Nieuport, am rechten Ufer des Kanals, zieht seine breiten Lichtkreise.

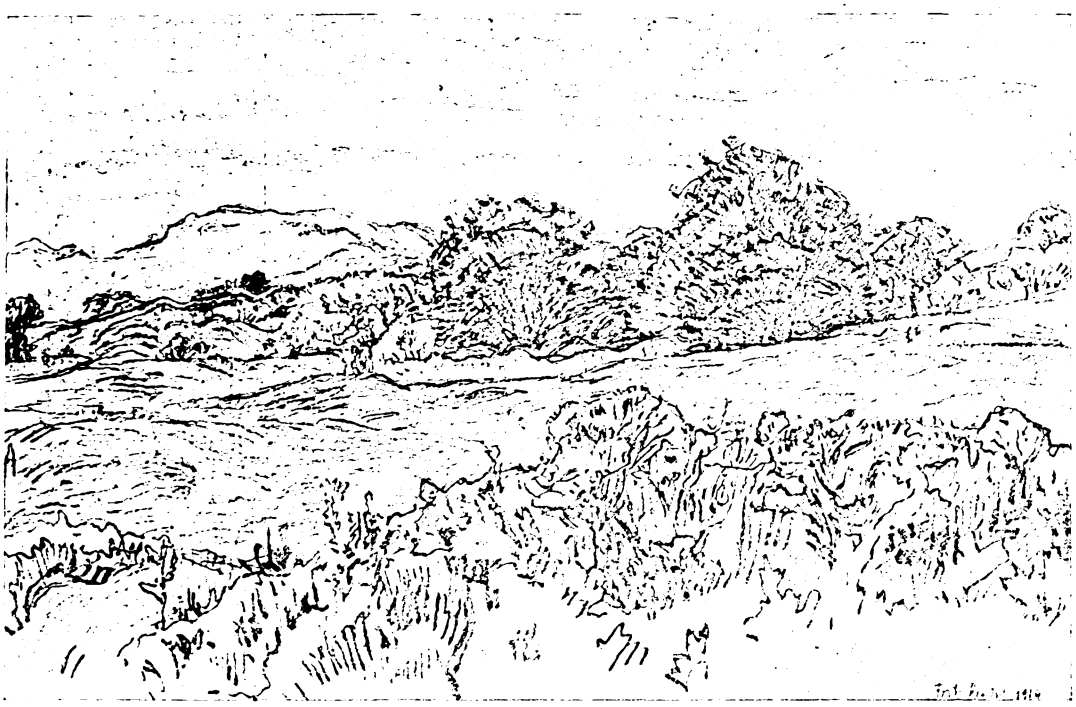
Und nun gehen wir in der Dämmerung nach der Stadt zurück; in dem steigenden Wasser schwimmt noch die letzte Abendröte und blinkt schon der erste Stern. Die Ufer liegen schwer in tiefen Farben, Baum und Strauch wachsen in farblosen Umrissen ins Unheimliche, der Schrei eines Vogels macht die Stille noch unergründlicher, eine ahnungsvolle süße Schwermut legt sich über dies Stück Welt. Keiner wird einen Gang in hereinbrechender Nacht an diesem Kanal vergessen, so stark und eindrucksvoll ist Linie und Farbe dieser nächtlichen Natur. —

Wie klein und festgefügt, hart und geschnitten steht Haus und Baum, Mast und Segel im Sonnenschein des jungen Morgens, der uns nun nach Furnes bringen soll. Gerade vor dem „Grand Hôtel" steht die Kleinbahn, mit deren Geleisen ganz Flandern überzogen ist, und bald sitzen wir in dem rüttelnden und schüttelnden Vehikel, das unbedingte Seefestigkeit verlangt. In wenigen Minuten sind wir wieder in Nieuport-Bad. Das Bähnchen macht dann eine enge Kurve, fährt ein Stück parallel dem Strande hinter der Zeile der Häuser des Bades entlang, um nach wenigen Minuten in scharfer Wendung wieder landeinwärts zu biegen, mitten in die Dünen hinein.

Gerade an dieser Stelle, wo das Bähnchen die Dünen durchschneidet, sind sie von besonderer Schönheit. Welcher Reichtum an Linie und Form und welcher entzückende farbige Wechsel von samtigen Sandflächen und der typischen Vegetation. Hier ist alles wie am ersten Tag, die ersten bescheidenen Moose und Gräser ringen sich wie zum ersten Male aus den feuchteren Tälern und

Fritz Rentsch — Häuser am Strand

Digitized by Google



Fritz Rentsch — Dünen bei Nieuport

Mulden und der ewig jungfräuliche Sand der weichen Dünenwellen, in dem jeder Tritt des Fußes schnell verweht, erweckt die Stimmung paradiesischer Einsamkeit. Tagelang möchte man hier auf dem höchsten Gipfel liegen und der leisen Musik des ewig wandernden Sandes zuhören und seine Gedanken, Gefühle, Sehnsüchte und Wünsche auf den großen Wolkenkissen, die an dem tiefblauen Himmel dahinsegeln, spazieren fahren lassen.

Vor uns rauscht das tiefgefärbte Meer und hinter uns blüht das Land in bunter Farbigkeit und Kraft. Nach dem zähen Streit zwischen Sand und Vegetation, kurz hinter den Dünen, wachsen schon die ersten weißgefugten Dächer der geduckten Bauernhäuser aus dem niedrigen Pappelgestrüpp. Von Schritt zu Schritt landeinwärts wird das Land fruchtbarer und der Busch wird zum Baum. Nicht allzuweit leuchten die Häuser von Nieuport und glänzen die Kanäle, im Süden in der Ferne ragen die Türme von Furnes. Dahin rattert und rasselt unser Bähnchen; nach kurzer Fahrt landeinwärts nimmt's nun wieder parallel der Küste seinen Lauf, wir sind bald in Croenendyk, kommen dann nach Oostduinkerke, einem kleinen Seebad, bekannt durch seine Blumenzucht, dann folgt Coxyde, auch ein kleiner Badeort und Fischerdorf.

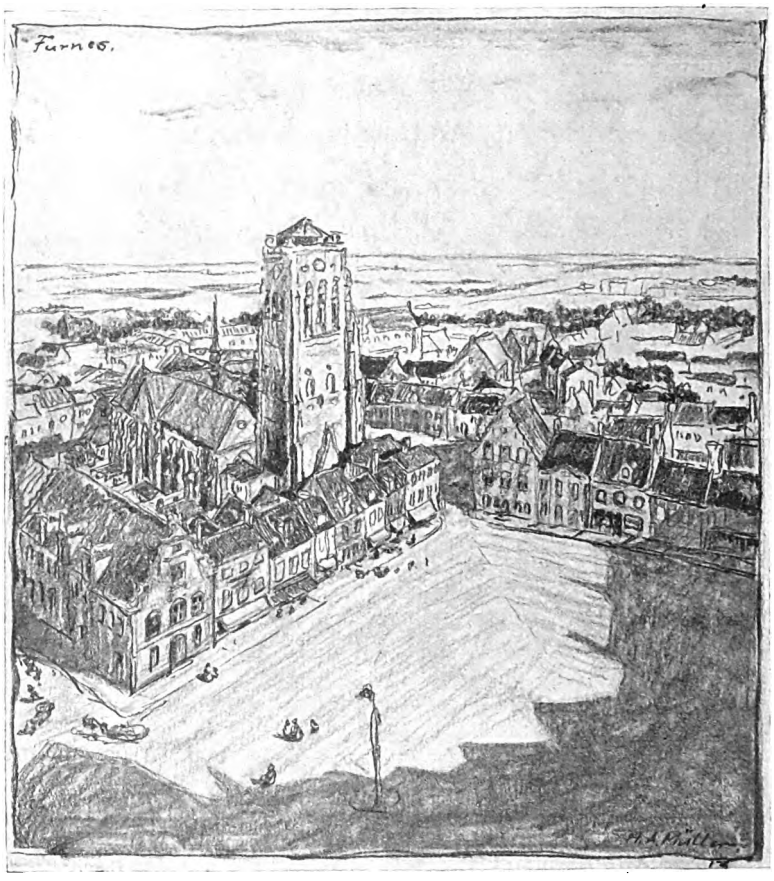
Hinter Coxyde biegen wir wieder ins Land hinein und bald schnaubt unser Bähnchen zwischen den ersten Häusern von Furnes. Dort, wo die Bahn nach la Panne abzweigt, steigen wir aus, um mit einigen Schritten den „Groote Markt" zu erreichen. Ein weiter viereckiger Platz, umstellt mit den reizendsten Gebäuden der Gotik und Renaissance. Die nördliche Seite ist sicher die schönste. Das alte „Landhuis", ein zierlicher Renaissancebau von Sylvanus Boulin, und die daran stoßenden „spanischen Häuser", die in ihrer Kleinheit und durch den merkwürdigen Rhythmus ihrer Giebel beinahe etwas Drolliges haben, überragen ein mächtiger Belfried, und die St. Walpurgikirche mit ihrem hochstrebenden Chor und dem feingegliederten Kapellenkranz.

Ich kenne in keiner belgischen Stadt ein so feines architektonisches Bild, wie diese Nordfront des Marktplatzes von Furnes. Ein guter Stern hatte bisher jede moderne Verschandelung von diesem glücklichen Winkel abgehalten. In unbewußter Schönheit standen noch das Landhuis und das Stadthaus, ein zierlicher Renaissancebau von Liven Lukas an der Westseite des Platzes und an der Ostseite die alte Fleischhalle und das gotische älteste Rathaus, der sogenannte Pavillon des Officiers espagnoles. Die südöstliche Ecke des Marktes überragt der gewaltige unvollendete Turm von St. Nikolaus, ein herrlicher Kerl, so ganz flämisch-stämmig. Wir können uns drehen nach allen Richtungen der Windrose, immer überrascht das Auge ein neues Bild, und mag der Brüsseler Markt in seiner eleganten Stattlichkeit dem Laien mehr imponieren, der Maler wird seine Phantasie lieber noch unter den spanischen Häusern von Furnes spazieren gehen lassen.

Zwischen dem Landhuis und den spanischen Häusern stößt ein Gäßchen auf die dahinterliegende

Digitized by Google

Walpurgiskirche und man staunt über die gewaltige Anlage dieses Bauwerkes. Nur der hohe Chor mit seinem Umgang und Kapellenkranz ist vollendet, der eigentliche Turm liegt, ein Stumpf nur, um Straßenbreite von der jetzigen Kirche entfernt. Es ist immer eine lohnende Sache, in Furnes auf Entdeckungsreisen auszugehen, jede Straßenwendung bringt uns ein neues pittoreskes Bild und auf jedem Schritt begegnet man einem Stück Architektur, an dem man seine Freude haben kann. Da ist's ein gotisches Haus, da ist's ein Renaissancebau, dort ein stilles palastartiges Haus eines kleinen Kirchenfürsten im Rokoko oder Empire. Und alles das ist so blitzsauber und freundlich hergerichtet, die Gärtchen mit Blumen überschüttet, die Fliesen gescheuert, und in jedem Fenster wohnt eine großväterliche Behaglichkeit, daß man gern den Gedanken hätschelt, in diesem weltentrückten Winkel seine letzten Tage zu verbringen. Nun wird diese Idylle von der Kriegsfurie zertreten; hier lag das belgische Hauptquartier, im Landhuis residierte der belgische König noch einmal im eigenen Land. Dorthin werfen jetzt eben vielleicht unsere Kanonen vom Yserkanal aus ihre schweren Geschosse, und es wird



Hans A. Müller — Furnes, St. Nikolaus*

der Stadt kein anderes Schicksal werden, als Nieuport und Ypern: bald wird sie ein Trümmerhaufen sein.

Wer Lust nach modernstem Leben und nach einem Seebad hat, läßt sich von Furnes nach la Panne bringen, ein Badeort hart an der französischen Grenze. Wieder eilt die bekannte Landschaft hinter den Dünen an uns vorüber, während wir auf der schnurgeraden Zeile einer mit schönen Bäumen besetzten Allee dahinrattern. Bald sind wir in dem langgestreckten Dorf la Panne mit freundlichen Fischerhäusern und bunten Gärtchen. Das Bad selbst macht mit seinen netten, lustigen in den Dünen verstreuten Villen, mit seinem ganz französisch zugeschnittenen Leben einen übermütigen Eindruck im Gegensatz zu dem so ganz flämischen Furnes. Der breite Strand ist ein buntbewegtes Bild und die französische Quecksilbrigkeit unterscheidet ihn von dem echt belgischer Seebäder. Da la Panne keinen Hafen hat, liegen viele Fischerboote an den Strand gezogen wie schwarze Wale im Sande, als ein merkwürdiger Kontrast schwerster Arbeit zu dieser bunten Sorglosigkeit rings umher. Kein Wunder, daß auch la Panne ein von Malern gern besuchtes Fleckchen Erde ist. —

Digitized by Google

Fritz Rentsch — Flandrisches Dorf

Fast täglich führte mich mein Weg von Nieuport nach Dixmuiden. Ein halbes Stündchen Eisenbahnfahrt landeinwärts bringt uns hin. Der Zug hält einige Male, in Ramscapelle, in Pervyse und Caeskerke, kleine Dörfer, in denen wir so oft unserem friedlichen Handwerk nachgingen. Wer Freude hat an ländlicher Architektur, umstanden von den herrlichsten Pappeln, deren frisches Grün so wunderbar zu den roten Dächern, zu dem Blau des Himmels steht, wer weite Wiesen malen wollte und Felder mit feisten, farbigen Kohlköpfen, oder wer Studien machen wollte an den prachtvollen Rindern, an Pferden und dem Kleinvieh, das sich auf den Weiden tummelte, der fand hier eine Überfülle von Anregungen. Wenn ich an unsere herbstlichen Wanderungen in diesen Wiesen, Äckern denke, überkommt mich stets das Gefühl einer fröhlichen Helligkeit, und die Erinnerung spielt in den goldig-grünlichen Tönen des schon verfärbten Laubes der Pappeln und all den lichten, zarten Farben, die eine verschleierte Sonne in die Landschaft streut. Herbst und Frühling haben hier etwas Verwandtes.

Von Caeskerke aus sehen wir schon das Stadtbild von Dixmuiden, das, auf einer Erdwelle hingelagert, mit seinen Türmen, Giebeln, Mühlen und wundervollen Bäumen der echte Typus eines niederländischen Städtchens ist. Unverdorben von modernen Bauten und von Industrie ist's wie aus einem alten Holländer geschnitten. Die Pfarrkirche St. Nikolas beherrscht die ganze Stadt und gibt der Silhouette Charakter. Wenige Schritte vom Bahnhof, und wir sind auf dem Groote Markt, der durch seine Ausdehnungen überrascht. Die Größe dieses Platzes steht in einem komischen Verhältnis zu dem Mangel an jeglichem Verkehr, und das Gras kann ohne Furcht, zertreten zu werden, zwischen den Steinen wachsen.

Während sich in Nieuport wieder das Leben zu regen begann, ist's hier still und tot, die Zeit ist einfach stehen geblieben. Nur die östliche Seite des Marktplatzes hat einige bemerkenswerte gotische Häuser und ein Renaissance-Rathaus, nicht gerade glücklich restauriert. Hinter dieser Front wächst St. Nikolas empor, ein schöner gotischer Bau mit einem prächtigen Turm, auf dem man eine zierlich barocke Zwiebel gesetzt hat, die ein wenig japanisch anmutet. Es ist wohl lohnend, in eines der alten Portale zu treten, schon um den reichen, spätgotischen Lettner des Urban Taillebert anzusehen und die spitzenhaft feine Arbeit zu bestaunen. Ein schönes Taufbecken aus dem XVII. Jahrhundert und eine Anbetung der Könige von Jordaens wären noch zwei Sehenswürdigkeiten dieser Kirche. Der alte Bau scheint unter der Last der Jahrhunderte in den Erdboden gesunken, man muß einige Stufen in die Höhe steigen, um nun aus dem Dämmer des Schiffes in die lustige Helligkeit kleiner verschobener Gäßchen zu gelangen, die uns bald auf einen kleinen Platz führen. Eine alte Brücke führt über einen schwarzen Kanal und auf eine Gasse zu.

Ehe wir aber in dieses Gäßchen treten, das zu einem „Allerheiligsten" an Poesie und rührender Schönheit führt, werfen wir noch einen Blick auf das ganz wundervolle gotische Eckhaus dieses

Digitized by Google

Gäßchens, ein Estaminet mit dem schönen Namen „In den Papagei". Sein grünspaniger Anstrich spiegelt sich in dem schwarzen Wasser des Kanals, der an die Kanäle Brügges erinnert. Als eine Art Stadtgraben, von einer Reihe malerischer Brücken überspannt, zieht er sich im Schatten von uralten Höfen, Hinterfronten von gebrechlichen Häusern, unter hängenden Weiden und alten Kastanien um die nördliche Hälfte der Stadt.

Nach dieser malerischen Ouverture erwartet uns nun der Vorhof des Himmels selber. Wir dringen einige Schritte in das geheimnisvolle Gäßchen ein, stehen vor einem dunkelgrünen Tor und ein kleines Türchen im Tor läßt uns eintreten. Wir stehen im Hof der Beginage. Wenn es für den stillsten Frieden, für verklärte Resignation, für glückselige Abgeschiedenheit von der Welt einen künstlerischen Ausdruck gibt, hier ist er. Unser Fuß geht mit scheuem Tritt und wir reden gedämpft, wie in einer Kirche. Denken sie sich einen Hof, einen mit Steinplatten ausgelegten geräumigen Hof, in fast blendender Helligkeit. Umstellt mit schlohweißen klitzekleinen Häuserchen, vor jedem Häuschen ein klitzekleines Gärtchen, vor jedem Gärtchen ein weißes Mauerchen mit einem grünen Türchen. Alles so klein, daß nur ein vom Alter krummgezogener Rücken durch dieses Türchen gehen kann. Und am Ende des Hofes eine kleine schlohweiße Kirche. Und nun in dieser weißen Helligkeit blüht und dichtet es in allen Farben. Die Gärtchen sind Blumensträuße und ihre Fülle drängt über die Mauern, an den Fenstern ranken sich Blumen, blühende Kresse sprüht wie Feuerwerk, Braut im Haar und all die freundlichen Blumen unserer Großmütter brechen in ungezählten Blüten aus jedem Winkel, aus jeder Fuge der Steinplatten des Hofes. Es ist, als wollte die Natur ihren schönsten Kranz auf diesem Grabe aller Weltfreude und Lebenslust niederlegen. Jetzt ruft ein Glöckchen vom Kirchlein zur Messe und aus den Häuserchen und Türlein rascheln in ihren großen schwarzen Mänteln und weißen Hauben die uralten Mütterchen und humpeln und wackeln zwischen all der lebensfrischen Buntheit zur Kirche. Ein wenig betreten schleichen wir, wie Kinder aus einem verbotenen Zimmer, aus dieser anderen Welt.

Nun hinaus durch ein paar enge Gäßchen vor die Stadt, in frisches Leben und zur Jugend. Hinaus vors Tor durch blühende Gärten mit freundlichen Häusern darin, durch üppige Felder, dorthin, wo die herrlichen Pappeln um die Kanäle stehen, wo alles blüht und wächst, alles Leben atmet, Freude und Jugend aus allen Zweigen springt. Die fetten Weiden liegen da wie frohes Lachen und die bauchigen Wolken hängen am Himmel wie eitel Fruchtbarkeit! Ist das nicht ein herrliches Land! —

Ich erzählte nicht von Brügge und nicht von Gent, beide sind große Städte geworden mit „Sehenswürdigkeiten" darin, ich widme diese Zeilen den stillen Plätzen und Winkeln, in denen man noch den letzten Pulsschlag flandrischen Herzens spüren konnte. Nele ist nun tot

Die letzten Steine einer alten Kultur sind im Kanonendonner zerbröckelt. Nieuport und Dixmuiden sind Schutthaufen und Furnes erwartet sein Schicksal. Manches Stück Poesie ist in Trümmer gegangen, mancher schöne Traum zerstört, Granaten und Schrapnelle zerfetzten die Romantik, die sich um dieses letzte Flandern spann.

Aber schmerzt auch das Herz in Erinnerung an glückliche Tage und erlebte Schönheiten — so blüht doch kraftvoll eine Hoffnung auf. Könnte nicht ein Märchen zur Wirklichkeit werden? Könnte nicht ein blauäugiger, blonder Ritter kommen, der die tote Nele durch seinen Kuß zu neuem Leben und neuer Jugend weckt?

* Mit freundlicher Genehmigung des Verlags J. J. Weber, Leipzig.

Hans A. Müller — Zerschossenes Gehöft

Digitized by Google

Österreichische Plakatkunst.

Von

Dr. Ottokar Mascha in Wien.[1]

Mit sieben Bildern.

Zur besten Kriegsgraphik gehören wohl die farbigen Autotypien „Aus einem Tagebuch 1914" von *A. Hengeler*. Auf einem Bilde sieht man eine Teufelsmaschine, in die von England und Frankreich Säcke voll Gold eingeschüttet werden, um dann nach der Verarbeitung in der Form von Preßerzeugnissen wieder herauszukommen. Der deutsche Michel sieht erstaunt zu: Aha! So macht man's! Politische Reklame — Reklame der Staaten und Völker: Die Vorbereitung des Weltkriegs — eine Grundlage des zwanzigsten Jahrhunderts.

Das Plakat, das wichtigste künstlerische Reklamemittel, ist zuerst in Frankreich, England und Nordamerika emporgekommen. Diesen Ländern ist von Deutschland schon längst der Rang abgelaufen worden, so daß das deutsche Plakat an künstlerischer Vollendung, an Kraft und Wirkung jetzt an der Spitze steht. Das ist allgemein bekannt. Weniger bekannt ist aber, wie weit hier auch Österreich mitgearbeitet hat.

Für Bibliophilen ist es von Interesse, daß die Bibliographie des Plakats schon ziemlich reich ist, daß aber die großen und bedeutenden Werke, die den klassischen Büchern von *Sponsel* und von *Zur Westen* vorangingen, schon sehr selten geworden sind. Den „Affiches illustrées" von *Ernest Maindron* 1886 — dem ersten grundlegenden Werke — ist eine Fortsetzung bis 1895 im Jahre 1896 nachgefolgt, und da in beiden Werken nur von Frankreich die Rede gewesen war, kamen 1897 als dritter Band „Les Affiches étrangères illustrées" heraus. *Chéret*, allgemein mit Recht als „der Vater des modernen Plakats" bezeichnet, war mittlerweile groß geworden. Seine Imprimerie Chaix hat dann von 1896–1900 als Monatspuklikation in fünf Bänden „Les Maîtres de l'Affiche" herausgegeben, die in ausgezeichneten farbigen Lithographien und in großem Format die besten Künstlerplakate aller Kulturländer reproduziert hat. Wertvoll waren weiter die französischen Publikationen „L'Estampe et l'Affiche", „Le Livre" und „La Plume". Das letztere Werk mit seinen Sonderheften „L'Affiche internationale illustrée" und „Album d'Affiches et d'Estampes modernes" 1895—1900. Das belgische Plakat war von *A. Demeure de Beaumont* 1897, das englische Plakat in „The Poster", Juni 1898 bis Dezember 1900, und in „The Poster and Art Collector", Januar bis Mai 1901, das italienische Plakat von *Vittorio Pica* in „Attraverso gli Albi e le Cartelle" besprochen worden. Wie gesagt, sind alle vorgenannten Werke jetzt schon große Seltenheiten geworden und nur in wenigen öffentlichen Bibliotheken anzutreffen.

Der österreichischen Plakatkunst widmet in *Boudets* „Affiches étrangères illustrées" *J. Meyer-Graefe* im Jahre 1896 wenige Worte, die davon ausgehen, daß hier das moderne Plakat fast vollständig fehlt, und daß sich noch viel seltener als in Deutschland ein ernster Künstler mit so etwas abgibt. „In Berlin ist das Fehlen von Plakaten ganz natürlich, in Wien darf man sich aber darüber wundern. Der Grund davon ist: es fehlen die Künstler" *Sponsel* und *Zur Westen* wissen vom österreichischen Plakat schon mehr zu sagen. Ersterer weist ihm seinen Platz unter den deutschen Plakaten an, gewissermaßen als einem Bestandteil der deutschen Plakatkunst. *Sponsel* erwähnt unter den älteren Blättern, die für ihre Zeit besonders bemerkenswert gewesen waren, ein Plakat *Hans Makarts* für die Wiener Kunstausstellung 1873,

[1] Vergleiche das im Beiblatt, Spalte 336 ff. besprochene große Werk des Verfassers, aus dem auch die Bilder dieses Aufsatzes entnommen sind.

Digitized by Google

von *Hynais* für die ethnographischen Ausstellungen in Prag 1891 und 1895 und weiß schon — zufällig gerade in demselben Jahre, als Meyer-Graefe das Fehlen von Künstlern in Österreich beklagte — zu berichten, daß in Wien und Österreich geeignete künstlerische Kräfte vorhanden sind, um das Plakat hier in selbständiger, volkstümlicher Weise erstehen zu lassen. Sponsel reproduziert auch schon gute Beispiele von Schließmann, Heinrich Lefler, Orlik. Und von dem letztgenannten Künstler sagt Sponsel, daß, wenn Künstler wie er in Deutschland dem Plakat ihre Kräfte widmen, wir der weiteren Entwicklung der deutschen Plakatkunst mit großen Erwartungen entgegensehen können.

Die damaligen Worte Sponsels sind zu einem wahren Seherworte geworden. Denn nicht nur Orlik, sondern eine ganze große Reihe anderer bedeutender österreichischer Plakatkünstler ist seit jener Zeit nach Deutschland ausgewandert, und diese Künstler haben auf die Entwick-

Abb. 1. Moritz von Schwind, Münchner Künstlermaskenfest 1853.
(Sammlung des Dr. August Heymann, Wien.) Bildausschnitt.

lung der deutschen Plakatkunst einen großen Einfluß genommen: Hugo Steiner-Prag, C. O. Czeschka, Emil Pirchan, Ernst Deutsch, Josef Steiner, und allen anderen voran Julius Klinger. Das kompendiöse und inhaltreiche Buch „Reklamekunst" von W. v. Zur Westen, dessen Inhalt zuerst in diesen Blättern, Jahrgang V, S. 369, VI, S. 89 und 238, und VII, S. 89, erschienen ist, weiß schon mehr von österreichischer Plakatkunst zu berichten. Obwohl auch hier die vormakartsche Zeit noch in Dunkelheit getaucht ist, das Blatt Makarts nur dem Hörensagen nach erwähnt ist, dann eine längere Pause folgt bis zu Schließmann und Heinrich Lefler, kommt die mit Gustav Klimt einsetzende Sezession schon zur Geltung bis zur Jahrhundertwende. Und doch hat das österreichische Künstlerplakat eine viel reichere Geschichte.

Die Kunsthistoriker von Fach haben bisher leider dem Künstlerplakat zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Es scheint fast, als ob sie das ganze Genre noch immer unterschätzten. Wie ja auch bis zur Jahrhundertwende zahlreiche Künstler es unter ihrer Würde hielten, Plakate, die sie entworfen hatten und deren sie sich durchaus nicht zu schämen brauchten, mit ihrem

Digitized by Google

Namen zu versehen. Andere Schriftsteller, die weniger vom kunsthistorischen Gesichtspunkte ausgehen, sind der Meinung, daß die Plakatkunst erst seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts oder noch präziser gesprochen seit Chérets Reifezeit datiere.

Angesichts der Plakatkunstblätter von Gavarni, Grandville, Traviès, Daumier, C. Nanteuil, Horace Vernet, Raffet, Doré in Frankreich, Fred Walker und Hubert Herkomer in England, Félicien Rops' Uylenspiegelplakaten in Belgien und denen Blasius Höfels in Österreich, die alle vor 1870, ja mehrere Dezennien früher entstanden sind, kann diese unrichtige Ansicht nur damit erklärt werden, daß diese Schriftsteller solche alte Blätter überhaupt nie zu Gesicht bekommen haben dürften. Denn nicht zu leugnen ist, daß alle diese Plakate nicht nur ausgezeichnete graphische Kunstblätter waren, sondern als Plakate in ihrer Zeit dieselbe Rolle gespielt haben wie die heutigen Plakate und daß sie auch von Haus aus zu diesem Zweck bestimmt gewesen waren.

Von diesem kunsthistorischen Standpunkte aus verdienen nun in Österreich zuerst die Lotterieplakate von *Blasius Höfel* hohe Beachtung. Sie waren Landschaftsbilder von Grundstücken, die an den Meistbietenden zu verkaufen oder zu verlosen waren, und enthielten die Einladung zur Verlosung sowie die Bedingungen. Diese Bilder waren in der eben wiedererwachten Holzschnittechnik hergestellt und wurden als Illustration in die Mitte des umfangreichen Textes gesetzt, als Landschaftsbilder mit ausgesprochenem Plakatzweck, aber gleichzeitig echte Kunstblätter.

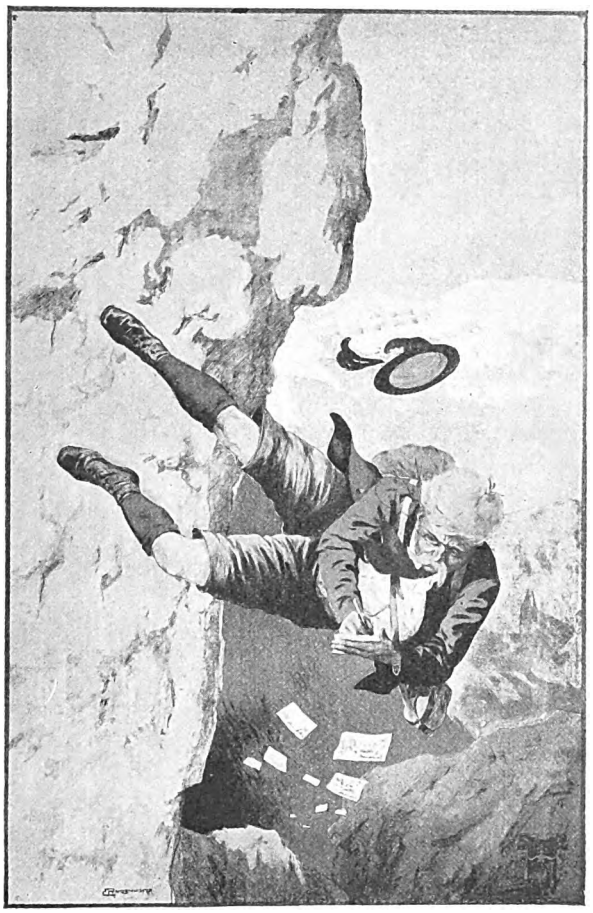


Abb. 2. E. Ranzenhofer, Ansichtskartenschreiber „Bediene dich selbst". 93 : 60. Druck der Gesellschaft für graphische Industrie, Wien.

Bekanntlich war die Kunst des Holzschnitts seit der Zeit Dürers und Holbeins immer mehr in Verfall geraten und hatte zu Beginn des XIX. Jahrhunderts ihren Tiefstand erreicht als sie durch *Bewick* und *Jackson* in England und *F. W. Gubitz* in Deutschland zu neuem Leben erweckt worden war. Und in diese Epoche des Aufstiegs der Holzschneidekunst fällt die Tätigkeit Höfels, der in seinen vielfarbigen Holzschnittplakaten Kunstblätter schuf, die zu den besten Erzeugnissen dieser wiedererwachten Kunstform gehören. Die Kunstforschung, voran *Josef Wünsch* in Wien, hat bisher nur sieben dieser Blätter wiedergefunden, die letzten aus dem vor einigen Jahren versteigerten Nachlasse des ehemaligen Staatskanzlers Fürsten Metternich. Die Höfelschen Plakate nahmen dergestalt an dem Wiederaufbau der Holzschnittkunst ebenso Anteil, wie die viel bekannteren Holzschnitte von Gubitz, dessen vielfarbiges Porträt der Gräfin Sophie Wilhelmine Voß noch heute gesucht ist.

Nach kurzer Zeit folgte in der österreichischen Plakatkunst ein zweiter Künstler, diesmal einer von internationalem Ruf: *Moritz von Schwind.* Von ihm sind zwei Plakate für Münchner Künstlermaskenbälle bekannt geworden, aus den Jahren 1852 und 1853 stammend. Die zum größten Teile mit Text ausgefüllte Fläche trug in der Mitte künstlerische Vignetten von der Hand des Künstlers. Eine derselben ist hier in Abbildung 1 wiedergegeben.

Digitized by Google

Um die Mitte des Jahrhunderts verdrängte in der Plakatkunst die Lithographie den Holzschnitt, in Österreich wie in Deutschland. Auch das Gegenständliche des Plakats war hier wie dort in den gegenwärtig, wohlgemerkt erst *gegenwärtig*, verpönten Adreß- und Diplomstil übergegangen. Der Geschmack war eben in vieler Richtung von dem heutigen verschieden, und es geht doch nicht an, die damaligen Verhältnisse mit der heutigen Elle messen zu wollen. „Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten", und die Besten jener

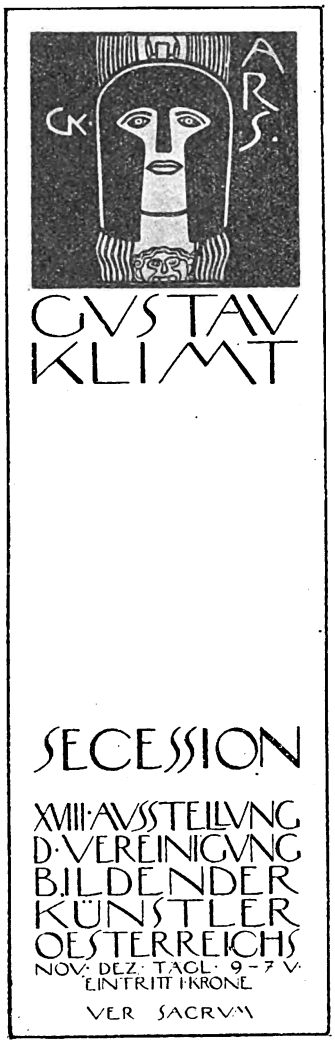


Abb. 3. Gustav Klimt. XVIII. Ausstellung der Sezession. 92 : 28. Druck von Albert Berger, Wien.

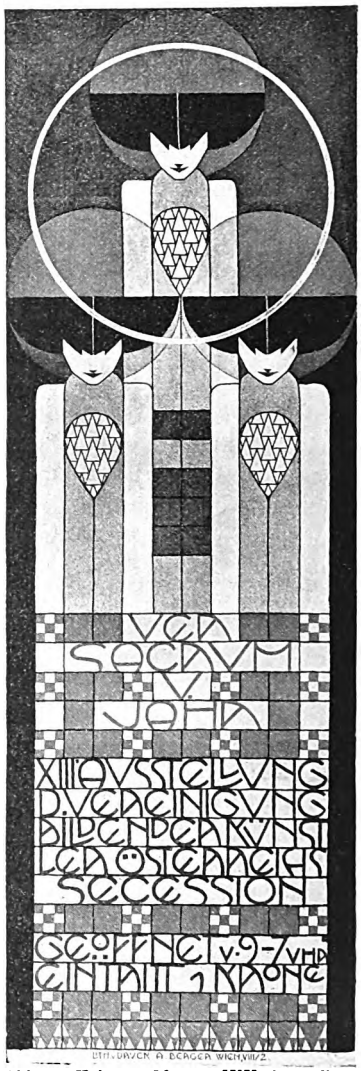


Abb. 4. Koloman Moser. XIII. Ausstellung der Sezession. 90 : 31. Druck von Albert Berger, Wien.

Zeit empfanden es durchaus nicht als geschmacklos, wenn der Plakatkünstler etwas in einem gefälligen architektonischen Rahmen anpreisen wollte, umgeben von Allegorien, Emblemen und Attributen, reizenden Kinderköpfen und Putten oder schönen Frauengestalten — wenn auch dies alles mit dem angepriesenen Gegenstande in gar keinem Zusammenhange stand. Ein heutiger Plakatkünstler müßte sich allerdings das so beliebte Schlagwort „Kitsch" ins Gesicht schleudern lassen, er würde ausgelacht werden, wenn er die Errungenschaften der Zwischenzeit unberücksichtigt lassen wollte. Ist übrigens diese Freude an Allegorien, schönen Frauengestalten und dergleichen — auch dort, wo sie durchaus nicht sein müßten — selbst heute schon wirklich

Digitized by Google

ganz ausgestorben? Gibt es nicht Staaten, die auf ihrem Papiergeld, das doch sicher geschmackvoll und gefällig erscheinen soll, immer noch derartige Abbildungen nicht entbehren können?

Die Wiener Weltausstellung 1873 und *Hans Makart* haben bekanntlich viel dazu beigetragen, daß um diese Zeit die Renaissance wieder zum Durchbruche kam. Kann man heute den damaligen Plakatkünstlern einen Vorwurf daraus machen, daß sie sich im Rahmen dieser zweiten Renaissance bewegten? Sie werden vielleicht im Kunsturteile der Zukunft ebenso hoch stehen, wie so manche Künstler der Gegenwart, deren unvermittelte, sogenannten dekorativen Farbenflecke zu dem Gegenstande des Plakats meist auch keine Beziehung haben und wo die Künstler häufig nur deshalb zu Bildern der angepriesenen Gegenstände im Sachplakate, oder gar zu Letternplakaten in unleserlicher Zierschrift greifen, weil ihnen zu einem gefälligen figuralen Blatte das zeichnerische Können fehlt.

Abb. 5. Alfred Roller. IV. Ausstellung der Sezession. 106 : 145. Druck von Albert Berger, Wien.

Die besten Plakate jener Zeit stammten von dem damaligen Zeichenlehrer an der Wiener Kunstakademie *Franz Gerasch*. Von seinen Blättern gibt das Plakat für die lithographische Kunstanstalt und Buchdruckerei Eduard Sieger aus dem Jahre 1875 ein charakteristisches Bild.

Den Höhepunkt jener Zeit bedeuten *Hans Makart* und seine Schüler, zum Beispiel Petrovits, Hruby, Gottfried Sieben und andere. Das Plakat Makarts für die erste internationale Kunstausstellung in Wien, die im Jahre 1882, und nicht, wie Sponsel glaubte, im Jahre 1873 stattfand, war aus einer Kartusche gebildet, in der ein Renaissanceritter und eine hohe Dame aus der gleichen Zeit das Reichswappen mit der Krone trugen, darunter die der Stadt Wien und der Künstlergenossenschaft. In edler, von dem Künstler selbst erfundener Schrift war der räumlich geschickt beschränkte Text beigefügt. In Gold, Silber und sieben anderen Steinen war das Blatt von der Kunstanstalt R. v. Waldheim sorgfältig und vornehm hergestellt worden.

Digitized by Google

Eine andere Gruppe von Plakatkünstlern, die noch vor dem Auftreten der Sezession durch fabelhaft sicheres Zeichnen der menschlichen Gestalt und sorgsame künstlerische Durchführung viele Jahre hindurch die Mauern Wiens beherrschte, waren die Humoristen *Theodor Graetz, Carl von Stur, Freksay,* besonders aber *Ernst Fuch* und *Hans Schließmann.* Von ihnen stammen die zahlreichen naiv-fröhlichen, lebenslustig prickelnden Plakate der damaligen Vergnügungslokale, namentlich für die beliebten „Lumpenbälle", prächtige Illustrationen des damaligen Wiener Phäakentums. Ein Beispiel dieser Blätter ist das Plakat, das zum Gartenkonzert einer Militärkapelle einlädt. Das Bild zeigt die „Burgmusik" im Marsch zum Konzertlokal, begleitet von der üblichen Schar von Straßenpilgern (Pülchern), deren täglicher Aufzug bei Ablösung der Schloßwache in der Hofburg Lokalberühmtheit gewonnen hat. Mitten unter diesen prächtig silhouettierten „Pülchern" hat sich der Zeichner Schließmann selbst verewigt. In ihrer künst-

Abb. 6. Bertold Löffler. Kunstschau 1908. 66 : 94. Druck von Albert Berger, Wien.

lerischen Individualität von der Sezession fast ganz unbeeinflußt blieben die Mitglieder der alten Künstlergenossenschaft *A. H. Schram, Eduard Veith, A. Karpellus, Theo Zasche, E. Ranzenhofer.* Von letzterem ist ein „Alpenfex" sehr bekannt geworden, der noch im Absturze Zeit und Muße findet, eine Ansichtskarte zu schreiben (Abb. 2).

Fast zu gleicher Zeit wie in Berlin und München hatte auch in Wien die Sezession eingesetzt. Frisches Blut, frische Ideen, frisches Können kamen auch in der Plakatkunst, — am besten charakterisiert durch *Alfred Rollers* Titelvignette zum „Ver Sacrum", einen blühenden Baum, dessen Wurzeltriebe so mächtig geworden sind, daß sie den Grund auseinandertreiben, der sie trägt. Wer im heutigen abgeklärten Kunstschaffen das Wesen und Wirken der Sezession in ihrer ersten Zeit richtig genießen will, sehe den ersten Jahrgang des „Ver Sacrum" durch. *Gustav Klimt, Alfred Roller, Kolo Moser* und *Berthold Löffler* waren die Pfeiler der Sezession und sind es heute noch, obwohl sie ihrem alten Bunde längst nicht mehr angehören. Daß sie auch auf die Plakatkunst den größten Einfluß ausgeübt haben, ist selbstverständlich. Unmittelbar an sie reiht sich der Schriftkünstler *Rudolf von Larisch* an, dem trotz späterer Übertreibungen

Digitized by Google

der großartige Umschwung des künstlerischen Schriftwesens für immer zu danken ist. Charakteristisch für die Künstler der Sezession sind die hier abgebildeten Plakate von Gustav Klimt Alfred Roller, Kolo Moser für Sezessionsausstellungen, das von Berthold Löffler für die Kunstschau 1908 (Abb. 3–6).

Abb. 7. Oskar Kokoschka. Sommertheater in der Kunstschau. Druck von Albert Berger, Wien.

Maximilian Liebenwein, Heinrich Lefler, Keller, R. Junk, Hänisch, Jettmar, Ranzoni, Kurzweil, Otto Friedrich, Wacik und andere sind weitere in Wien wohnende namhafte Plakatkünstler der Gegenwart. Aber an sie müssen auch alle jene Künstler angeschlossen werden, die in Österreich geboren sind und hier ihre Ausbildung genossen, dann aber ihr Domizil nach Deutschland verlegt und auf die deutsche Plakatkunst nicht geringen Einfluß geübt haben. Ihr Vaterland kann mit vollem Recht stolz auf sie sein. Es sind *Emil Orlik, C. O. Czeschka,*

Digitized by Google

Julius Klinger, Ernst Deutsch, Josef Steiner, Emil Pirchan, Hugo Steiner-Prag, Giorgio Graf, Buonaccorsi, endlich der in Zürich wirkende *Rudolf Seifert*. Die meisten Blätter dieser Künstler sind so bekannt, daß hier von ihrer Wiedergabe Abstand genommen werden kann.

Im österreichischen Landschaftsplakat sind *Otto Barth, Gustav Jahn, Richard Teschner* und *Tony Grubhofer* anerkannte Meister. Die Verwaltung der österreichischen Staatsbahnen hat das Verdienst, die zur Hebung des Fremdenverkehrs dienenden Ansichtsplakate wirklichen Künstlern übertragen und dergestalt mit erhöhten Kosten auch kunsterziehend gewirkt zu haben. Unter den deutsch-österreichischen Humoristen der Gegenwart seien *Carl Josef, Fritz Schönpflug, Walter Russell, Carl Alexander Wilke* hervorgehoben. Als typisches Beispiel neuester Observanz, zu der *Egon Schiele, Oskar Kokoschka, A. Nechansky* gehören, sei ein anläßlich der Kunstschau 1908 entstandenes Blatt von Kokoschka als Abbildung 7 wiedergegeben.

Unter den österreichischen Plakatkünstlern nichtdeutscher Nationalität stehen die *Tschechen* und *Polen* an der Spitze. Einer der ältesten tschechischen Plakatkünstler, der frühzeitig nach Paris ausgewandert ist, aber jetzt wieder in Böhmen wohnt, ist *Alphons Mucha*, der, trotzdem ihn die Franzosen mit Vorliebe zu den ihrigen zählen, doch stets, auch während seines Pariser Aufenthalts, in seiner Schaffensart Vollbluttscheche geblieben ist. Wenn er nicht seine erste Gönnerin Sarah Bernhardt in ihren Glanzrollen auf den Pariser Plakaten anzubringen und gut idealisiert zu porträtieren hatte, dienten ihm fast stets Landsmänninnen als Modelle. Selbständige Persönlichkeiten — leider gar so dünn gesät — neigen stets zur Manier, unbewußt wiederholen sie sich allzuleicht, sie haben Jahre hindurch dasselbe Modell (siehe Rafaels Fornarina!). So auch Mucha. Trotzdem ist seine reiche künstlerische Tätigkeit eine wichtige Etappe in der Plakatkunst, mag sie auch vielen heute, wo dem Gefälligen in der Kunst absichtlich ausgewichen wird, süßlich vorkommen. Hynais, Oliva, Preißler, Švabinsky, Nechleba und Župansky sind die älteren, Štaffl Repräsentant der jüngeren tschechischen Plakatkunst. Die *polnischen* Plakatkünstler haben am meisten von der französischen Kunst gelernt, *Axentowicz, Dębicki, Mehoffer, Frycz, Stachiewicz* sind hier die wichtigsten Namen.

Ob die ungarischen Plakatkünstler den österreichischen beizuzählen seien, ist wohl eher eine staatsrechtliche Frage als eine solche, die aus kunsthistorischen oder stilkritischen Gesichtspunkten zu beantworten wäre. Österreich und Ungarn sind bekanntlich zwei selbständige Staaten, die gleichzeitig zu einem Gesamtstaate untrennbar verbunden sind. Wie Zur Westen gesagt hat, kennzeichneten sich noch zur Jahrhundertwende die ungarischen Plakate durch ein gewisses hohles Pathos bei geringer nationaler Eigenart. Seit jener Zeit sind indessen von *Arpád Basch, Tuszkay* und *Biró*, dann von *Miklos Vadász* bedeutende und originelle Plakate geschaffen worden. Biró dürfte als sozialer Satiriker wohl noch einer großen Zukunft entgegensehen.

Digitized by Google

Heiteres und Weiteres über den Krambambulisten Christoph Friedrich Wedekind.

Von

Professor Dr. Arthur Kopp in Marburg i. H.

Es gibt gewisse literarische Kuriositäten, die zu sehr abseits von der gangbaren Straße der Wissenschaft liegen und zu wenig Bedeutung für das Allgemeine haben, als daß die zünftigen oder berufenen Gelehrten sich viel darum kümmern sollten. Sowohl die ganz gewöhnlichen Lehrer und Oberlehrer an den mancherlei Schulen, als auch die Hochschullehrer an den Universitäten, obschon viele von letztgenannten Koryphäen der Wissenschaft ihr Sondergebiet bis in die kleinsten Einzelheiten zu durchspüren sich angelegen sein lassen, brauchen ihre Teilnahme, Zeit und Kraft ausschließlich oder vorzugsweise, notgedrungen, ganz natur- und pflichtgemäß für die wichtigeren Erscheinungen des geistigen Lebens, müssen mit ihren Forschungen und kritischen Studien den Spuren der leuchtenden Heroen oder Klassiker folgen und haben seltner Gelegenheit, einen halbverlorenen Blick auf die Niederungen und Sümpfe des literarischen Getriebes zu werfen.

Das ist ein Gebiet, auf dem der *Bibliothekar* etwas leisten und außer seiner beruflichen Tätigkeit im strengsten Sinn und unbeschadet seiner Berufspflicht sich nützlich machen kann — wenn anders ihm nicht, wie neuerlich, wenigstens für die meisten preußischen Anstalten in der Provinz, es beinahe den Anschein gewinnt, jede geistige Betätigung neben den tagtäglichen Schreibarbeiten an Katalogen und Journalen, durch Ausfüllung von Formularen und Zetteln als dem Beruf schädlich verboten sein oder ein solcher Luxus den armseligen Schreiberseelen unter Versagung mildernder Umstände sträflich verdacht und geahndet werden soll.

Dadurch daß ihm fortwährend allerlei Bücher aus den verschiedensten Fächern in schnellem und buntem Wechsel durch die Hände gehen, kann der Bibliothekar, falls er nicht gar von allen guten Geistern verlassen und nicht ganz kenntnislos ist, manchmal weit auseinanderliegende Dinge, die bei planmäßigem regelrechtem Arbeiten auf einem bestimmten, einheitlich abgeschlossenen Gebiet schwerlich zusammen gebracht werden, mit einander in Verbindung setzen und so bisweilen unverächtliche Forschungsergebnisse selber zeitigen oder andere bei belangreicheren Untersuchungen fördern. Desto füglicher und lieber darf er es tun, als der Titel eines Kuriositätenkrämers niemandem so bald und leicht beneidet wird.

Auch mir ist es in der Zeit, als ich mitten unter den seltenen Schätzen der Königlichen Bibliothek zu Berlin als dortiger Beamter dienstlich schalten und walten, nach voller Herzenslust leben, weben, wühlen und stöbern durfte, mehrfach mit solchen kleinen Funden, gelegentlich erschnappten Lappalien gelungen, mir den Beifall nicht nur meiner näheren Umgebung, sondern sogar der zünftigen Gelehrtenwelt zu erwerben, so mit meinen Veröffentlichungen über Akrosticha, Ballhorn, Eisenbart usw.

Vor etwa zwanzig Jahren erschien als eine von meinen frühesten Arbeiten der Art in der „Altpreußischen Monatsschrift", 32 (1895) Seite 296—310 „Wedekind, der Krambambulist". Ich wies darin auf Grund einiger mir zufällig vor Augen gekommener Stellen mit Benutzung weither zusammengeholter Hilfsmittel nach, daß Koromandel, dessen Gedichtsammlung „Nebenstündiger Zeitvertreib" (1747) das Krambambuli-Lied mit 102 Strophen enthält, in Wirklichkeit Christoph Friedrich Wedekind hieß und beim Prinzen Georg Ludwig von Holstein-Gottorp, der 1741—61 in Diensten Friedrichs des Großen stand, als Privatsekretär angestellt war. Nachdem dann in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (43. 1898) der Artikel Wittekind-Wedekind von *Ldw. Fränkel* erschienen war, gab ich im „Euphorion", 7 (1900), Seite 317/8 unter „Allerlei Kleinigkeiten. 1. Wedekind, der Krambambulist", und nachdem Frl. *E. Lemcke* in der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde", 13 (1903), Seite 316 zwei Fassungen eines auf Koromandel zurückzuführenden Testamentsliedes ohne Verfasser-Namen mitgeteilt hatte, gab ich ebenda Seite 429 Nachträge dazu.

Dann ruhte dieser Gegenstand längere Zeit. Im Jahre 1911 aber kamen von zwei Seiten, im Nordwesten und im Südosten Deutschlands, Abhandlungen zum Vorschein: *Karl Jacoby*, „Beiträge zur Deutschen Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts. 2. Chrph. Frdr. Wedekind, ps. Crescentius Koromandel, der Dichter des Krambambulisten": Programm des Wilhelm Gymnasiums zu Hamburg. 1911. Seite 33—64, und *Theodor Siebs*, „Das Testament Friedrichs des Großen": Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität zu Breslau („Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde", Bd. 13/14) 1911, S. 701—14.

Zu beiden Abhandlungen darf ich mir vielleicht erlauben, etwas beizufügen, da mir inzwischen das Gedächtnis unseres wackern Reimschmiedes auch anderweitig wieder geweckt worden ist.

Über den Aufsatz von Siebs ist wenig zu bemerken. Er hat im Sommer 1903 zu Spindelmühle, der bekannten und beliebten, landschaftlich reizvollen böhmischen Sommerfrische, von einem alten (achtzigjährigen) Mann und einem jungen Mädchen jenes eigenartige Lied singen gehört, es auch in einem handschriftlichen

Digitized by Google

Liederbuche (Glatz 1797—1801?) gefunden und fühlte sich daraufhin veranlaßt, die verschiedenen Fassungen zu vergleichen. Mir tönte das Lied zu meiner großen Überraschung im Winter 1912 auf einer Abendgesellschaft bei dem hiesigen Theologie-Professor Martin Rade gleichfalls entgegen, indem es der Sohn des Hausherrn sang und mit Gitarre begleitete. Der Aufforderung des Gastgebers folgend, gab ich damals dem versammelten Volk mein tiefgründiges Wissen über Wedekind-Koromandel und sein Sterbelied zum besten, vergaß auch nicht, Siebs dabei gebührend zu nennen. Leider nahm ich die Gelegenheit nicht wahr, die Fassung von Rade jun. aufzuschreiben und nach der Quelle zu forschen — zum Teil bewogen durch die merkwürdige Tatsache, daß man beim Volksgesang — wennschon man in Rede stehendes Lied gar nicht so recht sicher dazu rechnen kann — nur zu schätzen pflegt, was ungelehrten oder ungebildeten Lippen, je trümmerhafter desto besser, abgewonnen wird, wogegen man alles mißachtet, was man selbst in einem treuen Gedächtnis lückenlos und wohlverständlich bewahrt oder von geschulten, irgendwie gehobenen Volksgenossen vernimmt.

Siebs ordnet in seinem Aufsatz die bisher zugänglichen Fassungen zunächst in zwei Gruppen: I. „Das Lied auf Friedrich den Großen", beginnend „Paulus sagt, ich müßte sterben" und II. „Das ältere Testamentslied", beginnend „Kommt es einst mit mir zum Sterben", sich enger an Koromandels Gedicht (Nebenst. Ztv. S. 114—18) anlehnend, mit gleichem Anfang, in derselben Reihenfolge der Strophen, inhaltlich dem Gedicht Koromandels durchaus entsprechend und nur in Einzelheiten des Wortlauts davon abweichend. Merkwürdigerweise gibt Siebs dies Gedicht mit seiner nächstverwandten Gruppe nicht in der ursprünglichen Reihenfolge, sondern stellt zehn Strophen um nach der Folge der entsprechenden Strophen im Sterbeliede Friedrichs des Großen. Dadurch wird aber Tatbestand und Entwicklung der Lieder nicht, wie Siebs beabsichtigt und anzunehmen scheint, klarer und übersichtlicher, sondern im Gegenteil so verworren wie nur möglich, und je mehr Ordnungssinn jemand hat, um so schwerer kann er sich in dieser verkehrten Welt zurechtfinden. Heißt es nicht wirklich etwas auf den Kopf stellen, wenn man in dem Stück, das die Grundlage für das Ganze bildet, woraus alle sonstigen Fassungen abgeleitet sind, die meisten Bestandteile durcheinander wirft? Wenn mit Übergehung von 4 auf eine mit 3 (11) bezifferte Strophe 5 (3), sodann 6 (10) usw. folgt, wem drehen sich dabei nicht Eingeweide, großes und kleines Hirn, Ziffern und Zahlen und großes und kleines Einmaleins im Wirbel herum?

Die von mir genannten *Liederdrucke* verteilt Siebs auf die beiden Gruppen, beschränkt sich aber auf die Berliner und einen Münchner, während er einen Straßburger und einen Züricher Druck unberücksichtigt läßt. Nun sind mir aber seither noch ein paar weitere hier in Betracht kommende Drucke begegnet. Ferner waren früher in diesen Berliner Sammelbänden die Stücke gar nicht oder von einem nachlässigen Benutzer für seine Zwecke flüchtig und falsch gezählt, und ich entsinne mich, in diesem und jenem der umfangreicheren Bände für eignen und fremden Bedarf die Stücke neu gezählt und beziffert zu haben, so daß die Benutzung und Auffindung jetzt wesentlich erleichtert ist. Schließlich sind auch die Angaben von Siebs im einzelnen an sich ungenau; so nennt er Seite 702 die Gruppe B „vorhanden in drei Einzeldrucken der Berliner Königlichen Bibliothek, die einander gleich sind": „Yd 7902 (70)" „Yd 7903 (71)" „Yd 7910 (Stück 53)". — Yd 7902. I. Stück 49 und Yd 7903 St. 45, beide Berlin Zürngibl (71), sind in der Tat einander durchaus gleich, es ist eben derselbe Druck, der in der Königlichen Bibliothek doppelt vorhanden ist. Wenn aber bei Siebs hier und auf der folgenden Seite (S. 702 und 703) von gleichen Drucken gesprochen wird, so sind offenbar die gleichen miteinander übereinstimmenden Fassungen der Lieder gemeint.

Es ist wohl nicht unnütze Raumverschwendung, hier noch einmal kurz die bisher bekannten Drucke vorzuführen, zugleich mit Verteilung auf die beiden von Siebs unterschiedenen Gruppen, wovon die erste, meist beginnend „Paulus sagt, ich müsse sterben", in einer keineswegs reinen Verehrung auf unsern großen, einfältig frommen Gemütern als Freigeist anstößigen, unheimlichen, ja bei Vielen überaus verhaßten König Friedrich II. gemünzt ist, während in der andern Gruppe, beginnend „Kommt es einst mit mir zum Sterben" das Lied Koromandel-Wedekinds bei geringen Veränderungen auf andere hochstehende Personen ohne nähere Bestimmung, mehrfach aber auf Dietrich von Anhalt-Dessau († 1769) oder dessen Vater Leopold († 1747) als den berühmten eigentlichen „Alten Dessauer" bezogen wird.

1. Gruppe: Berlin KB Yd 7901. II — Yd 7901. IV — Yd 7902. I. St. 49 = Yd 7903 St. 45 — Yd 7904. I. 37 — Yd 7910 St. 53 — Yd 7911 St. 19 (v. J. 1797).

2. Gruppe: Yd 7901. III — Yd 7904. III. 126 — Yd 7909 St. 26 — Yd 7911 St. 31 — Yd 7912 St. 91.

Leipzig UB Sammelbd. II, S. 238 Vier Neue Lieder. Das Erste. Der letzte Wille vom Dessau. Kommt es einst mit mir zum Sterben ... (Druck verstümmelt, Bl. 2 und 3 fehlen, vom ersten Liede nur 6 Str.).

III, S. 344 Drei schöne Lieder ... Das Erste. Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen, Sterbelied: Kommt es einst mit mir zum Sterben ... Frankfurth und Berlin, Trowitzsch u. Sohn. Das Lied verläuft hier in 12 Strophen und fängt ebenso an wie die Fassungen der anderen Gruppe, was für die Geschichte des Liedes wichtig ist.

München, Sammelbd. Var. 270[1] St. 36: Eines hohen Officiers letzter Wille ... Kömmt es einst mit mir zum Sterben ... 17 Str.

Straßburg, Sammelm. IV 97: Zwey schöne Geistliche Lieder. Das Erste. Kommt es einst mit mir zum Sterben ... 18 Str.

Weimar, Sammelbd. Dd 3 : 63[3] St, 32: „Sechs auserlesene Neue Arien." Nro. 98. In Berlin gedruckt und zu finden. 1. Lezter Wille eines berühmten Fürsten. Kommt es einst mit mir zum Sterben ... 18 Str.

Digitized by Google

Zürich, Sammelbd. XVIII 1792 St. 12: „Vier Schöne Lieder." 1. Sterblied des Prinzen von Deßau. Kommt es einst mit mir zum Sterben ... 18 Str.

Abgesehen von diesen vielen kleinen Drucken, die um eines einzelnen Liedes willen in den verschiedenen Bibliotheken aufzustöbern man außer einem darauf geaichten bibliothekarischen Bücherwurm nicht wohl einem andern wird zumuten wollen und zu denen sich immer noch weitere Nachträge finden werden, will ich nur noch aus dem neuerdings (1913) erschienenen Buche von *G. Jungbauer* „Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen" (in Böhmen also, woher Siebs den Anstoß zu seinen Ausführungen erhielt) Folgendes anführen, S. 217: Nr. 1401. Stellzig, Ein altes Flugblatt. M. N. E. X. 1887 S. 200—203. (M. N. E. = Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Klubs.) Das Testament des „Alten Fritz", des Königs von Preußen. „Paulus sagt, ich müsse sterben." 21 G. zu 6 Z. Dasselbe angeführt in U. E. (= Unser Egerland) XV. 1911 S. 107. — 1404. a) *J. Fischer*, Lieder vom alten Fritz. M. N. E. XXI. 1898. S. 48—49. Das Testament des preußischen Königs. „Laßt mir keinen Cantor singen." 8 G. zu 6 Z. Das 3., 7., 8., 10., 14., 15., 18. u. 20. G. des mit 21 G. von Stellzig mitgeteilten Liedes. — b) Ebenda S. 49—50 ein weiteres Testamentlied „Last mir keine Glocken läuten" 21 G.

Soviel über Koromandels Vermächtnis und sein Fortleben im Volksmund, zumal in Böhmen. Wenn sich aber an diesem Beispiel gezeigt hat, wie kräftig das Gedicht im Volksgesange fortlebt, so mag im Anschluß daran hinzugefügt werden, daß Gleiches auch für ein paar andere Gedichte Koromandels gilt. So findet sich bei *H. Ziegler*, Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder (1884) S. 128 eins (1758. Ztschr. f. preuß. Gesch.) „Dragoner, macht euch fertig" (6 vierz. Str.), das von Koromandel abzuleiten ist: Nebenst. Zeitvertreib (1747) S. 212 Taratantara tantara tum! Dragoner, macht euch fertig ... 3 zwölfz. Str. Ferner bieten manche kleinen Liederdrucke so z. B. Berlin Yd 7902. II und 7904. IV, London, Brit. Mus. 11521 ee 28 St. 24 ein Lied „O stilles und gelassnes Leben" in 5 sechsz. Strophen, das vollinhaltlich aus Koromandels Lied von der Dorothee stammt.

Yd 7904. IV Acht neue Lieder. 1. Wann ich in der Fruh aufsteh ... 4. O stilles und gelassenes Leben... 8. Brüder, schweigt von euern Klagen. [190] (Berlin, Littfas.)

O stilles und gelaß'nes Leben, blau von den Wangen abgemahlt, aus ihren Mienen kann man lesen, wie gütig ihr mein Auge strahlt. Wann ich sprech' A, dann spricht Sie B, was ich will, will auch Dorothee.

2. Im Sommer fahr ich sie spatzieren ...
3. Des Morgens wach ich schon um Viere ...
4. Wird dann ein Mittagsmahl gegessen ...
5. Hat dann das Lebensziel ein Ende ...

Vgl. Koromandel S. 143: Doris, in fremden Namen.

Das gröste Kleinod dieser Erden
Ist wohl ein tugendhaftes Weib.
Wem solcher Schatz kan eigen werden,
Was hat der nicht für Zeitvertreib?
Den Zucker solcher süssen Eh
Schmeck ich und meine Dorothee ... 14 Str.
5. Ihr freundlich, ihr gelassnes Wesen
Blüht auf den Wangen abgemahlt,
Aus ihren Minen kan ich lesen,
Wie günstig mir ihr Auge strahlt;
Sag ich nur A, so spricht sie B,
Was ich will, will auch Dorothee.
9. Des Sommers führ ich sie spatzieren ...
10. Früh morgens wach ich schon um viere ...
11. Wenn ich das Mittags-Mahl gegessen ...
14. Und lauft mein Lebens-Ziel zum Ende ...

Die Verballhornungen in der Anfangsstrophe des Einzeldrucks, die der fünften Strophe bei Koromandel entspricht, sind äußerst ergötzlich. Was Koromandel sagen will, wenn er das ansprechende Wesen der besungenen Liebsten blühn läßt, indem es auf den Wangen abgemalt sich zeigt, sich spiegelt, ist allenfalls verständlich, wenn auch sehr gekünstelt; aber inwiefern das in der Fassung des Einzeldrucks angeredete stille Leben „blau von den Wangen abgemahlt" erscheint, dürfte dem Verstande der Verständigsten und Klügsten gleichermaßen unergründlich sein als dem in schlichter Einfalt aufgewachsenen kindlichen Gemüt. Und wenn gar das Auge des Gatten ihr gütig strahlt, das ist wirklich zu gütig, und auch an dieser Stelle des Guten wie der Güte gar zu viel.

Daß das Krambambuli-Lied, selbstverständlich in verkürzter Form, häufig in den fliegenden Heftchen vertreten ist, bedarf kaum der Erwähnung. Neben dem üblichen Anfang findet sich das Lied auch bisweilen auf ganz wenige Strophen gekürzt, beginnend „Soll ich für meinen König fechten" (bei Koromandel = Str. 63 von 102 im ganzen). Ein paar gelegentlich angemerkte Krambambuli-Drucke sind folgende: Berlin KB Yd 7901. III. 92 — Yd 7902. II. St. 23 Berlin, Zürngibl (180) und Yd 7902. III. St. 21 Berlin, Zürngibl (124) = Yd 7903 St. 69 und 101 (B. Z. 124 und 180) — Yd 7904. III. 129 — IV. 214 — Yd 7906 St. 25 — Yd 7908 St. 49 — Yd 7911 St. 4 — Yd 7912 St. 40 — Yd 7922 St. 21 — „Soll ich für meinen König fechten" z. B. auch in Bernhardis Lieder-Lexikon, 2 Strophen, 3 (1847) S. 149; darin Crambambuli 1, 115. „Soll ich" als besonderes Liedchen stammt wahrscheinlich aus Angely, Sieben Mädchen in Uniform (Bibl. d. Frohsinns. X. Sekt. 4. Bdch. 1840, S. 23 u. ö.). — Leipzig UB Sammelb. I S. 139 Kramb. Delitzsch 49 = Yd 7908 — S. 343—50 „Der Krambambulist" 38 Str. — II S. 183 Zwei vortreffliche Schöne Arien. 1. Crambambuly, das sey der Titel ... 13 Str. — S. 242 Fünf schöne Neue Lieder ... Brieg, C. Falch 1828 (48.) 3. Crambambuly! das sei der Titel ... 13 Str. (Letztes Blatt abgeschnitten, so daß der Schluß des Krambambuli-Hymnus und die beiden letzten Lieder fehlen.) — Die Strophe „Soll ich für meinen König (für Freund' und Freiheit, f. Ehr' u. Freiheit) fechten" ist auch, allein und mit andern Strophen des Krambambuli-Liedes zusammen, übergegangen in das Lied „Ich lobe (ruhme) mir das Burschen-

Digitized by Google

leben": Herk-Raufseisen, Akad. Lustwäldlein 1794 Nr. 2, Allg. Commersbuch 1810 S. 20 (u. ö.); vgl. Keil, Studentenlieder S. 91—97.

Jacoby behandelt in seinem Hamburger Gymnasialprogramm v. J. 1911 vor allem die Beziehungen Koromandel-Wedekinds zu Hamburg, und es ist ihm gelungen, aus einer Hamburger Zeitschrift 2 (bzw. 3) der Welt bisher unbekannte Gedichte Wedekinds nachzuweisen. Mit Koromandels Fortleben im Volksgesang, auch in andern Liedern außer dem Krambambulisten, hat er sich nicht beschäftigt. Meine beiden kleinen Beiträge v. J. 1900 und 1903 im „Euphorion" und in der „Zeitschr. f. Volkskunde" sind ihm entgangen, damit auch die einzige zu meinen früheren Feststellungen über die Lebensumstände Wedekinds hinzugekommene bestimmte Tatsache, die mir seinerzeit Bibliothekar Dr. Reicke zu Göttingen beitrug. In dem Göttinger Exemplar von Koromandels Nebenstündigem Zeitvertreib findet sich nämlich die alte bibliothekarische Eintragung: Zur Bibliothek der Königl. deutschen | Gesellschaft eingesandt | von dem Herrn Verfasser, | Dem Herrn *Wedekind* | würkl. Hofrathe bey Ihro hochf. Durchl. | Dem Herzoge von Holstein, Bischofe | zu Lübeck &c. in Eutin | *1752*. Daß es eine bibliothekarische Notiz ist, nicht eine vom Verfasser herrührende, ist schon an der Ausdrucksweise zu merken, und wenn zwischen dem in der Schrift hervorgehobenen Namen „Wedekind" und „Herrn" eine Lücke gelassen ist, so geschah das offenbar nach bibliothekarischer Weise zu dem Zwecke, womöglich die Vornamen zu ermitteln und später nachzutragen. Schon im „Euphorion" v. J. 1900 (7, 317) steht geschrieben: „Bischof von Lübeck war seit 1751 Friedrich August von Holstein-Gottorp (geb. 1711, gest. 1785), ein Bruder des Generals, ein ausgezeichneter Fürst, derselbe, der 1774 als Herzog von Oldenburg regierender Landesherr wurde. Wedekind war also von einem Bruder zum andern in den Dienst gekommen und lebte 1752 als Hofrat in Eutin."

Jacoby bezieht sich oft genug auf mich als Haupt- und Kronzeugen in dieser schwerwiegenden Untersuchung und meint S. 35: „manches wird auch Arthur Kopp im nachfolgenden neu sein". Das will ich meinen und wollen wir getrost annehmen, obschon allerdings die meisten von ihm erwähnten oder ausgehobenen Stellen wie keinem Gelehrten, der mit kritischem Auge Koromandels Nebenstündigen Zeitvertreib und auch die gleichzeitige zweckdienliche Literatur durchmustert hat, gleicherweise mir unmöglich unbemerkt bleiben konnten. Die Frage, wie der Dichter darauf kam, sich nach der Ostküste Vorderindiens zu benennen, hat Jacoby zum Schluß treffend und scharfsinnig beantwortet und für jedermann damit etwas Neues gesagt.

Nun, eine Liebe ist der andern wert. Wenn Jacoby vor seiner Schlußbemerkung über das merkwürdige Pseudonym das im ersten Bande von Gottscheds bekannter Zeitschrift „Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit" (1751 ff.) abgedruckte Gedicht „Der deutsche Pariser", nicht ohne dabei „sehr zu staunen" (S. 59), als ersten Teil des Gedichts bei Koromandel „Der Chapeaubasist" erkennt und in seiner Abhandlung das Ganze dieses Neudrucks wiedergibt, so vermag ich einen früheren Druck nachzuweisen, will aber in der Erwiderung des Freundschaftsdienstes lieber nicht so weit gehn, das Ganze hier einzurücken. In einem Sammelbande der KB zu Berlin (Zk 17598) befindet sich an letzter Stelle:

Der | Chapeaubasist, | oder | der gereisete Juncker. | Eine Erzehlung. | Die Teutschen plagt der Reise-Geist ... 4 Zeilen ... Die Teutschen plagt der Reise-Geist. | 1746. | (15 bedr. Bl. 16 leer. Anfang:) Mama, | Ich Ihr geliebter Sohn, | Des Stammes Kern, und Stütz und Kron... Vgl. Zeitvertreib S. 259—275: Der Chapeaubasist, oder gereisete Juncker, eine Erzehlung. 1746. | Die Teutschen plagt der Reise-Geist. | Ein Fremdling seyn im Vaterlande | Ist heut zu Tage keine Schande. | Was nur Frantzösch und Englisch heist, | Wird schon den Kindern angepreist. | Die Teutschen plagt der Reise-Geist. | Mama, | Ich Ihr geliebter Sohn, | Des Stammes Kern, und Stütz und Kron ...

Bei manchen Stellen mochte Jacoby sich dessen wohl nicht versehn, daß ein andrer auch schon darüber her gewesen sei. So wenn er S. 47/48 von dem Wettbewerb in Übersetzung des Tabaksgedichtchens ‚Doux charme de ma solitude' spricht, im Hinblick auf Koromandel S. 181, finden sich dieselben Stellen und noch andre dazu schon in meinem Aufsatz über „Internationale Tabakspoesie": Zeitschrift f. vgl. Literaturgesch. N. F. 13 (1898/99) S. 55—60.

Jacoby verweist S. 46 auf eine Stelle meines Aufsatzes über den Dichter (a. a. O. S. 305), worin ich „die Nachforschungen nach seinen Lebensumständen doppelt schwierig" nenne, wogegen er sagt: „aber ich finde, aus seinen Gedichten kann man viel mehr Schlüsse ziehen, als aus denen anderer Dichter." Gewiß, ich finde das auch und habe das immer gefunden, auch schon damals vor 20 Jahren. An der von Jacoby beregten Stelle heißt es bei mir weiter: „man wird immer wieder auf seine Gedichte zurückgewiesen, denen sich allerdings noch manches entnehmen läßt." Und gegen Ende meines Aufsatzes ist zu lesen (S. 309): „Koromandels Gedichte enthalten zwar außer den wenigen hier angezogenen Stellen noch Andeutungen und Angaben genug, woraus man über den Lebensgang des Verfassers manche Einzelheiten noch ermitteln könnte und ein langes Garn zu spinnen Gelegenheit hätte." Wenn ich es vermied, alle Stellen, aus denen sich über die persönlichen Verhältnisse Koromandels etwas entnehmen läßt, vorzuführen, wie Jacoby tut, und mich darüber zu verbreiten, so geschah es, weil es damals mir lediglich darauf ankam, zunächst einmal die Persönlichkeit Koromandels unzweifelhaft festzustellen, wozu die mehrmalige genaue Durcharbeitung des Nebenstündigen Zeitvertreibs ebenso nötig war wie fleißiges Umschaun in der zeitgenössischen Literatur und scharfe Musterung der einschlägigen Schriften; aber für nebenbei sich darbietende Beobachtungen und über meinen Hauptzweck hinausgehende Vermutungen war in meinem kurzen Aufsatze kein Raum, dergleichen lag auch durchaus nicht in meiner Absicht.

Digitized by Google

Jacoby dagegen, wiewohl er seine Abhandlung (S. 59) „als einen Beitrag zur Frage Koromandel-Wedekind und nicht als eine Lösung anzusehen" bittet, schmeichelt sich offenbar, unsre Kenntnis auch vom Lebensgange des Dichters wesentlich bereichert zu haben. Geht man aber die von ihm gebotenen Stellen durch, so findet man zwar Bemerkungen und Erläuterungen über die besser als Koromandel bekannten Personen und Berühmtheiten, zu denen er Beziehungen hat oder sucht, nur bestimmte greifbare Tatsachen und Zeitangaben, womit man über Koromandel selbst helleres Licht verbreiten könnte, fehlen fast ganz.

S. 37 heißt es „Wenn wir im Krambambulisten St. 67 (richtig 65) lesen: ‚Ich bin ein Freund vom rheinschen Weine, | Dieweil er mich als Landsmann kennt', so kann es doch, wenn anders wir an die Richtigkeit der Angaben überhaupt glauben, keinem Zweifel unterliegen, daß der Verfasser ein Rheinländer von Geburt war; auch im Reisepaß nennt er den Rheinstrom." Daraufhin und auf Grund einer weitern Stelle bei Koromandel über das Traubenlesen bezweifelt Jacoby meine Annahme, daß Koromandel aus Niedersachsen stamme, ja, weiter unten (S. 47) spricht er wie von einer ausgemachten Tatsache: „Wedekind war kein Niedersachse".

Wenn sich aber jemand als Landsmann einen „Freund vom rheinschen Weine" nennt, so tut er das meist in seiner Eigenschaft als guter Deutscher, auch wenn er aus einer dem Rheine noch so fernen Gegend stammt. Und gar die Nennung des Rheins anzuführen zur Begründung seiner Ansicht, während zugleich Weichsel, Donau, Elbe, Oder und sogar die Pleiße genannt wird, geht eigentlich über den Spaß, obwohl es wie schlechter Witz klingt und bittrer Ernst sein soll. Weshalb soll Wedekind eigentlich den Stolz der Deutschen, unsern alten Rhein, ungenannt lassen, außer wenn er sich als Rheinländer ausweist! Derartige Schlußfolgerungen sind nur hinderlich, nicht förderlich. Gewiß besteht eine Möglichkeit, daß Wedekind am Rhein geboren sei; die Nachforschung, die jede leise Spur aufnimmt, mag immerhin auch diese blasse Möglichkeit im Auge behalten, aber die weit überwiegende Wahrscheinlichkeit verweist nach Niedersachsen. Bevor Jacoby nicht nachweisen kann, wann und wo der Dichter geboren wurde, wo er seine Jugendjahre verlebte, bleibt seine Vermutung wertlos und nichtig.

Was alles Jacoby für beweiskräftige Gründe nimmt, Beispiele dafür finden sich mehr. So schließt er (S. 40) „im Gegensatz zu Kopp", daß Wedekind auch Pommern gekannt habe, wovon ebenfalls die Möglichkeit eingeräumt werden soll. Aber das „Eine Pommersche Erzehlung" überschriebene Gedicht (Koromandel S. 363), worauf Jacoby seine Behauptung stützt, ist ein auch aus andern Quellen bekannter Soldatenwitz, der, wenn er bei Koromandel einem Pommern angehängt wird, gerade deshalb wahrscheinlich aus einer andern Gegend stammt, während man in Pommern die Schnurre wohl eher andern Gaugenossen andichten würde. Und wenn Jacoby nun gar in seiner Schulabhandlung als Beweis für die Bekanntschaft Koromandels mit Pommern aus dem Gedichte „Die böse Sieben" (S. 210) abdruckt:

Wenn ich bisweilen lustig bin,
Schilt sie mich einen Gecken,
Und heißt mich aus ergrimmtem Sinn
In Hinterpommern reisen —

so hat er sich damit öffentlich vor Lehrern und Schülern arg in die Nesseln gesetzt, was ihm klar werden muß, wenn er statt „reisen" den richtigen Reim auf „Gecken" einsetzt. Freund Koromandel hat hier wie noch manchmal durch Einsetzung eines unverfänglichen Wortes an Stelle des richtigen Reimwortes, das Anstoß erregen könnte, tückisch und schadenfroh, wie solche niedrigern Geister einmal sind, eine Wolfsgrube gelegt, wovor der mißtrauische, durch Erfahrungen gewitzigte Leser sich warnen läßt, in die der harmlose, weniger welterfahrene Lehrer der Jugend leider gestürzt ist. Das gleiche gilt von der zweideutigen Redensart „Zu Harburg fängt man Lächse", die Jacoby S. 41 ganz arglos als Beweis für einen Harburger Aufenthalt nimmt. Und hier mag es nur ausgesprochen werden, daß Koromandel nichts für die Schule, weder für Lehrende noch Lernende Passendes ist und in einer Schulabhandlung besser nicht auftreten sollte.

Trotz der vielen örtlichen und persönlichen Beziehungen, die sich aus Koromandels Gedichten ergeben, kommt man dabei mit Schlußfolgerungen auf ihn selbst nicht weiter. So lautet z. B. in seiner „Brief-Tasche" S. 240 „Der vierdte Brief aus Hessen 1735.":

Mein Herr, ich bin zu Pferd in Hirschfeld angekommen,
Und hab ein Stündgen nur im Posthauß Platz genommen.
Die Zimmer waren fast durchgehends schon besetzt;
Nachdem ich meinen Mund im Schälgen Thee genetzt,
Der durch den Sonnenbrand so vielen Durst gelitten,
So ließ ein guter Freund mich hin zum Essen bitten,
Der bey dem Stifte wohnt . . .

Dieser Freund erwartet ihn mit Frau und Tochter im Garten, ihm wird Kaffee vorgesetzt, der ihm so gut schmeckt, daß er fünf Tassen leert. Er bleibt zu Mittag, wobei auch „ein Gläsgen Rheinwein" vorgesetzt wird. Danach spielt die „Jungfer" „Clavezimbel".

Um 5. Uhr Nachmittags verließ ich diesen Schmauß,
Mit vieler Dankbarkeit; doch gieng ich nicht nach Hauß,
Denn ein gelehrter Mann vom graduirten Orden,
Der jüngst in dieser Stadt Superintendent worden,

Digitized by Google

Und sonst Professor hieß auf einer Unverstät,
Die mit der Marburger in gleichem Paare geht,
Kam mir von ohngefehr mit diesem Gruß entgegen,
Ich mögte meinen Huth bey ihm doch niederlegen.
Ich that, was er befahl; er führte mich hierauf
In seinen Bücher-Saal . . .

Er zeigt ihm seine kürzlich erworbenen Kostbarkeiten, und „in Physicis", „im Himmels-Lauf" gleichfalls „recht gründlich belehrt", wies er ihm auch mancherlei Naturalien und andre Seltenheiten.

Von da verfügt' ich mich nun nach dem Post-Comtor;
Doch war ich kaum so weit bis an das kleine Thor,
So sah ich im Gallop drey Extra-Kutschen fliegen,
Davon die Passagiers beym Posthauß nieder stiegen,
Eins war Printz Menzikoff des alten Fürsten Sohn,
So denn ein General der Russen, von Biron;
Und andre Officier, so Teutsch als Moscowiter,
Nebst einen anderen gewissen Ordens-Ritter . . .

Eine Schilderung des Prinzen folgt:

Sonst wollt er seinen Marsch von hier nach Franckfurt nehmen,
Bis 30000 Mann aus Rußland näher kämen.
Und hiemit schließ ich nun den ziemlich langen Brief,
Weil mir die Müdigkeit in Aug' und Feder lief.

Einen Ort Namens Hirschfeld gibt es gegenwärtig nicht im Hessenlande. Da von einem Stift gesprochen wird, so rät man auf Hersfeld, wo sich ein berühmtes, noch in seinen Überbleibseln großartiges Stift befindet, und in der Tat hieß Hersfeld früher allgemein Hirschfeld, wie man zum Beispiel schon aus dem alten Universal-Lexikon ersehen kann. Vielleicht vermag ein Hersfelder Ortsgelehrter zu ermitteln, wer jener Freund ist, „der bey dem Stifte wohnt" und von dem Koromandel so gut bewirtet und empfangen zu sein rühmt.

Nach den Andeutungen im Gedicht zu sagen, wie der gelehrte Hersfelder „Superintendent" 1735 hieß, fällt nicht schwer. Alles trifft auf das genaueste zu bei *Franz Ulrich Walter*, der, nach den Angaben bei Strieder, 1700 zu Witzenhausen geboren, 1725 in Rinteln zweiter reformierter Prediger und Professor der griechischen Sprache, beim Jubiläum der Marburger Universität 1727 Dr. theol., 1734 Inspektor und Rektor des Gymnasiums in Hersfeld, 1738 Superintendent in Allendorf an der Werra wurde, woselbst er am 3. Februar 1755 starb. In Hersfeld war sein Vorgänger der 1733 verstorbene *Konrad Mel(l)*, der sich um die Stadt hochverdient gemacht hatte, dessen Predigten unter dem Titel „Zions Lehre und Wunder" noch nach seinem Tode dort gedruckt wurden, Hersfeld 1736. Der Inspektor des Hersfelder Gymnasiums führte zugleich die Aufsicht über die Kirchen im Fürstentum Hersfeld und konnte mithin Superintendent betitelt werden, wie Koromandel vielleicht nur um der gerade nötigen Versfüße willen es tut. Über Menzikoff und Biron kann sich ohne Schwierigkeit jeder selbst aus den landläufigen Handbüchern und Konversations-Lexiken unterrichten.

Was ist nun aber bei diesen so genauen Angaben und Ermittelungen für Koromandels nähere Lebensumstände Wesentliches gewonnen? Verschwindend wenig, der auf das Nachforschen und Suchen verwandten Mühe schwerlich entsprechend. Nicht einmal für sein Verhältnis zum Hessenland ergibt sich etwas. So sind aber fast alle seine persönlichen und örtlichen Beziehungen zu los und oberflächlich, als daß man selbst beim größten Scharfsinn daraus viel erschließen könnte.

Von größerer Wichtigkeit sind ein paar Stellen, an denen er über seine Vergangenheit und seine häuslichen, im engsten Sinn eigenen Verhältnisse spricht. Aus dem Gedichte (Seite 105—109) „Über den Tod seines seligen Vaters" läßt sich entnehmen, daß der Vater Pastor gewesen, früh verstorben ist und ihn, den Dichter, mit Mutter und Schwestern in bedrängten Umständen zurückgelassen hat. In dem „Klag- und Trost-Lied" (Seite 98—100) wird des Vaters Tod erwähnt, zugleich mit Befürchtungen, daß nun auch noch die Mutter sterben könnte, wodurch sein Elend noch vermehrt werden würde. Wenn dabei von dem an das Corpus juris gewandten Schweiß die Rede geht, so scheint er sich selbst zu meinen, und seine sonstigen Gedichte bekunden zur Genüge, daß er in der Jurisprudenz vor allem bewandert war.

Obschon dem Umfange nach in seinen Gedichten das religiöse oder theologische Gebiet stark hervortritt, was in jener Zeit übrigens bei vielen, dem theologischen Studium durchaus fernstehenden Dichtern der Fall ist, so war Koromandel-Wedekind sicherlich dem Studium nach ein Jurist, wofür auch seine spätern Stellungen bei den beiden Prinzen von Holstein-Gottorp zeugen. Als er das „Klag- und Trost-Lied" verfaßte, war er noch in sehr arger Notlage, noch ohne Stellung, denn er schließt es:

Gott der gewiß die Seinen kennt,
Hat dir Ämtgen schon benennt.

In vollkommener Übereinstimmung damit gibt mehrere dieser kleinen Züge wieder ein Gedicht an Friedrich den Großen, angeblich „in fremden Nahmen", aber unzweifelhaft eine Schilderung der eignen Lage bietend und in einem an sich löblichen Schamgefühl für Fernstehende leicht verschleiernd (Seite 282):

Digitized by Google

Ich, dein tiefgebückter Knecht,
Bin ein Candidat im Recht,
Und ein Jünger von den Lehren,
Die dem grossen Wolff gehören ... (13 Str.=52 Z.)

Darin kommt vor (Z. 35/36): „Der, der mich der Welt gegeben, | Gieng zu früh aus diesem Leben".

Jacoby hat in richtiger Würdigung der Bedeutung, die dieses Gedicht für die Kenntnis von Koromandels Werdegang bei weiterem Nachspüren gewinnen kann, es ganz abgedruckt (Seite 43/44). Ohne weiteres aber läßt sich auch nicht viel daraus entnehmen. Wenn es darin zum Beispiel (Z. 15—18) heißt:

Endlich kehrt ich voll Vertrauen,
Um mein festes Glück zu bauen,
Wieder nach der Heymath hin,
Wo ich sonst gebohren bin —

was hilft es uns „Forschern"?

Wo stand seine Wiege, welchen Ort nannte der viel gereiste, viel umhergeworfene Mann seine Heimat? Niedersachsen, Preußen, Pommern, Rheinlande, Hessen? Er selbst gab wenig auf seine heimatlichen Beziehungen, er fühlt sich dem heimischen Boden längst entwurzelt und entwachsen, er spielt sich als Weltbürger auf. Wichtiger war ihm ein „Ämtgen", eine sichere Stellung, ein guter Posten und einträglicher Dienst, kurz, die Versorgung. So läßt er sich einmal vernehmen (Seite 40 „Der ehrliche Mann" 8 Z. 5—8):

Den Musen bin ich auch, nur nicht dem Glück bekannt,
Und wo mirs wohl ergeht, da ist mein Vaterland;
Was ich einst werden soll, das ist noch nicht erschienen,
Mein gröster Wunsch ist der: Gott und dem Staat zu dienen.

Und ganz ähnlich an einer andern Stelle (Seite 87 „Impromtu an einen sichern Fürsten"):

Wo die Fürsehung wohnt, da ist mein Vaterland,
Den Musen bin ich zwar, doch nicht dem Glück verwandt.
Was ich einst werden soll, das ist noch nicht erschienen,
Mein bester Wunsch ist der: dir grosser Fürst zu dienen.

Aus mehreren Gedichten, in denen er von der Freimaurerei sichtlich als Eingeweihter spricht (S. 39, 437; vgl. vorletzte Strophe des Krambambulisten S. 436), darf man wohl schließen, daß er Freimaurer war.

Daß man aber nicht alles, was in den Gedichten steht, als Baustoff zur Charakteristik und Biographie Koromandels betrachten, entnehmen und anwenden darf, ist zwar selbstverständlich, und es bedürfte keiner ausdrücklichen Warnung zur Vorsicht, wenn Koromandel nicht einerseits, wie sich schon gezeigt hat, unter fremder Flagge bisweilen eignes Gut und anderseits ebenso trügerisch und irreführend scheinbar als Beteiligter in eigner Sache mit seinen Waren zu Markt käme. Wer z. B. ohne Kenntnis dieses allgemein üblichen dichterischen Kunstgriffs die „Supplic um einen geistlichen Dienst, 1738" (S. 466) läse, würde zunächst wohl die genauen darin enthaltenen Angaben für wirklich und unsern Koromandel für einen alten Kandidaten der Theologie halten.

Großmächtigster Monarch, ein alter Candidat,
Der über funfzehn Jahr präceptoriret hat,
Der mehr als hundert mahl den Predigt-Stuhl beschritten,
Und wie der Himmel weiß, Postillen nie geritten,
Fleht deine Gnad und Huld um einen Chor-Rock an,
Weil er vom Schul-Staub sich nicht länger nähren kan.
Ich hab in Wittenberg Sechs Jahre durch studiret,
Als Baccalaureus pro gradu disputiret . . .

So beginnt dieser gereimte Bettelbrief, der sich durchaus nicht viel von gleichzeitig üblichen seiner Art unterscheidet. Das Ganze stellt aber in Wirklichkeit nur einen schwachen Anlauf zur Satire dar, wie man einen und den andern im „Nebenstündigen Zeitvertreib" hier und da bisweilen antrifft. Und in diesem Sinn heißt es denn auch von der Bibel:

Im Grund-Text bin ich stark, die malabarsche Sprache,
Und Syrisch und Arab'sch ist meine liebste Sache.

Ausgedehnte Sprachenkenntnisse, die sich in seinen Gedichten an vielen Stellen zeigen, rühmt er von sich auch in dem schon erwähnten scheinbar in fremdem Namen verfaßten Gesuch eines Rechtskandidaten an Friedrich den Großen. Wenn er nun hier in der Maske des Theologen mit Arabisch und Syrisch und gar mit Malabarisch um sich wirft, so wollen wir nicht vergessen, daß wir es mit einem untergeordneten Spaßvogel zu tun haben, der als Decknamen Koromandel zu wählen schon für einen guten Witz angesehen haben muß, und so sind wir von Vorderindiens Ostküste Koromandel auf der Westküste Malabar angelangt, was für einen kurzen Vergnügungsausflug schon zu viel ist, und so wollen wir denn in den Hafen steuern, und machen mit unserm kleinen Abstecher — oder um es mehr zeit- und kriegsgemäß auszudrücken, Streifzug — in das kuriose Reich des Krambambulisten — — Schluß.

Digitized by Google

Nachtrag.

Von Herrn Dr. W. Suchier, Bibliothekar in Halle, gingen mir brieflich einige sehr dankenswerte Mitteilungen zu, die meinen Schlüssen erfreuliche Bestätigung bringen und in ihrer Tragweite vielleicht noch darüber hinausreichen, indem sie den Forschern auf eine neue Spur helfen. In seiner bisher (Oktober 1915) noch nicht erschienenen Abhandlung über die „Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Göttingen 1738–55" kommt auch unser Wedekind vor; dieser ist in der Gesellschaft am 15. Dezember 1753 Mitglied geworden und wird in diesem Zusammenhang als „Sr hochf. Durchl. des Herzoges von Holstein, Bischofes von Lübek, Hofrath, auch Secretär bey dem Herzog Georg Ludwig" bezeichnet. Ferner verweist Suchier mich auf sein 1912 erschienenes Buch über „Gottscheds Korrespondenten", unter denen sich befindet (S. 80): „Wedekind, Chrph Frdrch, Gouverneur beim Bar. v. Buchenau" mit einem Schreiben von zwei Blättern aus Altdorf, 30. Januar 1736. Und auch auf die Stelle der Altdorfer Matrikel macht Suchier mich aufmerksam (E. v. Steinmeyer: Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte 4. Reihe 1, 561); dort stehen unter dem 14. November 1735 zusammen und für sich eingetragen: „Justus Frid. de et a Buchenau (L. B. = Liber Baro) Francus" — und „Christophorus Frider. Wittekind, Hannov." — Wenn hier Wedekind als Hannoveraner bezeichnet wird oder vermutlich sich selbst als solchen bezeichnet hat, so muß es wohl auch vorläufig bei seiner Abstammung aus Niedersachsen bleiben — trotz Rheinwein und Hinterpommern, falls nicht gewichtigere Gründe, vor allem neue Tatsachen anderswohin verweisen und Herrn Professor Jacoby der ganzen bisherigen Überlieferung entgegen dennoch unerwartet recht geben.

Der an Gottsched gerichtete, sonst recht gleichgiltige, doch zur Kennzeichnung des unentwegten Versifex immerhin ein wenig beitragende, zudem als das einzige bisher von ihm bekannte Schriftstück wichtige Brief mag wohl die wenigen Zeilen verdienen, die sein Abdruck erfordert (Gottsched-Briefe III Bl. 335/6, nur 3 Seiten beschrieben):

HochEdelgebohrner Herr,
HochgeEhrtester Herr,
Vornehmer Gönner,

Alß ich vor etlichen Jahren das glück gehabt, aus Ew. HochEdelgeb. Magnificentz o betitelten: *Versuch einer kritischen Dichtkunst*, die erste (335[b]) lautere Milch einer gesunden und reinfließenden Poesie zu saugen; So habe dermahlen, nicht so wohl durch eitele Ruhm-Sucht, alß auf anrathen guter Freünde, angebogene schlechte Proben meiner bereits ziemlich angewachsenen Reimerey, Ew. HochEdelgeb. Magnificentz zu geneigter Censur, zwar unbekandt, doch gehorsamst überreichen sollen, mit angehängter geziemenden (336[a]) Bitte, Dieselben werden diese genommene Freyheit bestens zu vermerken geruhen, und mir erlauben mit aller ersinnlichen Hochachtung mich zu nennen

Ew. HochEdelgebohrnen
Magnificentz
Altdorf d. 30ten Jan:
1736

gehorsamster Diener
Christoph Fridrich Wedekind, Hannov: p. t.
Gouverneur de Msr. le Baron de
Buchenau.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.
Für die Redaktion verantwortlich i. V. Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11a.
Druck von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.

Digitized by Google

Die Volksvergiftung in Frankreich.

Von

Spectator Galliac.

Mit elf Bildern.

Alle, die Frankreichs Geistesleben sympathisch gegenüberstehen und an seine moralische Kraft glauben, werden seit Beginn des großen Krieges durch die Frage verfolgt: wie kommt es, daß eine Nation, deren Stolz es von jeher war, klares Denken und Erkennen mit Maß und Würde zu vereinen, seit dem Augenblick, da das Schicksal sie in einen furchtbaren Kampf warf, in ihren Äußerungen so ganz die ihr von der übrigen Welt zugeglaubte Natur verleugnet. Es ist höchst erstaunlich, daß ein intelligentes Volk, wie das französische, dessen Stärke grade psychologische Durchdringung, kühles Prüfen aller Erscheinungen ist, bei der Darstellung der Tatsachen dieses Krieges und seiner Nebenerscheinungen alles Licht — Unschuld, Friedfertigkeit, Tapferkeit, Ritterlichkeit, freie Vaterlandsliebe, Barmherzigkeit — auf die eine Seite bringt, der anderen Seite nichts als heimtückischen Kriegswillen, Eroberungsgelüste, unlautere Kampfart, Spionage- und Knechtssinn, Grausamkeit, Mordlust, Raub- und Diebesbenehmen zuschreibt, ein Verfahren, das jeder historischen Erfahrung und jeder Logik widerspricht. Es ist auch nicht anzunehmen, daß ein intelligenter und kultivierter Franzose sich nicht genau bewußt ist, wie gleichmäßig in den europäischen, vom Gesichtspunkt der Zivilisation ungefähr gleichaltrigen Völkern Gutes und Böses verteilt ist, wie überall heroische Taten und Niedrigkeiten zu verzeichnen sind, überall Kriegsparteien und Friedensparteien wirken, überall Grausamkeiten und Werke aufopfernder Nächstenliebe vollbracht werden.

Noch viel erstaunlicher aber berühren den Außenstehenden die Formen, in denen sich diese Anschauungen dokumentieren, die — mag es sich um Pressestimmen oder Theateraufführungen, um Broschüren oder wissenschaftliche Aufsätze anerkannter Gelehrter, um Films oder Illustrationen, Witzblätter oder Kunstblätter handeln — einen Tiefstand des Kulturniveaus bewiesen, wie er sich zur Zeit in keinem anderen Lande, auch in Frankreich wohl noch nie gefunden hat, selbst in früheren, großen geistigen Krisen und seelischen Epidemien nicht, mag man auch bis zum Mittelalter hinabsteigen.

Erschüttert, in seinem Glauben wankend, fragt man: ist das noch dasselbe Volk eines heldenmütigen, sittlich strengen Racine und Corneille, eines kraftvoll heiteren Rabelais und Molière, eines frommen, abgrundtiefen Pascal, eines in Gerechtigkeit erglühenden Zola, ist das noch das Volk, das Künstler hervorbrachte, wie Poussin, Watteau, Manet, Cézanne?

Und hören wir heute wirklich die Enkel jener reinen und großen Vorfahren, was treibt sie dazu, sich selbstzerstörerisch aus der Bewunderung und Liebe ihrer Zeitgenossen herauszureißen, ihre eignen Herzen und Hände zu besudeln, mit mörderischem Aussatz zu bedecken?

Treibt sie ein dunkler Dämon ins Verderben oder der freie Wille, die Überzeugung von der Zweckmäßigkeit ihres Tuns?

Diktiert der „überlegende Wille" alle jene Äußerungen eines anormalen geistigen Zustandes, halten also die führenden Geister sie für zweckmäßig oder notwendig, so müssen sie überzeugt sein, daß die Kraft der Waffen Frankreichs und seiner sieben verbündeten Nationen nicht ausreicht, seine Feinde zu bezwingen, und daß es für den guten Ausgang des Kampfes notwendig ist, immer neue Genossen unter den Neutralen zu werben, mit jedem zu Gebot stehenden

Digitized by Google

Digitized by Google

energie und Ausdauer aus spontaner Tapferkeit, Vaterlandsliebe und Pflichttreue, aus der Seele einer mutbeseelten edlen Rasse zu schöpfen.

Wir wollen später untersuchen, wie es geschehen kann, daß dieses Volk sich von den plumpen und beleidigenden Mitteln seiner Führer düpieren und seine Gefühle durch die billigsten Gifte betäuben läßt. Bedenken wir vorher einen Augenblick die Gründe zu dem Mißverstehen der angeborenen Fähigkeiten und Kräfte der französischen Rasse. Es ist nicht besonders erstaunlich. Haben doch die ernsten Denker Frankreichs seit Jahren erkannt, welche tiefe Kluft zwischen dem französischen Volk und der Pseudo-Elite besteht, die sich anmaßt, Führer dieses edlen, tapferen und intelligenten Volkes zu sein.

Frankreich zeigt ein Doppelantlitz. Auf der einen Seite ein idealistisch gesinntes, genügsames, methodisch arbeitendes Volk, das wenige kennen; am wenigsten die flüchtigen Besucher von Paris. In ihm lebt ein tiefer Idealismus, aus ihm gehen jene Künstler und geistigen Arbeiter hervor, die in Verzicht auf jeden Genuß ihr Dasein fristen, nur ihrer Kunst, ihrem Werk oder ihrer Familie leben, keinerlei erniedrigende Kompromisse schließen, keine Zugeständnisse machen. Sie wohnen in elenden Behausungen, begnügen sich mit ererbtem Hausrat, und haben nur das eine Ziel: innerlich weiter kommen, etwas leisten, von ein paar Gleichgesinnten verstanden werden. Bis tief hinab ins Volk, bis in die scheinbar tote Provinz, und gerade in der Provinz, findet man solche Charaktere. Sie kennen nicht den Ehrgeiz, eine Rolle zu spielen, sie sehnen sich nicht nach Vergnügen und Zerstreuung. Sie leben für die Ihren, für die ein oder zwei vergötterten Kinder, denen sie jeden Stein aus dem Wege räumen möchten.

Und auf der anderen Seite steht eine Oberschicht von internationalen Geldmännern und Journalisten, die die Öffentlichkeit durch die Zeitungen beherrschen. Wie wenig aber die Presse mit den besseren Kräften der Nation gemein hat, beweisen zahlreiche Aussprüche von Franzosen. Sie nennen die Journalisten „Parasiten, die an uns fressen", käufliche Lohnschreiber ohne eigne Gedanken und fremde nur zulassend, insofern sie Vergnügungsinstrumente oder Parteiwaffen sind, elende Abenteurer in Literatur, Finanz, Politik.

Das sind nach der Meinung weitsichtiger Franzosen jene „geistigen Führer", die mit ihrem Lärm das Volk überschreien und betäuben. Aber nicht nur die Presse verdient diese Verdammung, sondern im gleichen Maße die Literatur, das Theater. Was von der französischen

124 NOUVEAU COURS

104. — Pour la Patrie.

Grammaire. — Revision des Règles. Mots invariables (p. 97).

Devoirs. — I. Ecrire les noms des personnes et des choses représentées sur les gravures.

II. Exercices de récapitulation générale :
1° Sur les idées : page 128, nos 26 et 27.
2° Sur l'orthographe : page 130, n° 83.

III. Former des noms avec les adjectifs *brave, courageux, dévoué.*

Rédaction. — Former des phrases d'après les indications suivantes :

1. Contre qui combattit Jeanne d'Arc?
2. Où fut-elle brûlée?
3. Que fait la cantinière?
4. Qui va être fusillée?
5. Qui la met en joue et qui commande?
6. Que pensez-vous des Prussiens?
7. Où l'on porte les soldats blessés?
8. Qui les soigne?

Vor dem Kriege.

Abb. 2. Französisches Schullesebuch, in dem dargestellt ist, wie deutsche Soldaten eine Elsässerin erschießen.

Digitized by Google

Literatur sich schnell im In- und Ausland verbreitet, steht nicht hoch über den Feuilletons der Tageszeitungen, das heißt, es ist für die Bedürfnisse eines müßigen Publikums von kosmopolitischen Nichtstuern geschrieben. Und als dritten Verbündeten im Triumvirat derer, die Frankreichs Ruf und Kultur bestimmen, sehen wir die Politiker, die in der Mehrzahl ebenso eitel, selbstgefällig, gewissenlos und schwatzhaft sind wie die französischen Journalisten. Gehen sie ja zum größten Teil aus den Zeitungsredaktionen hervor. Auch sie mißbrauchen das Volk für ihre Zwecke und lassen sich selbst zu persönlichen Zwecken von anderen brauchen, in der Hoffnung, bald dasselbe tun zu können. Selbst wenn ein Politiker seine Laufbahn voller Idealismus beginnt, wird er bald in das allgemeine Räderwerk hineingerissen, das ohne Korruption und Schiebungen nicht rotieren kann.

Diese Führer, denen es stets nur um ihren Erfolg zu tun war, spekulierten von jeher auf die niedrigsten Instinkte und züchteten diese, andernteils kamen sie den Bedürfnissen jenes nervenmüden, abgestumpften Publikums von internationalen Müßiggängern und Spekulanten entgegen und schmeichelten ihnen. Die Masse als Leser, die internationale reiche Gesellschaft als Förderer und Teilhaber ihrer geschäftlichen und gesellschaftlichen Unternehmen, das sind die beiden Räder, die die Maschinen ihres Egoismus in Gang halten.

Die große Frage ist nun: wie konnte ein nüchternes und intelligentes Volk sich von solchen durch Kapitalismus und Internationalismus ihm aufgedrängten Herren, geistig so knechten lassen? Wie konnte es kommen, daß es die egoistischen Interessen der Presse nicht durchschaut, die das geistig hochstehende Frankreich oft genug selbst gebrandmarkt hat; wie ist es möglich, daß sich das beste Frankreich nicht errötend von den grotesken Übertreibungen seiner Akademiker und „Gelehrten" abwendet?

Die Antwort ist nicht aus dem augenblicklichen Seelenzustand der Franzosen zu schöpfen, nicht allein aus Erbitterung oder Besorgnis zu erklären. Eine Krankheit tritt nicht unvorbereitet auf, und der Trunkene, der Wahnbefangene, der geistig Zerrüttete wird nie von ihm völlig fremden Ideen besessen, sondern stets von solchen, die er auch in normalem Zustand hegte, also von Gedanken, die die Wege seines Gehirns so oft durchlaufen haben, daß schließlich der leiseste Anstoß, jede Erregung, jede Assoziation imstande ist, den ganzen zugehörigen Komplex von Gefühlen und Vorstellungen zu wecken.

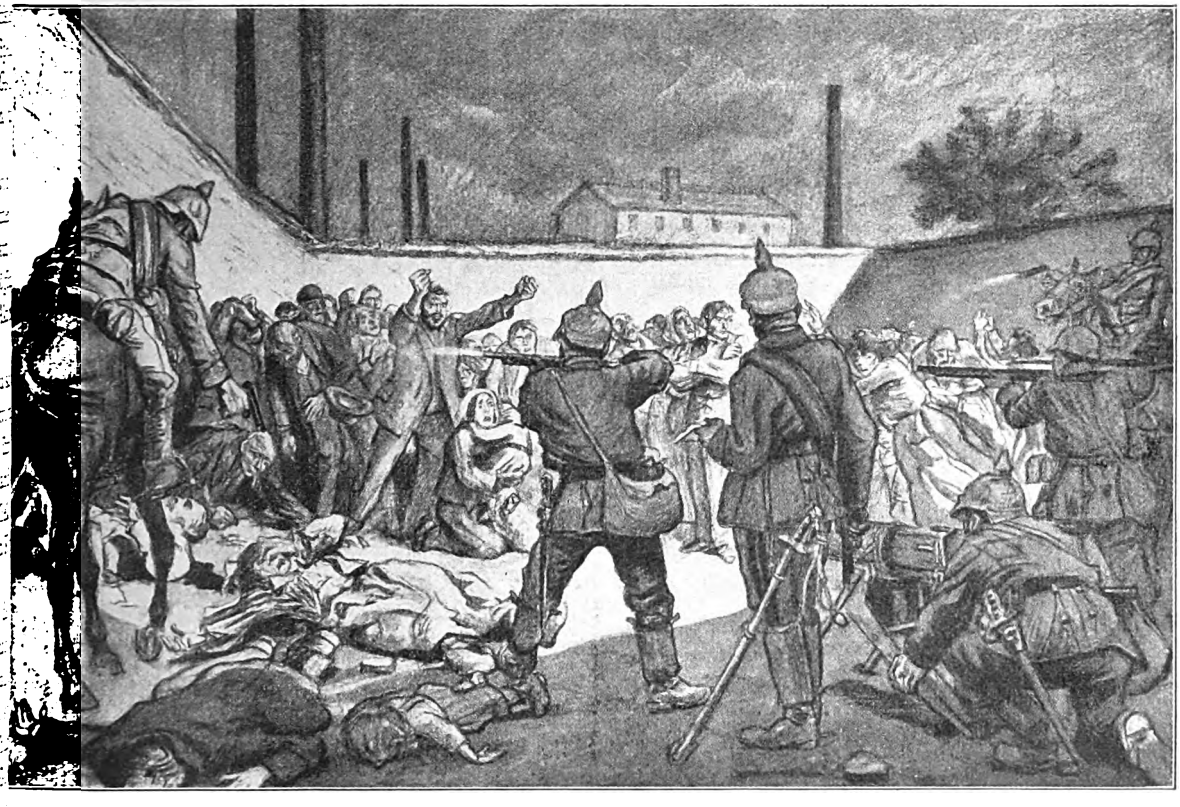
Und wenn wir untersuchen, welches vor dem Kriege die tägliche Nahrung der Franzosen in der Presse, dem Durchschnittstheater, Vorträgen und Broschüren war, machen wir die überraschende Entdeckung, daß alle jene Vorstellungen und Phantasien der Grausamkeit, der Barbarei, der Greueltaten, der Hinterlist längst in die Köpfe hineinfiltriert worden sind und sich dort zu festem Bestand abgelagert haben. Alle jene „noch nie dagewesenen" haarsträubenden Tatsachen und Typen, die jetzt als Kriegserlebnisse auftauchen: unschuldig Gespießte, Gehängte, Verbrannte, Erdrosselte, vergewaltigte Frauen, erschossene Kinder, angezündete Häuser friedlicher Bürger, Geblendete, Gekreuzigte, Aufgeschlitzte, Brunnenvergiftungen, Mord als Vergeltung für Hilfeleistungen, Verbrechen an Kranken und Verwundeten, das alles findet sich in zahllosen Stücken, Filmaufführungen, Erzählungen, die dem französischen Volk in den letzten Jahren aufgedrängt wurden. Die Schuld daran trägt jene falsche Führerschaft in Presse, Theater, Literatur, die mit fortwährendem Übersteigern sensationeller Reize das übersättigte Publikum anlocken wollten. Dieses Übersteigern betraf ebenso die Erfindung erotischer, perverser, chauvinistischer Motive, wie die Schilderung verbrecherischer Situationen, die einen wie die andern in roher, grauenhafter Weise ausgemalt. Man braucht nur die typischen französischen Theaterstücke, Filmvorstellungen, Feuilletonnovellen der jüngsten Zeit vor dem Geist vorüberziehen lassen, um den Beweis dieser Behauptung zu erhalten.

Vergeblich gingen angesehene Franzosen wie *Marcel Arnold*, Professor *Jacob* (schon 1899) gegen die ungesunde Lektüre in den angesehenen Blättern vor. Der eingeschlagene Weg wurde weiter verfolgt. Jeden Morgen konnte, mußte der französische Bürger sensationell zugestutzte Verbrechergeschichten lesen, Berichte über Morde, Überfälle, Raubzüge, Einbrüche, mit drastischen, grausigen Bildern ausgestattet. Vielleicht las mancher Bürger diese Dinge zuerst mit

Digitized by Google

Widerwillen. Aber die Phantasie stumpft schnell ab. Erst gewöhnt sie sich an dergleichen Gifte, und dann verlangt sie nach ihnen und schließlich nimmt sie nur noch solche Nahrung auf, wie der Fall der Einbrecherbande Bonnot beweist, der im Frühjahr 1912 ganz Paris, ja vielleicht ganz Frankreich in Atem hielt.

Neben diesen Berichten über wirkliche Ereignisse war aber in fast jeder Zeitungsnummer eine Feuilletonnovelle zu finden, die ähnliche Stoffe behandelte: ein Sohn, der seinen Vater ermordet, ein Mädchen, das seinen Geliebten erdrosselt, ein anderes, das seine Schwester erdolcht. Ein Weißer, der in Afrika seine schwarzen Untergebenen martert. Ein Marokkaner, der einen europäischen Industriellen auf der Jagd erschießt oder ins Meer stürzt oder vergiftet. Grausige



Während des Krieges.
Abb. 3. Erschießung von Arbeitern in einem Fabrikhof in Creil am 3. September 1914.
Originalillustration von Georges Jeanniot zu Bédier, „Les Crimes allemands d'après les témoignages allemands", Seite 9, nach „L'Art et les Artistes" 1915, 1. Mai.

Geschichten aus dem „Wilden Westen". Sentimentale Verherrlichungen von Dirnen, Zuhältern, Dieben.

Viele große Zeitungen brachten Romane, täglich Fortsetzungen von zweien bis dreien, deren Helden in der überwiegenden Mehrzahl Verbrecher und Detektivs waren. Aber selbst in Romanen, die nicht, wie diese, notgedrungen von Mord und Totschlag, aufregenden Fluchten und Überlistungen, Hinrichtungen, Blut, Messer und Strick handeln mußten, spielten fast stets Entführung, Vergewaltigung, polizeiliche Überwachung eine große Rolle.

Nicht nur die Zeitungen pflegten die Art von Literatur, sondern auch der Buchverlag, die Theater und das Kino. Eine starke gegenseitige Beeinflussung fand statt. Feuilletons und Romane wurden zu Schauerdramen verarbeitet; Kinematographenbilder und Volksstücke befruchteten die Phantasie der Romandichter.

Digitized by Google

Obenan in der Gattung derjenigen Stücke, die darauf berechnet waren, die Zuschauer an pervers-grausame und grauenerregende Bilder zu gewöhnen und ihren Nerven die erregendsten Stimulantien zu bieten, standen die Vorstellungen des *Grand Guignol* und seines Ablegers, des *Guignol Lyonnais*. Doch beeinflußten die Aufführungen dieser beiden Theater auch die übrigen Bühnen, so daß man als „lever de rideau" fast überall „echte" Grand Guignol-Sprößlinge genießen konnte.

Im Grand Guignol selbst wurden jeden Abend etwa vier bis sechs Einakter oder zwei bis drei Dreiakter gegeben, von denen mindestens zwei das Publikum in Mark und Bein erschüttern wollten. Ohnmachten, Nervenkrisen, Schreie, hysterisches Gelächter waren denn auch bei einem Teil der Zuhörerschaft die Folgen.

Das Guignol Lyonnais, das in Südfrankreich seine Gastspiele gab und häufig noch stärkere Dosen des Grausens verabfolgte, gab seine Stücke hundert- bis zweihundertmal. „Alle sind ohnmächtig vor Schrecken, selbst der Arzt", stand als Lockmittel auf dem Programm. Hier sah man Mädchen, die unter der sanften Maske Meuchelmord treiben, Greise, die das Feuer im Hause über schlafenden Helden anlegen, Leutnants, die ihre Untergebenen oder Gefangenen durch Torturen zum Verrat der Stellungen zwingen. Man sah die Grausamkeit französischer und fremder Offiziere und Soldaten.

Leider blieb diese Gattung nicht das Monopol der genannten „Guignols" und der kleinen eleganten Boulevardtheater. Ihr Einfluß machte sich schnell auf den Volks- und Vorstadtbühnen geltend. Und wenn im Grand Guignol und ähnlichen Unternehmen das Gift aller dieser grausamen, perversen, rohen Bilder und Ideen nur in die fast immunen Sinne einer an alle Exzentrizitäten gewöhnten internationalen Gesellschaft träufelte, die durch ihre Abenteuer, Liebschaften, mondänen, spekulativen oder künstlerischen Erregungen bald von dem Gesehenen und Gehörten abgelenkt wurden, so wirkten dieselben und ähnliche Motive auf die naiven, empfänglichen Gemüter des Volkes, des Mittelstandes sicher in unendlich erhöhtem Maße und tausendmal verderblicher. Dies bewegliche, für Aufnahme und Anpassung so fähige Volk wurde ein Opfer der gewissenlosen Theaterspekulanten, nicht die sensationslüsternen internationalen Müßiggänger, für die die stärkeren und immer stärkeren Dosen ekler und grausiger Phantasiegebilde ursprünglich berechnet waren. In den Volkstheatern wurden die Motive meist noch etwas mehr ins Derbe abgewandelt, ohne dadurch an ausgeklügelter Scheußlichkeit zu verlieren.

Die Möglichkeit, diese aufreizenden Genüsse unter einer noch größeren Volksschicht zu verbreiten, bot natürlich das Kino. Seine Mittel fordern brutale Wirkungen, und so wurden denn viele Stoffe der genannten Stücke auch für Kinopantomimen verwertet.

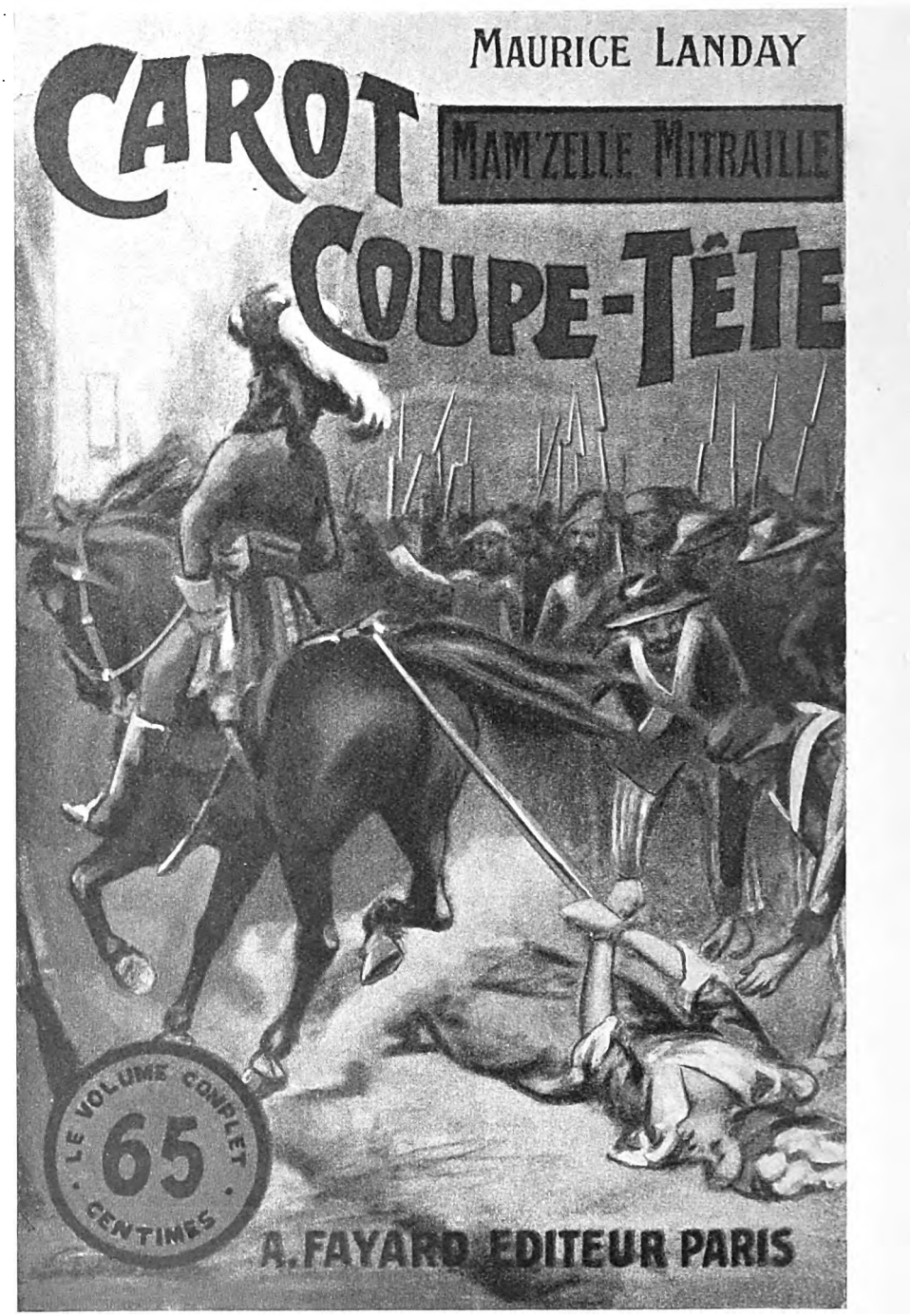
Die Zahl der französischen Kinostücke, in denen Verbrechertypen geschildert, grausame Todesarten, Einbrüche, Diebstähle, Verstümmelungen als interessante oder heldenhafte Taten verherrlicht werden, ist Legion. Morde aus Eifersucht, wie zum Beispiel Hammerschläge auf den Kopf einer Nebenbuhlerin (ein Verfahren, bei dessen erster Darstellung die Schauspielerin Mistinguette schwer verletzt wurde) wurden als rührende Ausbrüche des Temperaments dargestellt. Bombenwürfe, schreckliche Explosionen und Eisenbahnunglücke, Überfälle, Ausraubungen, Urkundenfälschungen, Vergewaltigungen, das sind alles Taten, die in den realistischen Bildern des Kino Besitz von der Phantasie des Volkes nehmen mußten.

Befriedigt geht der Bürger aus der „harmlosen" Abendzerstreuung in sein stilles Heim und träumt vielleicht noch ein paar Tage und Nächte von dem Gesehenen. Er ahnt kaum, daß eine ganze Reihe von Vorstellungen, Ideen, Bildern, Situationen seinem Hirn vertraut geworden sind, beinahe lieb, wie dem Trinker der Alkohol, dem Don Juan die Erotik, dem Spekulanten die Geldjagd. Der Augenblick des gestörten Gleichgewichts, der Erschütterung und Erregung der Seele, geistige Erkrankungen oder Rauschzustände, in dem der Betroffene meist unfähig ist, irgendwelche neue Gedanken zu reproduzieren oder auch nur neue Eindrücke logisch zu verarbeiten, lassen den Geist diejenigen Gedanken reproduzieren, die in gesundem Zustand einen wesentlichen Bestandteil seiner inneren Welt ausmachten: der Wagen läuft in den gewohnten Geleisen von selbst weiter. Das hysterische Mädchen glaubt überall brünstige

Digitized by Google

Digitized by Google

weil dabei die Gedanken in gewohnten Geleisen laufen. Der berauschte Choleriker wird in der Trunkenheit Streit und Zank anfangen, der Mißtrauische überall Fallen wittern.



Vor dem Kriege.
Abb. 5. Titelblatt eines Volksromans.

Und ganz dieselben typischen Erscheinungen erleben wir heute am französischen Volk. Der Krieg löste in ihm — wie überall — eine Art Rausch, eine hysterische Erregung aus.

Digitized by Google

Diese ergoß sich wie ein rasender Wassersturz in das lange vorher von der geschilderten Literatur gegrabene Flußbett gewohnter Gefühle und Vorstellungen. Treffen aber Erregung und

Während des Krieges.
Abb. 6. Illustration eines französischen Dokuments.

Vorstellung erst einmal zusammen, so vollzieht sich stets und notwendigerweise Weise eine gegenseitige Steigerung. Die Erregung weckt die Vorstellung; dann erhöht die Vorstellung die Erregung. In abwechselnder Überbietung rufen sie schließlich durch Gedanken-Assoziation die Idee einer *Ursache* der Erregung herbei und an sie klammert sich dann meist der ganze

Digitized by Google

heraufbeschworene Komplex der Gefühle. Wir erleben fast täglich Ähnliches am einzelnen Menschen.

LES BRAVES ÉPOUSES DES SOUS-OFFICIERS Y COUDOYAIENT, SANS EN SOUFFRIR, DES FILLES DE LA PLUS BASSE CATÉGORIE.

Vor dem Kriege.
Abb. 7. Aus Maurice Barrés, „Au service de l'Allemagne".

Ein nervös erregter Mann vermißt irgendeinen für ihn oder seine Arbeit wichtigen Gegenstand. Er ärgert sich, sucht, das Suchen steigert seinen Ärger. Schließlich findet er den

Digitized by Google

Gegenstand im Zimmer seiner Frau. Ist nun die Phantasie dieses Mannes schon vorher durch Vorstellungen von ungetreuen oder gehässigen Ehefrauen, von Neid und Zerstörungswut, von Grausamkeit usw. besessen, so können sich mit Leichtigkeit alle diese Vorstellungen auf die scheinbar außer ihm liegende „Ursache" seiner Erregung, die Frau, werfen, und er ist überzeugt, daß seine Frau den Gegenstand heimlich entwendet habe, mit der Absicht, ihm zu schaden, ihm die Arbeit unmöglich zu machen, seine Zukunft zu untergraben, einem Liebhaber etwas zu verschaffen, oder ihn zu quälen. Wut und Haß sind dann notwendige Folgegefühle.

Ganz so in Frankreich. Da die Ursache der Kriegserregung — wie in allen Ländern — im Feind gesehen werden mußte, projizierte sich der ganze Vorstellungskomplex von Grausamkeit, Roheit, Bestialität, Verbrechertum, der dem Volk vertraut geworden war, auf den Begriff Deutscher.

Der fanatische Haß und die sofort einsetzende Wut waren dann nur notwendige, ja natür-

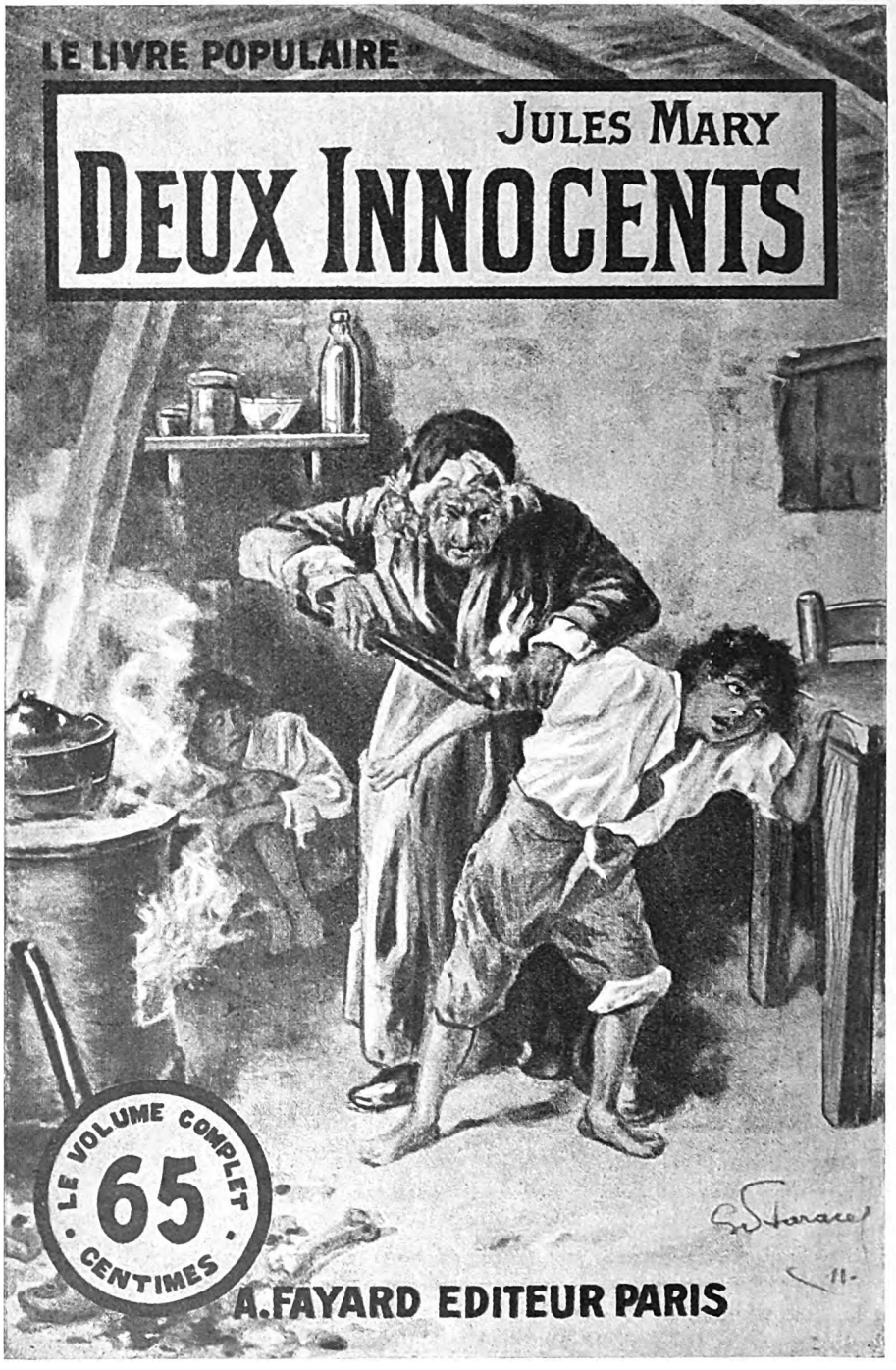
Während des Krieges.
Abb. 8. Französische Postkarte.

liche Folgen. Der kulturell so tiefstehende, jeder Würde und jedes Maßes beraubte *Ausdruck* dieses Hasses und dieser Wut ist allerdings innerhalb Europas ein Monopol des französischen Volkes, im Gegensatz zum Ausdruck der Kriegsgefühle in sämtlichen anderen Ländern. Und auch für diesen Ausdruck ist nur die Vorarbeit einer mit den gröbsten Mitteln arbeitenden Presse, die groteske Übertreibung der Schauerromane und Aufführungen verantwortlich zu machen.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß sich der ganze vorhandene Vorstellungskomplex genau so hemmungslos auf den Begriff „Engländer" oder „Italiener" gelenkt hätte, wenn diese Völker heute als Feind Frankreich gegenüberstünden. Allerdings waren gerade für den Deutschenhaß künstliche Vorbedingungen vorhanden. Ich erwähne sie erst jetzt, da ich zuerst den Beweis führen wollte, daß auch ohne jede direkt chauvinistische und deutschenhetzerische Aufwiegelung des Volkes, allein durch die von keiner Politik bedingte Vergiftung der Seelen mit der geschilderten geistigen Nahrung, der psychische Verlauf beim französischen Volke zu jenem ganzen

Digitized by Google

halb kindlichen, halb eklen System der Beschimpfung und Besudelung des Feindes führen mußte, zu jenem ganzen Sagenkreis von abgeschnittenen Händen und Brüsten, aufgespießten Kindern



Vor dem Kriege.
Abb. 9. Titelblatt eines Volksromans.

und Greisen, grundlosen Brandstiftungen und rohen Vergewaltigungen. Daß dergleichen in einzelnen Fällen und bei furchtbarer Kampferregung in *allen* Heeren vorkommt, ist selbstverständlich.

Digitized by Google

In keiner Nation aber hat sich auf mehr oder minder glaubwürdige Dokumente der Grausamkeit ein solches wildes Heer keifender, geifernder, kreischender Stimmen gestürzt, wie von seiten der französischen Autoritäten in Presse, Politik, Wissenschaft, denen jeder Anlaß gut genug ist, um

THÉATRE DU GRAND-GUIGNOL

20 *bis*, RUE CHAPTAL — Tél. 228-34

Saison d'Été 1911

Le "THÉATRE du GRAND GUIGNOL"

et les Maîtres Caricaturistes

— Le Médecin de service n'est donc pas là?
— Mais Monsieur, il est évanoui... comme tout le monde!

(Journal du 13 Décembre 1904)

Vor dem Kriege.
Abb. 10. Pariser Theaterprogramm.

Digitized by Google

ihn zur symptomatischen Bedeutung, zur allgemeinen Verdächtigung aufzubauschen, zum Anlaß von Verhöhnungen und Beschimpfungen zu benutzen.

Hatten noch in den siebziger und achtziger Jahren des XIX. Jahrhunderts *Maupassant, Victor Tissot, Catulle Mendès* und andere versucht, den Deutschenhaß zu stärken, so waren in den zehn Jahren zwischen 1895 und 1905 deutschfeindliche Bücher und Stücke seltner geworden. Erst mit der entschiedenen Schwenkung der französischen Politik zu England, mit der infolge eines erhöhten Kraftgefühls einsetzenden neuen nationalen Bewegung, mit dem erneuten Wunsch nach „Revanche" tauchte auch wieder die (scheinbar als notwendig angesehene) Deutschenverhetzung und die Haßpredigt gegen alles Deutsche in der Literatur auf und mit ihnen jene schon durch die Wut der siebziger Jahre entstandene Typisierung der Deutschen als schwerfällige, geschmacklose, tölpelhafte „boches" mit einer Aussprache, die durch Wurst und Sauerkohl verfettet ist; dickbäuchig, pausbackig, bebrillt, rothaarig, struppig und borstig, schmutzig und stinkend. In ihrem Auftreten sind sie plump und steif, pendeln haltlos zwischen Brutalität und hündischer Unterwürfigkeit, zwischen Taktlosigkeit und Schmeichelei hin und her. Da sie nur für leibliche Genüsse empfänglich sind, nur am maßlosen Essen und Trinken Freude haben, fehlt ihnen jedes Verständnis für Schwung, künstlerisches Empfinden, Feingefühl oder Großmut. Ihr Charakter ist falsch, hinterlistig, heimtückisch, daher sind sie geborene Spione. Ihre Roheit, ihre Kraftprotzerei verwehrt ihnen irgendwelche Achtung vor Frauen, vor Greisen, vor Schwachen. – Deutsche Soldaten und Offiziere sind stets Räuber und brutale Messerhelden. Sie stehlen, wo sie können, vergewaltigen und saufen, quälen und martern. Meist sind zu diesen Eigenschaften noch Spitzbüberei und Heuchelei gesellt, so daß die deutschen Offiziere oder Soldaten der französischen Romane, bevor ihnen der Krieg Gelegenheit zu zügelloser Roheit gab, als Spione in französischen Familien alle Möglichkeiten, Frankreich hinterlistig und schmählich zu besiegen, auskundschafteten, da ja ganz Frankreich angeblich mit einem engen Netze von Spionen überzogen war. (Ein Motiv, das ja auch in den heutigen französischen Hetzromanen wieder zu voller Ehre gelangt ist.) Und diese abgefeimten Scheusale hatten die Romane so oft gezeichnet, daß bereits am 31. August 1914 der „Figaro" schreiben konnte: „Und wie nichtswürdig ist er, der Gegner! Das ist kein menschliches Geschöpf, das ist ein Scheusal. Es verzehrt nicht die kleinen Kinder, es läßt sie erwürgen; es äschert nicht Rom ein, es legt die Fackel an ärmliche Dörfer. Der kaiserliche Narr will das ganze All in Schrecken halten, sich brüsten vor der Welt wie einst Alexander. Er hat sein knechtisch ergebenes brutales Volk geduckt, wie man Hunde abrichtet. Diese Riesenmeute hetzt er auf uns los."

Während des Krieges.
Abb. 11. Aus „L'Art et les Artistes" vom 1. Mai 1915.

Jenen menschlichen Ungeheuern stehen in den Romanen die französischen „Helden" gegenüber, deren Heldentum sich fast stets im Franktireurwesen erweist. Aller Glanz liegt auf den edlen, tapferen, siegreichen Freischärlern, deren oft grausame Rachetaten durch die Widerwärtigkeit des Feindes begreiflich und entschuldbar werden.

Eine besondere Gruppe Hetzerzählungen bilden die der Elsässer, die nach *René Bazins* („Les Oberlé") und nach *Maurice Barrès'* zahlreichen Romanen wie Pilze aus dem französischen

Digitized by Google

Literaturboden schossen. Barrès hat sein ganzes Lebenswerk in den Dienst des französischen Rachegedankens gestellt und vereint mit anderen Elsässern, wie Wetterlé, Waltz-Hansi, Blumenthal, Preiss, eine große antideutsche Propaganda betrieben, die als ihre Mittel auch Vorträge, Kinderbücher, Karikaturen, Kabarettvorträge gebrauchte.

Selbst die ernsteren Theater wurden in den letzten Jahren mit in diesen Strudel gerissen und versuchten mit deutschfeindlichen Stücken ihre Kasseneinnahmen zu erhöhen. Daß daneben der Film sich ebenfalls der deutschfeindlichen Bewegung anschloß und alles Deutsche in besonders brutaler Weise verhetzen konnte, ist selbstverständlich. Außerdem sah man jeden solchen Film monatelang in riesigen Plakaten an allen Ecken von Paris, an den Mauern, an den Gängen der Untergrundbahn, an den Anschlagsäulen, den Theatereingängen. So prägten sich die schlagendsten Bilder und Auftritte immer wieder und dauernd in das Bewußtsein ein und nahmen nach und nach eine Lebendigkeit an, die sie zu Vorstellungen wirklicher Geschehnisse erhob.

Es kann niemand erstaunen, daß diese Vorstellungen sich schnell und organisch mit der Grand Guignol-Literatur verbanden. Und daß sie vereint jedes Tun des deutschen Feindes, jeden Gedanken und jede Äußerung wie in einem Vexierspiegel verzerrt und grotesk entstellt zeigten; besonders für die suggestive, eigenem Urteil abgeneigte Masse des Volkes.

Erstaunlich ist, wenn ehrwürdige Gelehrte wie *Onésime Reclus* und mit ihnen gebildete, einsichtige Menschen sich von ihrem Fanatismus so sehr verwirren lassen, daß sie, den Wunsch über jede logische Erwägung stellend, ihr Volk der Lächerlichkeit preisgeben, indem sie vor jedem Ansatz zu einer siegreichen französischen Offensive Vorschläge zur völligen Aufteilung Deutschlands, zur Bestrafung des Hauses Hohenzollern usw. usw. machen. Fühlen sie nicht, daß sie sich mit diesen ohnmächtig wütenden Worten in die leere Luft dem Ton des Urweltlers nähern, der in dunkler Vorzeit den Kot seines Widersachers aufsuchte und ihn unter geheimnisvollen Verwünschungen und Formeln des Hasses vergrub, in der Überzeugung, daß er damit dem Leben des Feindes schade und seine Seele vernichte? —

Ruhige Bürger neutraler Staaten, die Frankreich während des Krieges bereisten, bezeugen, daß dort auch heute noch klar blickende Menschen leben, die die glorreiche Tradition ihres Volkes nicht verleugnen und die mit tiefer Beschämung die Äußerungen der französischen Presse, der Kriegsliteratur und Kriegskunst verfolgen. Sie zucken die Achseln, wenn die Presse ihnen Schauergeschichten von dem Benehmen deutscher Heerführer und Prinzen im besetzten Lande erzählt; denn ihre tapferen Lieben im Felde berichten anderes. Sie wenden sich mit Abscheu ab, wenn sie auf fast allen ihren Bildern, Kunstblättern und Postkarten die Ausgeburten bestialischer oder perverser Phantasie und rohen Gemütes sehen; sie äußern Empörung oder Verachtung, wenn sie die kindischen Versuche ihrer Gelehrten lesen, alle deutschen Denker, Staatslenker, Dichter, ja sogar Musiker zu verneinen oder urteilend zu vernichten.

Und dennoch erhebt sich aus der kleinen wahren Elite, die da ist, keine einzige Stimme, die sich mutvoll gegen die „ungeheure Glocke der Öffentlichkeit", die jene elenden Unterdrücker des Volkes schlagen, auflehnte. Ängstlich verschließen sie Empörung und Beschämung in ihren Herzen und wagen kaum, sie in vertrautem Kreise laut werden zu lassen. Und das ist vielleicht das Traurigste, das für Frankreichs Zukunft Bedenklichste; denn ruft nicht Frankreich selbst die Meinung in die Welt: dasjenige Volk werde den endgültigen Sieg davontragen, dem die größte moralische Kraft innewohnt?

Wo aber ist in Frankreich diese moralische Kraft? Bei denen, die, anstatt in ruhiger Würde, in maßvollem Wort, in klarer Gerechtigkeit die moralische Kraft zu beweisen, sich selbst und das ihnen vertrauende Volk in die Hysterie des Hasses hineinsteigern und einer vorbereiteten Geschmacksverderbnis zu vollem Sieg verhelfen, oder bei denen, die die Kraft nicht finden, diese Führer abzuschütteln, die ihr Volk in den Abgrund stürzen?

Digitized by Google

Eine Talisman-Medaille auf Leonhard Thurneisser zum Thurn.

Von

Dr. W. Ahrens in Rostock.

Mit drei Bildern.

Das Hohenzollern-Museum in Berlin besitzt eine erst in neuerer Zeit — im Jahre 1883 — erworbene Medaille, die aus dem XVI. Jahrhundert stammt und die unsere Abbildung 1 und 2 wiedergibt. Die silberne Fassung der Medaille ist nach dem Urteil des Museumsdirektors, Herrn Geheimrat Professor Dr. Seidel, freilich erst neueren Datums, und diese Annahme erfährt ihre vollkommene Bestätigung dadurch, daß die Medaille ohne Fassung sich in der Literatur, insbesondere in zwei Werken von J. C. W. Moehsen (1722—1795), dem Königl. Preußischen Leibarzte und Mitgliede des obersten Gesundheitsrats, abgebildet findet.[1]

Wie Moehsen angibt, ist die Medaille von dem Goldschmied Andreas Hindenberg in Köln (das ist der alte Stadtteil Berlins) verfertigt und zwar zu Ehren der Ärzte, insbesondere aber zu Ehren eines bestimmten, auf der Medaille freilich nicht genannten Arztes, für den Hindenberg viele Arbeiten auszuführen hatte, nämlich des berühmten Kurfürstlich Brandenburgischen Leibarztes Leonhard Thurneisser zum Thurn. Dem Preise der ärztlichen Kunst dient die Rückseite der Medaille mit der Inschrift: *EHRE DEN ARTZT DEN DER HERR HAT IHN GESCHAFFEN KÖNIGE EHREN IHN DER HERR LÆST DIE ARTZNEY AVS DER ERDEN WACHSEN EIN VERNVNFFTIGER VERACHT SIE NICHT Sir. 38 V. 1.* — Es sind, nur etwas verkürzt, die Verse 1, 2 und 4 des 38. Kapitels des Buches Sirach.

Leonhard Thurneisser zum Thurn (1530—1595 oder 1596) ist eine kulturhistorisch höchst interessante, wenn auch nicht unbedingt erfreuliche Erscheinung. Von den einen für einen Betrüger und Ignoranten, von den anderen für einen geschickten Arzt und in den Wissenschaften wohlbewanderten Gelehrten erklärt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. *Hufeland* in seiner „Makrobiotik" nennt ihn „einen wirklich ausgezeichneten Menschen", ohne damit freilich viel Charakteristisches zu sagen; übrigens ist Hufeland anscheinend schlecht unterrichtet, da er Namen und selbst das Jahrhundert Thurneissers unrichtig angibt. Auch Thurneissers Biograph *Moehsen* bringt die widerstreitendsten Zeugnisse über Charakter und Leben seines Helden bei; hiernach warfen die einen ihm Zauberei vor, beschuldigten ihn selbst eines Mordes und Straßenraubes und behaupteten, daß er überhaupt kein Arzt, sondern ein durchtriebener Betrüger und seines Zeichens eigentlich ein armer, wandernder Goldschmiedegeselle gewesen sei, während andere wieder ihm die herrlichsten Tugenden, die größte ärztliche Kunstfertigkeit und ein ausgebreitetes Wissen zuschrieben.

Daß Thurneisser in der Tat, ebenso wie Paracelsus, nie eine gelehrte Schule besucht hat, darf man als feststehend erachten. Als Sohn eines Goldschmiedes in Basel geboren, hatte er zunächst den väterlichen Beruf ergriffen, hatte jedoch schon während seiner Lehrzeit einem Baseler Arzte und nachmaligen Professor allerlei Handlanger- und Gehilfendienste geleistet. In dieser Famulustätigkeit und späterhin in mehr systematischen Studien, scheint er sich seine botanischen, anatomischen und sonstigen medizinischen Kenntnisse erworben zu haben. Von

[1] Moehsen, „Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg", Berlin und Leipzig 1783 (Abb. III der Figurentafel zu Thurneissers Lebensbeschreibung) und „Beschreibung einer Berlinischen Medaillen-Sammlung, die vorzüglich aus Gedächtnis-Münzen berühmter Ärzte bestehet", 2. Theil, Berlin und Leipzig 1781 (2. Tafel, Fig. IV). — Auch bei Joseph Appel, „Repertorium zur Münzkunde des Mittelalters und der neueren Zeit", 4. Bd., 2. Abt. (Wien 1829) ist die Medaille ohne Fassung abgebildet (Tafel 9, N. 20).

Digitized by Google

einer unersättlichen Wißbegierde getrieben und mit einem hervorragenden Gedächtnis ausgestattet, wird er auf den vieljährigen Reisen, die er als Goldschmied, Wappenstecher und Soldat machte, sein Wissen auf den verschiedensten Gebieten wesentlich bereichert haben. Auch in vorgerücktem Alter war er stets noch bestrebt, die Lücken seiner Bildung auszufüllen, und ließ sich beispielsweise noch als 48jähriger Mann von dem Berliner Propst Coler in lateinischer Syntax unterrichten. Wenn Thurneisser somit auch kein wohlgeordnetes, solides Schulwissen besaß, so wird er dennoch ein kenntnisreicher und in vielen Dingen geschickter Mann gewesen sein, wie er zum Beispiel durch seine erfolgreichen und aufsehenerregenden Bergwerksunternehmungen — vor der Berliner Zeit — bewiesen hat. Seine besondere Geschicklichkeit, sein gefälliges Auftreten und sein lebhafter Geist geben auch wohl die Erklärung dafür, daß er als Arzt, obwohl ein Quacksalber schlimmster Sorte, sich zu einer der ersten Berühmtheiten seiner Zeit zu erheben vermochte.

Ende 1570 oder Anfang 1571 kam Thurneisser zum ersten Male nach der Mark Brandenburg, nach Frankfurt a. O. Der gute Ruf einer dortigen Druckerei hatte ihn angezogen, und

Abb. 1.

Abb. 2.

alsbald gab er dort nun sein Buch „Pison“ in Druck, in dem er unter anderem, wie wenn er zeitlebens in der Mark gelebt hätte, von ihren Pflanzen und Mineralien, von den in ihren Flüssen und ihrem Boden ruhenden Mineralschätzen, von den Heilwirkungen ihrer Flüsse usw. spricht. Noch ehe das Buch die Presse verlassen hatte, hatte es bereits die besondere Aufmerksamkeit des soeben — Januar 1571 — zur Regierung gelangten und für diese Fragen besonders interessierten Kurfürsten *Johann Georg*, dem man einige von Thurneisser geschickt ausgewählte Bogen des Buches vorgelegt oder vorgelesen hatte, erregt. Nun nahm der Kurfürst den merkwürdigen Mann auch als Arzt, für seine kranke Gemahlin, in Anspruch und, da Thurneisser das Glück hatte, der Fürstin Linderung in ihrem Leiden zu verschaffen, so faßte der Kurfürst zu ihm das größte Vertrauen, das er ihm auch nachmals bewahrt und durch glänzende, unter seinem kurfürstlichen Siegel ausgestellte Zeugnisse wiederholt ausgesprochen hat. Der neue kurfürstliche Leibarzt — denn das wurde Thurneisser nun sogleich unter günstigsten Bedingungen — erhielt eine sehr geräumige Wohnung in dem damals leerstehenden ehemaligen Franziskanerkloster angewiesen.

Hier, in dem bekannten „Grauen Kloster“, hat der Wundermann dann — von 1574 ab neben dem nach dort verlegten Gymnasium — gewirkt und residiert mitsamt seinem ganzen Troß und Hofstaat, der in den Tagen des Glanzes aus mehr als 200 Personen bestanden haben soll. Gründete Thurneisser doch in Berlin alsbald einen ärztlichen und industriellen Großbetrieb, wie

Digitized by Google

wir ihn im XVI. Jahrhundert gewiß nicht erwarten und wie er freilich nicht nur das große Ansehen und ungewöhnliche geschäftliche Geschick, sondern auch zugleich das Charlatanhafte des ganzen Mannes kennzeichnet.

Da er seine Diagnosen aus Harnproben stellte, so war briefliche Behandlung möglich, und so setzte denn, da er der Welt unter großer Reklame und unter Hervorhebung der bisherigen Erfolge seine ärztlichen Künste anpries, ein umfangreicher Briefverkehr mit vornehmen, fürstlichen, adeligen und sonstigen hochgestellten Kranken aller Länder ein. Nicht geringer war Thurneissers astrologische Praxis. War irgendeiner fürstlichen oder sonstigen vornehmen Familie ein Kind geboren, so wurde sogleich ein Bote zu dem berühmten Berliner Astrologen gesandt, damit dieser dem Neugeborenen die Nativität stellte. „Es kamen", so sagt Hufeland, übrigens offenbar nach Moehsen, „oft 8, 10 bis 12 solche Geburtsstunden auf einmal bey ihm an." Kein Wunder, da nicht nur die verschiedenen Teile Deutschlands, sondern auch Ungarn und Polen, Dänemark und selbst England zu der Klientel des weit und breit berühmten Wundermannes gehörten. Fiel das astrologische Orakel ungünstig aus, so lieferte Thurneisser zur Paralysierung der üblen planetarischen Einflüsse für das gezahlte, zumeist recht hohe Honorar entsprechende Amulette, die er selbst fabrizierte. Er selbst soll diese Amulette immer nur für solche Nativitäts-Konsultationen verwandt haben; viele andere Ärzte aber gingen weiter und baten sich von ihm Amulette aus, um sie für ihre Kranken als Heilmittel zu verwenden.

Diese ganze ärztlich-astrologische Praxis, dazu die Herstellung von astrologischen Kalendern brachte dem Wundermanne nicht nur ein für damalige Zeiten fürstliches Vermögen ein, sondern erforderte zur Bewältigung aller damit zusammenhängenden Arbeiten natürlich einen großen Apparat. Zehn bis zwölf Sekretäre sollen ihn bei Erledigung all der brieflichen Anfragen unterstützt, oder, wie wohl zu befürchten ist, diese Anfragen in der Hauptsache selbständig, nach gewissen Schemata, erledigt haben. Die verordneten Arzneien, die Thurneisser sich teuer bezahlen ließ, wurden in seinem eigenen Laboratorium angefertigt Der Herstellung der Kalender, die er alljährlich mit astrologischen Prophezeiungen erscheinen ließ, und seiner sonstigen Schriften diente eine eigene Druckerei, wohl die beste unter all seinen Gründungen, die denn auch noch nach seinem Fortgang von Berlin weiter bestanden hat. Neben der Druckerei legte er eine Schriftgießerei, ja sogar eine eigene Papiermühle an. Alle die vielen, in diesen verschiedenen Betrieben beschäftigten Personen, Schreiber, Laboranten und Handlanger, dazu die Boten, die zum Verschicken der Arzneien und Geheimmittel gebraucht wurden, Form- und Kupferstecher, Zeichner und Drucker und was dergleichen mehr war, wohnten mit Weib und Kind bei Thurneisser und ergaben zusammen den schon oben erwähnten vielköpfigen Hofstaat.

Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Schnell und strahlend war Thurneissers Gestirn aufgegangen, doch nur ebenso schnell verblaßte sein trügerischer Glanz wieder. Das Jahr 1575 brachte den ersten Schlag: den Tod seiner zweiten Frau, die seinem großen Hauswesen mit Fleiß und Geschick vorgestanden hatte. Im Anfange des folgenden Jahres brach in Berlin die Pest aus; der Hof verließ deshalb die Hauptstadt, und auch Thurneisser mußte für viele Monate seinem Laboratorium, seinem ganzen Hauswesen, dessen Leitung er nach dem Tode der Frau seinem liederlichen Bruder Alexander anvertraut hatte, fernbleiben. In dieser Zeit der unfreiwilligen Muße und der geschäftlichen Verluste — in den Berliner Betrieben ruhte nahezu alle Arbeit, aber Laboranten und Drucker forderten ihre Löhne — mag zuerst in Thurneisser ernstlich der Wunsch entstanden sein, sich seines ganzen Berliner Besitzes zu entledigen und in die Vaterstadt Basel zurückzukehren.

Dazu kamen andere Verdrießlichkeiten: Im selben Unglücksjahre 1576 trat eine bedeutende ärztliche Autorität, der Professor *Kaspar Hofmann* von der Universität Frankfurt a. O., derselbe, der nachmals Thurneissers Nachfolger als kurfürstlicher Leibarzt werden sollte, in einer vielbesprochenen akademischen Rede bei Gelegenheit einer Magisterpromotion mit überzeugender und schlagender Kritik gegen die Paracelsisten, gegen das Nativitätstellen, gegen das Anpreisen und den Gebrauch von Talismanen und dergleichen, auf. Man begreift, daß die höchst geschickte Rede „Thurneissern beschwerlich fiel", wie sein Biograph Moehsen sich ausdrückt.

Digitized by Google

Freilich, das Ärgste, den beabsichtigten Druck der Rede, wußte der einflußreiche Leibarzt vorerst noch zu vereiteln. Doch schon kam aus Magdeburg eine andere, kaum minder verdrießliche Kunde: Dort hatte der gelehrte und berühmte Schulrektor *Georg Rollenhagen*, der Verfasser des „Froschmeuseler", sich unterfangen, in seiner Schule Thurneissers Kalenderprophezeiungen vorzulesen und sie wie ihren Verfasser mit grimmigen Worten zu verhöhnen. Hofmann wie Rollenhagen standen allgemein, auch bei Hofe, in großem Ansehen. Es fing an, Thurneisser in Berlin unbehaglich zu werden. Die sechs Jahre, für die er anscheinend nur verpflichtet war, waren abgelaufen, und er begehrte seinen Abschied. Der Kurfürst, dessen ungemindertes Vertrauen der Charlatan immer noch besaß, suchte ihn zu halten und zu stützen und gewährte vorerst nur einen zweimaligen längeren Urlaub für Reisen nach Basel.

Abb. 3.

Während der ersten Abwesenheit Thurneissers von Berlin — 1579 — trat ein neuer Widersacher gegen ihn auf: der bedeutendste Vertreter der Medizin an der Greifswalder Universität, *Franz Joel*, ließ eine eigene Schrift gegen Thurneisser erscheinen, in der er diesem vorwarf, er betreibe Zauberei und führe den Teufel in einem Kristallglase mit sich. Auch diese Schrift verursachte Thurneisser mancherlei Verdruß und befestigte den Verdacht der Zauberei, in dem er beim gewöhnlichen Volke schon vorher gestanden hatte. Schon damals wohl hatte Thurneisser sein inneres Gleichgewicht verloren, und so tat er denn während des zweiten Baseler Aufenthalts, trotz wohlgemeinter Warnung des Kurfürsten, den Schritt, der sein völliges Verderben herbeiführen sollte: nach zwei Ehen schloß er die dritte. Die Frau war von vornehmer Abstammung zwar, jedoch einfältig, ungebildet und liederlich. Ein Zusammenleben der Ehegatten stellte sich sehr bald als völlige Unmöglichkeit heraus. Auch jetzt warnte der Kurfürst und suchte den Haltlosen zu stützen. Ein langwieriger, kostspieliger Eheprozeß folgte und nahm durch die Umtriebe der Gegenpartei, die Untreue der eigenen Anwälte, vor allem aber durch Thurneissers eigene Unbesonnenheit einen so ungünstigen Ausgang, daß der einstmals hochbegüterte Mann seinen ganzen Wohlstand völlig zerrüttet sah.

Dies gab Thurneisser den Rest. Obwohl er immer noch seines Fürsten Vertrauen und Wohlwollen besaß, entfloh er im Jahre 1584 heimlich und wurde wieder der Abenteurer und Zigeuner, der er in jüngeren Jahren gewesen. Noch zehn Jahre lang hat er ein unstetes und dunkles Wanderleben geführt und soll 1595 oder 1596 in einem Kloster in Köln gestorben sein.

Das Porträtmedaillon von Thurneisser, das wir hier wiedergeben (Abb. 3), stellt ihn, wie die Umschrift ausdrücklich sagt und zudem die Jahreszahl 1571 ergibt, im Alter von 41 Jahren dar, stammt also aus der Zeit, als Thurneisser seine Beziehungen zum Berliner Hofe anknüpfte oder soeben angeknüpft hatte. Das in Birnbaumholz geschnitzte Reliefbildnis ist vor einigen Jahren in

Digitized by Google

den Besitz des Historischen Museums in Basel gelangt, das in seinem Jahresbericht über das Jahr 1911 eine Reproduktion davon gab.[1]

Doch, wir kehren nochmals zu der Medaille des Hohenzollernmuseums zurück, deren Bildseite wir bisher noch ganz unbeachtet ließen. Diese weist am Rande rechts die Zeichen aller sieben „Planeten" der vorkopernikanischen Weltanschauung auf, während die Zeichen am Rande links wohl astrologische, gleichfalls auf die Planeten bezügliche Charaktere sind. Offenbar haben wir nicht eine einfache Medaille, sondern zugleich einen astrologischen Talisman vor uns. Aus der Tatsache, daß der Talisman die Zeichen aller sieben Planeten aufweist, darf man schließen, daß das Material, aus dem er verfertigt wurde, sogenanntes „Elektrum" ist, wie Moehsen übrigens auch ausdrücklich angibt. Mit diesem Namen „Elektrum" bezeichnete man ein Gemenge aus den sieben Metallen, die die Astrologie den sieben Planeten zuordnete oder weihte, also ein Gemenge aus Blei (Saturn), Zinn (Jupiter), Eisen (Mars), Gold (Sonne), Kupfer (Venus), Quecksilber (Merkur) und Silber (Mond). So besitzt unsere Medaille den Charakter eines *„Sigillum electrale"*, eines mit den Kräften aller sieben Planeten begabten Talismans.

Solche Talismane aus „Elektrum" wird Andreas Hindenberg im Auftrage Thurneissers vermutlich häufig verfertigt haben, da der Berliner Wundermann für diese besondere Art große Vorliebe gehabt zu haben scheint. Während sonst astrologische Amulette und Talismane zumeist nur als Träger und Vermittler der Kräfte eines bestimmten Planeten vorkamen, sollten diese Talismane aus Elektrum die Kräfte *aller* sieben Planeten in sich vereinigen. Sie sollten daher ihrem Besitzer bei allem Tun und Treiben Glück bringen, und das Innere unserer Medaille soll daher wohl nichts anderes sein als eine allegorische Darstellung des Gewerbfleißes in Stadt und Land, der eben durch einen solchen Talisman den Segen des gesamten astrologischen Himmels empfangen sollte.

Unsere Medaille — ohne die Fassung — wurde kürzlich im „Archiv für Geschichte der Medizin" (8. Bd., 4. Heft, S. 290—292) abgebildet und erklärt, doch halte ich die dort gegebenen Erläuterungen, ohne ausführlicher darauf eingehen zu wollen, in allen Beziehungen für unrichtig. Daß eine Quelle — Moehsen — existiert, die positive, durchaus glaubwürdige Angaben über Herkunft und Bedeutung der Medaille zu machen weiß, war dem Herrn Verfasser offenbar unbekannt, und so stehen denn die dortigen Konjekturen in all und jeder Beziehung zu Moehsens Angaben in entschiedenem Widerspruch, ohne daß jedoch irgendwelche Belege oder sonstige Beweismittel beigebracht sind. Statt in das XVI., wird die Medaille dort in das XVII. Jahrhundert gesetzt, und als die Ärzte, deren Ehrung sie vielleicht dienen könnte, werden hypothetisch Andreas Tenzel (Tentzel) und Valentin Kräutermann genannt, von denen der letztere so gut wie unbekannt sein dürfte,[2] ganz abgesehen davon, daß er gar nicht dem XVII., sondern dem XVIII. Jahrhundert angehört. Auch die dort gegebene Erklärung des Bildes, das die Lehre von der „Transplantation der Krankheiten" mittelst der „Mumia" andeuten oder illustrieren solle scheint mir ebenso künstlich wie unmöglich zu sein. Wenn die Medaille, wie man nach Moehsen mit aller Bestimmtheit wird annehmen dürfen und müssen, auf Thurneisser geht, so entfällt diese ganze Auslegung von selbst.

[1] Die Kenntnis dieses interessanten Jahresberichts verdanke ich dem Direktor des genannten Museums, Herrn Dr. *R. F. Burckhardt.*

[2] In den üblichen Nachschlagewerken, wie der „Allgemeinen deutschen Biographie" oder Aug. Hirschs „Biograph. Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker", sucht man den Namen vergeblich. Nur in Oettinger „Moniteur des dates" fand ich ihn aufgeführt mit den Angaben: „Geburtsjahr unbekannt, gest. um 1780."

Digitized by Google

Literarische Preisausschreiben in Amerika während des Krieges.

Von

Ernst Schulz-Besser in Leipzig.

In deutschen Zeitungen und Zeitschriften, namentlich solchen, die für die große Menge bestimmt sind, trifft man bisweilen auf geistvolle Preis-Bilderrätsel. Sie sind so schwer, daß sie selbst der schlechteste Schüler einer Vorschulklasse im Schlaf zu lösen vermag. Ein solches „Rätsel" ist folgendes:

Sch (folgt das Bild einer Mücke) D(Bild von einem Ei)n H(Bild von einem Ei)m.

Für die richtige Lösung wird den Einsendern dann ein Buch versprochen, das natürlich nur zu Reklamezwecken irgendeines Möbelgeschäfts und dergleichen dient. Das Wunderbare dabei ist nur, daß es immer noch Tausende von Menschen gibt, die ernsthaft glauben, mit dieser Lösung eine Geistesarbeit verrichtet zu haben. Auch jene Preisausschreiben, die ein weit verbreitetes Wochenblatt in bestimmten Zwischenräumen veranstaltet, und in denen es sich beispielsweise darum handelt, berühmte Persönlichkeiten, die in irgendeiner, bei ihnen unmöglichen Vermummung auftreten, zu erkennen, beruhen doch auf einer von vornherein feststehenden Lösung.

Vor einer Reihe von Jahren gründete Rudolf Presber ein neues Blatt „Arena". Diese Monatsschrift brachte in der ersten Nummer ebenfalls eine Rundfrage an das Volk: es handelte sich darum, durch Majoritätsbeschluß festzustellen, wer die zwölf bedeutendsten lebenden Männer Deutschlands seien. Wie nicht anders zu erwarten, entsprach das Resultat nicht der Wirklichkeit, denn die meisten Einsender kannten ja jene Gelehrten, deren Ruhm noch nach Hunderten von Jahren fortleben wird, überhaupt nicht. Die Wahl fiel vielmehr auf Persönlichkeiten, deren Name in aller Munde war, und zwar vereinigten die meisten Stimmen sich auf Kaiser Wilhelm II. und gleich danach auf — August Bebel. Diese Rundfrage war damals die Veranlassung zu einer sehr witzigen Parodie in einem unserer führenden Witzblätter. Es war das die fingierte Antwort einer streng patriotischen Dame, deren Einsendung ungefähr folgendermaßen lautete: „Die zwölf bedeutendsten lebenden Persönlichkeiten in Deutschland sind 1) S. M. der Kaiser, 2) I. M. die Kaiserin, 3—8) Die sechs Söhne des Herrscherpaares, 9) das Töchterchen des Kaiserpaares, 10) die Frau Kronprinzessin [die anderen Prinzen waren damals noch nicht verheiratet], 11) der Sohn der Frau Kronprinzessin und endlich 12) das demnächst zu erwartende zweite Kind der Frau Kronprinzessin."

Die amerikanischen Wochenschriften pflegen ebenfalls wie deutsche Blätter unter ihren Lesern Wettbewerbe zu veranstalten; für bestimmte Aufgaben sollen die besten Lösungen gefunden werden, und diese werden prämiiert. In einer Hinsicht aber unterscheiden sich diese amerikanischen Preisfragen von den deutschen: während die letzteren von einigermaßen intelligenten Menschen meist schon auf den ersten Blick gelöst werden, setzen die „Contests" ein angestrengteres Nachdenken voraus, denn hier entscheidet nicht die Mehrheit oder das Los, sondern die nach Inhalt und Form beste Lösung wird preisgekrönt. Das weitverbreitete, in New York erscheinende Wochenblatt „Life" veranstaltet regelmäßig derartige Wettbewerbe; so im Mai des Jahres 1915 einen solchen unter dem Titel „How short can a short story be?" für die kürzeste Erzählung. Es waren mehrere Preise ausgesetzt, von denen der höchste über 4000 Mark betrug. Keine dieser Noveletten durfte mehr als 1500 Worte umfassen.

Digitized by Google

Alle Manuskripte, die zum Abdruck gelangten, wurden honoriert und zwar mit 10 Cents, also ungefähr 42 Pfennig, für jedes Wort, das an dieser Anzahl von 1500 fehlte. War eine Geschichte beispielsweise 100 Worte lang, so bekam der Verfasser 140 Dollar, umfaßte sie aber 1499 Worte, so bekam er nur 10 Cents.

Von den zahlreichen Einsendungen, die alle ein verhältnismäßig hohes Niveau einhielten, hatten einige auch den Krieg zum Gegenstande, und zwar zeigten diese eine deutschfeindliche Tendenz. Als Beispiel möge hier, begleitet von einer deutschen Übersetzung, eine Probe folgen: „What the Vandals leave"; sie erfüllt die Bedingungen des Wettbewerbs schon insofern, als sie im englischen nur genau 100 Worte enthält (das gleiche trifft auf die deutsche Übersetzung zu):

What the Vandals Leave.

By Herbert Riley Howe.

The war was over, and he was back in his native city that had been retaken from the Vandals. He was walking rapidly through a dimly lit quarter. A woman touched his arm and accosted him in fuddled accents.

„Where are you going, M'sieu? With me, hein?"

He laughed. „No, not with you, old girl. I'm going to find my sweetheart."

He looked down at her. They were near a street lamp. She screamed. He seized her by the shoulders and dragged her closer to the light. His fingers dug her flesh, and his eyes gleamed.

„Joan!" he gasped.

Was die Vandalen übrig gelassen haben.

Von Herbert Riley Howe.

Der Krieg war aus und er zurückgekehrt in seine Heimatstadt, aus der die Vandalen wieder vertrieben worden waren. Rasch ging er durch ein Stadtviertel, das nur mäßig erleuchtet war. Ein Weib berührte seinen Arm und sprach ihn in den Lauten einer Betrunkenen an:

„Wohin geht's, M'sieu? Mit mir, ja?"

Er lachte: „Nein, nicht mit dir, alte Hexe, ich will meine Braut suchen."

Er sah an ihr nieder. Sie näherten sich einer Straßenlaterne. Sie schrie auf. Er ergriff sie bei den Schultern und zog sie ans Licht. Seine Finger bohrten sich in ihr Fleisch, und seine Augen blitzten.

„Jeannette!" keuchte er.

Diese wirklich kurze Geschichte hat, da sie nur aus hundert Worten besteht, ihrem Verfasser an sechshundert Mark eingebracht (natürlich das englische Original, nicht meine Übersetzung), ein Betrag, auf den deutsche Dichter nicht mit Unrecht neidisch werden könnten.

Dann wird beispielsweise den Lesern irgendeine Zeichnung vorgeführt, meist eine Familienszene, bei der sich der Künstler selber „nichts gedacht hat". Es gilt nun, die witzigste und passendste Unterschrift zu finden. Der Krieg hat auch die Art dieser Wettbewerbe stark beeinflußt. Anfang 1915 brachte „Life" eine Zeichnung von George Dana Gibson, zu der eine geeignete Lösung gefunden werden mußte. Das Bild zeigt einen eleganten jungen Mann in Gesellschaftstoilette am Tische mit einer jungen Amerikanerin, die in Zeitschriften blättert, ein Kriegsheft mit der Aufschrift „War Pictures" in den Händen hält und sinnend aufblickt (vergleiche die Abbildung am Anfang). Die Preisfrage lautete: „What has just been said?" (Was ist eben gesprochen worden?). — Es gingen 121 299 Antworten ein! Den ersten Preis (über 2000 Mark) erhielt folgende Lösung: She: „Are you going to volunteer?" He: „If yes, no. If no, yes." (Sie: „Werden Sie sich als Freiwilliger melden?" Er: „Wenn ja, dann nein. Wenn nein, dann ja.") Das heißt: Wenn Sie meinen Heiratsantrag annehmen, dann nicht, wenn Sie mich abweisen, dann ja! — Den zweiten Preis erhielt die Lösung: „Tot!"; den dritten: „Ich könnte wahrhaft nur einen Mann lieben, der für sein Vaterland gefallen ist".

Dieser Wettbewerb hat eine Fülle von originellen Lösungen gefunden, die ein kräftiges Schlaglicht auf die Anschauungen des amerikanischen Volkes über den Krieg werfen. Viele Deuter des Bildes legten einer der beiden Personen Shermans zum geflügelten Worte gewordenen Ausspruch in den Mund: „War is hell" (Krieg ist Hölle), andere sandten die Sentenz ein: „Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt". Namentlich weibliche Einsender dokumentierten ihren Abscheu gegen den Krieg durch die bekannten englischen Worte „I will not raise my boy to be a soldier" (Mein Junge wird nicht großgezogen, um Soldat zu werden). Ein Einsender ließ den jungen Mann einen Antrag stellen mit den Worten: „Wollen Sie meine Witwe werden?" — Der Refrain des neuen Nationalliedes der Alliierten „It's a long way to Tipperary" wurde oft eingesandt mit der Bemerkung des Gegenüber: „Yes, if you take the German route". Ganz nett ist auch der Ausspruch des Helden: „Ich sehe lieber Reispulver (Puder) als Kanonenpulver" (rather rice-powder than gun-powder). Viele Zitate aus Klassikern.

Digitized by Google

besonders aus Shakespeare und Rubaiyat wurden eingesandt (man sieht daraus die literarische Bildung der Bewerber), darunter mehrfach des letzteren: „I do see here a divided duty". Dann treffen wir auf die Sentenz: One murder makes a villain, millions a hero (ein Mord macht zum Schurken, Millionen Morde zum Helden).

Die Abneigung gegen kriegerische Taten kommt auch in den drei Lösungen zum Ausdruck: „Warum tötet mein Onkel deinen Neffen?" — „Nein, wie diese Christen einander lieben!" — „Was erzielen sie durch den Krieg? Witwen und Waisen!" —

Sarkastisch klingt die Unterhaltung: Sie: „Der Mann, der mich heiraten will, muß ein Held sein." Er: „Jawohl, das muß er!" Oder: Er: „Ich glaube, wenn Sie ein Mann wären, Sie würden sich melden!" Sie: „Ich denke, wenn Sie es wären, würden Sie es auch tun!!"

Zu den nur schlecht übersetzbaren englischen Wortspielen gehören: „Why do the Germans spell ‚Kultur' with a K?" „„For the Kaiser?"" "No. Because England controls the seas" (die See, die C's). — „In the present war Britannia rules the waves and Germania waives the rules." („Im gegenwärtigen Kriege beherrscht Britannia die Wogen und Germanien verletzt die Kriegsregeln." — She: „When a man talks he never stops to think." He: „When a woman talks she never thinks to stop." („Wenn ein Mann redet, hört er nie auf zu denken." „Wenn eine Frau redet, denkt sie nie daran, aufzuhören.") —

Recht boshaft ist folgendes Zwiegespräch: He: „So, your dear count was wounded?" She: „Yes, but his picture doesn't show it." He: „That's a front view." („Ihr Verlobter, der Graf, ist verwundet?" „Ja, aber sein Bild zeigt das nicht." „Kein Wunder, es ist ja eine Aufnahme von vorn" [gleichzeitig „von der Front"]) —

Und die Abneigung „echter" Amerikaner gegen die „Bindestrich-Amerikaner" klingt in den Unterhaltungen an: Sie: „Bisweilen fühle ich wie Jeanne d'Arc!" Er: „Vergessen Sie nicht, Ihr Name ist Schultz." Oder: Er: Antoinette, seien Sie vernünftig, ich kann doch nichts dafür, daß ich Steinberg heiße." Sie: „Aber ich kann wenigstens verhindern, daß ich so heißen soll." —

Bei allen diesen satirischen Herzensergüssen haben wir es nicht mit bestellten Beiträgen von Witzblatt-Redakteuren, sondern ausschließlich mit der Mitarbeiterschaft eines großen Publikums zu tun.

Digitized by Google

Goethe und das italienische Theater.

Von

Professor Dr. Werner Deetjen in Hannover-Waldhausen.

Am 3. Oktober 1786 erfreute sich Goethe im Theatro S. Luca in Venedig an einer italienischen Stegreifkomödie in Masken. In seinem Reisetagebuch[1] bemerkte er unter dem 4. Oktober nach einer kurzen Charakteristik des Gebotenen: „doch ist immer wieder das *Volck* die Base worauf das alles steht. Das Ganze machts, nicht das einzelne. Auf dem Platz und am Ufer und auf den Gondeln und im Pallast. Der Käufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarinn, der Advokate und sein Gegner alles lebt und treibt und läßt sichs angelegen seyn und spricht und betheuert und schreyt und bietet aus und singt und schilt und flucht und lärmt. Und abends gehn sie ins Theater und sehn und hören das Leben ihres Tags, nur künstlich zusammengestellt, artiger ausgestutzt mit Mährgen durchflochten pp. und freuen sich kindisch und schreyen wieder und klatschen und lärmen."

Am Abend darauf besuchte der Dichter die Tragödie. Er bewundert, „wie klug Gozzi die Masken mit den tragischen Figuren verbunden hat"[2] und legt auch hier das Schwergewicht seines Interesses auf die Aufnahme des Stückes bei dem Volk.[3] Nachdem er ferner am 10. Oktober der Aufführung einer Komödie Goldonis beigewohnt hatte, bemerkte er im Tagebuch: „Aber auch so eine Lust hab ich nicht gesehn als das Volck hatte, sich und die seinigen so spielen zu sehn. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang biß zum Ende."[4]

Unter dem 12. Oktober schließlich finden wir die Mitteilung: „NB von der Truppe Sachi, welche übrigens zerstreut ist hab ich die *Smeraldina* gesehn Der *Brighella* ist auch noch hier, aber auf St. Grisostomo, ein Theater das mir ein wenig entlegen ist."[5] Das im Anschluß daran gegebene Versprechen: „Über Masken und wie sich dergleichen decidirte Figuren von selbst bilden in der Folge mehr" hat Goethe zunächst nicht erfüllt; daß ihn aber das hier behandelte Thema auch in der Zeit, die zwischen dem Erlebnis und der Bearbeitung der Reisetagebücher liegt, beschäftigt hat, beweist unter anderem eine Beachtung verdienende Mitteilung im „Journal des Luxus und der Moden".[6] Böttiger berichtet dort unter dem 15. Juni 1802 über das Auftreten des veronesischen Improvisators Scotes in Weimar; unter dessen Zuhörern befand sich auch Goethe, der es sich nicht nehmen ließ, Scotes selbst eine Aufgabe zu stellen. Das Thema lautete „*Das Vergnügen eines italienischen Zuschauers in einem Nationallustspiel an den vier bekannten Charaktermasken.*" „Mit sichtbarer Freude" soll der „stets fertige Improvisator den Stoff fast ohne alles vorhergehende Nachdenken" ergriffen und „mit der lebendigsten Anschauung und einer treffenden Mimik alle charakteristischen Eigenheiten des Arlechino, Pantalone, Brighella und Tartaglia" gezeigt haben, „indem er sie durch eine ganze Reihe komischer Situationen durchführte und mit dem ganzen unerschöpflichen Reichthum echt-italischer Lazzi, so weit sie die Sprache aufnimmt, und burlesker Einfälle ausstattete."

Die Masken des italienischen Theaters waren Goethe damals durch Schiller, dessen „Turandot" vor einigen Monaten über die Weimarer Bühne gegangen war, wieder nahe geführt worden. Ja, wir wissen durch Genast,[7] daß Goethe bei den Proben den Schauspielern die Maskenszenen mit eindrucksvoller Komik und scharfer Charakterisierung persönlich vorgetragen hatte.

Sein Besuch des Scotesschen Vortragsabends wird im Tagebuch nicht erwähnt, und so ist das „Journal des Luxus und der Moden" die einzige Quelle dafür.

---

1 Schriften der Goethe-Gesellschaft, II, S. 137 f.

2 Ebenda S. 148.

3 Vgl. dazu Haarhaus, Auf Goethes Spuren in Italien. Leipzig. C. G. Naumann. 1896. I, S. 138 f.

4 Schriften der Goethe-Gesellschaft, II, S. 169.

5 Ebenda. S. 173.

6 Herausgegeben von F. J. Bertuch und G. M. Kraus. 17. Band. Weimar, 1802. Im Verlage des Industrie-Comptoirs. S. 394 ff. — Köster entging diese, als er in seinem Buche: „Schiller als Dramaturg" (Berlin. Wilh. Hertz. 1891. S. 216 f., 319) die Beziehungen Goethes zur commedia dell'arte skizzierte.

7 Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. 2. Aufl., 1862, S. 125.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich i. V. Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.

Digitized by Google

Jean Paul und die Buchkunst der Gegenwart.

Von

Georg Witkowski.

Mit siebzehn Bildern.

In den letzten Jahren vor dem Kriege vernahm man Stimmen, die eine Jean Paul-Renaissance, einen neuen Jean Paul-Kultus ankündigten. Diese Voraussagen verdienten geringen Glauben. Für keinen einst gefeierten deutschen Dichter sind die Aussichten neuer Volkstümlichkeit so gering, keiner steht dem Massenempfinden der Gegenwart so fern. Die zuchtlose Technik ließ seine Werke zu wildwachsenden Hecken werden, zu einer kaum durchdringbaren Verschlingung angelesenen Stoffes und ungehemmten Assoziationsvermögens; dürftig war die Erfindung und die Logik der Geschehnisse, überströmend die Tränenseligkeit und gequält der Humor. Alles das macht das Lesen Jean Pauls zu einer Pferdearbeit, wie sein wärmster Freund unter den Nachlebenden, Friedrich Vischer (Ästhetik § 480), gestand. Schon unter den Zeitgenossen haben sich viele von dieser Mühseligkeit abschrecken lassen. Ein witziges Wort sagte von ihnen, sie liebten Jean Paul so wenig, daß sie nie eine Zeile von ihm gelesen hätten, und das gleiche gilt wohl noch von den meisten, die für ihn nur ein bedauerndes Achselzucken übrig haben. Schwerlich möchte das anders werden, wenn man die Bekanntschaft mit den Hauptwerken des Humoristen denen, die sich zu den gebildeten Deutschen zählen wollen, als Pflicht auferlegen könnte. Und heute, da alle Beschaulichkeit, alle Hingabe an die eignen Freuden und Leiden, alles Anderssein mehr als je erschwert ist, mag vollends die Jean Paul-Gemeinde auf die allerkleinste Zahl zusammengeschmolzen sein.

Aber ganz wird diese Gemeinde nicht verschwinden, solange die Fähigkeit nicht verschwindet, hinter der ungewohnten Form den Künstler aufzuspüren und solange Reichtümer der Seele und des Geistes in Deutschland Verehren und Liebe erwecken. In dem Jahrhundert des absterbenden, lebenszähen Klassizismus, der Naturwissenschaften und der einseitigen Schätzung des Intellekts wagte freilich höchstens ein Eigenbrödler wie Friedrich Vischer für Jean Pauls Größe zu zeugen. Seit Ludwig Börnes berühmter Denkrede vom 2. Dezember 1825 hatte kaum einer anders als mit abschätzigen oder verlegenen Worten von Jean Paul gesprochen. Man höhnte „seinen Reichtum, der uns voll Armseligkeit scheint" (Gervinus), er galt als „der Dichter einer frauenhaften Zeit, der sein Talent nicht zur vollen Reife kommen ließ" (Julian Schmidt), dem „es an dichterischer Gestaltungskraft, an Weite des Weltblicks, an Schärfe der Menschenkenntnis fehlte" (Hettner), der „zwar der Geschichte unserer Prosa und unseres Stiles im allgemeinen seinen Namen mit tiefen Zügen eingegraben hat, dem es aber leider nicht gelungen ist, seine großen Schöpfungen zu vollendeten Kunstwerken abzurunden" (Scherer).

„Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme." Fast schien es, als sollte wirklich an dieser Pforte eine auserlesene Schar deutscher Geister dem harrenden Einsamen das von Börne prophezeite Gefolge stellen. Der edle Stefan George und sein Kreis huldigten dem vergessenen Meister der fränkischen Hügellande im Jahre 1900 durch eine von *George* und *Wolfskehl* herausgegebene, bei *Georg Bondi* in *Berlin* erschienene Reihe seiner Töne und Träume, durch die (so heißt es vor der zweiten Ausgabe von 1910) der noch ungesehene Jean Paul zum erstenmal von einer Gemeinschaft gesehen wurde. Darum handelte es sich, „daß die größte dichterische Kraft der Deutschen (nicht der größte Dichter; denn der ist Goethe) nun nicht mehr gänzlich ungenutzt daliegen muß".

Digitized by Google

Bild 1. Radierung von Hans Alexander Müller zu Dr. Katzenbergers Badereise.

Es war der Schöpfer der hohen Menschen, der Schilderer der großen Sehnsüchte, der Maler der jenseitigen Welten, den die neuen Propheten der Größe Jean Pauls feierten. Für dieselbe Seite seines Künstlertums trat bald darauf auch *Johannes Volkelt* ein, und auf seine Anregung wurde von Jüngeren das Verhältnis des Dichters zur Philosophie seiner Zeit und seine Psychologie dargestellt. *Franz Joseph Schneider* handelte sorgsam von den Alterswerken „Fibel" und „Komet" und wandte sich in einer späteren Schrift der Jugend und dem ersten Auftreten seines Dichters zu. *Eduard Berend* widmete der Ästhetik Jean Pauls, die nicht überall in der Fachliteratur gebührend gewürdigt worden war, eine Untersuchung und gab uns die erste, sehr willkommene Zusammenstellung zeitgenössischer Stimmen über ihn. Gleich jedem einigermaßen wichtigen deutschen Schriftsteller der Vergangenheit wurde auch er das Opfer einer stattlichen Zahl von Doktoranden, die sich durch seine Beziehungen zu ... und seinen Einfluß auf ... die wissenschaftlichen Sporen verdienen wollten.

Das alles konnte noch nicht als Zeichen einer erhöhten Teilnahme des neuen Jahrhunderts an Jean Paul gelten, nicht einmal die beiden, sehr löblichen Auslesen von *Wustmann* in Meyers Klassiker-Ausgaben und von *Berend* und *Freye* in Bongs Goldener Klassiker-Bibliothek; denn für solche Klassiker-Reihen gehört es nun einmal zum guten Ton, auch unerwünschte Größen, wie Klopstock und Herder und Jean Paul, in ihrem Pantheon nicht fehlen zu lassen.

Da begannen mit dem Schluß des ersten Jahrzehnts anders geartete Bücher zu erscheinen, die nicht auf ein wissenschaftliches Interesse oder auf die Absicht, Anstandspflichten zu erfüllen, zurückzuführen waren. Die Saat der neuen Kunst war zum großen Teil aus den vergrabenen, längst als abgestorben geltenden Körnern der alten Romantik gewonnen worden und schnell in jugendgrüne Halme aufgeschossen. Nun streuten sie, wie zum Dank, auf die toten Grabhügel der Hölderlin, Novalis,

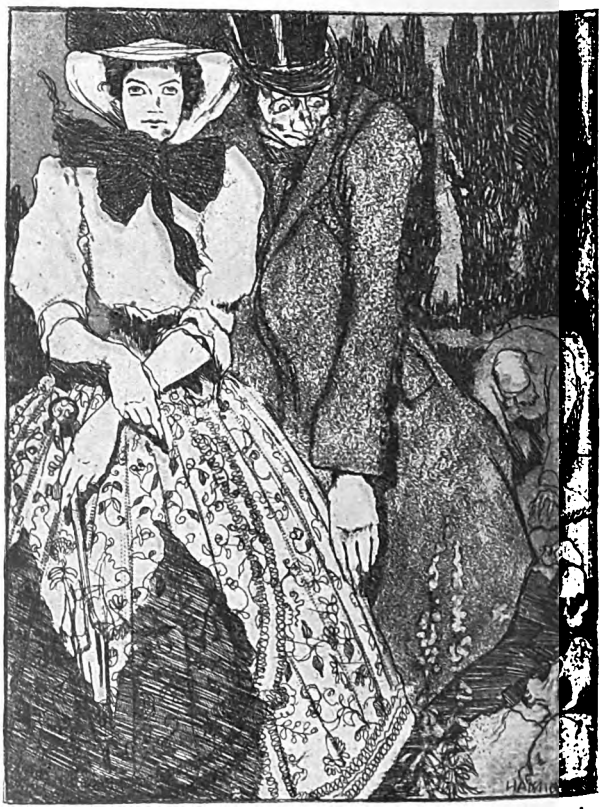


Bild 2. Radierung von Hans Alexander Müller zu Dr. Katzenbergers Badereise.

Digitized by Google

Eichendorff ihren Blütenstaub, und es begann auf ihnen zu keimen und zu sprossen, als dränge sich die unter der Erde schlummernde Lebenskraft von neuem ans Licht.

Auch das Grab Jean Pauls begrünte sich, und heute steht es vor unseren erstaunten Augen wie ein Beet, auf das der Gärtner mit vollen Händen den ganzen Reichtum der Flora zeitgenössischer Kunst zu buntestem Schmucke gesammelt hat. Die sechs Jahre von 1910 bis 1915 brachten uns sieben auserlesene Bücher, deren Worte von dem Bayreuther Dichter herstammen, deren Zier aber fünf der besten unter den deutschen Graphikern der Gegenwart schufen. Und der Zufall wollte es, daß diese Fünfzahl zugleich je einen Sektor des Kreises füllt, den die neueste deutsche Kunst durchlaufen hat, seit sie sich von allen historisierenden Einflüssen befreite.

Damit ist auch gesagt, daß keine dieser Arbeiten es versucht, als zweite zeitgenössische Stimme die Melodie des Dichters nachzusingen. Nicht klingen Motive Chodowieckis oder Rambergs nach, nicht einmal Philipp Otto Runge oder Caspar Friedrich haben den Ton angegeben (mag auch Stimmung und Stimmführung hier und da an sie denken lassen). Jeder von diesen fünf Vögeln singt, wie ihm sein höchst persönlicher, moderner Schnabel gewachsen ist. Und deshalb verdient und fordert jeder von ihnen seine gesonderte Beachtung.

Bild 4. Tuschzeichnung von Paul Scheurich zu Dr. Katzenbergers Badereise.

Bild 3. Tuschzeichnung von Paul Scheurich zu Dr. Katzenbergers Badereise.

Als Chorführer erschien 1910 ein ganz junger, kecker Zeisig auf dem Plan: *Hans Alexander Müller* mit seinen fünf Radierungen zu „Dr. Katzenbergers Badereise" (in *Leipzig* bei *Julius Zeitler*, jetzt *Berlin, Hyperion-Verlag*), die einen trefflichen Druck von Poeschel & Trepte schmückten. Müllers Können erweist sich in der technischen Fähigkeit, der Platte alle gewollten malerischen Wirkungen abzugewinnen. Auf dem Bilde (Bild 1), das den Dr. Katzenberger zeigt, wie er mit dem geraubten achtfüßigen Hasen den Rückzug zu dem vor der Apotheke wartenden Wagen antritt, erscheint die Raumbeherrschung der Charakteristik des Helden gleichwertig, und der Humor der Situation kommt zu seinem vollen Rechte. Weniger vollkommen ist die Radierung zu der

Digitized by Google

40. Summula „Theodas Höhlen-Besuch“ (Bild 2). Wohl findet Müller für den eitlen Dichterling Theudobach die richtigen grotesken Züge, auch der im Hintergrund nach den Knochen der Höhlenbären suchende Katzenberger ist als komische Begleitfigur der Szene gut herausgekommen; aber für die zarte, schwärmende, tränenreiche Gestalt Theodas brachte der Künstler keine eigne Vorstellung auf, und so wurde sie bei ihm zu einer etwas majestätischen jungen Dame des XX. Jahrhunderts. Auch die Vorstellung der weiten Höhle, die der Schauplatz ist, hätte wohl durch einige Andeutungen der Raumgrenzen unterstützt werden sollen. Indessen ist auch hier wieder die rein malerische Erfassung und Lösung der Aufgabe höchst anerkennenswert. Das gleiche gilt von den übrigen Blättern Müllers zum „Katzenberger“; sie sind, zumal in den handkolorierten Japan-Abzügen der Vorzugsausgabe von hohem Reiz.

Bild 5. Tuschzeichnung von Paul Scheurich zu Dr. Katzenbergers Badereise.

Es ist kein Zufall, daß gerade „Dr. Katzenbergers Badereise“ unter den Werken Jean Pauls als das erste zu künstlerischer Ausgestaltung anregte. (Schon vorher war bei *Otto Wigand* in *Leipzig* 1910 eine äußerlich stattliche, aber buchtechnisch mangelhafte Ausgabe mit Deckelzeichnung von *Eugen Hamm* erschienen und wir erfahren, daß eine weitere mit 100 Bildern von *Walo von May* bereits gedruckt ist und nach dem Kriege bei *Georg Müller* in *München* herauskommen soll.) Die verhältnismäßig knappe Form der Erzählung trug dazu bei, daneben die scharfe, bei Jean Paul so kaum noch einmal gelungene Charakteristik: der rücksichtslose Realist, der in seiner Monomanie des Sammelns von Mißgeburten als noch jetzt unmittelbar verständliche und höchst belustigende Spottfigur erscheint; die beiden kontrastierenden Liebhaber, der eitle Herr von Nieß und der männliche Hauptmann Theudobach, nicht zu vergessen die Nebenakteure, besonders den feigen Kritiker Strykius. Und außerdem mangelt es ja dem Werkchen, das aus der besten Zeit des Dichters stammt, nicht an jenen Gefühlen und Stimmungen edler Art, die mit zarten, melodischen Harfenklängen die komischen Kontrabaß- und Pikkoloflötengänge des Humors umspielen.

Aber was den „Dr. Katzenberger“ gerade der Gegenwart wieder besonders nahe brachte, war sicherlich sein Zynismus. Hier mögen, mit dienlichen Kürzungen, die prächtigen Worte wiederholt werden, mit denen Jean Paul in der Vorrede zur ersten Auflage von 1809 das Wesen und die Untergattungen des Zynismus dargelegt hat: „Es gibt aber viererlei Zynismen. Der *erste* ist der rohe in Betreff des *Geschlechts*, wie ihn Aristophanes, Rabelais, Fischart, überhaupt die alten, obwohl keuschen Deutschen und die Ärzte haben. Dieser ist nicht sowohl gegen Sittlichkeit als gegen Geschmack und Zeit. Der *zweite* Zynismus ist der subtile der Franzosen,

Digitized by Google

der einen zarten, subtilen Ehebruch abgibt; dieser glatte, nattergiftige Zynismus, der schwarze Laster zu glänzenden Sünden ausmalt und welcher als Verführer die Kantharidien zu Untergangs-Reizen innerlich eingibt. Beinahe macht die Rechtfertigung sich selber nötig; ich eile daher zum *dritten* Zynismus, welcher bloß über natürliche, aber *geschlechtlose* Dinge natürlich spricht, wie jeder Arzt ebenfalls. Was kann aber hier die jetzt-deutsche Prüderie und Phrasen-Kleinstädterei erwidern, wenn ich sage, daß ich bei den besten Franzosen (zum Beispiel Voltaire) häufig den *cul, derrière* und das *pisser* angetroffen habe, nicht zu gedenken der *filles-à-douleur*? In der Tat, ein Franzose sagt manches, ein Engländer gar noch mehr. Aber nicht einmal noch hat ein Deutscher so viel gewagt als die sonst in Sitten, Sprechen, Geschlecht- und Gesellschaft-Punkten und in weißer Wäsche so zart bedenklichen Briten. Der reinliche sowie keusche Swift drückte eben aus Liebe für diese geistige und leibliche Reinheit die Patienten recht tief in sein satirisches Schlammbad. Aber wir altjüngferlichen Deutschen bleiben die seltsamste Verschmelzung von Kleinstädterei und Weltbürgerschaft, die wir nur kennen. Man bessre uns! Nur ist's schwer! Unsere *salvo titulo* und *salva venia* halten wir stets als die zu- und abtreibenden Redepole den Leuten entgegen. Der *vierte* (vielleicht der beste) Zynismus ist der meinige, zumal in der Katzenbergerischen Badgeschichte" usw.

Bild 6. Tuschzeichnung von Paul Scheurich zu Dr. Katzenbergers Badereise.

Ich glaube, dieser, sittlich-reine Zynismus hat am meisten dazu beigetragen, daß schon 1912 wieder ein namhafter Künstler seine Kraft an die Aufgabe setzte, über Themata aus „Dr. Katzenbergers Badereise" mit graphischen Mitteln zu phantasieren, diesmal in handkolorierten Federzeichnungen. Es war *Paul Scheurich* und das in länglichem Oktav bei W. Drugulin gedruckte Buch wurde von *Meyer & Jessen* in *Berlin* verlegt (jetzt Verlag *Kurt Wolff* in *Leipzig*). In den zehn Bildern, der Umschlag- und der Titelzeichnung Scheurigs klingt der Zynismus als beherrschender cantus firmus, gegen den der figurierte Gesang der romantischen und elegischen Stimmungen in reizvoller Führung bewegt wird. Die unter Tränen an die Freundin schreibende Theoda (Bild 3), der aus der Apotheke flüchtende Doktor (Bild 4), die Badegesellschaft unter den Bäumen des Kurparks (Bild 5), das glücklich vereinte Liebespaar (Bild 6), — alle die Szenenbilder Scheurigs atmen die gleiche seltsam suggestive Laune eines mitfühlenden und doch frei über der Welt dieser Gestalten schwebenden Künstlertums. Man spreche nicht von Karikaturen (obwohl der Darstellungsstil mit absichtlicher Verzerrung seine Ziele zu erreichen strebt). Hier wird das Gefühl verkörpert, das die Erzählung in einem verstehenden Leser unserer Tage rege werden läßt, und insofern sind die Gebilde wahrhaft, freilich weit komplizierter in ihren Voraussetzungen, als die naiven Genießer der Entstehungszeit die Gestalten und ihre Umwelt empfanden.

Digitized by Google

Mit diesen Voraussetzungen zugleich tritt eine andere für die Illustration aller älteren Dichterwerke hervor. Die Technik, die Handschrift ändert sich von Geschlecht zu Geschlecht. Nur ein seelenloser Kopist vermöchte heute ein Bildchen Chodowieckis, einen Holzschnitt von Gubitz oder Unzelmann mit den gleichen Strichen auf die Platte zu bringen. Das gleiche gilt von den Ausdrucksarten rein zeichnerischer Natur für die stimmungsmäßigen Werte. Heldentum, Liebe, Ironie, Spott werden durch ganz andere „Valeurs" versinnlicht als ehedem. Insbesondere die der Karikatur verwandte spaßhafte Wiedergabe der Erscheinungen streift jetzt viel leichter an die Grenze des Phantastischen und über sie hinaus als das noch etwa bei dem Don Quixote-

Bild 7. Radierung von Karl Thylmann zum Feldprediger Schmelzle.

Bild 8. Radierung von Karl Thylmann zum Feldprediger Schmelzle.

Schröder oder bei Doré oder Cruikshank der Fall war. Der Betrachter der Bilder Scheurichs wird ihrer Manier (ohne jeden üblen Nebensinn) nur gerecht, wenn er beim gleichzeitigen Lesen des „Dr. Katzenberger" sich nicht historisch auf die Epoche der Romantik einstellt, sondern die Erzählung so genießt, als hätte ein Autor der Gegenwart sie geschrieben. Dazu wird aber nur ein kleiner Teil der Leser fähig sein; für die übrigen bleibt zwischen Bild und Wort ein Stilgegensatz, den sie, je nach Laune, als Hemmnis oder als pikanten Reiz empfinden werden.

Einfacher ist die seelische und stilistische Voraussetzung der, ebenfalls 1912 erschienenen künstlerischen Ausgabe einer anderen satirischen Erzählung Jean Pauls: „Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz mit fortgehenden Noten" (Leipzig, *Ernst Rowohlt Verlag*, jetzt *Kurt Wolff*). Zu dem trefflichen Druck von Poeschel & Trepte lieferte *Karl Thylmann* acht Kupfer in einer Linienmanier, die weder mit der Art Hans Alexander Müllers noch mit der Scheurigs

Digitized by Google

irgendwie verwandt ist. Die groteske Feigheit des Helden, die dürftigen Abenteuer der Postkutschenfahrt, hier wie im „Katzenberger" zu der Bedeutung einer Weltreise aufgehöht, will Thylmann in all ihrer spaßhaften Ernsthaftigkeit nachformen. Die Münchhausengeschichte des Kammerjägers von seiner unverbrennbaren künstlichen Schädelplatte wird von Schmelzles Schwager, dem mutigen Dragoner erprobt, indem er auf den Kopf des unheimlichen Kerls einen brennenden Tabaksschwamm setzt, und das Bild bringt die behaglich lächelnde Fratze ganz ernsthaft zur Anschauung (Bild 7). Ebenso fehlt dem mit dem Blitzableiterschirm bei drohendem Gewitter spazierenden Schmelzle (Bild 8) jede Ironie und die geputzten Städter, auf die er mit seinem Bergelchen aus dem Gasthoffenster hinabsieht (Bild 9), bekommen nicht mehr Lächerliches in ihrem Habitus, als ihnen ihr erster Vater wohl auch zugemessen hätte, wenn sie eingehender geschildert wären.

Bild 9. Radierung von Karl Thylmann zum Feldprediger Schmelzle.

Die trefflichen neuen Bücher, von denen bis hierher die Rede war, blieben in jener Region Jean Pauls, in die aus der unseren gangbare Pfade führen. Etwas anders steht es mit dem seltsamen kleinen Opus, das sich nennt „Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch. Almanach für Matrosen wie sie sein sollten", erschienen 1801 im zweiten Bande des Komischen Anhangs zum „Titan" und 1912, in jenem gesegneten Jean Paul-Jahr, erneuert durch den *Insel-Verlag* in *Leipzig*, gedruckt von der Spamerschen Buchdruckerei und geziert durch 15 Vollbilder in Steindruck, mehrfarbiges Titelbild in Lichtdruck, Umschlag und Einband von *Emil Preetorius*; eine Vorzugsausgabe von 150 Exemplaren wurde in Pergament gehüllt und brachte die Bilder in zartestem Handkolorit.

Zwar scheint hier die gegenwärtige Teilnahme an allem, was mit Luftschiffahrt zu tun hat, eine besonders tragfähige Brücke zu schlagen (und vielleicht hat dieser Anstoß auch dem wenig ergiebigen Opusculum sein erneutes Dasein verschafft). Aber das ist doch für jeden, der mit Jean Pauls Art vertraut wurde, im voraus gewiß: Luftfahrt in einem Jules Verneschen Ballon, Vortäuschen eines wirklichen Erlebens kann von ihm nicht erhofft werden. „Wahrlich, bloß zur Lust leb ich oben, und aus Ekel am Unten", so gesteht Giannozzo. Nur eine andere Form von aufgereihten Betrachtungen, Spottreden an die Zeitgenossen, Seelenergüssen, Einfällen und Lesefrüchten, nur ein neuer Aufputz der lanx satura von Philistern, Hofkreaturen, komischen und erhaben schwärmenden Liebesleuten, Professoren, Schriftstellern und Rezensenten, Groß- und Kleinstädten, idyllischen und heroischen Landschaften. Der Gedanke, alles Erdenkliche in der Fiktion einer Reihe von Luftfahrten zusammenzuschließen, lag nahe und wurde literarisch ausgenützt, lange ehe die Brüder Montgolfier die Eroberung der Luft durch den Menschen zur Tatsache werden ließen (vgl. die Aufsätze von Minor in Jahrgang I der Neuen Folge dieser Zeitschrift, S. 64—73, und vom Grafen Klinckowstroem, Jahrgang III, S. 250—264). Die große Erfindung des Luftballs mußte Jean Pauls Phantasie besonders stark erregen und

Digitized by Google

wiederholt kam er in seinen Schriften auf sie zurück (siehe Minors Aufsatz, a. a. O., S. 69 f.). Nur daß auch hier seine Verwandtschaft mit Klopstock sich bewährte, der, nach dem guten Worte Schillers, allem was er behandelte, den Körper auszog, um es zu Geist zu machen; wo freilich in bezug auf Jean Paul statt „Geist" einzusetzen wäre „Gemüt" oder „Witz".

Wie stellt sich zu dieser „Entkörperlichung" ein solcher Vertreter der scharfen Kontur, der Silhouette wie Preetorius? Der Witz liegt ihm ja besonders gut, insofern dieser von den Dingen nur die Umrißlinie sieht und in eigenartiger Brechung mit Wort oder Stift nachzeichnet. Die zweidimensionale Auffassung kommt einer Seite von Jean Pauls Wesen entgegen. Wo er den schnellen Flug schildert oder das Kleine, das lächerlich Verschrobene geißelt, stellt sich Preetorius als würdiger Schildknappe neben ihn, wie unser Bild 10 bezeugen kann, das auch von der Virtuosität der Technik dieser Tuschzeichnungen einen guten Begriff gibt. Damit ist jedoch dem andern „aus *Feucht*-Wangen gebürtigen" Jean Paul nicht beizukommen, der alles zu Gemüt macht, und nicht dem Träumer, der auf seiner blutigen Brust einen kohlschwarzen Hahn stehen und kratzen sieht, um das Herz des Dichters herauszuscharren. Wie Preetorius vergeblich nach einer Lösung hierfür ringt, zeigt Bild 11. Wer eine Hilfe für seine eigne Versinnlichung der Dichterworte erhofft, wer gar eine freie be-

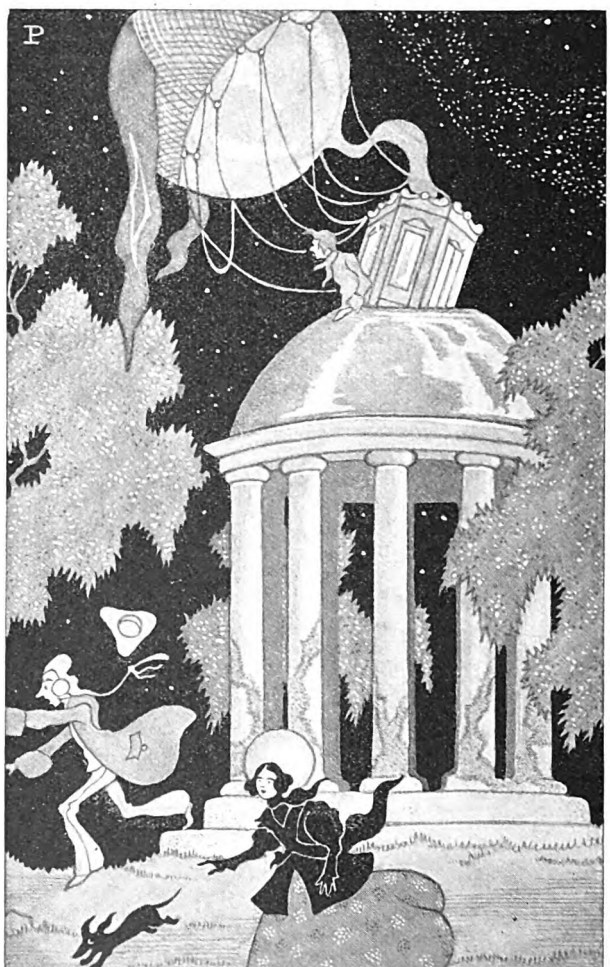


Bild 10. Tuschzeichnung von Emil Preetorius zu Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch.

reichernde Umformung des gegebnen Stoffes als Aufgabe des Illustrators betrachtet, wird dieses blanke Aufzählen der geschilderten Traumgesichte nebeneinander, ohne den Versuch einer Zusammenfassung der Fläche als ungenügend empfinden. Unten der Kopf des träumenden Giannozzo, über ihm der gespenstige Hahn auf dem blutenden Herzen, in der anderen oberen Ecke das Posthörnchen (aber nicht, wie der Traum es zeigt, durch vier Träume hindurch schreiend in den höchsten, schärfsten Tönen und hellrot glühend von einem heißen Atem), und, den größten Teil des Bildes füllend, der Schatten Leibgeber-Grauls, der wie eine Gliederpuppe Giannozzo die Arme rückwärts entgegenstreckt und ihn (was hier nicht gezeigt wird) sehr warm an seinen Rücken und Zopf drückt und die Worte ohne vielen Nexus spricht: „Spaß bleibt Spaß — so der liebe Mensch. — Giannozzo, aber so komm doch zu mir!" Alles Gespenstische, das Innige und selbst das Groteske der Vision fehlt dem Bilde.

Unter den Satiren Jean Pauls gebührt eine erste Stelle „Des Rektors Florian Fälbel's und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg", erschienen 1796 im „Quintus Fixlein". Hier feiert der leidenschaftliche Hasser der pedantischen, geschmacklosen Philologen und Pädagogen seinen Sabbath; zugleich zeichnet er in der armen, gedrückten Cordula, der Tochter des Schultyrannen zum erstenmal zarteste Weiblichkeit. Als künstlerisches Büchlein erstand die kleine Schrift in einem Privatdruck, der zur Bibliophilen-Versammlung in Hamburg am 28. September 1913 vom

Digitized by Google

Insel-Verlag und der *Offizin Breitkopf & Härtel* gespendet wurde, geschmückt mit dem eigens für diesen Zweck geschaffenen Signet des lustig auf dem Inselschiff thronenden Breitkopfschen Bären. In der Nachrede berichtete der Herausgeber *A. K.(ippenberg)* von den schier wundersamen Fügungen, die einer alten vergessenen Druckschrift zur Auferstehung verhalfen. Nur ein einziges Mal war sie gebraucht worden, und zwar im Jahre 1798 zum Druck der „Palingenesien" Jean Pauls. Nun erlebte sie selbst ihre Palingenesie, und es war nur billig, daß sie bei ihrer Taufe (das erste Mal mußte sie gleich den mitternachts gebornen Knaben des „Faust" ungetauft dahingehen) den Namen „Jean Paul-Schrift" empfing. Der feine, wunderhübsch in Halbfranz gebundene Band darf als Denkmal einstiger und jetziger Druckkunst in der Reihe künstlerischer Jean Paul-Bücher der Gegenwart mit besonderer Freude begrüßt werden. —

Bild 11. Tuschzeichnung von Emil Preetorius zu Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch.

In der Vorrede zur ersten Auflage des „Quintus Fixlein", der schönsten Verherrlichung des Schulmeisterlebens, sagt Jean Paul: „Ich konnte nie mehr als drei Wege glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. — Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich — den ich für den schwersten und klügsten halte — ist der: mit den beiden andern zu wechseln." In den vier „mit unendlicher Wollust empfangenen und gezeugten" Bogen des „Lebens des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz zu Auenthal" hat Jean Paul die Federzeichnung eines Geschöpfs gegeben, dem der „sinnliche Freudendünger die höhere Sonne vergütet".

Die Idylle war der erste große, überzeugende Beweis, daß der Verfasser der „Grönländischen Prozesse" und der „Auswahl aus des Teufels Papieren" das Kleine und die Schattenseiten des Lebens ohne Bitterkeit zu schildern vermochte, und daß er gleich den hohen Menschen der „Unsichtbaren Loge", der das Leben des Wuz angehängt wurde, auch die bescheidensten Existenzen mit liebevollem Verstehen umfing. Freudenreich durchlebt Wuz die armen Jahre der Schulzeit und das trostlose Alumneum, das fröhliche Schulmeisterlein freut sich den ganzen Tag auf oder über etwas. Und als nun gar sein Herzballon mit

Digitized by Google

Bild 12. Tuschzeichnung von Emil Preetorius zum Schulmeisterlein Wuz.

dem Gas der Liebe aufgefüllt und emporgetrieben wird, als ein glückliches Ungefähr ihm frühzeitig zur väterlichen Dorfschulmeisterstelle verhilft und er seine Justel heimführt, da ist ihm für sein ganzes Leben die Fülle des Glücks gesichert. Mit der leuchtenden Schilderung der letzten Bräutigamswochen und der Hochzeit ersteigt das Idyll seinen bescheidenen Gipfel; dann folgt sogleich der Übergang in die jenseitige Sphäre, das Sterben Wuzens, umspielt von Frühlingsphantasien.

„Eine Art Idylle" hat Jean Paul dieses kleine Meisterwerk genannt, weil es von fern an jene Bildchen erinnert, die Geßner und seinesgleichen mit ärmlichen Gestalten im Griechenkostüm bevölkerten. Aber die deutschen Menschen der Dorfwelt des „Wuz" haben eine weit höhere Realität, sind in ihrem äußeren und inneren Dasein viel bestimmter durchgezeichnet und reichen andererseits mit ihrem Seelenvermögen in Regionen hinauf, zu denen die Kindlichkeit der antikisierenden Idylle nie den Weg fand. Die scharf erfaßte Wirklichkeit einer heiteren Armut und die dämmerhaften Wolkengebilde der vom christlichen Jenseitsglauben befruchteten Phantasie einen sich zu dem wundersamen Ganzen dieser neuen Idylle, dem Erzeugnis hoher, in ihrer Art unerreichter Dichterkraft.

Damit ist auch für den Künstler, der mit dieser Schöpfung wetteifern will, Richtung und Ziel gegeben. Er muß schärfste Bestimmtheit der Zeichnung mit weichem Empfinden, Realismus und andeutende Symbolik vereinen, damit der Eindruck des Wortes durch das Bild verstärkt, nicht verzerrt und geschwächt werde. Nach der Art, in der *Preetorius* sich mit der Luftfahrergeschichte abfand, läßt sich im voraus darauf schließen, wie er das „etwas honigsaure Leben des Wuz" meistern werde. *Hans von Weber* in *München*

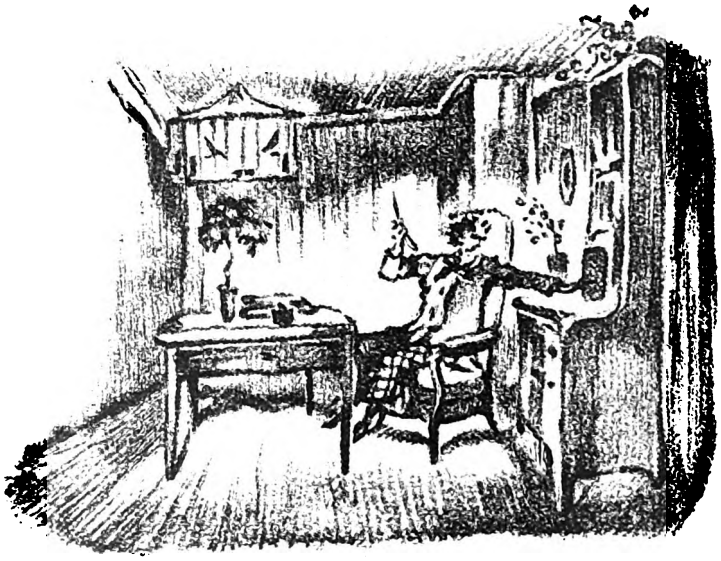


Bild 13. Steinzeichnung von Walo von May zum Schulmeisterlein Wuz.

Digitized by Google

beauftragte ihn, den einundzwanzigsten *Druck für die Hundert* mit sechs handgemalten Zeichnungen zu schmücken, und so erschien, in der Jean Paul-Schrift bei Breitkopf & Härtel in Kleinquart zierlich gedruckt, zu Anfang des Jahres 1915 das „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal". Die Künstler der Gegenwart, die sich in die kleine deutsche Bürgerlichkeit der Jean Paul-Zeit ohne Ironie hineinfühlen, sind nicht selten. Preetorius zählt zu ihnen, und doch reicht seine Art für den „Wuz" nicht aus. Die Anmut, die Bestimmtheit der Zeichnung erfreuen den Beschauer der sechs farbigen Bilder (Bild 12); doch von dem Hauch aus der höheren Welt, der die Idylle durchweht und über ihre Armut die goldene Fülle großer Kunst ausgießt, verspürt man nichts.

Bild 15. Steinzeichnung von Walo von May zum Schulmeisterlein Wuz.

Vielleicht würde der Wunsch solcher Wirkung als unerfüllbar gelten, hätte nicht der Verlag *Hans von Weber* in München in dem gleichen Jahre 1915 wie den „Wuz" von Preetorius als zweiten seiner *Dreiangeldrucke* noch eine mit Bildern geschmückte Ausgabe desselben Werkes erscheinen lassen, gedruckt in stattlichem Hochquartformat bei Breitkopf & Härtel, wieder mit der Jean Paul-Schrift, aber diesmal in dem besonders gut wirkenden Cicerograd. Neben 600 Stück auf Van Gelder-Velinpapier wurden 25 Stück auf Japan abgezogen. Die 109 Seiten werden belebt von 63 Steinzeichnungen, belebt in der sinnfälligsten Bedeutung des Wortes, insofern das Satzbild durch sie eine Individualität, eine Ausdruckskraft empfangen hat, die dem toten Rechteck die Persönlichkeitsprägung verleiht. Muß deshalb das Buch schon als typographische Leistung mit hoher Freude begrüßt werden, so steigert sich diese zur Bewunderung, wenn wir uns dem Genuß der Steinzeichnungen hingeben. Ihr Schöpfer ist *Walo von May*. Dieser Schweizer Künstler hat ja bereits manche Beweise glücklicher Begabung für die Aufgaben der Buchkunst geliefert: in seinen Zeichnungen zu Andersens Märchen (bei *Hans von Weber* in *München*), zu Maupassants Novellen (bei *Singer* in *Straßburg*), zu den Gedichten von S. Steinwarz (bei *Georg Müller* in *München*); aber erst hier erscheint sein Talent zur Höhe der Meisterschaft emporgewachsen. Die Idylle Jean Pauls ist in ihrer oben gekennzeichneten Wesenheit voll und einheitlich erfaßt. Klar und scharf umrissen ersteht die Gestalt Wuzens und der anderen handelnden Menschen, alle Lokalitäten der Erzählung werden greifbar deutlich vorgeführt, und dennoch kann nicht von Realismus der Auffassung und der Technik die Rede sein. Jener goldene Hauch der Gemütsatmosphäre, in der alles lebt und webt, umgibt die Inhalte der Bilder mit seinem verschönernden, jeden Gedanken an Arme-Leute-Malerei bannenden Schimmer und

Bild 14. Steinzeichnung von Walo von May zum Schulmeisterlein Wuz.

Digitized by Google

ebenso vermag Walo von May auch dem ekstatischen Gefühl auf seinen kühnsten Flügen zu folgen.

Weinlaub umrankt die Schulstube mit dem abschreckenden riesigen ABC-Brett. Wärme durchströmt das Zimmer des Glücklichen, der sich die unerreichbaren Schätze des Meßkatalogs aus eigenem Vermögen zu seinem Gebrauch zu schaffen weiß (Bild 13); holdeste Seligkeit strahlt aus dem Bildchen des ersten Tanzes mit Justel (Bild 14); himmlische Reinheit und schwebendes übersinnliches Empfinden ergreifen uns aus der symbolischen Zeichnung des ersten Kusses. Mit belustigender Kühnheit stellt der Künstler den blumensammelnden kleinen Wuz zwischen die staunenden tölpischen Bauern (Bild 15); zur reizvollen Vignette werden die Erinnerungsstücke

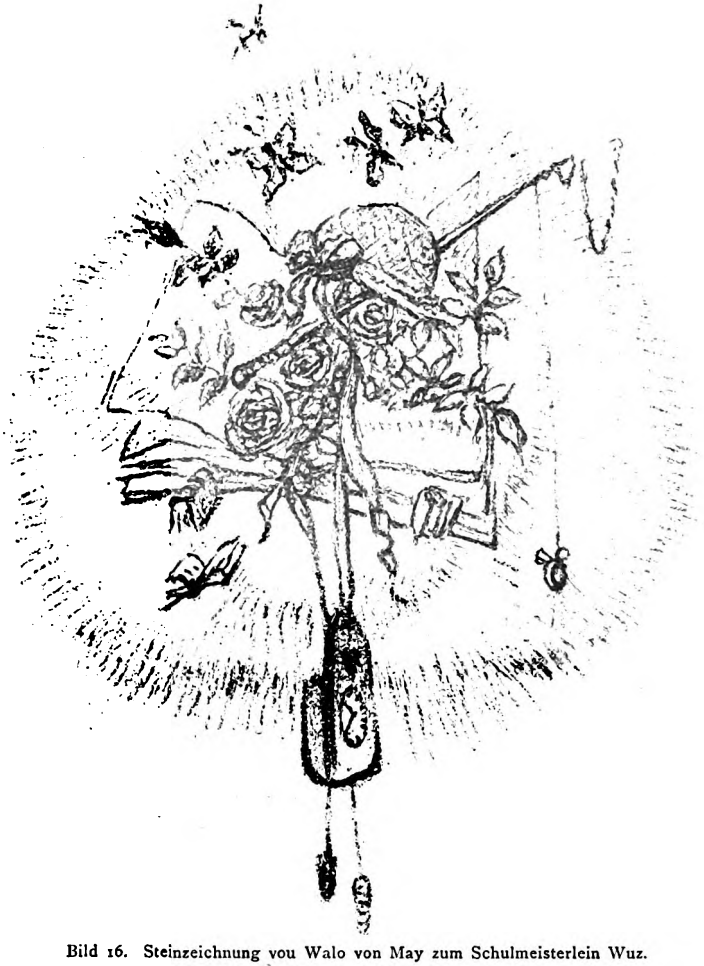


Bild 16. Steinzeichnung von Walo von May zum Schulmeisterlein Wuz.

der verspielten Kindheit, die der sterbende Wuz auf seinem Deckbette ausbreitet (Bild 16). Dann hebt sich das Auge des Dichters und des Künstlers zu den Gefilden der Seligen empor, auch in diesem Letzten und Schwersten die Klarheit und Lieblichkeit wahrend, die den Gesichten etwas von der Mystik Böhmes und Runges leiht (Bild 17).

In den Bildern Mays ist zum ersten Male der diesseitige und der jenseitige Jean Paul vereint. Von hier aus wird auch die Möglichkeit denkbar, daß seine „Unsichtbare Loge", sein „Hesperus" und „Titan" uns durch die Kunst der Gegenwart von neuem erstehen könnten. Vielleicht lockert der Krieg den Boden, in dem bisher kaum ein Keim dieser Saat zu neuem Sprossen Wurzel schlug. Wir werden, wenn das große Ringen um unser Dasein vorüber ist, alle Kräfte des Deutschtums der Vergangenheit und der Gegenwart nutzen müssen, auf daß unsere

Digitized by Google

Seelen nicht in Tagesdienst und Enge verkümmern, und da wird jeder Dank ernten, der die ungemünzten Schätze eines so reichen und so urdeutschen Geistes wie Jean Paul gestaltend unserm Besitz einverleibt. Den Segen, den sie spenden, verspürt der Betrachter der vor dem Kriege erschienenen illustrierten Jean Paul-Ausgaben, vor allem des „Wuz" von Walo von May; mögen sie bald zahlreiche und ebenbürtige Nachfolger erhalten!

Bild 17. Steinzeichnung von Walo von May zum Schulmeisterlein Wuz.

Digitized by Google

Die vormärzliche Zensur in Österreich.

Von

Professor Dr. Friedrich Hirth in Wien.

Eine gerechte und billig abwägende Zensur wird in Kriegszeiten keinen Einwendungen begegnen können. Oberstes Gesetz muß stets die militärische Sicherung des Staates sein, und die Gefährdung des Lebens auch nur *eines* unserer Kämpfer muß mit allen Mitteln verhütet werden, selbst wenn darunter das in vielen aufreibenden Kämpfen errungene köstliche Gut der Preßfreiheit eine Zeitlang litte.

Ob freilich gegenwärtig in Deutschland und Österreich immer nur rein militärische Erwägungen das Walten der verschiedenen Zensurbehörden beeinflussen, ob sich darin Sicherheit und Einheitlichkeit offenbaren, kann einstweilen unentschieden bleiben, ist auch mit Genauigkeit nicht feststellbar, weil uns die Kenntnis der Normen fehlt, nach denen die zensurierenden Beamten verfahren. In Deutschland scheint, nach den in einer der letzten Reichstagssitzungen abgegebenen Erklärungen des Staatssekretärs Dr. Delbrück, in Zukunft durch das Kriegspresseamt eine gewisse Stetigkeit in das Verfahren kommen zu wollen, eine sehr begrüßenswerte Maßnahme, die in Österreich, wo in Linz verboten wird, was in Wien erlaubt ist, fehlt und wohl auch weiterhin fehlen wird.

Diese Systemlosigkeit war sonst nicht österreichische Eigenart; im Gegenteil, hier war man seit mehr als hundert Jahren bemüht, für die Zensurbehörden festeste Vorschriften zu erlassen, in allen Details Anordnungen zu treffen, was der Presse und dem Theater erlaubt sein sollte zu sagen, und was beide ängstlich verschweigen mußten.

Ein ungeheuer engmaschiges Netz von Geboten und Verboten war über alle Schreibenden verhängt, und die Ahnungslosesten und Bestgesinnten unter ihnen *mußten* sich darin verfangen. Kein Gebiet menschlichen Denkens in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gab es, für das im Vormärz die österreichische Zensur nicht bestimmt hätte, ob man sich darüber öffentlich aussprechen dürfe.

Wenn man glaubt, es wäre eine Erfindung der Japaner, die Berichterstattung über militärische Angelegenheiten zu erschweren, so hat man recht schwache Vorstellungen von der Vorsorge der altösterreichischen Regierung, die schon im Jahre 1846 zwei Erlässe herausgab, in denen bestimmt wurde, daß „alle Militärgegenstände betreffende Artikel dem k. k. Generalkommando zur Vidierung" vorzulegen seien, und am 18. August 1846 verordnete, daß „keine Nachricht über Gang und Stand von Bundesfestungsbauten in die Zeitungen aufgenommen werden dürfe".

Natürlich ließ es sich die übereifrige vormärzliche Zensur in Österreich sogar im tiefsten Frieden nicht entgehen, alle Meldungen über Teuerungsfragen, Eisenbahnbauten, Hungersnöte rücksichtslos zu unterdrücken, und besonders köstlich muß heute der Erlaß (vom Jahre 1846) anmuten, daß in Zeitungen alle „gehässigen Ausfälle gegen die *russische* Regierung zu unterdrücken sind". Daß man Artikel über „Adel, Militär und dergleichen höhere Stände" ausnahmslos verbot, kann vielleicht bei der damaligen zarten Rücksichtsnahme auf „dergleichen Stände" weniger Erstaunen hervorrufen, als der Erlaß vom 14. Februar 1847,[1] daß über die „Kastrierung von Tieren in den Journalen nichts zugelassen werden darf". — Ob die Zeitungen damals wirklich so starkes Interesse an derartigen Mitteilungen hatten, muß eine offene Frage bleiben.

Ihre größte Teilnahme wandte die Zensur in Österreich allen Vorgängen des *Theaters* zu. Im Jahre 1805 schrieb der Wiener Polizeipräsident: „Die gefährlichsten Stunden sind die Abendstunden — unschuldiger werden sie nicht ausgefüllt als im Theater." Nach diesem Grundsatze behandelte man auch die gefährlichen Abendstunden im Theater; was irgendwie gegen den Staat, die Kirche und eine oft nur sehr eingebildete Sittlichkeit verstoßen konnte, wurde rücksichtslos verboten. Es ist unglaublich, welche tollen Einfälle die Zensoren hatten, um ihre Eingriffe in fast allen bis 1848 erschienenen Erzeugnissen der dramatischen Literatur vorzunehmen, wie sie Zusammenhänge witterten, die nur einem in der Schnüffelei aufgewachsenen Gehirne aufgehen können, und wie sie daher fast alles mit Verboten belegten, was nicht ihrem Normalpolizeigeschmacke entsprach. Ewig denkwürdig bleibt die Tatsache, daß in Wien viele Jahre hindurch von *Schillers* Werken nur „Die Jungfrau von Orleans" — und diese nur in einer herben Verstümmelung — von *Goethe* lediglich „Iphigenie" und die Übersetzung

[1] Die angeführten Erlässe sind bisher nicht publiziert und finden sich im Archive des Wiener Ministeriums des Innern.

Digitized by Google

des „Tancred" dargestellt werden durfte. Während noch unter Kaiser Josef II. eine verwienerte Bearbeitung des „Fiesco" gestattet gewesen war, zog man die Aufführungsbewilligung unter Kaiser Franz I. sofort zurück, weil man revolutionäre Vorgänge auf keinem Wiener Theater gestatten wollte. Und selbst Dramen, in denen revolutionäre Vorgänge aus längst vergangenen Tagen dargestellt wurden, durften nicht auf die Bühne gelangen, weil eben die Abendstunden als die gefährlichsten angesehen wurden und das Publikum leicht seine Gedanken von der Vergangenheit auf die angeblich so herrliche Gegenwart lenken konnte.

Von der Trostlosigkeit dieser vormärzlichen österreichischen Zensurverhältnisse berichtet eine eben erschienene Sammlung von Zensurerlässen, die Karl *Glossy* im 25. Bande des *Grillparzer-Jahrbuches* (*Wien, Carl Konegen*) der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Mit großem Spürsinn hat der kenntnisreiche Herausgeber hier ein Material zusammengetragen, das für die zukünftige Geschichte der Zensur von höchster Bedeutung ist. Man wußte aus den Erinnerungen der Altwiener Schriftsteller, (Bauernfeld, Castelli, Grillparzer usw.) wie sehr sie alle unter dem bedenklichen Walten der österreichischen Zensur gelitten hatten. Gar manche köstliche Anekdote ist uns in ihren Aufzeichnungen aufbewahrt geblieben. Aber rein aktenmäßig ist dieses törichte Wirken noch niemals dargestellt worden, und das bleibt Glossys anerkennenswertes Verdienst. Er hat, zunächst für die Jahre 1801 bis 1820, die belangreichen Akten, soweit sie sich auf österreichische Theater beziehen, zugänglich gemacht, sie mit einer instruktiven Einleitung versehen, in der die Geschichte der Wiener Zensur in den wesentlichsten Zügen dargestellt wird, und in gründlichen Anmerkungen die wissenswertesten Ergänzungen gegeben.

Diese Akten sprechen durchwegs für sich selbst; sie enthalten die traurige Geschichte einer geistigen Knechtschaft, wie sie kaum in einem anderen europäischen Lande jemals ausgeübt wurde. Ein Stück des Wiener Schauspielers *Ziegler* „Thekla, die Wienerin" wurde unterdrückt, weil man befürchtete, in dem darin geschilderten Kampfe der Wiener gegen die Böhmen im Jahre 1278 könnte die französische Botschaft Anspielungen auf den Kampf gegen Napoleon, in dem König Ottokar von Böhmen am Ende gar Napoleon selbst erkennen. Ebenso wurde auch *Zacharias Werners* „Attila" verboten, weil man befürchtete, das Publikum werde Attila auf Napoleon beziehen. Wie sehr sich auch Werner dagegen verwahrte und mit seinem Ehrenworte bekräftigte, er habe daran gar nicht gedacht, das Stück blieb dennoch auf dem Index. In *Schillers* „Braut von Messina" durften die Worte „Kirche" und „Kloster" nicht gesprochen werden — „Tempel" und „Eiland" mußten dafür eingesetzt werden. Im vierten Aufzuge mußte Isabella statt „So haltet ihr mir Wort, ihr Himmelsmächte" ausrufen: „So haltet ihr mir Wort, ihr Ahndungen"! In einem Singspiel „Das Zauberschwert" mußte das Hirschgeweih, das ein Page zu tragen hat, in *„anständigere* Eselsohren" verwandelt werden — ein Beweis, wie die Zensoren in dem unschuldigsten Gegenstand obszöne Anspielungen sahen, ein Zeugnis ihrer verderbten Phantasie. Ein Lustspiel von *Ziegler* „Er ist sein eigener Nebenbuhler" wurde verboten, „weil Mißheiraten der Kavaliere den Theaterlogen nie gefielen." Denkwürdig bleibt ein Gesuch *Josef Sonnleithners,* des Dichters von *Beethovens* „Fidelio", worin dieser bittet, das über diese Oper verhängte Verbot — von dem bisher nichts bekannt war — aufzuheben. Köstlich ist die Begründung, mit der er sein Ansuchen unterstützt: er habe den Text auf Wunsch der Kaiserin Maria Theresia nach dem französischen Werke „Leonore" von Bouilly verfaßt, weil die Kaiserin das Original sehr schön gefunden und versichert habe, kein Opernstoff hätte ihr jemals so viel Vergnügen gemacht. Man ersieht daraus, daß die Kaiserin Maria Theresia noch einigermaßen freiere Ansichten über das auf dem Theater Mögliche als ihr Nachfolger Kaiser Franz hatte, der selbst wiederholt, wenn ihm die Zensoren zu milde zu sein schienen, sie zu größerer Strenge aufforderte. Sonnleithners Gesuch hatte übrigens Erfolg; er mußte sich nur verstehen, in seinem harmlosen Libretto die „grellsten Szenen" abzuändern, worauf die Aufführung der Oper gestattet wurde.

Den breitesten Raum in Glossys Aktensammlung nehmen die Zensurberichte über Schillers Werke ein. Wiederholt mußte man sich mit ihnen befassen, da die Theaterdirektoren immer wieder Versuche machten, eines oder das andere der selbst in Österreich nicht ganz unbekannt gebliebenen Dramen dieses Dichters zur Darstellung zu bringen. Als der „Wallenstein" nach den schwersten Fährlichkeiten auf dem Burgtheater zugelassen war, wurde die Zensur wegen dieser Bewilligung hart getadelt, „weil alle Stücke von Schiller eine revolutionäre, antiösterreichische, antikaiserliche Tendenz haben". „Maria Stuart" bewilligte der Kaiser Franz selbst nur unter der Bedingung, daß „alle in diesem dramatischen Werke vorkommenden Anstößigkeiten (!) sorgfältig gehoben und durchaus gestrichen werden."

Neben der eigentlichen Zensurbehörde, die den dramatischen Autoren das Leben schwer genug machte, gab es in Wien noch eine Reihe von Unterinstanzen, die ebenfalls bei gewissen Stücken ihre Gutachten abzugeben hatten. So wurden alle Stücke, in denen Offiziere auftraten, auch dem Hofkriegsrat vorgelegt, der sich vom militärischen Standpunkt aus zu äußern hatte, ob er Bedenken hege. Alle Stücke geistlichen Inhalts wurden dem Erzbischof von Wien unterbreitet, der sich fast ausnahmslos gegen die Zulassung biblischer Stoffe aussprach. Dieser Erzbischof, Graf Sigismund *Hohenwart,* scheint

Digitized by Google

übrigens ein künstlerisch gebildeter Mann gewesen zu sein, der den Autoren in seinen Gutachten auch dramaturgische Winke gab und sich die Mühe nicht verdrießen ließ, den Rezensenten der eingereichten Stücke zu spielen. Er bekennt selbst einmal in einem Gutachten (22. Mai 1817), daß seine Bemerkungen „mehr vor das journalistische Forum des Rezensenten, als vor die Zensurbehörde gehören; da sie aber begründet sind, so müssen sie dem Verfasser willkommen sein," was immerhin Auffassungssache sein kann. Interessant ist übrigens, daß der Erzbischof auch theologische Versehen der Verfasser verbesserte; so rügte er es, daß ein Autor Abraham mit Moses verwechsle, „Moriah" als ein Land statt als einen Berg bezeichne usw.

Die Wiener Zensur war auch um die Form der Kritik aufs ängstlichste besorgt. Vor einer Verrohung der Kritik, über die einst Hermann *Sudermann* klagte, hätte im alten Wien keine Rede sein können, denn dort wurde allen Ernstes verordnet (26. November 1812), daß man von den Redakteuren des „Sammler" und der „Theaterzeitung" mehr „Bescheidenheit und Ruhe in ihren Beurteilungen gewärtige und es mit aller Strenge ahnden müßte, wenn neue begründete Beschwerden gegen sie vorkommen sollten". Und ein anderes Mal wurde die Polizeidirektion beauftragt, den Journalisten *Hebenstreit*, der „zu wiederholtenmalen durch Aufnahme mancher in leidenschaftlichem Tone abgefaßten Theaterkritiken zu gerechten Beschwerden Anlaß gegeben habe, vorzurufen und ihn zu warnen, sich nicht beigehen zu lassen, in seinen Schriften und Handlungen der k. k. Hoftheaterdirektion zu nahe zu treten, widrigenfalls strengere Maßregeln gegen ihn ergriffen würden".

Man darf übrigens nicht glauben, daß dergleichen Eingriffe in Gebiete, die keiner Begutachtung durch eine staatliche Behörde unterliegen, nur in den beiden ersten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts in Wien vorkamen. Aus dem Jahre 1846 bin ich in der Lage, zwei ähnliche Erlässe mitzuteilen. Am 3. September 1846 wurde verordnet, daß Ausfälle und Schmähungen gegen die Hofburgtheaterdirektion *unbedingt zu streichen* sind, und am 18. Dezember 1846, daß auf Vermeidung persönlicher Ausfälle gegen das Wirken des k. k. Hofoperntheaterregisseurs Schober stets billige Rücksicht zu nehmen ist. Überhaupt wurde die Wiener Zensur, je mehr man sich den Märztagen des Jahres 1848 näherte, desto strenger. Für diese Jahre verspricht Glossy, in einem folgenden Bande des Grillparzer-Jahrbuches neues Aktenmaterial vorzulegen, dem man mit berechtigter Spannung entgegensehen darf.

Aus meinen Aufzeichnungen will ich wenigstens einige der charakteristischsten Übergriffe, die sich damals die Zensur gestattete, hier anführen. So wurde verordnet, daß „Polemik und persönliche Anzüglichkeiten und Angriffe auf die Privatverhältnisse der Schriftsteller, Redakteure und anderer in Kunstbeziehungen stehenden Personen nicht zuzulassen sind". Der Besuch von Mitgliedern des Kaiserhauses in Vorstadttheatern durfte nicht verlautbart werden; daß die Sängerin *Hasselt* im Theater an der Wien singen werde, durfte als unrichtig in keinem Journale zugelassen werden. Über die Turiner Zeitschrift „Il Mondo Illustrato" durfte keine „Lobpreisung" veröffentlicht werden. Grobe Ausfälle gegen Virtuosen wurden gestrichen, bei einem im Burgtheater durchgefallenen Stück „Der Erbgraf" eines Hauptmannes Pannasch wurden die Zensoren angewiesen, darauf zu achten, daß bei den Besprechungen der militärische Rang des Verfassers nicht genannt werde. Bei Erwähnungen der Leipziger Zeitschrift „Theaterlokomotive" hatten die Zensoren zu berücksichtigen, daß sich diese in der unverschämtesten Opposition gegen das k. k. Hofburgtheater gefalle, somit lobende Äußerungen über ihre Tendenz nicht geduldet werden dürfen. Über eine Sängerin *Ilsenau* sollte in den Journalen „nichts Grelles" stehen usw. usw.

Ja, sie war sehr besorgt, die vormärzliche Zensur, um das Wohl und Wehe der biederen Österreicher, die ferne gehalten werden sollten von allem, was ihre zarten Gemüter unsanft berühren konnte. Aber wenn man es richtig bedenkt, war es der Zensur gar nicht so sehr darum zu tun, die Österreicher so ängstlich vor allem Verderblichen zu behüten. Sie hatte bei den meisten ihrer Verbote ihre Privatzwecke im Auge, die ihr höher standen als das öffentliche Wohl. Denn das war sicherlich nicht bedroht, wenn über eine Sängerin, die sich der besonderen Gunst irgendeines Zensurgewaltigen zu erfreuen hatte, etwas „Grelles" in der Zeitung stand Indem sie sich aber derartige Freiheiten gestattete, lud die Zensur den Fluch der Lächerlichkeit auf sich, und Lächerlichkeit tötet. Die Erlösung des Jahres 1848 befreite Deutschland und Österreich von einer Gewalt, die sich ihrer Machtfülle nur zu sehr bewußt gewesen war und sie in schlimmster Weise mißbraucht hatte.

Der Zensur, die jetzt die öffentliche Meinung in Deutschland und Österreich notgedrungen belastet, wird man hoffentlich dereinst, wenn ihre Geschichte geschrieben werden kann, diesen Vorwurf nicht machen müssen. Sie setzte sich selbst ins schwerste Unrecht, wenn sie auf Wege abirrte, die sie in die Nähe der kleinlichen, engherzigen, vormärzlichen Zensur brächten.

Digitized by Google

Die Münchener Kgl. Hof- und Staatsbibliothek im Dienste der bayerischen Geschichte und Landeskunde.

Von

Dr. Karl Schottenloher in München.

Wer den Gang der Geschichtsschreibung verfolgt, wird überall auf die starken Einwirkungen der wissenschaftlichen Hilfsmittel und Quellen auf die Geschichtswerke der einzelnen Forscher oder ganzer Zeiträume stoßen. Wenn unser gefeierter *Johannes Aventinus* Schriften zustande gebracht hat, die weit über die Arbeiten seiner Vorläufer hinausragen, so verdanken wir diesen gewaltigen Fortschritt außer der hervorragenden Begabung des Mannes vor allem der umfassenden Quellenkenntnis, die ihm aus den Archiven und Bibliotheken des bayerischen Landes zugeflossen ist.

Ein halbes Jahrhundert früher wäre eine so ergiebige Benützung der geschichtlichen Denkmäler auch für Aventin noch ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Erst der Humanismus hat die hohe Bewertung der ursprünglichen Quellen zum ersten wissenschaftlichen Gesetz erhoben und das Fahnden nach ihnen zur vornehmsten Aufgabe der neuen geistigen Bewegung gemacht. Seitdem die Humanisten mit der glücklichen Erfindung Gutenbergs ihre Funde und Entdeckungen aller Welt mitteilen konnten, schlossen sich ihrem stürmischen Drängen auch die verborgensten Bibliotheken auf, seitdem erweiterten sich in gegenseitigem Helfen und Mitteilen die wissenschaftlichen Hilfsmittel in bisher nie gekannter Fülle. Wenn vollends der humanistische Wandervogel Empfehlungsbriefe eines Fürsten oder Abtes mit sich führte, gab es für ihn keine Enttäuschungen vor verschlossenen Klosterpforten mehr. Aventin hat in dem Auszug seiner bayerischen Chronik vom Jahre 1525 die Schutzbriefe der bayerischen Herzöge veröffentlicht, die ihm hauptsächlich Eingang in die Klöster verschafften; mit ihnen ausgestattet hat der rastlose Humanist nahezu hundert Orte aufgesucht; wenn ihm Ausbeute winkte, ist er an den entlegensten Schlupfwinkeln nicht achtlos vorübergegangen.

Die starke Abhängigkeit des Geschichtsforschers von den jeweiligen Quellen wäre ebensogut an anderen Orten und Enden der Geschichtswissenschaft nachzuweisen; gute Beispiele gäben vor allem die „Magdeburger Centurien", die Erfolge der Mauriner, der Bollandisten, der Gebrüder Pez, die „Monumenta Boica", die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, die „Monumenta Germaniae historica". Überall, wo von besonders großen Erfolgen die Rede ist, hören wir auch von wirksamen Sammelpunkten, wo reiche Handschriften- und Urkundenschätze zusammenströmen, von fruchtbarer Erschließung der Archive und Bibliotheken, von besserer Ausnützung der wissenschaftlichen Behelfe.

Es ist ein weiter Weg, der von den Verstecken der mittelalterlichen Quellenschätze zur leichten Zugänglichkeit unserer heutigen Sammlungen führt; trotz aller Windungen und Abirrungen strebt der Weg deutlich sichtbar einer immer wirksameren Unterstützung der Wissenschaft zu. Selbst so stürmische Geistesbewegungen wie die Aufklärung und die französische Revolution, Bewegungen, denen alles eher als geschichtlicher Sinn zuzuerkennen ist, haben in ihrer Weise, wenn auch mit rauher und oft zerstörender Hand, an der Erschließung der geschichtlichen Zeugnisse mitgewirkt und, wenn gerade aus diesen gewaltsamen Eingriffen in den Besitzstand der Geschichtsdenkmäler unerwartet reiche Früchte gereift sind, so zeigt das nur wieder, welch rätselhafte Wirrwege die Entwicklung der Dinge oft einzuschlagen liebt.

Da die *Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München* zu den größten deutschen Landessammlungen gehört, die sich der geschichtlichen Entwickelung gemäß vor allem der Sammlung der engeren vaterländischen Schriftdenkmäler widmen, so dürfte ein kurzer Rechenschaftsbericht dann nicht ganz unnütz und überflüssig sein, wenn es dabei gelänge, die Auffassung von dem hohen Wert dieser Dinge zu vertiefen und unsere schöne Landesbibliothek allen Freunden der bayerischen Geschichte recht nahe zu bringen. Zunächst wird mit einem geschichtlichen Überblick zu beginnen sein, der zu zeigen versucht, wie die Münchener Bibliothek allmählich in ihre vaterländischen Aufgaben hineingewachsen ist.

Daß der Gründer der Hofbibliothek, Herzog *Albrecht V.*, der vier Jahre vor seiner ersten großen Büchererwerbung (1558) eifrig um die Herausgabe der Chronik Aventins bemüht gewesen ist, sein besonderes Augenmerk auf die Erwerbung von einheimischen Geschichtsdenkmälern gerichtet hat, darf bei dem eifrigen Streben des Fürsten, den Ruhm seines Hauses und Landes zu pflegen, als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Die Verzeichnisse der Hofbibliothek aus wenig späterer Zeit führen

Digitized by Google

in der Tat schon eine stattliche Zahl von Geschichtswerken, darunter auch einheimische, auf. Als der Jesuit *Michael Arrodenius*, von Herzog Wilhelm V. beauftragt, im Jahre 1588 an eine Verbesserung der Werke Aventins ging, konnte er von der Hofbibliothek auf ihrer fürstlichen Gnaden Bewilligung und Befehl hin bereits über 40 Bücher, meist geschichtlichen Inhalts, darunter die Werke von *Veit Arnpeck*, *Wiguleus Hund*, *Andreas von Regensburg* und *Johannes Aventinus* entleihen.

Damals hat die Hofbibliothek zum ersten Male der bayerischen Geschichtsschreibung in größerem Umfange Hilfe geleistet. Wenige Jahre später, es war am 19. März 1595, gab der für Bayerns Geschichte so warm begeisterte Herzog Maximilian, der spätere Kurfürst *Maximilian I.*, dem Hofbibliothekar *Andreas Promer* den Auftrag, dem Augsburger Stadtpfleger *Marx Welser*, der mit einer neuen Bearbeitung der bayerischen Geschichte beauftragt war, mehrere Geschichtswerke aus der Hofbibliothek auszuhändigen.

Gab es also jetzt eine nicht unbedeutende Hilfe, die Aventin noch hatte entbehren müssen, so waren doch die Hauptquellen der bayerischen Geschichte auch jetzt noch, wie einst zur Zeit Aventins im ganzen Lande zerstreut und schwer zu erreichen. Der findige Stadtpfleger von Augsburg wußte sich aber trefflich zu helfen. Auf seinen Vorschlag hin beauftragte Maximilian am 30. März 1595 alle Klöster und Stifte des Landes, von ihren Handschriften und Urkunden Verzeichnisse anzulegen und an die herzogliche Kanzlei einzusenden. Was die Druckwerke betraf, hoffte man mit den Bibliotheken von München, Ingolstadt und Augsburg auszukommen. Im Jahre 1610 wurden die Klöster abermals zur Einsendung von Verzeichnissen ihrer Urkunden und Handschriften aufgefordert und mit genauen Anweisungen dazu versehen. Die eingesandten Bücher- und Urkundenlisten befinden sich noch heute in der Staatsbibliothek und gewähren einen wertvollen Einblick in die damaligen Bücherbestände der bayerischen Klöster.

So besaß man jetzt in München eine gute Übersicht über die Handschriftenschätze des Landes und konnte alles bestellen, was zur Verwertung für die geplante bayerische Geschichte geeignet erschien. In der Tat sind damals zahlreiche Handschriften leihweise nach München gewandert, zahlreiche Urkunden und Akten für den Augsburger Geschichtsschreiber abgeschrieben worden. Auch von auswärts, von Bamberg, Fulda, Regensburg, Köln, Comburg und anderen Orten hat man Auskünfte erbeten oder Handschriften entliehen. In manchem Kloster mag man mit einem gewissen Bangen an die Versendung der Schätze gegangen sein; so hat der Abt von Benediktbeuern in seinem Berichte und im Verzeichnisse einfließen lassen, daß einst Johann Aventin und Kaspar Bruschius Handschriften entliehen, aber nicht mehr zurückerstattet hätten. Die Rückgabe der Bücher hat schon von jeher zu den Hauptsorgen der Bibliotheken gehört, von denen auch die damalige Hofbibliothek nicht ganz frei gewesen zu sein scheint, da der Bibliothekar *Esaias Leucker* nach dem Tode Welsers in Augsburg anfrug, ob mit dessen Nachlaß nicht auch Münchener Bücher in die Stadtbibliothek gekommen seien. Es läßt sich heute nicht mehr entscheiden, ob auf die verneinende Antwort hin alle Besorgnisse in München verschwunden sind.

Jedenfalls hatten sich auch die Fortsetzer der bayerischen Geschichte, die Jesuiten *Matthäus Rader*, *Andreas Brunner*, *Jakob Balde* und *Johann Vervaux* der eifrigsten Förderung von seiten des Hofes zu erfreuen und durften vor allem die Hofbibliothek in ausgiebigstem Maße benutzen. Sie haben viele Bände aus der von Maximilian reich vermehrten Sammlung entliehen. In den Jahren 1637 und 1638 gaben die Jesuiten Rader und Brunner zahlreiche Handschriften geschichtlichen Inhalts an die fürstliche Kanzlei und durch diese an die Hofbibliothek zurück, darunter nicht wenige, deren Herkunft man nicht mehr feststellen konnte. Zum Teil aus der Sammlung *Christoph Gewolds*, eines nicht unverdienten bayerischen Geschichtsschreibers, zum Teil aus Klöstern stammend, haben sie die Hofbibliothek, wie es scheint, dann nicht mehr verlassen. In einem Ausleihverzeichnis von Johann Vervaux aus dem Jahre 1657, das noch erhalten ist, werden an 150 Bände, meist geschichtliche Werke, aufgezählt. In dem 1655 angelegten Sachverzeichnis der historischen Handschriften sind in der Abteilung „*De Bavaria*“ 30 Titel genannt.

Es dauerte auch nicht lange, so suchte man in München, wie anderswo, eine lückenlose Bergung der einheimischen Literatur dadurch zu erreichen, daß man die Drucker zur Ablieferung eines Abzuges ihrer Erzeugnisse verpflichtete. Wenn auch die erste Verordnung des Kurfürsten *Ferdinand Maria* vom 12. Dezember 1663 vorerst noch wenig Erfolg hatte und immer wieder erneuert wurde, so war doch einmal ein Weg eingeschlagen, der allmählich zur erfolgreichsten Sammlung der Landesliteratur geführt hat.

Die bedeutendsten Förderer der Hofbibliothek sind für immer *Albrecht V.* und *Maximilian I.* gewesen; später hat sich die Münchener Sammlung nur langsam entwickelt. Vor allem haben ihr meistens tüchtige Leiter gefehlt, die sich der Vermehrung und Erschließung der Schätze zielbewußt angenommen hätten. Erst mit *Andreas Felix Öfele*, dem wohlbekannten Herausgeber der „*Scriptores rerum Boicarum*“, erhielt sie einen verständnisvollen Bücherwart, der vor allem ihre vaterländischen Bestände gut zu nutzen verstand. Seine Ausgabe von bayerischen Geschichtsquellen, die im Jahre 1763 in zwei umfangreichen Bänden erschienen ist, gehört zu den frühesten Unternehmungen dieser

Digitized by Google

Art und kann trotz aller Mängel noch heute mit gutem Erfolge verwertet werden. Sein reicher literarischer Nachlaß, von den Erben vor einigen Jahren der Staatsbibliothek geschenkt, enthält eine umfangreiche und wertvolle Stoffsammlung für die verschiedensten Gebiete der bayerischen Geschichte.

Was Öfele hier aus eigenem Antriebe geleistet hat, eifrige Mitarbeit an der bayerischen Geschichtsforschung, hat später der letzte Vorstand der alten Hofbibliothek, der nachherige Kardinal *Kasimir Häffelin* ausdrücklich als dienstliche Pflicht der Hofbibliothekare betont wissen wollen. In seinem Gutachten vom Jahre 1799 über die bayerischen Hofbibliotheken forderte er von den Beamten der Münchener Sammlung, zu denen sich nach seiner Meinung die Mitglieder der Akademie am besten eigneten, emsige wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiete der bayerischen Geschichte und literarische Mitarbeit an den öffentlichen Aufgaben des Vaterlandes. In dieser Forderung spricht sich die damalige enge Verbindung der kurfürstlichen Hofbibliothek mit der Akademie aus: die wissenschaftlichen Zwecke, die dieser oblagen, sollten auch durch die Bibliothek gefördert und erfüllt werden.

Zu den weiteren Plänen Häffelins gehört der nicht minder kühne Vorschlag an den Fürsten, sämtliche in den erreichbaren Bibliotheken des Landes befindlichen Bücher, Handschriften und Urkunden verzeichnen zu lassen, um damit einen sicheren Überblick über den literarischen Besitz des Landes zu gewinnen und Verluste von wertvollen Schätzen wirksamer verhüten zu können. Einen gewissen Erfolg hatte Häffelin freilich nur in seiner Fürsorge für die Erhaltung der vaterländischen Denkmäler, indem am 11. Juni 1802 den Klöstern des Landes bei schwerer Strafe verboten wurde, seltene Drucke und Handschriften ohne Genehmigung der Obrigkeit zu verkaufen.

Solche Gedanken und Wünsche wie die Häffelins waren in jener Zeit, in der man so viel auf eifrige Pflege der „Nationalbildung" und „Nationalkultur" hielt, nichts Außergewöhnliches mehr. Zudem war der Einfluß von Paris her, wo nach der Revolution so ungeheure Schätze aus dem ganzen Lande zusammengeflossen waren, viel zu mächtig, als daß man sich ihm hätte ganz entziehen können.

Wollte doch Häffelin die Hofbibliothek von nun an „Nationalbibliothek" nennen und wandte die neue Bezeichnung bereits in amtlichen Schriftstücken an. *Wielands* „Neuer Teutscher Merkur" brachte im Oktober 1802 einen kleinen Aufsatz, in dem ebenfalls „Über die Pfalzbairische Nazionalbibliothek in München" im Sinne Häffelins berichtet wurde. Erst als sich Kurfürst Maximilian Joseph scharf dagegen wehrte, weil er die Bezeichnung als zu republikanisch und als Anmaßung gegenüber der Pariser Nationalbibliothek empfand, wurde der neue Name wieder fallen gelassen.

Seitdem der weitschauende Staatsmann seinen auf den ersten Augenblick wunderlich scheinenden Plan zu Papier gebracht hatte, waren kaum ein paar Jahre vergangen, als im Jahre 1803 infolge der Säkularisationsereignisse statt der geforderten Verzeichnisse die Handschriften und Drucke nach München wanderten, um hier als eingezogenes Staatsgut mit den Beständen der Münchener und Mannheimer Hofbibliotheken vereinigt zu werden. So entstand die schon damals viel bewunderte *„Hof- und Centralbibliothek"*, wie sich die neue Sammlung zuerst nannte, die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek, wie sie seit dem Jahre 1829 heißt, die herrliche Landesbibliothek, um die Bayern noch heute allgemein beneidet wird.

Als man nicht ganz ein Jahrzehnt später in Breslau eine große Schlesische Zentralbibliothek aus den Büchersammlungen des Landes einrichten wollte, stand dem Leiter des Unternehmens *Johann Gustav Büsching* helleuchtend das Beispiel der Münchener Bibliothek vor Augen, aus welcher der für deutsche Kunst und Altertumskunde warm empfängliche Forscher seine Begeisterung für das neue Werk geschöpft hatte. An Einheitlichkeit und Bedeutung ihrer vaterländischen Schätze steht die bayrische Staatsbibliothek noch heute in Deutschland unerreicht da.

Seitdem in der Münchener Zentralbibliothek die reichen Bücherschätze Altbayerns und wertvolle Teile aus Stiften und Klöstern von Augsburg, Ulm, Salzburg, Regensburg, Bamberg, Mainz und anderswoher mit den nicht minder kostbaren Hofbibliotheken von München und Mannheim vereinigt waren, bedurfte es nur einer verständnisvollen Verwaltung, um gerade den kostbaren vaterländischen Denkmälern freie Bahn zu segensreichen Wirkungen zu verschaffen. Man kann dem damaligen Leiter der Bibliothek, dem gelehrten *Johann Christoph Freiherrn von Aretin* das Zeugnis nicht versagen, daß er gerade diese Aufgabe in ihrer vollen Bedeutung erkannt und daß er alles versucht hat, die literarischen Denkmäler der ihm unterstellten Sammlung für die bayrische Geschichte und Landeskunde nutzbar zu machen. In seinen neunbändigen „Beiträgen zur Geschichte und Literatur vorzüglich aus den Schätzen der Kgl. Hof- und Zentralbibliothek", deren Titel sich an *Lessings* berühmte „Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel" anlehnt, veröffentlichte er selbst wertvolle Berichte über seine literarischen Reisen in Bayern und gab zugleich seinen Mitbeamten Gelegenheit zur Unterbringung ihrer Funde und Forschungen.

Ein zweites Werk, seine „Nachrichten zur baierischen Geschichte aus noch unbenutzten Quellen", waren aus ausländischen Geschichtswerken geschöpft und wollten weitere Kreise über diese versteckten Quellen auf dem Laufenden halten. „Von wem mehr", meinte Aretin in seiner Vorrede, „als von dem Vorsteher einer großen Bibliothek kann man verlangen, solche im Vaterlande wenig bekannte und daher auch wenig benützte Quellen dem öffentlichen Gebrauche aufzuschließen."

Digitized by Google

In seinem „Literarischen Handbuch für die baierische Geschichte und alle ihre Zweige" schuf Aretin endlich eine heute noch brauchbare, leider nicht vollendete Einführung in die Literatur der bayerischen Geschichte und Landeskunde. Diese ungemein rührige Tätigkeit in der Erschließung der vaterländischen Literatur nahm plötzlich ein rasches Ende, als Aretin 1811 wegen seines leidenschaftlichen Kampfes gegen die nach München berufenen norddeutschen Gelehrten das Feld räumen mußte und sich wieder der juristischen Laufbahn zuwandte.

Eine der schwierigsten Aufgaben der neuen Landesbibliothek war in der Verzeichnung der über 40000 Bände zählenden Handschriften zu lösen. Sei es, daß sich der rechte Mann zur richtigen Stunde fand oder daß die große Aufgabe die große Leistung bestimmte: in dem uns wohlbekannten Sprachforscher *Johann Andreas Schmeller*, dem berühmten Verfasser der „Mundarten Bayerns" und des „Bayerischen Wörterbuches", gewann die Bibliothek im Jahre 1829 eine hervorragende Arbeitskraft, die mit eisernem Fleiß und vollem Verständnis aller Schwierigkeiten Herr zu werden vermochte. Daß heute noch die lateinischen Handschriften der Münchener Bibliothek, also weitaus die Hauptmasse, nach ihrer ehemaligen Herkunft beisammen stehen und schon in den gedruckten, leider etwas knappen Katalogen einen wertvollen Einblick in das geistige Leben der bayerischen Klöster und Stifte und in die Sammeltätigkeit der bayerischen Fürsten gewähren, ist das eine nicht geringe Verdienst Schmellers, der die unter seinem Vorgänger anders geordneten Bestände wieder mühsam nach ihrer früheren Heimat zusammengestellt hat.

Noch größer ist aber das Verdienst, daß Schmeller die Hauptteile der ungeheuren Sammlung sorgsam durchgearbeitet, verständnisvoll beschrieben und durch wertvolle Sachverzeichnisse zu fruchtbarer Benützung erschlossen hat. Sein mehr als 100000 Blätter zählender zuverlässiger Führer durch die Handschriftenschätze darf auch für die Geschichte und die Landeskunde Bayerns unvergänglichen Wert beanspruchen. Die wissenschaftliche und bibliothekarische Tätigkeit haben sich in diesem unermüdlichen Gelehrten in glänzendem Maße ergänzt und befruchtet: wie die Bibliothek seinem Schaffen eine Arbeitsleistung von unschätzbarem Werte verdankt, so bildeten die Schätze der Sammlung wieder die nie versiegende Quelle, aus der Schmeller mit immer volleren Händen schöpfte.

Seine hohe Auffassung von der vaterländischen Geschichte hat er in folgenden schönen Worten ausgedrückt: „Die wohlverstandenen Beziehungen, die jeder auf sein Ich macht, sind der letzte Grund all der schönen Gefühle, die wir als persönliche, als Familien-, als Vaterlandsliebe und -Ehre so hoch zu halten gewohnt sind. Diese subjektive Wichtigkeit ist es, welche uns die Geschichte des eigenen Vaterlandes, wäre sie auch ärmer an objektiv-wichtigen Momenten, dennoch so nahe stellt wie keine andere, ja sie uns zum wahren Bedürfnisse macht."

Als die Handschriften der vereinigten Bibliotheken zu großen Gruppen zusammengestellt wurden, hat man auch die Nummern, die sich auf Bayerns Geschichte und Landeskunde bezogen, zu einer großen Abteilung *„Codices Bavarici"* vereinigt. Später wurde diese Anordnung wieder aufgegeben und eine sprachliche Trennung in lateinische und deutsche Handschriften vollzogen, so daß heute der Hauptteil der bayerischen Geschichtsquellen in diesen zwei großen Gruppen enthalten ist, die freilich nicht alle dazu gehörigen Handschriften umfassen. Die beiden Abteilungen (Cod. lat. 1001—2329 und Cod. germ. 1501—3587) zählen allein über 3000 Nummern und lassen auf den ersten Blick den unerschöpflichen Reichtum der Münchener Sammlung an vaterländischen Quellen erkennen. Ihre Beschreibung in den Katalogen stammt größtenteils von dem ehemaligen fürstbischöflichen Freisinger Hofrat *Franz von Paula Hoheneicher*, einem geborenen Freisinger, der, früher Archivar des Fürstbischofs von Freising, hervorragende Kenntnisse in der Geschichte Bayerns besessen hat. Als im Jahre 1820 die neugegründete Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte eifrig nach Mitarbeitern Umschau hielt, erklärte sich Hoheneicher bereit, die bayerischen Geschichtsschreiber Otto von Freising, Veit Arnpeck, Angelus Rumpler oder die Chronik von Weihenstephan herauszugeben; doch ist es nicht zur Ausführung dieser großen Pläne gekommen.

Damals, als Hoheneicher im Jahre 1827, also zwei Jahre vor Schmeller, seine Arbeit an der Münchener Bibliothek begann, der er ohne feste Anstellung angehörte, hatte er bereits ein reichbewegtes Leben voll bitterer Enttäuschungen hinter sich. Er war durch die Verhältnisse in Verwaltungsdienste hineingedrängt worden und hatte sich hier nicht bewährt. Jetzt, als wieder geeignetere Arbeiten an ihn herantraten, gab er sich ihnen mit vollem Eifer und Erfolge hin. Sein zusammen mit *Jakob Rott* verfaßter Katalog der bayerischen Geschichtshandschriften in 15 großen Bänden tut noch immer seine guten Dienste und wird durch entsprechende Sachverzeichnisse in 13 Bänden glücklich ergänzt. In seiner wissenschaftlichen Tätigkeit gab sich Hoheneicher wie einst Öfele als eine mehr aufnehmende als selbstschaffende Natur, die über eifriges Stoffsammeln und zahlreiche kleine Aufsätze nicht hinausgekommen ist.

Bei der Aufstellung der Druckbestände wurde für die bayerische Literatur ebenfalls ein eigenes großes Fach „Bavarica" geschaffen, das heute von allen Abteilungen der Bibliothek das größte ist. Einzelnes stellte man zu bestimmten Gruppen zusammen, die wegen ihres bedeutenden Umfanges wertvolle Sammlungen für sich bilden, so die „Roteln" genannten Totenzettel bayerischer Klöster, die Ver-

Digitized by Google

ordnungen der bayerischen Fürsten, die Schauspiele der Jesuiten und Entwürfe zu solchen, die Schriften des Illuminatenordens und anderes mehr.

Als *Karl Halm*, seit 1856 Leiter der Bibliothek, derselbe, dem die Wissenschaft die ersten gedruckten Kataloge der Münchener Handschriften verdankt, über die ganzen Druckbestände einen nach geographischen und geschichtlichen Gesichtspunkten geordneten Realkatalog anlegen ließ, der später gedruckt werden sollte, wurde der Abteilung „Bayern" eine besonders aufmerksame Pflege zuteil, die sich eines großen Erfolges zu erfreuen hatte. Am Ausbau dieses Verzeichnisses hat sich unser hochverdienter bayerischer Geschichtsschreiber *Sigmund Riezler*, in den Jahren 1883—1898 Oberbibliothekar an der Staatsbibliothek, hervorragend beteiligt. Vor kurzer Zeit ist ein Führer durch die Schlagworte dieses bayerischen Kataloges im Drucke erschienen.

Für die Geschichte der bayerischen Gelehrten und berühmten Personen besitzt die Staatsbibliothek außer ihren eigenen Katalogen einen dankenswerten Behelf in einer umfangreichen Literatursammlung, die einst *Konstant von Wurzbach*, der berühmte Verfasser des „Biographischen Lexikons des Kaisertums Österreich", angelegt hat, als er sich im Jahre 1860 um einen Preis der bayerischen Akademie der Wissenschaften bewarb. Wurzbach wurde für seine fleißige Zusammenstellung mit dem Ritterkreuze des St. Michaelordens erster Klasse ausgezeichnet, die Arbeit selbst aber der Staatsbibliothek überlassen, wo sie noch heute besonders für die ersten sechs Jahrzehnte des XIX. Jahrhunderts gute Aufschlüsse gibt.

Die Literatur über Bayerns Künstler und Kunstgeschichte hat uns *Hermann Sepp* in seiner 1905 und 1912 erschienenen „Bibliographie der bayerischen Kunstgeschichte" erschlossen, die größtenteils aus den Beständen und Hilfsmitteln der Staatsbibliothek geschöpft ist.

Die reichen vaterländischen Schätze und guten Behelfe der Sammlung bringen es ganz von selbst mit sich, daß die Bibliothek immer gute Kenner der bayerischen Geschichte und ihrer Literatur aufzuweisen hat. Außer Öfele, Aretin, Schmeller ist vor allem noch der am 9. Februar 1880 gestorbene Bibliothekar *Heinrich Konrad Föringer* zu nennen, der sich im Historischen Vereine von Oberbayern durch seinen nimmermüden Eifer einen unvergeßlichen Namen erworben hat. Die enge Verbindung mit dem Historischen Vereine von Oberbayern gehört seit Föringer, das heißt seit der Gründung des Vereins, zu den treu gehüteten Überlieferungen der Bibliothek.

Schon die gegebene kurze Übersicht über die steigende Anhäufung vaterländischer Schrifttums in der Münchener Bibliothek und über deren stetig wachsende Aufgaben in der Erhaltung und Erschließung der aufgespeicherten Schätze läßt von ungefähr ahnen, welch kostbarer Reichtum hier angewachsen und der weitgehendsten Nutznießung freigegeben ist. Und des reichen Zuströmens von neuem Besitz ist niemals ein Ende. Wenn auch keine so bedeutsamen Erwerbungen wie zur Zeit der Säkularisation mehr möglich sind, so bringt doch jedes Jahr des Neuen und Bedeutenden in Hülle und Fülle. Bald ist es die wertvolle Handschrift eines ehemaligen bayerischen Klosters, die nachträglich den Weg zu ihren Schwestern findet, bald das seltene Druckdenkmal eines bayerischen Druckortes, das eine Lücke in der fast unübersehbaren Sammlung der vaterländischen Druckwerke auszufüllen sucht, bald ein bedeutsames Stück aus dem Nachlaß eines hervorragenden Mannes unsers Vaterlandes, das die schon unerschöpfliche Sammlung von Zeugnissen dieser Art aufs neue vermehrt. Dazu kommt der starke Zufluß einheimischer Literatur aus dem bayerischen Buchverlag, der nach einem seit 1663 oft wiederholten Gesetz zur unentgeltlichen Abgabe seiner Verlagswerke an den Staat verpflichtet ist. Ebenso gehen der Bibliothek auch die Veröffentlichungen der Unterrichts- und Bildungsanstalten und die amtlichen Drucksachen der öffentlichen Behörden und Körperschaften unentgeltlich zu. Die bayerischen Zeitungen werden so vollständig als möglich zu sammeln gesucht.

So erweitert sich die Sammeltätigkeit der Staatsbibliothek immer mehr zur Aufnahme aller Literatur und Drucksachen des ganzen Landes. Während die Säkularisation in wohlberechtigter Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklung den neu zu Bayern gekommenen Gebieten ihre literarischen Schätze meistens gelassen und in den zahlreichen Universitäts-, Kreis- und Provinzialbibliotheken wertvolle Mittelpunkte des wissenschaftlichen und des ganzen geistigen Lebens geschaffen hat, ist doch auch schon damals die überragende Stellung der Münchener „Zentralbibliothek" deutlich zum Ausdruck gekommen. Seitdem hat sich die Anstalt immer mehr zur Landesbibliothek entwickelt, die die ganze vaterländische Literatur aufnehmen und zugänglich machen soll.

Kehren wir noch einmal zu Aventin und Welser zurück, um uns den Unterschied von einst und jetzt recht klar vor Augen zu führen! Wir haben gesehen, daß man schon damals den Wert der vaterländischen Geschichtsquellen erkannt und nach bester Möglichkeit ausgeschöpft hat, aber wie zerstreut und schwer erreichbar waren damals noch diese literarischen Denkmäler, wie sehr dem Zufall ausgesetzt, ob sie gesammelt und erhalten wurden oder nicht, wie wenig der Wissenschaft freigegeben! Heute hat jeder ein Recht auf weitgehendste Benutzung all der ungeheuren Schätze, die viele Jahrhunderte geschaffen und die Fürsten, Klöster und Stifte des Landes uns erhalten haben. Um von berufenster Seite her ein Urteil über die heutige Bedeutung der Staatsbibliothek im Dienste der vaterländischen Geschichte und Literatur zu erhalten, habe ich unseren Altmeister der bayerischen

Digitized by Google

Geschichtsschreibung, Herrn Geheimrat Dr. Sigmund von Riezler, um seine Meinung gebeten und darf aus der gütigen Antwort folgende Sätze mitteilen: „Ihnen werde ich auf diesem Gebiete (ohnedies) nichts Neues sagen können. Nur weil ich auf Grund 53jähriger Erfahrung spreche, mögen meine Sätze einige Beachtung verdienen. Ohne die Schätze unserer Hof- und Staatsbibliothek hätte ich die ‚Geschichte Bayerns' nicht schreiben können. Was die Druckschriften betrifft, habe ich in diesem Zeitraume von mehr als einem halben Jahrhundert (denn auch in den zwölf Jahren, da ich in Baden lebte, habe ich stets die Hof- und Staatsbibliothek benützt) höchstens ein halbes dutzendmal ein gesuchtes Buch in den Beständen der Bibliothek vermißt. Jener Bestandteil der Bibliothek, dessen Reichtum und Wert ihren besonderen Ruhm bildet und sie an die Spitze aller deutschen Bibliotheken erhebt, die Handschriften, die ich 15 Jahre lang zu verwalten die Ehre hatte, enthalten gerade für die engere vaterländische Geschichte eine unermeßliche, nie ganz auszuschöpfende Fülle wertvollen Stoffes. Durch die trefflichen gedruckten Kataloge und das Schmellersche Zettelrepertorium wird allen billigen Wünschen nach Erleichterung ihrer Benützung Rechnung getragen. Für die Drucke bietet der große historisch-geographische oder Real-Katalog ein höchst wertvolles Hilfsmittel, das allen Arbeiten für die Landesgeschichte willkommene Dienste leistet. Seine Benützung wird jetzt gefördert durch seinen besseren Standort, Befreiung aus seiner früheren düsteren Enge und durch die systematische Übersicht und das alphabetische Schlagwortverzeichnis, das der jetzige Leiter dieser Abteilung, Herr Bibliothekar Hilsenbeck, in dankenswerter Weise veröffentlicht hat. Dazu kommen noch die geschriebenen Repertorien dieses Katalogs. Seine Ergänzung und Ausdehnung auf die in Zeitschriften und Sammelwerken enthaltenen Abhandlungen (die bisher nur insoweit einbezogen sind, als sie in Sonderabzügen vorhanden sind) bleibt ein Wunsch für die Zukunft, der ohne Vermehrung der Arbeitskräfte der Bibliothek kaum je erfüllt werden kann."

Vielleicht darf ich den Ausführungen meines hochverehrten Lehrers noch ein kurzes Wort hinzufügen. Wenn unser verdienstvoller Geschichtsschreiber Bayerns als einer der ersten unter Landesgeschichte allumfassende Darstellung des ganzen geschichtlichen Lebens eines Volkes verstand und in seiner „Geschichte Bayerns" schon Kulturgeschichte im besten Sinne des Wortes schrieb, lange bevor sie *Karl Lamprecht* mit so scharfen Sätzen gefordert hat, so verdanken wir den gar nicht hoch genug zu schätzenden Vorzug dieses schönen Lebenswerkes neben dem weitschauenden Blicke des Verfassers wohl nicht zuletzt dem kaum übertroffenen Reichtum Bayerns an vaterländischen Geschichtsquellen und der unerschöpflichen Masse allgemeiner Geschichtsliteratur in unserer Staatsbibliothek, einem Besitz, der so unendlich beredt die reiche Fülle des geschichtlichen Lebens lehrt und den Weg ins Weite führt.

Wer auf die reichen Bestände der Münchener Bibliothek an vaterländischen Quellen und Literaturwerken im einzelnen eingehen wollte, wäre in größter Verlegenheit, wo er vor der Menge des Besitzes einen Anfang und wo ein Ende finden könnte. So mögen dafür ein paar Proben und Hinweise genügen, wie sie der Zufall aufs Geratewohl zusammengewürfelt hat.

Den wertvollsten Schatz der Bibliothek bilden für immer jene altehrwürdigen Handschriften und Druckbestände, die alle Welt bewundert und alle Welt benützt. Schon wegen ihrer nur selten durchbrochenen Einheitlichkeit der Herkunft sind diese Schätze wertvolle Zeugnisse der geistigen und wissenschaftlichen Bestrebungen in den bayerischen Stiften und Klöstern oder der Sammeltätigkeit einzelner bayerischer Fürsten. Wenn wir die Bände durchgehen, die einst das im Mittelalter so bücherreiche Domstift in Freising oder das Benediktinerkloster in Tegernsee in seinen verschiedenen Blütezeiten besessen hat, so glauben wir inmitten der Stifts- und Klosterherren zu weilen, die ehemals diese Bücher geschrieben und benützt haben. Was die bayerischen Fürsten in ihren Hofbibliotheken an eigenen Werken niedergelegt, was sie eifrig gesammelt und bewahrt haben, hat uns *Georg Leidinger* im Jahre 1911 in der Wittelsbacherausstellung in trefflicher Auswahl vor Augen geführt und in einem gedruckten Verzeichnis übersichtlich erläutert.

Welch reiche Ergebnisse aus den zahlreichen Einzelsammlungen der Bibliothek für die Geschichte ihrer früheren Besitzer und ganzer Geistesbewegungen zu gewinnen sind, hat uns *Richard Stauber* in seiner fleißigen Arbeit über den Humanisten Hermann Schedel und seine Bibliothek gezeigt. Solche Zeugnisse besitzt aber die Münchener Sammlung in verschwenderischer Fülle. Aus der früheren Augsburger Jesuitenbibliothek hat sie wertvolle Teile und die Kataloge der reichhaltigen Bibliothek *Konrad Peutingers* erhalten, einer Sammlung, die wegen ihres bedeutenden Umfanges und der zahlreichen Einträge ihres ehemaligen Besitzers zu den wertvollsten Humanistenbibliotheken des XVI. Jahrhunderts zu rechnen ist.

Aus der Freisinger Dombibliothek besitzt die Münchener Sammlung außer den bedeutsamen mittelalterlichen Handschriften, die zu den ältesten und wichtigsten des ganzen Bestandes gehören, die nicht unbedeutende Bibliothek des gelehrten Domherrn *Sigismund Scheufler*, die uns zeigt, wie auch in Freising der Humanismus einen begeisterten Jünger gefunden hat. Aus Benediktbeuren bewahrt die Staatsbibliothek zahlreiche Klassikerausgaben und Humanistenschriften auf, die einem ebenfalls humanistisch gebildeten Klostermönche *Johannes* gehört haben. Von größter Bedeutung ist weiter die wertvolle Büchersammlung des in Regensburg begrabenen gelehrten Orientalisten *Johann*

Digitized by Google

Albrecht Widmannstetter, die uns wie sonst keine Quelle ein anschauliches Bild von dem anregenden Verkehre eines vielseitigen Mannes mit bedeutenden Gelehrten jener Zeit verschafft.

Bleiben wir bei der Gelehrtengeschichte, so wären außer ganzen Sammlungen von Büchern noch viele wertvolle Einzelstücke, wie etwa der aus dem Kloster Neustift bei Freising stammende Hauskalender Aventins oder das Wettertagebuch des Rebdorfer Priors *Kilian Leib*, zu erwähnen. Aus etwas späterer Zeit hat neuerdings die Bibliothek Teile der Sammlung des Humanisten *Kaspar Bruschius* erhalten.

Auch die Geschichte der einheimischen Künste hat in der Staatsbibliothek kostbare Denkmäler zu verzeichnen, die die Anstalt in die erste Reihe der bayerischen Kunstsammlungen stellen. Da wären die herrlichen Erzeugnisse der mittelalterlichen Buchmalerei zu nennen, wie sie die Klöster in Tegernsee, Schäftlarn, Salzburg, Regensburg, Scheyern, Benediktbeuren und anderswo geschaffen und uns erhalten haben. Wer wissen will, wie viele Kleinode hier verborgen ruhen, braucht nur in den Schriften zu lesen, die *Berthold Riehl, Georg Swarzensky, Eduard Thoma* und andere über die Buchmalerei in Bayern, in Salzburg, Regensburg und Tegernsee geschrieben haben. Die Nachblüte der Buchmalerei im XVI. Jahrhundert wird durch die Prachtwerke *Jörg Gutknechts* und *Hans Mielichs* trefflich veranschaulicht. Die Hauptstücke dieser künstlerischen Handschriften hat Georg Leidinger im September 1909 für den neunten internationalen kunsthistorischen Kongreß ausgestellt und durch ein gedrucktes Verzeichnis erläutert, das einen bequemen Überblick über all die köstlichen Schätze gibt.

Wie die Buchmalerei, so kann auch die Buchillustration des XV. und XVI. Jahrhunderts, die Entwicklung des Holzschnitts von den ersten unbeholfenen Anfängen bis zur gewaltigen Höhe unter dem Einfluß Albrecht Dürers, vielleicht nirgends besser überschaut werden als in der Münchener Staatsbibliothek, wo fast alle bedeutenden Holzschnittbücher jener Zeit anzutreffen sind. Gerade die hervorragende Beteiligung von Augsburg und Nürnberg an dieser Entwicklung ist durch einen besonders großen Reichtum an gut erhaltenen Druckdenkmälern dieser Städte ausgezeichnet. Die bedeutsamen Versuche des Augsburger Buchdruckers *Erhard Ratdolt* im Farbenholzschnitt, an denen wahrscheinlich auch *Hans Burgkmaier* teilgenommen hat, sind wiederum so vollständig wie nirgendswo sonst vertreten. Von *Albrecht Dürer* besitzt die Bibliothek gute Ausgaben der großen und kleinen Passion, der Apokalypse, des Marienlebens, der theoretischen Kunstabhandlungen, darunter die eigenhändige Korrekturvorlage zur „Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit" für die zweite Auflage, endlich die herrlichen Randzeichnungen zum berühmten *Gebetbuch Kaiser Maximilians I.*, das zu den kostbarsten Erwerbungen des kunstbegeisterten Kurfürsten Maximilian I. gehört.

Wer die Geschichte des Buchwesens in Bayern schreiben wollte, müßte wiederum die reichen Münchener Bestände zu Rate ziehen, die die in Bayern gedruckten Bücher und Blätter in einer Vollständigkeit wie sonst keine Sammlung enthalten. Darunter befinden sich Seltenheiten ersten Ranges, wie etwa aus dem XV. und XVI. Jahrhundert die schönen liturgischen Drucke von Bamberg, Augsburg und Passau, das erste Freisinger Druckwerk vom Jahre 1495, die seltenen Ingolstädter Erzeugnisse des XV. Jahrhunderts, der von Georg Leidinger herausgegebene Landshuter Druck vom Jahre 1501: „Chronik und Stamm der Pfalzgrafen bei Rhein und Herzoge in Bayern", ferner nahezu vollständig die in kleinen Auflagen hergestellten, daher sehr seltenen Klosterdrucke von St. Ulrich und Afra in Augsburg, von Wessobrunn, Ottobeuren, Weihenstephan, Tegernsee, Thierhaupten, Dillingen, die Erbauungsbücher aus der Hausdruckerei des Herzogs Wilhelm V., die massenhaften Augsburger, Nürnberger, Regensburger und Bamberger Reformationsflugschriften mit ihren so geheimnisvollen und für die Verbreitungsgeschichte der Reformation bedeutungsvollen Merkmalen oder endlich die zahlreichen Einblattdrucke, Kalender und Lieder, darunter zum Beispiel die seltenen Sprüche des Augsburger Meistersingers *Georg Breuning* und viele Blätter mit Spottbildern auf den unglücklichen „Winterkönig" Friedrich V. von der Pfalz. Selbst die bisher nicht sonderlich beachteten Einbände aus alter Zeit können wichtige Quellen für die Geschichte des Buchwesens in Bayern sein, wie wir zum Beispiel aus den Stempeln des Ingolstädter Buchführers *Jörg Wirffel*, der zugleich Pedell der Universität gewesen ist, eine wertvolle Liste der Bücher zusammen zu stellen vermögen, die Wirffel in den letzten Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts an die Lehrer und Studierenden der ersten bayerischen Hochschule verkauft hat. So werden aus den Münchener Beständen immer wieder neue Quellen der vaterländischen Geschichte zu erschließen sein.

Diesen wenigen Proben aus der bayerischen Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte könnten unzählige Beispiele aus den andern reichen Schätzen, so aus denen zur Geschichte einzelner Gebiete oder Orte angereiht werden. Es mögen wieder einige Andeutungen genügen, die sich auf die Vergangenheit *Freisings* beziehen. Der wertvollste Schatz für Freisings Geschichte ist natürlich der Handschriftenbestand, der aus dem Domstift und den Klöstern von Freising und Weihenstephan in die Münchener Bibliothek gekommen ist. Er ist die nie versiegende Quelle, aus der der Forscher und Geschichtsschreiber immer wieder neue Ergebnisse schöpfen kann. Wollen wir dann noch weitere literarische Denkmäler Freisings nennen, so wären die zahlreichen Chroniken und Jahrbücher des Hochstifts zu erwähnen, ferner das Freisinger Stadtrecht, das Rechtsbuch Ruprechts von Freising, zahlreiche Synodalstatuten aus ältester und jüngerer Zeit, eine überaus reichhaltige Sammlung von

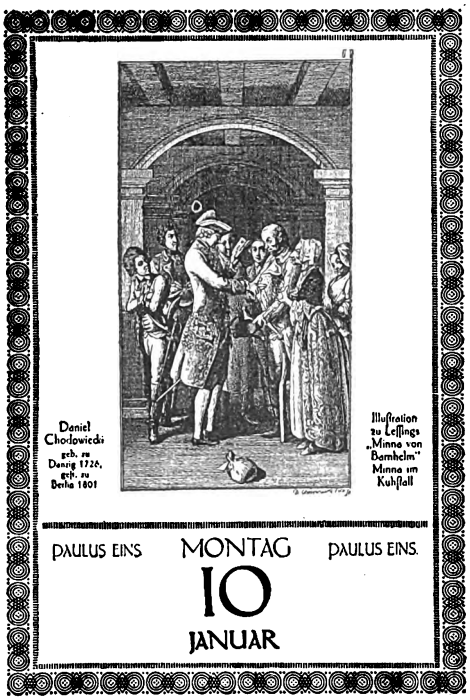
Digitized by Google

handschriftlichen und gedruckten fürstbischöflichen Verordnungen von 1497—1802, zahlreiche geschriebene und gedruckte gottesdienstliche Bücher, Verhandlungen zwischen dem fürstbischöflichen und dem bayerischen Hofe über Ilmmünster um 1500, viele Lob- und Leichenreden auf Freisinger Bischöfe und Weihenstephaner Äbte, die genealogischen Sammlungen des Freisinger Hofkammerdirektors *Johann Michael Wilhelm von Prey* und die wertvollen Grabsteine- und Wappenzusammenstellungen des Freisinger Fürstbischofs *Johann Franz Freiherr von Eckgher.*

Ein besonders reizvolles Stück Freisinger Lebens ist uns in einer Handschrift der Naturgeschichte *Konrads von Megenberg* vom Jahre 1477 erhalten, wo, wie *Erich Petzet* mitteilt, der Freisinger Domherr *Diepold von Waldeck,* über seine naturwissenschaftliche Sammlung Bericht erstattet. Mit besonderem Vergnügen hebt er unter seinem bunten Getier einen Floh an einer silbernen Kette hervor, den ihm ein Münchener Bürger überbracht hat.

Seitdem sich die Bibliotheken im letzten Jahrhundert zu großen wissenschaftlichen Sammlungen und Arbeitsstätten entwickelt haben, entfaltet sich ihre Wirksamkeit immer mehr zur tatkräftigen Unterstützung der Wissenschaft, wie sie noch vor hundert Jahren nicht geahnt werden konnte. Zu den gesteigerten Aufgaben, die sich aus dieser Aufwärtsbewegung von selbst ergeben, gehört auch die Verpflichtung der Landesbibliotheken, die einheimische Literatur vollständiger als bisher zu sammeln und wirksamer als je durch gute Kataloge, Bibliographien, Ausstellungen, Berichte und Veröffentlichungen aller Art nutzbar zu machen. Einzelne Büchersammlungen, wie die Kölner und Straßburger, haben bereits Kataloge ihrer Landesliteratur herausgegeben. Zur planmäßigen Sammlung haben sich meines Wissens bisher nur die rheinischen Bibliotheken entschlossen, indem sie sich auf Anregung des rührigen Leiters der Kölner Stadtbibliothek Dr. *Adolff Keysser* nach Bezirken in ihre Sammeltätigkeit teilen, die nicht bloß die *öffentliche* Landesliteratur, sondern auch die wichtigsten Privatdrucke wie Familiengeschichten, Vereinsdrucksachen, Festschriften, Wahlaufrufe, Ausstellungskataloge, Bücherverzeichnisse von Buchhändlern und Antiquaren zielbewußt zu erwerben sucht.

Das Erreichte, das Erworbene wird auch die Staatsbibliothek zu immer weiterer, tieferer Arbeit im vaterländischen Dienste drängen, zur Aufspeicherung der wichtigsten privaten Drucksachen, zur Ergänzung der Lücken in den Beständen, zur Aufnahme der Zeitschriftenaufsätze in den Realkatalog, der dadurch die fehlende Landesbibliographie bis zu einem gewissen Grade ersetzen könnte, zur Bildung einer Auskunftsstelle, die nur planmäßig zu vollenden hätte, was schon heute in ausgiebigstem Maße geleistet wird. Sind die Opfer auch groß, die diese Ausblicke erheischen, das hohe Ziel ist alle Opfer wert, das Ziel, die ganze einheimische Literatur zu sammeln, zu nützen und ihre Kenntnis immer erfolgreicher zu vermitteln: alles zum Segen der bayerischen Geschichte und Landeskunde.



Minna im Kuhstall.

Bards Museumskalender auf das Jahr 1916 e freut den Kunstfreund täglich durch ein neues ei farbiges oder buntes Bildchen. Aber noch ande Freuden erblühen dem glücklichen Besitzer dies Almanachs. Wer wird nicht, als sein Auge d hier abgebildete Blatt für den 10. Januar erblick mit Überraschung diese bisher gänzlich unbekan Chodowiecki-Illustration zu Lessings „Minna von Ba helm" kennen gelernt und zugleich erfahren habe daß das Fräulein von Barnhelm sich auch im K stall betätigt hat. Nun stellen wir die Preisfrag Welche der Gestalten des Bildes ist die Minna? W sind die anderen Gestalten zu identifizieren? W sind die Kühe?

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich i. V. Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr.
Druck von *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

VII. Jahrgang | Oktober-November 1915 | Heft 7/8

An unsere Leser.

Wegen der gegenwärtigen Schwierigkeiten bei Herstellung und Versand erscheint r Oktober und November ein Doppelheft.

Herausgeber und Verlag
der Zeitschrift für Bücherfreunde.

Pariser Brief.

Der Unterzeichnete hat als Antwort auf eine An- age beim Generalgouvernement in Belgien über den egenwärtigen Zustand des Besitztums von *Emile Ver- aeren* folgende Antwort erhalten:

Bei Besichtigung der Wohnung des Dichters Emile erhaeren in Caillou qui pique wurde der Besitzer es Hauses, Léon Laurent, angetroffen. Er erklärte, aß alles in der Wohnung an seinem Platze geblieben t und keine Soldaten dort einquartiert gewesen sind. r zeigte das Innere des Hauses, wo festgestellt wurde, aß die Bibliothek und die Bildersammlung keinen chaden gelitten hatten, sondern alles so ist, wie E. erhaeren die Wohnung verlassen hat.

gez. Sch . . .
Hauptmann u. Batt.-Kommandeur.

Dem schönen und edlen Geist, der aus der Tat- ache spricht, daß das Heim von Belgiens größtem ichter von unserer Militärverwaltung geschirmt wor- en ist, was Emile Verhaeren selbst nicht unbekannt eblieben sein dürfte, verdient die neueste Manifesta- on Verhaerens gegenüber gestellt zu werden. Er hat n Verlag der „Nouvelle Revue Française" ein neues uch herausgegeben, das zu den wildesten Beschimp- ngen gehört, die von Paris her zu uns herüber reischten.

Schon in seinen früheren Dichtungen blutiger Re- olten und Feuersbrünste erschien er als eine Mischung us germanischer Kraft und Innigkeit und spanischem ystizismus: jetzt hat er alles Germanische in sich nterdrückt und tritt in seinem soeben erschienenen uch „La Belgique sanglante" wie ein spanischer In- quisitor vor uns. „Derjenige, der dieses Buch schrieb, in dem der Haß sich nicht verschleiert, war ehemals ein lebhafter Friedensfreund. Er bewunderte viele Völker, er liebte einige, unter ihnen auch Deutschland", so beginnt das Buch. Nach diesen einleitenden Worten setzt ein Haß ein, der sich als ein glühendroter Faden durch das ganze Buch zieht. Wie ein Herzog von Alba ist Verhaeren in seinem Haß blind, hart und grausam. Es gibt kein Verbrechen, das er den Deutschen nicht unterschiebt; er glaubt alle beweisen zu können, indem er sich auf Aussagen belgischer Flüchtlinge, auf Gerüchte, auf Bédier, auf Pariser Zeitungen wie „Matin" (!) und „Le Journal" (!) beruft. Es ist schmerzlich zu sehen, daß einer der größten Dichter unserer Zeit sich also verirrt und an seinem Lebensabend sich in vernunftwidrigem Haß verzehrt. Wenn Verhaerens Haß auch ehrlich und nicht von kaltherzigen Politikern erkauft worden ist, so schändet er doch seinen Namen durch diese maßlosen Gefühlsausbrüche. Sollte der alte Verhaeren, der Verhaeren vor dem Kriege, jemals wieder erwachen, so muß er, wenn er nach der Waffenruhe sein von deutschen Soldaten beschütztes Heim wieder betritt, diese Schmähschrift gegen deutsche Soldaten auf dem Scheiterhaufen verbrennen.

Ein anderer der führenden Geister, *Anatole France*, hat im Verlag von Edouard Champion in Paris ein Buch „Sur la voie glorieuse" herausgegeben, das mit einer emphatischen Würdigung König Alberts von Belgien eingeleitet worden ist, an die Anatole Frances Artikel und Briefe angeschlossen sind, die der greise Dichter im Laufe des Weltkrieges verfaßt hat. Es handelt sich um Verherrlichungen der französischen

Digitized by Google

Armee, des französischen Volksgeistes und einzelner Vaterlandskämpfer, die mit dem Schwert oder mit der Feder für Frankreich streiten. In alle diese Betrachtungen und Briefe sind die für Frankreich erforderlichen Beschimpfungen Deutschlands und der Deutschen eingeflochten worden, mit denen die üblichen Forderungen für die Befreiung von Polen, Schleswig, Elsaß-Lothringen, Triest und das Trentino abwechseln.

Die tragischste Gestalt des geistigen Frankreichs ist *Romain Rolland*, der seit Ausbruch des Krieges den reinsten, edelsten und schönsten Willen zur Gerechtigkeit geäußert hat. Alle seine Artikel, Briefe und Handlungen zeugen von der Sehnsucht, über die patriotische Beschränktheit hinaus das Allgemein-Menschliche zu suchen und über dem Wirrwar des Krieges der Menschheit ein allgemeines Reich des Geistes und des Gefühls zu finden. Zwei der schönsten Aufsätze Rollands, die vor Monaten unter dem Titel „Au dessus de la mêlée" mit einem Vorwort von *Amédée Dunois*, Redaktionsmitglied der „Bataille syndicaliste", in Paris als Broschüre erschienen sind, wurden von dem Sozialistenführer Rouanet in der „Humanité" vom 20. August folgendermaßen besprochen: „Wenn man die Bilanz zieht, was seit Kriegsbeginn in Frankreich gesagt und geschrieben worden ist, wird man traurig und beschämt über die Kundgebungen außerordentlicher geistiger Verirrung, der sich die Schriftsteller und Journalisten hingegeben haben. Ich spreche nicht von der freiwilligen Unterwerfung so vieler Schriftsteller und der öffentlichen Meinung selbst unter die Lügen und den Bluff aller Art, durch die man den Geist des Volkes aufrecht zu erhalten und die Atmosphäre von Glauben und Opfermut zu schaffen glaubt, die zur Fortführung des Kampfes nötig sind. Denn neben den wahnsinnigen Erzeugnissen, die die tiefe geistige Verwirrung kennzeichnen, der unsere verrückt gewordenen Intellektuellen zum Opfer gefallen sind, geht die tägliche Wiederholung der plumpen Lüge einher, die dauernde oft lächerliche Entstellung der Tatsachen und Ereignisse, der nebensächlichsten wie der wichtigsten. Während das große Drama der Menschheit sich abspielt, ließen die Sensationsmacher ihrer Phantasie freien Lauf und fügten zu den natürlichen Schrecken der Welttragödie ihre plattesten Erfindungen. Mit dem Ausbruch der Katastrophe im August erfolgte ein allgemeiner gänzlicher Zusammenbruch. Die Gehirnerschütterung durch die Kriegserklärung war so stark, daß in einem Tag die Art zu fühlen und zu denken völlig umgestürzt wurde. Der Patriotismus schlug um in Chauvinismus, und dabei erfolgte diese allgemeine Geistesverwirrung, ohne daß ihre Opfer selbst es merkten."

Außer der „Humanité" sind nur noch „La Guerre sociale" und „La Bataille syndicaliste" für Romain Rolland eingetreten. Die ganze übrige französische Presse ist wie eine Meute über den größten Dichter Frankreichs hergefallen, hat ihn verhöhnt, als Vaterlandsverräter, Fahnenflüchtiger, Deutschenfreund, überhaupt als Deutschen, als boche, bochard usw. an den

Pranger gestellt. Am schärfsten, rücksichtslosesten und mit den gemeinsten Mitteln wurde die Rolland-Hetze von dem Historiker *Frédéric Masson* de L'Académie française betrieben, der am 18. und 24. August im „Gaulois" wütende Verhöhnungen des Dichters veröffentlichte. Abgesehen davon, daß Rollands sämtliche Schriften in hämischer Form herabgesetzt werden, heißt es in diesen Artikeln: „Während Jaurès einen ehrenvollen Tod starb, während alle Franzosen sich um die Fahne ihres Landes scharten, ist Romain Rolland in die Schweiz geflohen. Dort warf er sich zum Richter über Frankreich auf. Ob der Norden Frankreichs verwüstet, Paris bedroht wurde, was ging das Rolland an! Er verfluchte sein Land, das er für die Deutschen reklamierte. O, seine Deutschen, seine teuren Deutschen! Rolland gebärdet sich als Neutraler. Einige glauben, er ist inzwischen Schweizer geworden. Vielleicht ist es wahr. Jedenfalls ist er nicht mehr Franzose. Demnächst wird sein Jahrgang aufgerufen werden, und es wird sich entscheiden, ob die Trikolore noch irgendeine Anziehungskraft für ihn besitzt." In diesem Geiste sind beide Leitartikel gehalten, die ein schmähliches Gegenstück zu der Broschüre bilden, die der reaktionäre Schriftsteller *Massis*, der Verfasser des berühmten Buches „Le nouvel esprit de la Sorbonne", unter dem Titel „Rolland contre la France" herausgegeben hat.

Das Tragische an dieser Rolland-Hetze ist, daß man dem Verfasser des „Jean Christophe" gar nicht Deutschfreundlichkeit, geschweige völlig deutsche Gesinnung vorwerfen kann! So rein und so edel sein Wille zur Gerechtigkeit ist, so dünn ist seine Kraft, wirklich gerecht zu sein. Rolland war mit Bergson einer der ersten, der die Schimpfworte Barbaren, Hunnen, Attilas Enkel für die Deutschen prägte. Er hat Dantes Höllenqualen auf Deutschland herabbeschworen, weil wir die Kathedrale von Reims beschossen haben. Er hat unsere Kriegsführung barbarisch genannt, unseren Einmarsch in Belgien als einen der niedrigsten Rechtsbrüche bezeichnet und hat in seinen Artikeln feurige Kohlen auf unser Haupt gesammelt, während er nicht ein Wort der Verdammung für die Auswüchse der französischen Presse fand, nicht den Mut fand, die offizielle Dokumentenfabrikation in Paris zu verurteilen und gegen die hysterischen Übertreibungen des Deutschenhasses in Frankreich aufzutreten.

Am 13. Juni knüpfte Rolland in einem Artikel im „Journal de Genève" an Feldpostbriefe eines in der Champagne gefallenen Deutschen an, die der Gießener Philologe Professor Messer in der „Tat" vom Mai veröffentlicht hatte. Romain Rolland verallgemeinerte diese persönlichen Bekenntnisse und interpretierte sie unrechtmäßigerweise als Schmerzensschrei edler Seelen und als rächendes Verdammungsurteil gegen die deutsche Regierung, gegen jene Raubstaaten und ihre unmenschliche Hoffart. Auf eine verwunderte Richtigstellung Professor Messers hin, der nachwies, daß sein Freund den deutschen Krieg durchaus als Verteidigungskrieg ansah, schickte Romain Rolland dem Herausgeber der bei Orell Füßli

Digitized by Google

& Co. in Zürich verlegten „Internationalen Rundschau" folgenden, in der dritten Nummer der Zeitschrift veröffentlichten Brief:

Sehr geehrter Herr!

Seit einem Jahre habe ich meine Ruhe, meinen schriftstellerischen Erfolg, meine Freundschaften der Aufgabe geopfert, Unvernunft und Haß zu bekämpfen. Ich habe versucht, jedem von unseren beiden feindlichen Völkern und besonders dem meinigen zum Bewußtsein zu bringen, daß seine Gegner Menschen sind, welche die gleichen Leiden zu ertragen haben. Nicht ohne Mühe habe ich in dem Deutschland der Gegenwart Kundgebungen des Gedankens aufgesucht, welche in dem Herzen der Franzosen ein sympathisches Echo erweckten: freie und gerechte Worte, welche gleichsam als Brücke dienen können über den Abgrund von Mißverständnissen, der zwischen den Nationen klafft.

Jeder von meinen Artikeln hat mir in jedem der beiden Länder Schmähungen zugezogen; von beiden Seiten stoße ich beständig auf das gleiche Unverständnis. Schmähungen können mich nicht aufhalten; aber das Unverständnis ermüdet, entwaffnet mich ...

Herr Professor Messer wird zufriedengestellt werden. In seinem Briefe an die „Tat" fordert er, wie es scheint, in der Meinung, seinen Freund zu ehren, — daß ich urbi et orbi bekannt mache, wie sehr dieser Freund die Handlungsweise seiner Regierung billigte, und daß er die Verletzung der belgischen Neutralität durch die von Spitteler bereits gekennzeichneten Argumente zu verteidigen suchte. Gewiß, ich will dies bekannt machen. Und so wird mit einem Schlage die Hochachtung zunichte, welche ich unter meinen französischen Lesern für das Andenken des Herrn Dr. Albert Klein gewonnen haben mag.

In seinem Artikel für die „Internationale Rundschau" wirft mir Professor Messer bitter vor, daß ich die loyalen Gesinnungen seines Freundes verkannt habe, und daß ich mich so „mitschuldig mache an der Fortdauer des Krieges", dieses Krieges, den ich — fast der einzige unter den französischen Schriftstellern — weniger hart und menschlicher gestalten wollte, wenigstens unter Denkern! ...

Das ist zuviel. Ich ziehe mich ermüdet zurück aus einem blinden Kampfgewirre, wo jeder der Kämpfer keine andere Stimme hören will als die der eignen Leidenschaft und immer wieder stumpfsinnig die eignen Argumente wiederholt, ohne auch nur Mittel zu suchen, durch welche man diese allmählich den andern immer zugänglicher machen könnte. Ich wollte es tun; ich habe Unmögliches versucht. Ich bereue nichts; es war meine Pflicht, diesen Versuch zu wagen: aber ich fühle die Nutzlosigkeit des Verharrens. Ich ziehe mich zu meiner Kunst zurück, in das einzige noch unverletzte Asyl, und ich will warten, bis der Wahn der Welt geschwunden ist.

Sie würden mich verpflichten, hochgeehrter Herr, wenn Sie diesen Brief veröffentlichen wollten und ich bitte Sie, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung entgegenzunehmen.

Romain Rolland.

Dieser Brief ist von der Rolland feindlichen Presse mit Genugtuung aufgenommen worden. In „Le Temps" vom 30. Juli schrieb *Paul Souday*: Rollands Entschluß sei zu begrüßen, man wollte ihm nunmehr verzeihen, daß er vielfältig im Kriege seine Landsleute verletzt hatte, es war sicher unrecht, ihn einen schlechten Patrioten zu nennen, denn er war ja gegen Hauptmann und Dehmel aufgetreten und die Broschüre „Romain Rolland contre la France" verdiente Verachtung. Auch „Progrès de Lyon" vom 25. Juli und „Guerre sociale" vom 15. Juli traten für Rolland ein, während „Gaulois" vom 26. Juli und „Action française" vom 29. Juli ihn verhöhnten. In der „Bataille syndicaliste" vom 31. August erhob sich aus Romain Rollands eignem Lager eine Stimme gegen ihn. Charles Albert wirft Rolland vor, daß er in einem Augenblick, in dem Tausende von Franzosen ihr Leben dem Vaterlande opferten, in knabenhafter Eitelkeit auf das Opfer seiner Freundschaften und seiner literarischen Erfolge hinweise, und hielt ihm weiter den ganzen schwächlichen Rückzug vor. So hat Rolland, bekämpft von seinen Feinden und seinen Freunden, eine Einsamkeit um sich geschaffen, die nur von seinem schönen Willen zur Gerechtigkeit erhellt wird, dem aber die Kraft mangelt, wirklich gerecht zu sein. Das ist das Tragische seiner Stellung in diesem Weltkrieg.

Aus der Zeitschriftenliteratur des letzten Monats ist hervorzuheben, daß „La Revue de Paris" sich eines verhältnismäßig gemäßigten Tones befleißigt. In der Nummer vom 15. August veröffentlicht der berühmte Maler *Jacques Emile Blanche* Pariser Stimmungsbilder aus dem letzten Winter, die verhältnismäßig objektiv gehalten sind und lebendige Eindrücke wiedergeben. Es ist daraus die hysterische Angst der Pariser vor den Deutschen, das Durcheinander in der Verwaltung, das völlige Versagen französischer Organisationen, die Furcht vor einem zweiten Kriege gegen England, die schlechte Laune der Belgier zu entnehmen, und daß nicht alle Leute Freude daran haben, die Deutschen mit „boches" zu bezeichnen.

In „La Revue hebdomadaire" vom 14. August schreibt *Louis Leger* über die Aufgaben und Ziele der internationalen Akademien, beschimpft die Deutschen und meint, mit ihnen sei kein wissenschaftlicher Verkehr mehr möglich.

In „La Revue des deux mondes" vom 1. August bespricht *T. de Wyzewa* ein soeben in London erschienenes Buch, das unter der Leitung von Paterson von acht Edinburgher Universitätsprofessoren geschrieben worden ist und den Titel führt „German culture; the contribution of the Germans to knowledge, literature, art and life." In der Einleitung werde der Zweck des Buches dargelegt, der darin bestehe, die Irrtümer über Deutschland zu korrigieren, denen die englische Presse verfallen sei. Jedes Kapitel, schreibt Wyzewa, sei ein glühendes Lob Deutschlands. Man begreife nicht, wie es Engländer gäbe, die heute derartige Bücher schreiben. Wenn in Frankreich jemand die Stirn habe, die wissenschaftliche Wahrheit so weit zu treiben, würde sich das ganze Land geschlossen gegen ihn

Digitized by Google

erheben. Die englischen Professoren hätten zum mindesten schweigen sollen.

In der „Revue des deux mondes" vom 15. August kommt T. de Wyzewa noch einmal auf das Werk von Paterson zurück, beweist anknüpfend daran den Niedergang der deutschen Kunst, Musik und Literatur und setzt Dehmel, Freytag, Hauptmann, Heyse, Schnitzler, Viebig, Strauß herab. In derselben Zeitschrift erscheint ein Aufsatz von Madame *Célarie*, „La guerre vue de nos enfants", aus dem hervorgeht, daß den französischen Kindern die Greueltaten der Deutschen erzählt und daß sie mit allen Mitteln gegen die Deutschen aufgehetzt werden.

Eine der lächerlichsten Blüten des Deutschenhasses hat sich die „Gazette médicale" vom 24. Juni geleistet, in der Dr. *Bérillon* über den schlechten Geruch der Deutschen orakelt. Er erzählt zunächst, daß er selbst und zahlreiche andere französische Ärzte, die mit der Behandlung deutscher Verwundeter zu tun hatten, bei diesen einen höchst unangenehmen charakteristischen Geruch bemerkten, der ihnen in solchem Maße anhafte, daß er sich geltend mache, wenn nur ein einziger Deutscher in einem Lazarett liege. Er sei schon in einiger Entfernung vom Bett wahrnehmbar und bleibe an den Kleidern des Arztes und an Gegenständen, die mit den Kranken in Berührung kamen, längere Zeit haften. Die „Untersuchung", die Dr. B. darüber anstellte, bestätigte ihm, daß zweifellos von den Deutschen ein spezifischer und festhaftender Geruch ausströme, „Französische Flieger merkten es aus sehr großer Höhe am Geruch, wenn sie die deutschen Stellungen überflogen. Die Kasernen, in denen 1871 die deutschen Okkupationstruppen untergebracht waren, waren über zwei Jahre unbrauchbar wegen des Geruches, der durch kein Desinfektionsmittel zu vertreiben war" usw. „Die übelriechende Schweißabsonderung ist endemisch in Brandenburg, Mecklenburg, Pommern und Ostpreußen und findet sich in allen Schichten der Gesellschaft. Sie ist eine spezifisch preußische Erkrankung und mit der Ausbreitung des preußischen Elements im übrigen Deutschland verbreitet worden." Selbstverständlich seien auch die Hohenzollern und ihr derzeitiges Haupt davon befallen, was Gelegenheit zu einigen pikanten Anekdötchen über „le kaiser" gibt . . . „Der Geisteszustand der Deutschen war zu allen Zeiten charakterisiert durch einen übermäßigen Dünkel und eine krankhafte Impulsivität und Reizbarkeit. Es hat daher, bei dem bekannten Einfluß des Nervensystems auf die sekretorischen Funktionen des Körpers und der weniger bekannten Rückwirkung von Gemütsbewegungen auf das Auftreten organischer Gerüche nichts Erstaunliches, wenn ihr eigenartiger Rassegestank sich jedesmal zeigt, wenn ihre Eitelkeit und ihre Reizbarkeit eine Demütigung oder auch nur eine einfache Verletzung erfahren, ähnlich wie bei manchen Tieren Furcht und Zorn eine verstärkte Tätigkeit der Stinkdrüsen auslösen. Übrigens hat auch während des Friedens der Geruch der Deutschen denselben fötiden Charakter." Dr. B. führt die Erfahrungen von Zimmervermietern und Hoteliers auf, deren Zimmer mit dem gesamten Mobiliar für Reisende anderer Nationalität unbrauchbar seien, wenn sie von Deutschen bewohnt waren. „Der Geruch ist nicht abhängig von der Haarfarbe, doch erinnert der der Braunen an eine Blutwurst, in die man Weihrauch und Moschus gebracht hat, während die Blonden nach ranzigem Fett riechen, wie wenn man in die Nähe einer Kerzenfabrik kommt." Dr. B. hat die Meinung äußern hören, es sei „der gleiche Geruch, den man bei vielen alten Leuten wahrnimmt, die anfangen altersschwach zu werden. Sollte man daraus schließen müssen, daß die deutsche Rasse bei der Altersschwäche angelangt ist?"

Berlin, Anfang September.

Dr. *Otto Grautoff.*

Wiener Brief.

Es wird der Kriegslyrik immer mehr. *Ottokar Kernstock* hat ein schmuckes Bändchen soldatischer Lieder unter dem Titel „Schwertlilien" vereinigt (*Graz, Verlag von Leykam*) und erreichte damit abermals den in seinem großen Freundeskreise treuen Beifall. Auch an neuen billigen Anthologien ist kein Mangel, doch überwiegt in der Kriegsliteratur naturgemäß noch immer die Prosa.

Hugo Schuchardt, der Grazer Sprachforscher, scheidet in seiner temperamentvollen Broschüre „Aus dem Herzen eines Romanisten" (*Graz, Universitätsbuchhandlung*), mit trefflichen Worten die Romanen als „Wortmenschen" von den Germanen, den „Sachmenschen". Den Engländern widmet *Dr. Georg Landauer* „eine Voruntersuchung" (*Wien, Verlag von Manz*). Den großen Maßstab legt das bei *Georg Müller* in *München* erscheinende Werk an: „*Der österreichisch-ungarische Krieg in Feldpostbriefen*, 1. Band. Zwischen Weichsel und Dnjestr." Verwandt ist die von der Stadt Wien geplante und wohl schon unter der Presse befindliche „Kriegschronik", deren erster Band für Ende August versprochen wurde. Er soll die Ereignisse des ersten Kriegsjahres erzählen und dabei besonders die auf Wien sich beziehenden Begebenheiten berücksichtigen, auch alle von der Wiener Gemeindeverwaltung ausgehenden Unternehmungen behandeln.

Auch eine Art Chronik, aber durchaus nicht von der schablonenhaften, trockenerzählenden Gattung, hat der Verlag von *Manz* in *Wien* mit zwei Büchern geschaffen, die auch dem Bücherfreund eine kleine Überraschung bieten: „*Unsere Offiziere*" und „*Unsere Soldaten*". Unter der Leitung des Kriegs-Archivdirektors Generals *E. v. Woinovich* hat sie der Kriegsarchivar Oberstleutnant *Alois Veltzé* herausgegeben. Für die „Offiziere" steuerten Rud. Hans Bartsch, F. K. Ginzkey, Karl Hueber und Stephan Zweig ihre Arbeiten bei, während an dem Soldatenbuche außer den genannten Schriftstellern noch F. Th. Csokor, A. Elmer, E. Rieger und Leopold Schönthal mitwirkten. *H. Printz* hat hier wie dort den Buchschmuck geliefert. Es sind durch ihre schmucklose Wahrheit wirkende Episoden

Digitized by Google

aus den Kämpfen unserer Armee, Ausschnitte des gewaltigen Panoramas mit schweigsamen Überschriften, dahinter oft der Poet sich verbirgt: „Dreizehnspännig", „Sein Rolandshorn", „Die Fahne", „Guck ins Loch", „Weidwund verbellt", „Drei Tage eisern in Todesnot". So haben sie ihre eisernen und goldenen Kreuze gewonnen, so haben sie gelebt und so sind sie gestorben, im Schnee oder an der Sonne. Wir lesens und sehen es auch auf den vielen guten Bildern, die an Ort und Stelle aufgenommen wurden.

Den Übergang zu den mehr ins Gebiet der bildenden Kunst fallenden Erscheinungen bildet eine an die Mode vergangener Zeit erinnernde „*Bilderdenkmünze*", die auf Anregung des Chefarztes Spitzy zugunsten der Wiener Invalidenschulen hergestellt wurde. Ein sogenannter Schraubtaler aus schwarzem Stahl mit zwölf farbigen Lithographien. Bildhauer *C. M. Schwerdtner* und der Maler *Berthold Löffler* haben sich in die Arbeit geteilt. Szenen aus den Kämpfen bei Lüttich, in Masuren, in den Karpathen neben Stimmungsbildern aus dem Feldlager, begleitet von Versen Gerhart Hauptmanns, Roseggers, Kernstocks, Dehmels, Wildgans', Hofmannsthals und anderer, auch des im Kriege gefallenen Dichters Hugo Zuckermann, um den sich jetzt der Wiener Verlag von R. Löwit besonders bemüht. Der Dichter war wenig — höchstens in jüdischen Kreisen — bekannt, erregte aber in letzter Zeit durch sein tragisches Ende auf dem Schlachtfelde und den damit verbundenen freiwilligen Tod seiner Gattin weiteres Interesse. Abgesehen von einem Gedenkblatt auf den Toten bereitet der Verlag durch seinen Inhaber Dr. Mayer-Präger eine Ausgabe der Gedichte Zuckermanns vor, die in bibliophiler Gestalt erscheinen soll. Soeben eröffnet aber auch derselbe Verlag die von ihm begründete *Jüdische Liebhaberbibliothek* mit der von Zuckermann übersetzten dramatischen Dichtung des *J. L. Perez*, „Die Nacht auf dem alten Markt". Martin Buber widmet den beiden Dichtern, die fast gleichzeitig in einem ähnlichen Zeichen starben, einen bewegten Nachruf. In seiner äußeren Form bildet der Band das beste in diesem Jahr erschienene Liebhaberstück des Wiener Marktes. Nach Angaben von C. Schulda jun, bei F. Rollinger in der Helga-Antiqua gedruckt, auf Ratschacher-Bütten abgezogen, gelangt der Band in nur 300 Exemplaren in fein gearbeitetem Lederband in den Handel und hat sicher viel Anklang gefunden, da der Verleger für die noch vorhandenen Exemplare den Preis auf 40 Mark erhöhte.

In den rein künstlerischen, vom Kriege signierten Werken geht das Fürsorgeamt des Kriegsministeriums voran, indem es eine Reihe von beiläufig 200 Bildnissen unserer Heerführer herauszugeben beginnt, die nach den vom Maler *Oskar Brüch* im Feld und Hauptquartier gezeichneten Blättern reproduziert sind. Fünf Serien zu je 40 Blättern sind geplant, den Abschluß sollen geschichtliche und biographische Angaben bilden. Das Mitglied unseres Kriegspressequartiers *Max Bucherer* hat seine 14 Steinzeichnungen vom östlichen Kriegsschauplatz zu einem Mappenwerke „Aus Galizien und Polen" vereinigt. Der Verlag von *E. Reinhardt* in *München* läßt davon außer der gewöhnlichen noch eine „Museumsausgabe" auf Japan in vom Künstler eigenhändig bezeichneten Exemplaren erscheinen.

Gar nichts Kriegerisches ist noch in dem kürzlich ausgegebenen zweiten Hefte des 38. Jahrgangs der Zeitschrift „Die graphischen Künste" zu merken. (*Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.*) Es gehört ganz dem ersten Teil eines Aufsatzes von *Hermann Voß* über die Bugra, einer illustrierten Übersicht der Entwicklung der Graphik in Europa, die nach Voß nirgends ein Abflauen moderner Bewegung verrät, sondern im Gegenteil einen Aufschwung zu neuen Gestaltungen und Problemen zeigt. Zwei Originalradierungen von *Emil Orlik* („Arabische Landschaft"), dem jüngst verstorbenen *Karl Koepping* (weibliche Bildnisstudie mit Blumen) sowie die farbige Nachbildung eines Holzschnittes von *L. H. Jungnickel* sind dem Hefte beigegeben. Im Texte handelt *Ludwig von Baldaß* über Pieter Cornelisz und beginnt damit eine Folge von „Notizen über holländische Zeichner des XVI. Jahrhunderts".

Durch die Kriegsereignisse etwas verspätet erschien bereits vor einiger Zeit das *XII. Jahrbuch der „Österreichischen Exlibris-Gesellschaft"*, redigiert von *Dr. Rud. Frhr. v. Hoscheck-Mühlheim.* Der Herausgeber schreibt darin über die seit dem XVI. Jahrhundert datierenden Exlibris der Familie Kreß von Kressenstein, und liefert außerdem einen über das Interesse der engeren Sammlerkreise reichenden, schön illustrierten Aufsatz über „Österreichische Ärzte-Exlibris von 1500—1870". Wir sehen außerdem mehrere neue Blätter des über Wien hinaus bekannten Radierers *Alfred Coßmann*, den man auch gern einmal in einer Vereinigung seiner Porträts kennen lernte. Wieder ist der Jahrbuchband aus Chwalas Druckerei prächtig hervorgegangen und zeigt samt dem oben erwähnten Hefte der „Graphischen Künste", was Wien in der Beziehung leisten kann. Nicht minder die „*Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission für Denkmalpflege*" (Kunstverlag *Anton Schroll & Co., Wien*), von denen die Nummern 4—6 des XIV. Bandes vorliegen. Aktuell wirken sie besonders in dem von authentischen Abbildungen begleiteten Aufsatze *Wilhelms von Ambros* „Völkerrecht und Denkmalschutz". Ebenfalls im Schrollschen Verlag hat zum hundertsten Geburtsfeste unseres gerühmten Historienmalers Eduard von Engerth, *Richard E. v. Schick* ein schön illustriertes, dem Andenken des Meisters gewidmetes Werk herausgegeben und darin Beiträge verschiedener Autoren (Karges, A. F. Seligmann und andere) aus zum Teil verschwundenen Zeitungen gesammelt.

Dem Philosophen *Wilhelm Jerusalem* hat seine große, nicht nur an der Universität lebende Gemeinde eine Festschrift zum sechzigsten Geburtstag überreicht, mit Beiträgen von Mach, Eisler, Popper-Lynkeus und anderen. Wie ein Epilog liest sich der wunderbare Brief der *Helen Keller* aus Wrentham: „After laboring half a century for the opening of mankind's eyes, he is giving his sunset days to the opening of a home whence the poor, obscure deaf blind shall send forth a message of joy undreamed in solitude — —." Lite-

Digitized by Google

raturkenner werden in dem wertvollen Buche *Julius Ofners*, „Essai über Laotse", besonders aber *Stefan Hochs* weitschichtige Arbeit „Über die Wiederholung in der Dichtung" beachten.

Über das Unternehmen des Insel-Verlags „*Die österreichische Bibliothek*" hätte ich schon vor langer Zeit berichten können. Jetzt haben die schwarzgelben Bändchen hier schon die Anzeige erfahren und es bleibt mir nur die eine Frage übrig, die auch Hofmannsthal, der ungenannte Herausgeber der Bücherei in seinem Begleitworte der „Neuen Freien Presse" nicht beantwortete: warum erscheint die österreichische Bibliothek mit den Büchern von Grillparzer, a Santa Clara, Comenius, über Custoza, Kaiser Josef nicht in Wien? So schön es ist, wenn man sich unser in Leipzig annimmt und so sehr wir dafür danken, bleibt dennoch in dieser keinem Schwabenspiegel nachgesprochenen Frage ein Vorwurf für Wien, das sich dabei wahrscheinlich denken wird: „So was geht bei uns nicht; das zahlt sich nicht aus!" Auch darüber ließe sich ein inkonfiskables Buch in die österreichische Bibliothek einreihen. Wer wagts?

Anläßlich der am 25. Juli erfolgten Enthüllung der Gedenktafel für *Stephan Milow* am Sterbehause des Dichters in Mödling schrieb Dr. J. K. Ratislav eine Erinnerungsschrift. Das auf der Tafel befindliche Bildnis Milows scheint nach dem Gemälde der Therese v. Mohr gearbeitet zu sein.

Hübsche literarische Funde veröffentlichen die letzten Hefte des „Merker". Zunächst (in der Doppelnummer 13/14 vom 15. Juli) die langversprochenen *Grillparzer- und Castellibriefe* aus dem Archive der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde; viel anregender aber schreibt ihr Finder *Richard Smekal* im 1. Septemberhefte derselben Zeitschrift über die unbekannte *Vorlage zu Raimunds „Verschwender"*. Mir selbst war in dem alten „Taschenbuch des Theaters in der Leopoldstadt", Jahrgang 1829, eine Novelle „Der junge Verschwender und seine Frau" in einer Umgebung, die eigene Beiträge Raimunds enthält, aufgefallen. Ich hatte nicht den Mut, der von Smekal auf eine äußere Gewähr hin Ribics zugeschriebenen, angeblich aus dem Englischen stammenden Geschichte ihre Rolle zuzuerkennen, befangen durch die überreiche vor dem Zauberstücke liegende Tradition mit Destouches, Gozzi usw. Smekal ist aber die kleine Wahrscheinlichkeitsrechnung gut aufgegangen, zumal er sich für die Namengebung „Flottwell" auf eine andere im selben Almanach enthaltene Stelle einer Dichtung J. N. Vogls berufen kann. Gewiß ist in der harmlosen Novellette die Anregung für Raimund zu finden. Wenn sie auch keinesfalls als „Quelle" im herkömmlichen historischen Sinne gelten darf, bleibt sie ein lehrendes Exempel für die Arbeit eines Poeten.

Am 5. August 1915 starb im oberösterreichischen Bad Hall der Dramatiker *Gustav Streicher*, über den man viele Nekrologe schrieb, die aber alle — Glücksmanns Nachruf in der österr. „Rundschau" (1. Sept. 1915) nicht ausgenommen — über den Lebenslauf des unglücklichen Mannes stellenweise ungenau berichten, so daß ich hier einige Bemerkungen dazu setzen möchte. Die überall betonte Verwandtschaft mit Andreas Streicher, dem Begleiter Schillers, gilt nur in sehr bedingter Form. Die Gegenreformation hatte nämlich im Jahre 1632 das oberösterreichische Geschlecht der Streicher in zwei Stämme geteilt, von denen der eine, protestantische, nach Schwaben auswanderte und erst viel später mit Andreas, dem Klaviermacher, seinen Repräsentanten nach Wien sandte, während der zweite Familienstamm, zum Katholizismus zurückgekehrt, in Oberösterreich verblieb. Auf diesen letzten Zweig geht der Dichter zurück. Arm schritt er von Hause fort, zunächst als Wanderlehrer und Vortragsmeister seinen Weg machend, wobei er von klerikaler Seite manche Anfeindungen zu bestehen hatte. Später lebte er als Schriftsteller in Wien. Die Heimat lieh ihm den Mythus für sein Schaffen, das weit mehr in den Absichten und Zielen als in der Form und Sprache die Bedeutung erlangte. Man führte seinen „Nikolotag" mit Erfolg auf, weithin hörte man von dem großen Aufsehen der Linzer und Grazer Vorstellungen seines „Stephan Fadinger"; dem Schauspiele „Traumland" widmete das Deutsche Volkstheater in Wien den Preis. Es war schon zu spät. Auf 42 Jahre hat es der arme Mann in äußerm und innerm Ringen gebracht. Faustische Pläne haben den Kranken umgaukelt im krassen Gegensatze zu den mißlungenen Gestalten seines letzten Schauspiels „Das Geschlecht der Hagenstorf", das als Handschrift übrig blieb, ebenso wie sein „Österreich".—

Am 7. Juli starb, 72jährig, der ehemalige Archivar des Erzherzogs Friedrich und Bibliothekar der „Albertina" *Dr. Richard Müller*. Die Fachkreise kannten ihn aus den Veröffentlichungen des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich und aus der Arbeit an der großen vom Wiener Altertumsverein herausgegebenen Geschichte Wiens. Zu seinen besten Leistungen zählen die Beiträge zur Ortsnamenforschung, die ihm auch einmal (S. „Neue Freie Presse" 18275) das Angebot einer germanistischen Lehrkanzel verschafften. Der Gelehrte mußte wegen seiner Schwerhörigkeit, die später in gänzliche Taubheit überging, ablehnen. Dazu kam noch der Verlust der Sehkraft, aber allen Gebrechen zum Trotz hatte Müller noch jahrzehntelang rege fortgearbeitet.

Wien, den 4. September 1915.

Erich Mennbier.

Römischer Brief.

Wie in der deutschen und französischen Armee ist nun auch in der italienischen eine *Schützengraben-Zeitung* entstanden. Sie wird zusammengestellt und vervielfältigt von *Ottorino Sapelli*, der als „Direttore Proprietario" (Eigentümer und Leiter) unterzeichnet; als Sitz der Redaktion ist angegeben: Al Campo (im Felde) und als verantwortlicher Redakteur „Cecco Beppo" (ein Pseudonym). Das Blatt erscheint alle Sonntage und bezeichnet sich als: „Umoristico Illustrato della Vita Militare (Illustriertes Witzblatt aus dem Soldatenleben). Der Preis jeder Nummer beträgt

Digitized by Google

einen Soldo (5 Centesimi). Der Titel des Blattes ist: *La Scarica* (die Salve). Die Kopfvignette stellt einen Bersagliere dar, wie er mit aufgepflanztem Seitengewehr hinter einem österreichischen Soldaten hersetzt, der fliehend mit einem Hasen um die Wette läuft; hinter dem Fliehenden sind Schrapnells, Granaten, Aeroplane und Luftschiffe los. Die ganze erste Seite ist dann von einer Darstellung eingenommen, die in ungeheuerlicher Karikatur Kaiser Franz Josef und Kaiser Wilhelm mit gezücktem Schwert zeigt, die beim bloßen Geruch eines italienischen Alpensoldaten, welcher hinter einem Haufen Bretter sein Pfeifchen raucht, Hals über Kopf davon laufen. Der Widmungsartikel erzählt, wie die Zeitung unterm Zelt hergestellt wird, beim flackernden Schein eines Lichtstumpfes und in Viertelstunden, die der kurzen Nachtruhe geraubt sind. „Wir sind" — heißt es darin — „o Soldaten Italiens, eine heilige Schranke, die in Bewegung ist dem Ideale entgegen. Dieses Blatt soll das Zeichen der Verbrüderung sein, das uns vereinigt zu dem, was wir erwarten und zu dem, was wir hinter uns gelassen haben; einst nach unserer siegreichen Rückkehr wird es eine kostbare und erhebende Erinnerung sein, an diese Stunde, die wir durchleben, die schönste, die unser Land je gesehen hat!" Das Blättchen umfaßt vier Seiten im Format 22:32 cm. und enthält in humoristischer Weise die üblichen Rubriken der Tageszeitungen, bis zum Wetterbericht.

Ich hatte schon im vorigen Heft darauf hingewiesen, daß, wie bei uns, so auch in Italien mit Kriegsbeginn eine lebhafte Sammlung von Lesestoff für die verwundeten Soldaten eingesetzt hat. Die Mailänder Zeitung „Il Secolo" äußert sich über den Fortgang dieser Sammlung: „Bei der Buchhalterei der Biblioteca di Brera in Mailand laufen weiter Tag für Tag große Mengen von Büchern ein. Zu bemerken ist die Übereinstimmung in der Wahl der Gaben: Alle Geber haben den hohen Zweck dieser Soldatenbibliotheken begriffen und senden solche Bücher oder Zeitschriften, die diesem Zweck am besten entsprechen. Abgesehen von rein patriotischen Schriften und solchen, die sich auf die gegenwärtige Weltlage beziehen, gehen meist leicht verständliche Bücher zur Unterhaltung und Belehrung ein. Feststehend ist in allen diesen Büchern und Zeitschriften der Geist des reinen Italienertums; auch in den übersandten Romanen und Novellen ist der Vorzug zu beobachten, den man solchen Werken gibt, die am meisten geeignet sind, unsere heiligen Erinnerungen wieder zu erwecken. So erreicht man auch die Absicht, unsere Soldaten zu verbinden in der Liebe zum Vaterlande und in dem Glauben an seine Bestimmung, die uns heute alle in einem Geiste vereint." Außer namhaften Beiträgen von Gesellschaften, wie den Sektionen Mailand und Biella, der Gesellschaft „Dante Alighieri" ist auch die Zahl von Gaben aus Privathand sehr beträchtlich. Naturgemäß stehen hier in erster Linie Verleger und Buchhändler, unter denen die bekanntesten Firmen wie Bemporad, Bocca, Treves, Vallardi usw. vertreten sind.

Unter dem Titel „*Classici Tedeschi in Scuole Italiane*" (Deutsche Klassiker in italienischen Schulen) schreibt die nationalistische Zeitung „Idea Nazionale" in Rom: In dem Bolletino del Ministero della Publica Istruzione (Veröffentlichungen des Kultusministeriums) wird ein Verzeichnis von Textausgaben veröffentlicht, die nach Beschluß der Lehrerversammlungen für das Schuljahr 1914/15 an den staatlichen Gymnasien eingeführt sind. In diesem Verzeichnis werden 52 Ausgaben lateinischer Klassiker aufgeführt, die bei ein und derselben Leipziger Verlagsfirma erschienen sind (Teubner). Das wäre erträglich, wenn es keine italienischen Ausgaben gäbe; aber das gleiche Verzeichnis beweist, daß etwa zehn große italienische Verlagshäuser lateinische Klassiker für den Schulgebrauch herausgeben, und daß es bei uns auch Schulen gibt, die deren Erzeugnisse nicht mißachten. Wir wollen hoffen, daß das, was im Jahre 1914/15 geschehen ist, sich im Jahre 1915/16 nicht wiederholen wird. Diese schmerzliche Betrachtung der „Idea Nazionale" ist übrigens von einer ganzen Anzahl anderer Zeitungen übernommen worden, die sich in ihrem Urteil und ihren Wünschen alle der „Idea Nazionale" anschließen.

Naturgemäß weckt der Krieg gegen Österreich in Italien manche Erinnerungen an die Zeit der österreichischen Herrschaft in der Lombardei, in Venezien und den kleinen oberitalienischen Herzogtümern. Besonders gedenkt man viel der Zensur- und Presseverhältnisse jener Zeiten, und in den Tageszeitungen finden sich interessante Notizen über die Zustände vor der Entstehung des geeinten Königreichs Italien. So erzählt das „Giornale di Reggio Emilia" über die Zensurverhältnisse in Modena. Der „*Messaggero di Modena*" (Modenaer Bote), der unter der direkten Zensur des Herzogs von Este stand, erhielt von diesem einen strengen Verweis nur deshalb, weil er einen Artikel aus einer französischen Zeitung abgedruckt hatte: Es war zur Zeit der Herrschaft Napoleons III., und die einzige europäische Macht, die das zweite Kaiserreich nicht anerkannt hatte, war das Herzogtum Este. Der Verweis war von dem Befehl begleitet, nur bestimmte auswärtige Zeitungen zu zitieren, über die ein Verzeichnis beigefügt war. Dadurch entstand ein systematischer Schmuggel mit Zeitungen, um wenigstens etwas über die Ereignisse in Europa zu erfahren, und der Schreiber dieser kleinen Episode im „Giornale di Reggio" — es leben übrigens noch manche, die diese Zeit miterlebt haben — erinnert daran, daß der Hauptsitz für diesen Zeitungsschmuggel sich bei einer Witwe befand, die ein kleines Wäschegeschäft betrieb, und für deren Zuverlässigkeit sich bei der Polizei ein hoher Geistlicher verbürgt hatte. Von dem Zeitungsschmuggel ging es dann zum Kontrebandehandel mit Büchern. So konnte eine Ausgabe der Dichtungen Giustis in Reggio, versteckt in den ausgehöhlten Stamm einer Pappel, eingepascht werden. Die Bücher Mazzinis, Guerrazzis und Niccolinis passierten den Zoll in großen Ballen von Kolonialwaren. Aber es kam noch besser: Dank der Käuflichkeit eines der Zensoren setzte man auch auf strengstverbotene Bücher den Zensurstempel der Zivil- und Kirchenbehörde, nachdem man sie einfach mit anderen Umschlägen versehen hatte. So konnte das damals viel verfolgte

Digitized by Google

berühmte politische Drama Niccolinis „Arnaldo da Brescia" auf zahlreiche Bücherbretter der Einwohner Reggios gelangen, und noch dazu legitimiert von der Zensur. Das Buch tauchte nämlich in einem Umschlag auf, auf dem zu lesen stand: „Die Selbstgespräche des heiligen Augustin"! —

In der „Rivista d'Italia" findet sich ein kleiner Aufsatz über den Ursprung der Reklame aus der Feder von *G. Castelli*. Die Reklame, meint der Verfasser, ist kein Vorzug unserer Tage. Ihre Anfänge reichen vielmehr bis ins Altertum zurück. Bei der Ausgrabung von Pompeji wurden die merkwürdigsten Spuren von Reklame aufgefunden, wie sie in jener Zeit, besonders auch bei den Wahlen, gemacht wurde. Man bediente sich jedoch nicht der Plakate und Anschläge, sondern malte und schrieb, was man bekannt machen wollte, auf die Mauern der Häuser. Diese Unsitte nahm einen solchen Umfang an, daß die Hauseigentümer ihre Zuflucht dazu nahmen, die Urheber solcher Inschriften durch die sogenannte „Jettura", ein noch heute bei abergläubischen Leuten in Italien sehr gefürchtetes Mittel, abzuschrecken. So kam es, daß manch' einer auf die Wände seines Hauses Sprüche malen ließ wie: „Der Name dessen, der hier geschrieben steht, wird bei der Wahl nicht als Sieger hervorgehen!" oder: „Möge den das Unglück fassen, der von diesen Mauern den Wählern empfohlen wird!" In Rom schämten sich die Bewerber auf die höheren Ämter nicht, Taten, die sie oder ihre Verwandten zum Wohl oder zur Ehre des Vaterlandes ausgeführt hätten, auf große Tafeln zu malen und öffentlich ausstellen zu lassen. Andere warben Redner, die, wo irgend sich das Volk versammelte, das Gespräch so drehen und wenden mußten, daß sich eine Verherrlichung des Kandidaten anbringen ließ. Die Frauen, auch in jenen Zeiten von der Wahl ausgeschlossen, verdoppelten ihre Verführungskünste, um die Wähler zu beeinflussen und sie der Sache ihres Geliebten geneigt zu machen; und bei alledem waren Tore, Wände, Säulen und jedes Plätzchen, das der Architekt frei ließ, bedeckt mit Inschriften in großen schwarzen oder roten Buchstaben, wie sie besonders geeignet sind, das Auge der Masse auf sich zu ziehen. Auch bei den Ausgrabungen in Ostia, bemerkt Castelli, sind Tafeln in Terracotta gefunden worden, die als Reklame für einen Baumeister gedient haben. Sie zeigen Werkstattzeichen, wie sie von den Gewerken auch in späterer Zeit vielfach angewandt wurden.

Meußlitz bei Dresden, Anfang September 1915.

Ewald Rappaport.

Amsterdamer Brief.

Seit einigen Jahren (1910) besteht hier in Holland, im Haag, ein kleiner Kreis von Freunden des schönen Buches, der sich *„De Zilverdistel"* nennt, und der es sich zur Aufgabe gestellt hat, das Buch als solches zu einem kleinen, in sich vollendeten Kunstwerke zu machen. Dieses hohe Ziel sucht man in den Ausgaben, die man veranstaltet, durch reine Qualitätsarbeit zu erreichen; das heißt, man will nur wirken durch die wohlüberlegte Raumverteilung, die sinngemäße und harmonische Druckanordnung, sowie durch die Güte der verwendeten Materialien, des Papiers und der Druckertinte, und die Schönheit der ausgewählten Letter. Die äußere Erscheinung des Buches soll bis in die kleinsten Unterteile der sichtbare Ausdruck des Geistes des Buches sein, und die Kostbarkeit der Ausgabe muß daher dem inneren Werte des Werkes einigermaßen entsprechen. Die „Zilverdistel" strebt nicht so sehr nach etwas Neuem, sie will vielmehr die Traditionen des Edelsten und Besten, was auf diesem Gebiete geschaffen worden ist, mit besonderer Anlehnung an die Erzeugnisse englischer Liebhaberpressen auf holländischen Boden verpflanzen. Auf die ersten Veröffentlichungen des Verlags, die ausschließlich aus Gedichtsammlungen moderner holländischer Autoren bestanden, will ich hier nicht weiter eingehen, da sie für nichtholländische Leser kaum von Interesse sein werden, obwohl sie als die ersten tastenden Versuche nach einer harmonischen Gestaltung eines Buches sicherlich Beachtung verdienen. Man verwandte für diese Ausgaben verschiedentlich eine schöne Fleischmannletter des XVIII. Jahrhunderts; gedruckt wurden dieselben sämtlich von Enschedé in Haarlem. Die Begründer der „Zilverdistel" waren drei jüngere Autoren: *P. N. van Eyck, Jac. Bloem* und *D. Greshof*. Die letzteren schieden aber bald aus, und an ihre Stelle trat *J. F. van Royen*. An der vierten Publikation des Verlages, einem *„Het Eigen Ryk"* betitelten Zyklus von Gedichten *Albert Verwey's* (1912) konnte van Royen noch seine bessernde Hand anlegen. Von diesem Zeitpunkt an läßt sich ein stetiger Fortschritt in den Ausgaben des Verlages wahrnehmen. Zugleich erweiterte man das Programm und zog auch deutsche und französische Werke in seinen Kreis.

Das erste deutsche Buch, dem die Ehre zuteil fiel, von der „Zilverdistel" veröffentlicht zu werden, war des zartfühligen, schwermütigen Österreichers *Andrian „Garten der Erkenntnis"*, das 1913 herauskam. (Gedruckt in 125 Exemplaren; Preis 10 fl.) Das kleine Büchelchen wurde, wie die früheren Ausgaben des Verlages, von Enschedé in Haarlem gedruckt. Das Neue daran war die Letter, eine Augustin-Antiqua aus dem XV. Jahrhundert, die wahrscheinlich von Peter Schoeffer aus Gernsheim herrührt, und die bisher noch keinmal verwendet worden war. Merkwürdig sind die Schicksale dieser Letter. Joh. Enschedé in Haarlem erhielt im Jahre 1768 von einem Buchdrucker Jac. Scheffer, der in 's Hertogenbosch tätig war, eine Inkunabel aus der Offizin von Peter Schöffer, und einige sechzig Matrizen. Nach der Familientradition hatten sich diese Matrizen mehr als 250 Jahre ununterbrochen im Besitze der Familie erhalten, was nicht unmöglich scheint, da der s'Hertogenboscher Drucker in gerader Linie von dem Gernsheimer Peter Schoeffer abstammte, während die Form der Letter den von den großen Venezianer Druckern, wie zum

Digitized by Google

Beispiel den von Joh. Wendelin von Speyer gebrauchten Typen, sehr nahesteht. Der alte Joh. Enschedé ließ nun aus den Matrizen mit der größten Sorgfalt und Vorsicht neue Lettern gießen. Die alten Matrizen sind inzwischen verloren gegangen, und nur die Lettern haben sich erhalten; nach ihnen sind jetzt wieder, also nach 150 Jahren, auf galvanoplastischem Wege neue Matrizen hergestellt worden. Die fehlenden Formen wurden nach Analogie der bestehenden Lettern oder der so verwandten Lettern von Wendelin von Speier rekonstruiert, so daß jetzt ein vollständiges großes und kleines Alphabet mit den nötigen Abbreviaturen, Interpunktionen und Ziffern, im ganzen 99 Zeichen, vorliegt. Die alte Schöffersche Letter hat einen eigentümlichen, etwas kapriziösen Charakter; sie ist schlank und schmal, und auch die runden Formen wirken länglich; es liegt etwas Gespanntes in ihnen, wie bei einer elastischen Feder, die ein wenig zusammengepreßt ist. Dies im Verein mit dem großen Unterschied zwischen dünnen und dicken Linien, zwischen den kräftigen Hauptstrichen und den feinen Grenz- und Endstrichen, und mit dem schnellen Auf- und Abschwellen der runden Formen gibt der Letter eine gewisse, prickelnde Unruhe, die nicht ohne Reiz ist und dem bedruckten Blatt einen sehr lebendigen Aspekt verleiht, zugleich aber auch das Auge leicht ermüdet, was besonders bei enggedruckter Prosa der Fall ist. — Die Leiter der „Zilverdistel" haben mit Absicht auf eine Letter aus der ersten Zeit der Buchdruckerkunst zurückgegriffen — es war keine Verlegenheitswahl — weil sie der Ansicht sind, daß für eine Renaissance der Buchkunst die edeln Formen der frühen Erzeugnisse der Buchdruckkunst auch heute noch vorbildlich und unübertroffen sind; und sie verweisen hierfür nach dem Beispiel der englischen Privatpressen, die ebenfalls auf diese Periode zurückgingen. Vor diesen ist die „Zilverdistel" im Vorteil, daß ihr alte Typen zur Verfügung standen, während sich die Engländer mit nach dem Muster der alten Typen neu hergestellten Lettern zufrieden geben mußten. Ob wir nun wirklich nicht imstande sind, den alten Typen gleichwertige, neue, in denen sich auch unser modernes Empfinden ausspräche, an die Seite zu setzen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls macht eine andere Ausgabe der „Zilverdistel", die Gedichte von *Baudelaire*, die mit der de Roosschen Mediäval-Antiqua gedruckt sind, neben den mit der Schöfferschen Type gedruckten Werken, doch eine sehr gute Figur. Man möchte sogar geneigt sein, der Baudelaire-Ausgabe den Vorzug zu geben. Muten die Schöffer-Drucke gotisch-deutsch an, der Roos'sche Baudelaire wirkt lateinisch-klassisch; statt Schnörkel, Launen und Nervosität Einfachheit, Ebenmaß und Ruhe, und statt asketischer Schlankheit behagliche Fülle. Auch die größere Lesbarkeit, ein doch nicht zu unterschätzender Faktor, scheint mir bei de Roos zu liegen. Nun besteht zwischen den von der „Zilverdistel" gewählten Lettern und den damit gedruckten Werken eine geheime Wesensverwandtschaft; die gotisch-krause Antiqua Schöffers paßt zu den romantischen Stimmungen eines Andrian, zu dem geheimnisvollen Dunkel eines Novalis und zu den zarten und unbestimmten Impressionen eines Verlaine; in allen dreien ist etwas Mittelalter und eine gewisse schwärmerische Gefühlsseligkeit. Ebenso entspricht die klassische Letter von de Roos vortrefflich der sinnlich-plastischen, mehr intellektuellen und klareren Kunst eines Baudelaire.

Von *Andrian* hat die Zilverdistel außer seinem „Garten der Erkenntnis" auch seine wenigen, bisher noch nicht in Buchform erschienenen *Gedichte* veröffentlicht. (150 Exemplare; Preis 5 fl.) — Bei der Baudelaire-Ausgabe hat man zum erstenmal mit Glück einiges in Rot gedruckt, so die Titel der verschiedenen Folgen, denen stets ein ganzes Blatt in dem betreffenden Zyklus gewidmet ist und die außerdem noch auf dem Rand jeder Seite die verschiedenen Folgen durchlaufend begleiten. Die Titel der einzelnen Gedichte sind dagegen in Schwarz gedruckt. Das Rot neben dem Schwarz wirkt belebend und bringt eine fröhliche Note in das Ganze. Der Baudelaire, der 1913 von G. van der Wiel in Arnhem nach der genauen Anweisung der Herausgeber gedruckt wurde, ist die letzte Veröffentlichung der „Zilverdistel", die von van Royen und van Eyck gemeinsam unternommen wurde. Alle folgenden Ausgaben sind von van Royen allein veranstaltet worden. So ist er allein der geistige Urheber der nächstfolgenden Publikation, des Neudruckes des Spieles von *„Lanseloet von Denemerken"* (1913; 100 Exemplare, Preis 15 fl.). Mit feinem Verständnis für die so andere Anordnung und Einteilung, die der sinngemäße Druck eines dramatischen Werkes erfordert, ist man hier zu Werke gegangen. Durch ganz diskrete Änderungen im Druck, durch direkt einleuchtende Zeichen oder durch Wechsel in der Farbe der Lettern und Wechsel in den Abständen zwischen den einzelnen Rollen hat man hier versucht, den Bau des Dramas zu verdeutlichen. So bedient man sich eines besonderen Zeichens: ☾, um das Auftreten einer neuen Person anzukündigen; auch ein Wechsel in der Anrede, wenn der Sprechende sich in seinem Vortrag zu einer anderen Person wendet, wird durch dieses Zeichen ausgedrückt. Eine neue Szene wird durch Kapitallettern der zwei ersten Worte eingeleitet; und so sind es mehr der Feinheiten, die ich hier nicht alle aufzählen kann. Auch bei dieser Ausgabe tragen einige in Rot gedruckte Zeilen und Worte zur Erhöhung der Deutlichkeit und zur übersichtlicheren Gliederung, sowie zur Belebung des Ganzen bei; so sind die Namen der handelnden Personen stets in Rot gedruckt; auch das oben erwähnte Zeichen ist rot; nur am Schluß bei den letzten Worten des Helden, wo er im Sterben sein Gebet zu Gott richtet, ist das Zeichen schwarz.

Der Ausgabe von Lanseloet ist der Text von Dr. Leendertz in den „Uitgaven van Middelnederlandsche Dramatische Poësie" zugrunde gelegt. Es interessiert vielleicht in diesem Zusammenhange, daß die Erstausgabe dieses Dramas, eine holländische Inkunabel, von Govert van Ghemen um 1486 in Gouda gedruckt, ein Unikum ist, das auf der Stadtbibliothek in Lübeck bewahrt wird und von dem 1902 Martinus Nyhoff eine Faksimileausgabe veranstaltet hat. Hoff-

Digitized by Google

mann von Fallersleben ist der erste gewesen, der auf dieses Denkmal holländischer dramatischer Kunst die Aufmerksamkeit gelenkt und es in seinen „Horae Belgicae" einem größeren Kreise zugänglich gemacht hat. Die Lanseloetausgabe ist wie alle Veröffentlichungen der „Zilverdistel", die seit van Royens ausschließlicher Leitung bisher die Presse verlassen haben, mit der Schöfferschen Letter gedruckt.

Auch bei den *„Romances sans paroles"* von *Verlaine*, die 1914 herauskamen, ist diese Letter gewählt. (130 Exemplare, Preis 23,50 fl.). Die Anordnung der Gedichte ist hier die gleiche, wie bei Baudelaire; auf einer Seite findet sich nie mehr als ein Gedicht; der Außenrand, links und rechts, bei dem aufgeschlagenen Buch ist breiter als der Innenrand, ebenso ist der untere Rand viel breiter als der obere, damit die das Buch haltenden Hände nicht unten einen Teil des Textes bedecken und man das Ganze bequem lesen kann. Der obere Rand ist der schmalste, der untere der breiteste. Bei Verlaine hat man außer den in Rot gedruckten Titeln der verschiedenen Folgen auf dem Rand links und rechts beim aufgeschlagenen Buch in Blau gedruckte Titel, die jedesmal der Serie auf einem eigens dafür reservierten Blatt vorangehen. Abweichend von allen übrigen Ausgaben der „Zilverdistel" hat man sich bei Verlaine japanischen Papieres bedient. Das sonst verwendete mit der Hand geschöpfte edele englische Papier aus Bachelors Mill, das sich anfühlt wie gefrorener, leichtkörniger Schnee, und das von einem schönen ein wenig ins Gelbliche spielenden Weiß, scheint mir im allgemeinen den Vorzug zu verdienen, weil das Schwarz der Druckerfarbe, das auf diesem zuvor angefeuchteten englischen Papier erzielt wird, von besonderer Tiefe und Reinheit und zugleich von einem feinen, funkelnden Glanz ist, und weil ferner auf diesem rauhen Papier die Gefahr des Ausfließens der Tinte so viel geringer ist und sich dadurch die Buchstaben in aller Schärfe abheben können.

Die jüngste Veröffentlichung der „Zilverdistel", die ganz kürzlich erschienen ist und die in jeder Hinsicht als das vollendetste Werk des Verlages gelten darf, sind die Gedichte von *Novalis*. (200 Exemplare; Preis in Kalbspergament gebunden 21 fl., in Maroquin 36 fl.). Sowohl der geistige Leiter des Ganzen, van Royen, wie die Drucker haben diesem Werke die größte Liebe entgegengebracht, und keine Mühe ist gescheut worden, die Ausgabe so harmonisch und edel zu gestalten, wie es sich für den Genius eines Novalis geziemt. Es ist keine vollständige Sammlung der Gedichte, die hier geboten wird; nur das Wertvollste ist ausgewählt worden, aber weitaus das meiste, was Novalis hinterlassen hat, *ist* klassisch, und so wird kaum ein Freund des Dichters in dieser Sammlung etwas vermissen. Der Text fußt auf der Ausgabe und den Untersuchungen Minors, ist jedoch abweichend von ihm in der ursprünglichen Schreibweise gegeben, wegen der Abwechslung, die gewisse Zeichen, wie y in seyn zum Beispiel und das heute nicht mehr übliche h nach t in das typographische Bild bringen. Von der Minorschen Lesart hat man sich nur unbedeutende

Abweichungen erlaubt, wo man der Ansicht war, daß die gewählte Abweichung dichterischer ist. So liest man in dem vierten geistlichen Lied in der letzten Strophe mit Heilborn:

Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig still und offen stehen.

Minor hat hier: Ewig heiter offen stehen; das „still" ist hier unstreitig dem feierlichen Ernst der Stimmung angemessener und paßt auch besser als Beiwort zu Wunde. — Sehr feinsinnig ist die Anordnung der Gedichte, die durch die zu Gebote stehenden typographischen Hilfsmittel glücklich verdeutlicht wird. Mit der Zueignung als Auftakt beginnt die Sammlung; darauf folgen die andern Gedichte aus dem „Heinrich von Ofterdingen". Aber da die Zueignung als einleitendes Gedicht einen ganz besondern Charakter hat, ist sie von den Ofterdingengesängen getrennt worden, und steht so als Prolog vor dem ganzen Werke. Ihre besondere Stellung ist dadurch angedeutet, daß zwischen den Zeilen größere Spatien eingehalten sind, als bei den folgenden Gedichten; außerdem sind die zwei ersten Worte der beiden Teile mit großen Buchstaben gedruckt. Der Zueignung entspricht im Druck als Abschluß und Krönung des Ganzen das letzte der geistlichen Lieder, die Abendmahlshymne, die abgesondert von den andern geistlichen Liedern gedruckt steht, mit der gleichen weiten Spatiierung wie die Zueignung. Beachtenswert ist bei der Hymne selbst, daß dieselbe so angeordnet ist, daß die erste Seite des Gedichtes mit der Zeile: „EIN Leib" schließt. Hierbei ist „ein" mit großen Buchstaben gedruckt, weil es gleichsam das Schlagwort des Ganzen ist; dadurch kommt es in sichtbaren Gegensatz zu dem Beginnwort des Gedichtes: Wenige (wissen das Geheimnis der Liebe). So hat man in Druck und Arrangement manches hineingeheimnist, aber dies ist alles so ungezwungen, daß sich das Geheimnis dem andächtigen Leser bald enthüllt. In der Anordnung im einzelnen muß noch folgendes erwähnt werden: auf den „Ofterdingenzyklus" folgen die „Hymnen an die Nacht", zu denen der letzte Ofterdingengesang, das „Totenlied", schön überleitet. Dann kommen als Zwischenspiel und Ruhepunkt einige vermischte Gedichte, die mit dem Lied „An Julien" und einem Vers aus seinem Tagebuch von 1800 schließen. In den beiden letzten Gedichten klingt schon die Gottessehnsucht an, die in den dann folgenden geistlichen Liedern, zu denen auch die „Marienlieder" gefügt sind, immer voller und mächtiger ertönt, sich anfangs an christliche Symbole und Figuren anlehnend, zuletzt aber in der „Abendmahlshymne" dieselben in kühner, ungeahnter Weise umdeutend, umbiegend und zersprengend. Von den „Hymnen an die Nacht" hat man die Prosafassung gewählt. Für einen schönen, harmonischen Druck bot das mehr Schwierigkeiten. Da es bei den meisten Druckerzeugnissen zu zeitraubend und dadurch zu kostbar sein würde, die Zwischenräume zwischen den einzelnen Wörtern nach ästhetischen Gesichtspunkten zu regeln, werden diese Zwischenräume immer ganz

Digitized by Google

gleich genommen, was zur Folge hat, daß für das Auge je nach der größeren oder geringeren Rundung der Buchstaben die Zwischenräume ungleich sind und störende staffelförmige Lücken auf einer Druckseite entstehen. Diese Lücken zu vermeiden, hat man die größte Sorgfalt angewendet, und nach langem mühevollem Probieren ist es wirklich gelungen, den Raum für das Auge gleichmäßig zu füllen. Bei den Gedichten ist man immer bestrebt gewesen, dieselben, wenn sie nicht auf einer Seite bequem Platz finden konnten, so zu verteilen, daß sie im aufgeschlagenen Buch nebeneinander zu stehen kamen, so daß man nicht genötigt ist, umzuwenden; mußte ein Gedicht auf mehr als zwei Seiten verteilt werden, dann hat man stets dafür gesorgt, daß diese Zäsuren nicht der natürlichen Gliederung des Gedichtes zuwiderliefen.

So ist wirklich etwas Mustergültiges geschaffen worden; das Verdienst hieran tragen nicht zum geringsten Teil die Drucker, die den Intentionen van Royens bis ins kleinste Detail mit nicht gewöhnlicher Hingebung gefolgt sind. Ihre Namen seien daher an dieser Stelle genannt; leider fehlen dieselben in den von ihnen hergestellten Ausgaben. Da heißt es nur: gedruckt auf den Handpressen von Joh. Enschedé en Zonen, und nicht wie es bekanntlich die schöne Gepflogenheit der Cobden Sandersonschen Drucke ist und wie es sich gehörte; gesetzt durch *Piet Kabel* und gedruckt durch *Arie van Heiningen*. — Der Novalis ist in ähnlicher Weise wie Verlaine in drei Farben gedruckt, und zwar mit der Schöfferschen Letter. Die verwendeten Initialen sind ebenso wie die verschiedenen früheren Ausgaben, von van Royen selbst entworfene Zierlettern, die nach seiner Zeichnung in Holz geschnitten sind.

Einiges ist noch über die Einbände zu sagen. Während die früheren Veröffentlichungen nur sehr geschmackvoll, aber einfach broschiert zu haben waren, sind die letzten Ausgaben ausschließlich gebunden erhältlich, sowohl in biegsamem Kalbspergament mit dem eingedruckten Zeichen des Verlages, einer von dem Architekten de Bazel entworfenen stilisierten Silberdistelblüte, als auch in festen Ganzlederbänden; und man muß gestehen, die äußere Hülle für diese vornehmen Ausgaben ist des kostbaren Inhalts würdig.

Amsterdam, Anfang September.

M. D. Henkel.

Von den Auktionen.

Eine ganze Reihe Versteigerungen älterer und neuer Graphik und von Büchern sind bereits für den Herbst und Winter angesetzt. Bei *Rudolph Lepke* in Berlin wird ab 26. Oktober die Bibliothek des vor einiger Zeit verstorbenen berühmten Berliner Anwalts *Erich Sello* unter den Hammer kommen; der Kunstbesitz Sellos ist zum Teil früher schon verkauft worden. Sello war ein Bibliophile von feinem Spürsinn, und die Gebiete, die ihm besonders am Herzen lagen, hat er in sehr geschickter Weise auszubauen gewußt. Unsere Antiquare werden sich gern erinnern, wie er mit vielem Verständnis aus den Katalogen das nicht Alltägliche herauszufinden wußte. Die Lieblingsneigung des Besitzers betraf den literarhistorischen Teil seiner Sammlung, der nun mit andern Abteilungen bei Lepke verauktioniert werden wird. An dem nötigen Interesse wird es trotz des Krieges nicht fehlen, denn die Schoßkinder unserer Bücherfreunde, die Erstausgaben der Klassiker, sind reichlich vertreten, besonders Lessing, Schiller, Goethe; von Schillers und Goethes Dramen zahlreiche Erst- und Frühdrucke. Aus der Literatur des XVIII. Jahrhunderts sind ferner vor allem auch die unterhaltenden Schriftsteller vorhanden, ebenso die reinen Lyriker. Besonders gut sind Simon Dach, Klopstock, Gottsched, Gellert, Herder, Gleim vertreten. Von Heines Werken finden sich eine Reihe seltener Ausgaben. Die gleichzeitige französische Literatur ist dagegen nur spärlich vorhanden. Eine außerordentlich große Abteilung bilden die Ausgaben, Übersetzungen und Arbeiten zu Shakespeare. Sello hat ferner kulturhistorisch interessante Abenteurer-Romane des XVI. und XVII. Jahrhunderts gesammelt. Diese große Gruppe enthält größtenteils Originalausgaben. Ferner sind die zahlreichen Memoirenwerke besonders bemerkenswert, auch Bücher zur Geistesgeschichte der Reformationszeit. Eine Abteilung Humoristica darf ebenfalls nicht vergessen werden. Die Romantiker finden sich in zahlreichen Frühausgaben; hiervon natürlich vor allem Arnim, Brentano, Eichendorff, E. T. A. Hoffmann und Immermann. Von der zeitgenössischen schönen Literatur hat Sello im allgemeinen nur die behaglichen Erzähler bevorzugt, wie Raabe, Fontane. Dem modernen Drama hat er kein Interesse gewidmet, nur Hauptmann ist mit einigen Erstausgaben vertreten, angefangen mit dem „Promethidenlos".

Eine zweite Abteilung der Selloschen Bibliothek ist der Rechtswissenschaft gewidmet. Sello sammelte alles zum Thema „Justizirrtümer"; diese Abteilung setzt sich aus zahlreichen Einzelschriften und Sammelwerken, bis ins XVIII. Jahrhundert zurückgehend, zusammen. Auch über das hierhin gehörige Thema „Ritualmord" scheint alle Literatur zusammengetragen zu sein.

Die dritte Abteilung umfaßt Kunstgeschichte und zeigt deutlich Sellos Interesse daran.

Schließlich ist noch eine andere Abteilung der Sammlung, die sich mit politischen Tageserscheinungen befaßt, bemerkenswert und in dieser historischen Gruppe eine größere Anzahl von Werken über die Person Friedrichs des Großen.

Der Katalog ist ausgezeichnet gearbeitet; die bibliographischen Angaben verraten die Leistungen des Fachmannes.

Im Anschluß an die Bücherei Sellos wird dann am 2. November ebenfalls bei Lepke die Bibliothek *Siegfried Joachimson*-Hamburg versteigert werden, in der Hauptsache moderne Luxusdrucke in tadellosem Zustande: Insel-Verlag, Ernst Ludwig-Presse, Tempel-Verlag usw. Gleichzeitig kommt eine wertvolle Heine-Sammlung mit großen Seltenheiten zur Auktion.

Unter den bevorstehenden graphischen Auktionen ist besonders die Versteigerung bemerkenswert, die

Digitized by Google

F. A. C. Prestel in Frankfurt a. M. vom 25. Oktober ab veranstalten wird. Sie gliedert sich in zwei Abteilungen. Die erste umfaßt Handzeichnungen aus dem Nachlaß der vor 37 Jahren in Weimar verstorbenen Freifrau *Luise von Seebach*. Es sind hauptsächlich deutsche Meister des XIX. Jahrhunderts, von denen zum Teil Kabinettstücke hier der Vergessenheit entrissen werden. Diese Kollektion ist in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts zusammengetragen worden. Sie bietet eine Auslese von Aquarellen und Zeichnungen so ziemlich aller damals geschätzten Meister, für die das Interesse jetzt wieder von neuem erwacht. Besonders sind die Nazarener gut vertreten. Um nur einiges hervorzuheben: von Julius Schnorr von Carolsfeld eine bildmäßig ausgeführte Federzeichnung, Ruth ihre Schwiegermutter nach der Heimat zurückführend, die endgültige Fassung seiner Bibel-Illustration. Von Friedrich Overbeck ist eine Skizze, „Sitzende Maria mit Christus", vertreten. Von Wilhelm von Schadow besitzt die Sammlung die sepierte Bleistiftzeichnung einer Pietà, ein schönes, ausgeführtes Blatt. Von Genelli die prächtige Bleistiftzeichnung eines aufrechtstehenden Frauenaktes, eine Sepiazeichnung von Orpheus und Charon, Bleistiftzeichnungen männlicher und weiblicher Akte. Zwei Prachtstücke finden sich von Chodowiecki, der ausgeführte Entwurf einer Dame in ganzer Figur in Rötelzeichnung, zur Geschichte des Predigers Gros aus „Sophiens Reisen", der als Stich im Gothaischen Hofkalender 1778 erschien; dann zwei nebeneinanderstehende weibliche Figuren ebenfalls in Rötel, der Entwurf zum Titelkupfer zu Schummels Kinderspielen. Von Schwind findet sich eine frühe (1823) ausgeführte Bleistiftzeichnung; von Ludwig Richter zwei sehr reizvolle leicht kolorierte Blätter von außerordentlicher zeichnerischer Feinheit, die später zu Hebels „Alemannischen Gedichten" verwendet wurden. Von den alten Meistern der Frankfurter Kunst seien Peter Becker, I. F. Dielmann und Philipp Rumpf genannt.

Der zweite Teil der Versteigerung wird den Nachlaß des im vorigen Jahre verstorbenen bekannten Radierers Professor Karl Koepping unter den Hammer bringen. Hier sind die großen Griffelkünstler Deutschlands, Frankreichs und Englands zum Teil gut vertreten: Klinger und Greiner, Slevogt, dann Leibl, ferner Thoma, die Frankfurter Boehle und der bisher noch nicht genügend geschätzte Wilhelm Altheim, den Franz Rieffel kürzlich in der „Zeitschrift für bildende Kunst" 1915, Heft 8 eingehend gewürdigt hat. Von den Franzosen sei besonders Rodin genannt mit ein paar sehr reizvollen Federskizzen, sowie Daumier, Gavarni, Forain, Bracquemond, Méryon, Toulouse Lautrec. England ist durch ausgezeichnete Abdrücke von Bone und Haden vertreten. Israëls, Whistler und Zorn runden diese Sammlung durch wertvolle und seltene Stücke ab.

Eine Versteigerung moderner Graphik findet auch am 22. und 23. Oktober bei *Max Perl* in *Berlin SW. 19*, Leipzigerstr. 89, statt. Zunächst kommen eine Reihe zum Teil ausgezeichneter Handzeichnungen und Aquarelle zum Verkauf, darunter Arbeiten von Corinth, Gebhardt, Habermann, Israels, Kampf, Klinger (von diesem vier Kopfstudien von Elsa Asenijeff, auf der

Rückseite Studie zum Mann vor der Evokation, mit Pastell gehöhte Kreidezeichnung aus dem Jahre 1900), eine ganze Reihe Kohlezeichnungen von Max Liebermann, darunter die Studie einer sitzenden Frau, ein Garten in Noordwyk, Wochenmarkt in Amsterdam und verschiedene Motive aus den Dünen Belgiens, ferner ein doppelseitiges Skizzenblatt von Menzel, eine Bleistiftzeichnung von ihm, eine im Gebet kniende Frau von vorn darstellend, voll bezeichnet vom Jahre 1866, und die Kohlezeichnung einer sich den Hut aufsteckenden Dame vom Jahre 1898. Unter den Radierungen, Lithographien und Holzschnitten sind die meisten führenden Künstler gut vertreten.

Eine Versteigerung, die Ende September bei *Karl Ernst Henrici* in Berlin stattgefunden hat und über die ein, wie bei dieser Firma üblich, recht geschmackvoll ausgestatteter Katalog vorlag, umfaßte neben deutschen Kupferstichen, alten Städteansichten und historischen Szenen, die aber großenteils auch bibliophiles Interesse hatten, eine Abteilung *Alt-Weimar* (Goethe und sein Kreis). Die Radierung von L. Schütze nach Otto Wagner von 1827, Goethes Haus in Weimar mit der bekannten Unterschrift „Warum stehen sie davor usw." erzielte in einem schönen breitrandigen und unbeschnittenen Exemplar 80 M.; die Radierung der beiden gleichen Künstler, Goethes Gartenhaus mit der faksimilierten Unterschrift „Übermütig sieht's nicht aus usw.", ebenfalls in einem breitrandigen Exemplar, 75 M.; ein Widmungsexemplar von Retschs Umrissen zum „Faust" (Tübingen, Cotta 1820) mit dem Originalumschlag und auf diesem die eigenhändige Widmung Goethes „Herrn L. John Vigoureux zu freundlichem Andenken. Goethe. Weimar d. 3. Jul. 1827" brachte den dafür durchaus nicht zu hohen Preis von 600 M. Verhältnismäßig niedrig ist auch der Betrag von 650 M. für des 16jährigen Goethe frühes gedrucktes Gedicht: „Ich möcht mich, könnt ich nur, zu einem Stutzer machen ..." 23 Zeilen, mit Unterschrift: „—e.", abgedruckt in: „Der Unsichtbare eine moralische Wochenschrift." Erster Theil. Frankfurt am Main in der Eßlingerischen Buchhandlung 1765. Es war das Stück der Goetheana, auf das sich bei der Versteigerung das meiste Interesse konzentrierte. Es brachten ferner „Iphigenie von Goethe". Abdruck zur Feier des VII. November 1825. Weimar. (Jena, gedruckt bey J. G. Schreiber.) 4°. 138 S. u. 1 Blatt. Orig.-Pappbd. (Auf dem inneren, vorderen Umschlagdeckel 8 eigenhändige Zeilen des Dr. Schwabe, Hofrat und Leibarzt des Großherzogs u. der Großfürstin Maria Paulowna) 75 M.; Goethes Original-Visitenkarte: „Großherzoglich Sachsen-Weimarischer wirklicher Geheimrath und Staatsminister von Goethe", Größe 58×103 mm (auf der Rückseite eine Notiz über einen Besuch bei Goethe, 27. Juli 1825), 71 M.

Die Doktordissertation von Goethes Vater „De aditione hereditatis ex jure romano et germanico" Giessae (1738) brachte 61 M.; eine Originalbüste von Herder in Biskuit modelliert von W(egener) in der Herzogl. Porzellanmanufaktur zu Fürstenberg (etwa 1790), eine der bemerkenswerten Porträtdarstellungen der berühmten Fürstenberger Kleinplastik, 90 M.; zwei Alt-Wei-

Digitized by Google

marer Porzellan-Ziervasen mit Ansichten: „Das Großh. Residenz-Schloß" und „Die Kettenbrücke bei Oberweimar", Thüringer Porzellan, etwa 1825—1830 175 M. (das Schloß ist vom Stern gesehen; auf der zweiten Vase von der Kettenbrücke aus Blick auf das ferne Belvedere); eine Porzellantasse mit farbig gemalter Ansicht (das Schloß mit den umliegenden Häusern), Zylinder-Form, etwa 1795, sogenannte „Marcolinitasse" 150 M.

In der Abteilung „Berlin und die Mark Brandenburg" sei genannt eine sehr schöne Alt-Berliner Ansicht, Opernplatz mit der Neuen Bibliothek und der Katholischen Kirche, von Jean Rosenberg, 1782, mit prachtvollem Kolorit in Deckfarbenmalerei „J. A. E. Niegelssohn pinxit 1786", 170 M.; eine sehr seltene Folge von 12 Lithographien mit Handkolorit vom Jahre 1840, Darstellung des Volkslebens in Berlin, 230 M.; die Ansicht der alten Kirche im Tempelhof bei Berlin, eine Originalkreidezeichnung, bez. „J. Rosenberg del. 1796", 150 M.

Von sonstigen Städte-Ansichten seien wenigstens genannt ein Ölgemälde des aus Essen gebürtigen Schülers Schadows, A. Mönig, Mühlheim a. d. Ruhr darstellend, von etwa 1840, 280 M.; eine von Ziegler gestochene Zeichnung von Janscha, die Stadt Speyer, von etwa 1800, 70 M.; Schönbrunn bei Wien, „d'après Nature par L. Janscha, gravé par J. Ziegler 1785", 145 M.

Von Kostümwerken und Stichen nennen wir: Accurate Vorstellung der sämtlichen Königlich Preußischen Armee. Nürnberg 1771. 105 kolorierte Tafeln, 120 M.; Preußische Armee-Uniformen. 136 sauber illuminierte Blätter. Potsdam, 1789 chez Charles Chrétien Horvath, 145 M.; der „Große Kurfürst". 1647. Jeremias Falck Polonus sc., Georg Förster exc., erster Abdruck vor der Hinzufügung der Widmung, 105 M.; Königin Luise. Bénét Salomon sc. (nach einem Lauerschen Original-Pastell vom Jahre 1798). Meisterhafte Grabstichelarbeit, in Berlin von dem talentvollen russischen Kupferstecher ausgeführt. Vorzüglich erhaltener Abdruck, 185 M.; der König von Preußen im Kreise seiner Familie. H. A. Dähling p., Meyer sc. Etwa 1805. In Punktiermanier, 80 M.; Friedrich Wilhelm III. (Am Fenster die Königin Luise mit ihren Kindern.) H. Däling p., J. F. Krethlow sc. Punktiert. Berlin, bei J. J. Freidhof, 1807. Vorzüglicher Abdruck, 130 M.

Unter den „Arbeiten deutscher Künstler" brachten Lotte und Werther. Zwei Szenen aus dem „Werther" (Lotte, im Ballanzuge, schneidet für ihre Geschwister Brot und Werthers Zimmer), „D. Chodowiecki delin: & sc.", in prachtvollen Abdrücken mit Rändchen (sie bilden, wie bekannt, die Titelvignetten zum ersten und zweiten Teil der Werke), 93 M.; eine Ölstudie von Anselm Feuerbach: Italienisches Küstenmotiv, 1130 M., die in leuchtenden Farben ausgeführte Arbeit ist vermutlich auf der ersten italienischen Reise Feuerbachs entstanden, die ihn in Gesellschaft Viktor von Scheffels in das tridentiner Bergland führte; Bertha Froriep, Bleistiftzeichnung des vierundsiebzigjährigen Rückert, 390 M., unter dem Bilde der eigenhändige Namenszug „Friedrich Rückert 1863"; Johann Christian Sigmund Krüger (Bildnismaler in Berlin), Brustbild des Schauspielers und Theaterleiters Carl Theophil Döbbelin. Ölgemälde, etwa 1784, 400 M.

Die Versteigerungen zeigen, daß trotz des Krieges das Interesse an guter Kunst unverändert wach und — auch das nötige Geld vorhanden ist. S.-B.

Neue Bücher.

Friedrich Lienhard und wir. Dem deutschen Dichter Friedrich Lienhard zum 50. Geburtstage dargebracht von *Wilhelm Edward Gierke. Stuttgart* 1915. Druck und Verlag von *Greiner & Pfeiffer.* VIII und 94 Seiten. Gebunden 1 M. — *Friedrich Lienhard.* Der Einsiedler und sein Volk. Erzählungen. *Stuttgart* 1914. Im gleichen Verlag. 190 S. Geheftet 2,50 M., gebunden 3,50 M. — *Friedrich Lienhard,* Lebensfrucht. Gesamtausgabe der Gedichte. Dritte Auflage. *Stuttgart* 1915. 287 Seiten. Geheftet 4 M., gebunden 5 M.

Eine Sammlung von Aufsätzen, Gedichten und Grüßen hat W. E. Gierke dem Dichter Friedrich Lienhard zu seinem 50. Geburtstage (4. Oktober 1915) dargebracht. Wissenschaftler, Schriftsteller und Dichter haben hier von ihrem Verhältnis zu Lienhard Zeugnis abgelegt, seine Schriften gewürdigt, von Erlebnissen erzählt, die sie mit dem Dichter zusammenführten, oder nur einen herzlichen Gruß gereimt. Der Wert des Buches liegt, wie oft bei Festgaben dieser Art, nicht so sehr in dem, was seinen Inhalt im einzelnen ausmacht, als vielmehr in seinem Erscheinen an sich, das in der Freundschaft eines so ansehnlichen Kreises von Arbeitern des Geistes und ihrem Drang, sich zu dem Dichter zu bekennen, seine Voraussetzung hat.

Der *Persönlichkeit* Lienhards gilt die warme Anerkennung der führenden Stimmen in dem seltsam zusammengewürfelten Chor, der dem Dichter ein Geburtstagsständchen bringt. Der Persönlichkeit, dem deutschen Menschen, dem Kämpfer, dem „Jünger Weimars", dem „literarischen Laienprediger", dessen edler Popularschriftstellerei Harry Maync weiteste Verbreitung wünscht. „Seine reife, harmonische Persönlichkeit geht nicht im Ästhetischen auf, sondern wendet sich, einen echten Schillerschen Idealismus der Tat vertretend, zugleich auch an das Willensmäßige". Damit hat Maync Lienhards Art klar und knapp charakterisiert; wobei freilich das Wort vom „Nicht-im-Ästhetischen-Aufgehen" doch des wichtigen Zusatzes bedarf, daß Lienhard oft genug im Ästhetischen geradezu versagt.

Dem Kämpfer, Mahner und Helfer zu deutscher Bildung gelten auch die warmen, ohne falsche Übertreibungen vorgetragenen Worte Christian Gaehdes, der kurze Gruß Rudolf Euckens; und Georg Witkowski betont, wie weit dieses deutschen Dichters Ziel: „Beseelung und Durchgeistigung des Deutschtums und, vom Deutschtum aus, der Menschheit" emporragt über die schulmeisterliche Enge gewisser Deutschtümler. Den Elsässer grüßen Theobald Ziegler und Christian Schmitt, und dieser Gruß ist gerade in dieser Kriegszeit der des ganzen deutschen Stammlandes.

Digitized by Google

Aber den Würdigungen der Persönlichkeit Lienhards, für die zu zeugen „Freude und Pflicht ist", stehen in der Festschrift leider eine ganze Reihe von überaus dilettantischen Versuchen gegenüber, das *Werk* Lienhards zu beurteilen, in seiner Eigenart zu charakterisieren und in die literarische Entwicklung einzuordnen; ein Unternehmen, zu dessen Erfüllung das Festbuch für den lebenden Dichter der denkbar ungeeignetste Platz ist.

Da wird einmal die müßige Frage aufgeworfen: Was macht den Dichter? Und als Antwort lesen wir: „Schauen und fühlen, erblicken und begreifen." Aber das Wesentlichste ist vergessen: Gestalten! — man weiß nicht, ob mit Absicht; denn eben das Gestalten ist Lienhards Stärke nicht. Ein anderer Aufsatz, der von „Lienhard als Dramatiker" auf acht ganzen Seiten handelt, wirkt mit seinen Oberlehrer-Begriffen von Drama und Theater geradezu komisch. Aber es ist ja leider nur zu natürlich, daß ein an idealem Himmel aufsteigender Komet wie Lienhard einen ganzen Schweif von Dilettanten nach sich schleppen muß; sicherlich nicht zu seinem Vorteil. Daß Lienhards Schaffen in seinen Dramen gipfele, wie der Verfasser des genannten Abschnittes will, ist ein Irrtum, den man dem Dichter, nicht aber seinem Kritiker verzeihen kann. Gewiß steht eine Dichtung wie das letzte Drama Lienhards „Odysseus auf Ithaka" hoch über manchem Machwerk, das es zu Bühnenjubiläen bringt. Mehr aber als mit diesen unproblematischen Naturen eines idealisierten Griechentums gibt uns Lienhard doch mit den Werken, aus denen er direkt zu uns spricht und denen unter anderen auch Wolfgang Golther in der Festgabe den Vorzug gegeben hat: die „Wasgaufahrten", das „Thüringer Tagebuch", die „Wege nach Weimar". „Hier sind," sagt Golther, „die hohen Ziele gewiesen, die in der Heimatkunst begründet, in der Höhenkunst erreicht werden. Als Pfadfinder und Wegweiser leitet Lienhard zur vertieften innerlichen Kunst- und Weltanschauung, die dem deutschen Geiste geziemt." Besonders das „Thüringer Tagebuch", diese „Blätter der Selbstermunterung", die wohl vielen Gleichgestimmten auch zur Ermunterung wurden, deutsche Landschaft und deutsche Dichtung auf einsamen Höhenpfaden zu suchen: dies Buch sei auch jetzt aufs neue allen genannt, die dem Dichter durch Einkehr in sein Werk eine würdige Feier bereiten wollen.

Denn leider kann die Gabe, die uns der Dichter selbst in diesem Jahre reicht, der Novellenband „Der Einsiedler und sein Volk", solchem Zwecke nicht voll genügen. Besonders gilt dies von der Titelnovelle, die mit dem Kriege verknüpft, aber stark persönlich gefärbt ist. Der Einsiedler, dem die Welt, die stets nur eine Welt der Nützlichkeit und Plattheit für ihn ist, die Anerkennung und die Nachfolge zu den von ihm erstrebten hohen Gipfeln der Ideale versagt, sieht nun plötzlich diese Welt, sein Volk, durch den Krieg aus den Niederungen emporgerissen; und er spricht die resignierenden, doch trostreichen Worte: „Wir wollen gern im Schatten bleiben, wenn nur Deutschland im Licht geht". Warum mußte Lienhard seine Schmerzen und Hoffnungen in eine Novelle kleiden? Hier zeigt sich deutlich sein Mangel an ästhetischer Erkenntnis. Stoff und Form gehen nicht die letzte, innigste Vereinigung ein, die unsere Anschauung vom Kunstwerk fordert. Es bleibt ein Rest ungeschmolzenen, ungebildeten Metalls; das Schmiedefeuer der Schöpferstunde lohte wohl heiß, aber der Hammer des Künstlers versagte. Schöner hat Lienhard seinen Schmerz um die versagte Anerkennung an anderer Stelle durch Dichtung geadelt: in den Versen, die er der Bearbeitung seines „Odysseus" vorangestellt hat. Schöner auch ist seine tief verinnerlichte Kriegsbegeisterung in seinen „Kriegsgeschichten" zum Ausdruck gekommen, die weit über die Versflut unserer Tage als einsame Inseln ragen und die „Stillen im Lande" grüßen. Sie sind jetzt in eine neue Gesamtausgabe der Gedichte aufgenommen worden, die der Verlag den Freunden Lienhards als willkommenen Festtagsgruß vorlegt. —

Die übrigen Stücke des Novellenbandes sind in der Architektur strenger, der Dichter tritt hinter seine Gestalten zurück, und einzelne Stücke stellen sich neben Lienhards beste Dichtungen. So vor allem die von feinem Humor getragenen Novellen „Die Salbe der Genialität" und „Das Gastgeschenk", während bei dem „Geheimnis in Goethes Garten" die völlige Durchführung der Briefform einen einheitlicheren Eindruck ergeben haben würde. Wo historische Begebenheiten gestaltet werden, ist oft die Geschichte nicht künstlerisch in den novellistischen Zusammenhang gelöst, sondern einfach berichtend mitgeteilt.

Ein Mangel aber, den frühere Werke Lienhards schon immer erkennen ließen: sein geringes Gefühl für Worte und Bilder, tritt auch in dem neuen Buch stark hervor. Wenn es da heißt: „Ihr Gatte ließ ein Gemurmel durch das Gehege der Zähne, das bitter klang", oder wenn zwei Menschen, die um das Leben eines Freundes bangen, dies Zwiegespräch führen: „Stirbt er mir, so stirbt meine halbe Seele mit ihm." – „Und mir die ganze", schluchzte die Gräfin — so sind das Geschmacklosigkeiten, die man selbst einem Anfänger nicht verzeihen könnte.

So scheidet man von diesem Buche mit der erneuten Erkenntnis, daß dieser nach hohen Zielen strebende Mensch nicht auch ein großer Künstler ist. Seine Dichtungen werden kaum je ein lebendigeres Leben führen als jetzt; der Mann aber wird, wenn eine spätere Zeit auf unsere Tage zurückschaut, als Künder deutschen Wollens und Glaubens die gerechte Anerkennung finden, die ihm heute schon ein Kreis von Freunden bekundet hat. F. M.

M. Herbert, Verborgenheiten. Gott, Mensch und Natur. *Köln, J. P. Bachem.* Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

M. Herbert hat sich in vier Gedichtbüchern bereits eine gewandte, nicht eben eigentümliche Verssprache geschaffen, in der sie die Erlebnisse ihres guten Herzens und die trüben und heiteren Taten ihrer Balladenhelden besingt. Sie gibt Gott die Ehre und bittet ihn um Schöpferstärke. Sie jubelt der Seelen-Lerche Sieg über die Erdenschwere. Sie singt der „Sternen-Jungfrau" Annette Droste ein Lied, womit sie nicht zu ihrem

Digitized by Google

Nutz an die größere Schwester erinnert. Bisweilen findet sie ein glückliches Bild, einen eigenen, klar gestalteten Gedanken, besonders in den kürzeren Gedichten. Die Balladen dagegen reiten alle auf alten abgetriebenen Kleppern einher: „Herr Brameck tät seines Bruders Kind im heißen Zorn erschlagen", oder „Herr Wolf von Wulffen sprengt zum Turnier . . ." — So bindet sie einen Strauß aus „Liebe wie Rosen rot", „Lilien, bleich wie der Tod" und „die bittren, dunklen Zypressen tät ich auch nicht vergessen". Und dazu schreibt sie die bescheidene Bitte:

„Nimm auf den Weg, ich bitt, ich bitt,
Nimm auf den Weg mein Sträußlein mit."

Hoffentlich findet sie für die „Verborgenheiten" so viele Leser wie für ihre „Einsamkeiten"; dann leben wohl eines Tages auch ihre „Sehnsüchte" auf. F. M.

M. von Hutten, Rufende Weite. Roman. *Köln, J. P. Bachem.* Geheftet 3,60 M., gebunden 4,60 M.

Es ist gewiß nicht alltäglich, daß ein Unterhaltungsroman — und „Rufende Weite" gehört in diese Gattung — nicht von Liebe, Heirat und mehr oder minder ausgeführtem Ehebruch handelt, sondern vom Verzicht auf alles persönliche Glück zum Heil der Allgemeinheit. Das ist die Grundidee des Buches: „Ob ich in einem großen Orchester die Bratsche spiele im Hintergrund oder die erste Violine vorn, ist fürs Ganze belanglos. Es klingt doch alles mit zur großen Harmonie. Und wenn die Bratsche vollkommen spielt, wie die erste Violine, und jedes andere Instrument macht es ebenso, dann ist das ganze herrliche Orchester eins und die große Harmonie ist eine. Nur daß man überhaupt mitspielt, darauf kommt es an." Nicht müde, sondern kraftvolle Resignation lehrt dies Buch, das trotz mancher Romanphrase und mancher Filmsituation nur empfohlen werden kann. F. M.

Gerhard Ouckama Knoop, Das A und das O. Roman. *Delphin-Verlag, München,* 1915.

Der Verfasser von „Sebald Soekers Pilgerfahrt" ist verschieden. Aus seinem Nachlaß erscheint ein letztes Werk, so, wie man sich ein Vermächtnis denkt, ein letztes Wort, handelnd von den letzten Dingen. Aber kein Testament, sondern ein Roman von anschaulichem Geschehen irdischer Wirklichkeit. Emerich von Butenhusen liest seiner blonden Frau Nietzsches „Zarathustra" vor: „Was weiß heute alle Welt?" fragte Zarathusta, „etwa dieses, daß der alte Gott nicht mehr lebt, an den alle Welt sonst geglaubt hat?" — „Du sagst es," antwortete der alte Mann betrübt. „Und ich diente diesem alten Gotte bis zu seiner letzten Stunde. Nun aber bin ich außer Dienst, ohne Herrn, und doch nicht frei —." Diese Worte fielen bei ihm selbst auf einen längst vorbereiteten Boden. Sein Suchen und seine Schicksale bis zum Ende erleben wir nun. Seine Frau verläßt ihn, er liebt seine Stiefmutter, sucht Hilfe bei einem Dichter, betätigt sich zum Wohle der Menschheit, fällt durch hochgestimmten Idealismus kirchengründenden Schwindlern in die Hände, kämpft den Kampf gegen Eros, bis er schließlich gar seine Vergangenheit verliert. Neben blutvollen Gestalten wirken geheimnisvolle Mächte, bis ihn der graue Mann der Gegenspielerin zuführt, die bis dahin ihr Leben im Buche abgesondert geführt hat. Vom heimlich lächelnden Humor bis zur Groteske werden alle Register gezogen, idyllisch und gewaltig tröstet und erregt das Buch Seite für Seite. Das Ganze ist von einer hohen Geistigkeit, die es erlaubt, immer wieder zu Einzelheiten zurückzukehren. Die beiden Hauptgestalten finden sich zu einem abgeklärten Dasein in einem Paradies — an den Bergen — ohne Schlange und Baum der Erkenntnis. Es bedürfte fast nicht der Stimme, die da ertönt: Was du gesucht hast, das wird dir werden, nachdem du zur Einfalt der Kinder zurückgekehrt bist und nichts mehr suchest. Der schlimme Baum der Erkenntnis verdorrt, wenn ihr aufhört, seine Früchte zu begehren. Es ist für euch Menschen nur *ein* Heil: über die euch zugewiesenen Grenzen nicht hinaus zu fragen, zu wollen und zu streben. Es klingt durch, was ein anderer Dichter in die Worte geprägt hat: Vom Zweck genesen. H. M.

Kriegsschriften. Von neuem müssen wir, auf das im vorigen Heft, Seite 252f., gesagte verweisend, von eingehender Besprechung der auf den Krieg bezüglichen jüngsten Literatur Abstand nehmen und uns mit der kurzen Kennzeichnung der vorliegenden Neuheiten bescheiden.

Eine beachtenswerte Reihe, betitelt *„Männer und Völker"*, beginnt im Verlag *Ullstein & Co., Berlin und Wien* ihr Dasein mit den vier Einmarkbänden: „Das englische Gesicht. England in Kultur, Wirtschaft und Geschichte" von *M. Frischeisen-Köhler, J. Jastrow, Eduard Freiherrn von der Goltz, Gustav Roloff, Veit Valentin, Franz von Liszt* (251 Seiten); „Die Welt des Islam" von *Friedrich Delitzsch* (191 Seiten); „Bismarcks Erbe" von *Hans Delbrück* (221 Seiten); „Ägypten in Vergangenheit und Gegenwart" von *Georg Steindorff* (261 Seiten).

Das Heft „Theater und Krieg" von *Heinrich Stümcke* (*Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hof-Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Rudolf Schwartz,* IV, 128 Seiten in billigster Herstellung 2 Mark!) streift auf der Oberfläche der Probleme hin und schwellt seinen Umfang durch die Materialien früherer eigner und fremder Zusammenstellungen über historische Dramen auf.

Der schon oft gerühmten Sammlung der Kriegslyrik, die wir *Julius Bab* verdanken (*Morawe & Scheffelt, Berlin*), wächst ein siebentes Heft „Soldatenlachen" zu, das Erträgliche aus dem greulichen Mißwachs der „humoristischen" Kriegsgedichte auslesend. In dem gleichen Verlag beginnt eine ebenso sorgsame Auswahl der „Kriegsnovellen", besorgt durch *Heinrich Goebel,* bis jetzt zwei Hefte zu je 1 M.

Rudolf Borchardts Rede „Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr" (54 Seiten, *Heidelberg, Richard*

Digitized by Google

Weißbach) steht nach Gedankenschwere und edler Form in erster Reihe.

Ein eigenartig wertvoller Gedanke ist in dem Buch schön verwirklicht worden, das den Namen trägt: „Heldenkränze. Gedächtnisbuch für die Gefallenen". Herausgegeben von *Felix Lorenz*. Buchschmuck von *Carl Zander*. (125 Seiten. *Schuster & Loeffler, Berlin.* 3 M.) Worte und Verse der Führenden sind zu Kränzen von reicher Fülle gewunden.

Eugen Diederichs in *Jena* bringt zwei neue Tat-Flugschriften: *Hans Friedrich Blunck*, „Belgien und die niederdeutsche Frage' (60 Seiten mit Sprachenkarte Belgiens 60 Pfg.) und *Erich Everth*, „Von der Seele des Soldaten im Felde. Bemerkungen eines Kriegsteilnehmers" (48 Seiten 80 Pfg., höchst bedeutsam!). Als Ergebnis ernsten Denkens erschien in der „Politischen Bibliothek" des Verlags Diederichs: *Hugo Preuß*, „Das deutsche Volk und die Politik (199 Seiten, geheftet 3 M., gebunden 4 M.).

Von einer Sammlung „Die Zeitbücher", die bei *Reuß & Itta* in *Konstanz* herauskommt, erhielten wir Kunde durch die eigenartig kartonierten Bändchen 9—11, die zum Preise von je 50 Pfennig die deutschen Stämme in ihrem Verhältnis zu der Allmutter Deutschland zu schildern beginnen. Gedanke und Ausführung scheinen, nach der Einleitung zu schließen, dem Kopfe *Julius Babs* zu entstammen. Er hat auch das erste Bändchen geliefert: „Preußen und der deutsche Geist", eigentlich ein öfters gehaltener Vortrag über Heinrich von Kleist, der in dem (keineswegs neuen) Vergleich von Kleists Hermann mit Bismarck gipfelt. Starken literarischen Einschlag zeigt auch das zweite Bändchen: „Österreich und der deutsche Geist" von *Willi Handl*, der Grillparzer in den Mittelpunkt stellt, während der dritte, „Schwaben und der deutsche Geist" von *Theodor Heuß* eine Anzahl verschiedenartiger Vertreter des Schwabentums an dessen Geschichte im XIX. Jahrhundert aufreiht.

Max Dauthendey, den ein widriges Geschick auf Sumatra festhält, bringt in seinem Gedichtbuch „Des großen Krieges Not" (*Albert Langen, München.* 104 Seiten, geheftet 2 M., in Pappe 3 M.) die Eindrücke des tropischen Landes und die Visionen der fernen Kampfgefilde in der bei ihm bekannten Aufreihung von improvisierten Schilderungen. Der Verpflichtung des großen Talents wird in diesen Versen nur selten ihr Genüge.

Immerhin kann Dauthendey doch auch im leicht gezeichneten Bilde mehr geben als die meisten der zahllosen Bedichter des Krieges in Reimen und Prosa oder einem Gemisch von beiden, wie die fruchtbare *M. Herbert* in „Mein Kriegsbuch" (*Köln, J. P. Bachem.* 91 Seiten, geheftet 1,80 M., gebunden 2,40 M.) oder der Erzähler *Olaf Heinemann* in seinen geschickt erfundenen heiter-ernsten Geschichten „Der Tag von Langemarck" (*Leipzig, Theodor Gerstenberg.* 162 Seiten).

Ein guter Gedanke ist, so weit wir wissen zum erstenmal, verwirklicht in dem Kriegsgedenkbuch „Mit Herz und Hand fürs Vaterland!", herausgegeben von Dr. *Otto Thissen* (*Köln, J. P. Bachem.* XI, 398 Seiten, geheftet 3,60 M., in Leinen 4,60 M.). Wer hätte nicht schon gewünscht, aus den vergänglichen Zeitungsblättern aufzubewahren, was als Denkmal dieser Zeit für später bedeutsam werden muß. Das ist hier an den Beiträgen der „Kölnischen Volkszeitung" bis zum Schluß des Jahres 1914 auf Grund der von den Lesern kundgegebenen Wünsche vollbracht worden. Die so entstandene Chronik verdient durchaus die Fortsetzung bis zum Ende des großen Kampfes.

Von der alten und der gegenwärtigen Kriegsdichtung handelt ein Vortrag des Wiener Literarhistorikers *Walther Brecht*: „Deutsche Kriegslieder sonst und jetzt" (*Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.* 47 Seiten. 60 Pfg.). Sehr schnell eilt der Redner an den Zeiten vor 1813 vorüber, den Kreis nicht scharf gegen den weiteren der vaterländischen Dichtung abgrenzend, und kommt nach berechtigter Verurteilung der Kriegspoesie von 1870 zur Gegenwart. Wem mit der, selbstverständlich ungenügenden Aufzählung der Gattungen des heutigen Kriegsliedes genützt werden soll, läßt sich nicht sagen. Und ob die von Brecht reichlich dargebotenen Proben in Wahrheit beweisen, daß wir jetzt zu den höchsten Leistungen befähigt seien (Seite 27), dürfte mancher anzweifeln. Schränkt Brecht doch selbst in seinem Nachwort die kühne Behauptung erheblich ein, indem er, im Gegensatz zu Babs berechtigter Skepsis, Anlegung des historisch vergleichenden Maßstabs an Stelle des künstlerischen fordert.

Zum Schluß sei noch ein Heft erwähnt, das dem Titel nach an dieser Stelle besondere Beachtung fordern könnte: „Der Sieg des deutschen Buches im Weltkriege" von *Kurt Loele* (*Schulze & Co., Leipzig.* 48 Seiten. 60 Pfg.). Man findet aber darin nur zwischen zwei Deklamationen über die Rolle des Buches vor und nach dem Kriege eine kleine Zusammenstellung uns ungünstiger und freundlicher Stimmen des Auslands. G. W.

Österreichische Plakatkunst. Von Dr. *Ottokar Mascha*. Mit 21 Farbentafeln und 176 Vollbildern und Illustrationen im Text. Kunstverlag *J. Löwy, Wien.* Folio. 124 Seiten, geb. in Künstlerleinen.

Man muß es bedauern, daß dieser ansehnliche Band weder auf dem Titel noch unter dem Vorwort des Verfassers noch sonst an einer Stelle den Zeitpunkt nennt, wo er ans Licht getreten ist. Denn sein Ruhmesanspruch beruht darin, daß er erschien, während Österreich an Deutschlands Seite mit der Welt (so darf man wohl jetzt angesichts des Verhaltens Amerikas und der übrigen „Neutralen" sagen) um sein Fortleben mit Aufgebot der höchsten Kraft rang. Bei der Betrachtung der Erzeugnisse österreichischer Plakatkunst, bei ihrer eindringenden künstlerischen und ethnologischen Charakteristik durch Maschas geschmeidige Feder kommt es uns noch klarer zu Bewußtsein, welches Maß sittlicher Energie solcher Kraftaufwand in Österreich voraussetzte. Aus diesen Blättern spricht eine weiche, froh genießerische Volksart, deren Muskeln sich nicht leicht zu harter ausdauernder Arbeit straffen. Daß sie es vermögen, könnte der nachdenkliche Leser freilich schon erkennen, wenn er in diesem Bande die Leistungen der in Berlins rauheres Klima

Digitized by Google

verpflanzten Künstler in Vergleich zu den heimisch gebliebenen stellt. Damit ist zugleich angedeutet, daß ich der Abgrenzung des Stoffes durch Mascha nicht ganz zustimme. Der Plakatkünstler ist mehr als irgendein anderer in seinem Schaffen räumlich und zeitlich bedingt. Jedes seiner Werke entsteht durch ein Kompromiß mit der Massenpsyche, die umgarnt werden soll, deren Triebe und Sehnsüchte deshalb mit in das Werk eingehen müssen, soll es seinen Beruf erfüllen. Der Plakatkünstler wird Tonart und Tempo des Vortrags auf die Resonanz des Raumes, in dem er sich Gehör verschaffen will, abstimmen; mag auch die Grundmelodie seines Schaffens dieselbe bleiben. Wobei allerdings häufig genug, selbst bei Begabten, festzustellen ist, daß die Heimatklänge ihres Volkstums durch die Gassenhauer der Fremde zum Schweigen gebracht werden. Also: der Wiener in Berlin mag in seinem unabhängigen Schaffen der alte bleiben, — oder es wenigstens wollen und meinen —, sobald er Publikumskunst für den deutschen Markt hervorbringen will, darf und kann er nicht seinen ungefärbten Dialekt sprechen. Und der Dialekt bedeutet hier das Unterscheidende, die Möglichkeit einer landschaftlich abgrenzenden Kunstdarstellung wie der vorliegenden. Sie will die Stimmen aller Völker der unter Habsburgs Szepter vereinten Doppelmonarchie in ihrer Plakatkunst zu Worte kommen lassen. Die Berechtigung eines solchen Unternehmens liegt in der Tatsache, daß nicht nur bis jetzt eine Monographie über dieses Thema fehlt, auch in seinen umfassenden Behandlungen Österreich kaum gestreift worden ist. Selbstverständlich hat das seine inneren und äußeren Gründe. Der innere ist jene, schon oben gestreifte „inertia", die sich gern versagt, wo nicht stärkste Antriebe Taten heischen; der äußere die von Mascha sehr eingehend dargelegte Schwierigkeit mannigfacher Art, von österreichischer Plakatkunst auch nur einigermaßen genügende Anschauung zu erlangen.

Das bewährt sich schon bei dem grundlegenden geschichtlichen Material. Wer könnte bezweifeln, daß auch in Österreich den Fahrenden aller Art, spätestens schon im XVIII. Jahrhundert, Plakate zur Anpreisung gedient haben? Und doch stammt das erste Zeugnis, das Mascha beizubringen vermag, aus dem Jahre 1818! In den dreißiger Jahren beginnen die Künstlerplakate mit den farbigen Holzschnitten *Blasius Höfels;* was sich bis in die achtziger anschließt und von unserem Werke allzu reichhaltig in Wort und Bild geschildert wird, hat besondere Anziehungskraft für den Sammler, aber nur geringe für jeden Sucher höherer Werte als der alleinigen Seltenheit der Objekte. Erst mit der letzten Epoche des XIX. Jahrhunderts ist von einem erwachenden Verständnis für die eigenartigen Zwecksetzungen und die daraus zu folgernden Lösungen der Plakatkunst etwas zu verspüren. Freilich häufig genug nur dadurch, daß fremdes Gut unbedenklich angeeignet wird, wie bei dem Veithschen Blatt für die III. Internationale Kunstausstellung in Wien 1894, das als unverschämte Anleihe bei Fantin-Latour nur in einem Werk über österreichische *Plagiatkunst* Aufnahme verdiente. Die Sprache dieses Franzosen war in ihrer flüssigen Eleganz nicht das Ausdrucksmittel der neuen, nach Überwindung des „Fin de siècle" emporwachsenden Fühlweise. Wie diese neue Art ihre, von allen vierundsechzig Winden modernen Fühlens umgetriebenen Fahnen in der Kunst, mit oft wunderlichen Verrenkungen der Fahnenschwenker, flattern und wallen ließ, zeigt das Werk Maschas in der Mehrzahl seiner Bilder und dem größeren Teil seines anmutig plaudernden, nicht historisch darlegenden Textes. Bei der Auswahl mögen Bedingtheiten erschwerend gewirkt haben, immerhin erhält man eine Folge von seelischen, amüsant und lehrreich im Geschäftsleben der Gegenwart abgeprägten Stimmungen und freut sich, das mit großem Sammlerfleiß und Sammlerglück zusammengebrachte Material durch die meist guten Wiedergaben zugänglich und gesichert zu sehen.

G. W.

Der Kriegsstruwwelpeter. 24 lustige Bilder und Geschichten von *Karl Ewald Olszewski. München, Holbein-Verlag.* In farbigem Leinenband 2.40 M.

Wo der strenge Eifer Luthers die Welt voller Teufel sah, die sein Glaube bezwingen müsse, da erblickte kurz zuvor Sebastian Brant eine Narrenwelt, der er mit heiterem Spotte beizukommen trachtete. Warum sollten nicht auch wir der gegen uns kämpfenden Welt mit den Waffen der überlegenen Laune in Bild und Wort beizukommen suchen? Das hat der Autor dieses Bilderbuches getan, indem er sich an den alten, noch immer lebensfrischen Struwwelpeter Hoffmanns lehnte. Die bekannten unartigen Musterknaben und Mustermädchen werden zu ergötzlichen Abbildern unserer Feinde, und ohne Zwang fügt sich die Reihe der kindlichen Vergehen zu einer neuen Folge politischer Sünden aneinander. Ebenso glücklich wie der Text parodieren die sehr gut gedruckten Bilder die Vorlage, und es ist ein Buch entstanden, das erwachsenen und jugendlichen Genießern gleichen Spaß machen wird. P.—e.

Selbstbiographie von *Josef Popper-Lynkeus.* Als Manuskript gedruckt, 1915. Druck der *Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.* 143 S.

Drei Elemente sind bei Popper eigenartig vereint: er ist Techniker und Erfinder, Poet, Sozialphilosoph. Im böhmischen Kollin 1838 geboren, im Ghetto bis zum 15. Jahre aufgewachen, an den Polytechniken zu Prag und Wien von teilweise wenig befähigten Lehrern gebildet, ist Popper mit allem, was er erreicht und gewollt hat, ganz aus sich selbst so geworden, daß er in verehrungswürdigem Alter als „redlicher Arbeiter" auf ein Leben voll Erfolg und Anfeindung, aber mit dem Schlußsatz: „Ich bin zufrieden" zurückblicken und, einer Anregung Wilhelm Ostwalds nachgebend, seinen Freunden und Bekannten seine Lebenserinnerungen als Manuskript-Druck vorlegen darf. Was er, „weniger mathematischen Scharfsinn als vielleicht mehr Kombinations- und Erfindungsgabe" besitzend, in der Technik, vornehmlich im Flugwesen, geleistet hat, wird in seiner Darstellung doch auch dem der Sache Fernstehenden einleuchtend und ist wohl am besten durch die Tatsache

Digitized by Google

gekennzeichnet (S. 125 f.), daß Popper i. J. 1862 der Wiener kaiserl. Akademie der Wissenschaften ein versiegeltes Dokument übergab, in dem er, sich die Priorität wahrend, die Kraftübertragung auf weite Strecken im Prinzip aussprach, die später in der Elektrotechnik mit besonderem Erfolge durchgeführt wurde. Der Poet hat 1899 unter dem Decknamen Lynkeus die „Phantasien eines Realisten" erscheinen lassen; und mit diesen kleinen, nachdenklichen, in „naturwissenschaftlich formiertem Stile" geschriebenen Geschichten, die sein Einfühlungsvermögen zeigen, hat Popper manche Anerkennung, manche Ablehnung und 12 Auflagen erlebt — Grund genug für ihn, über ihre Entstehung ausführlicher zu berichten. Zunächst ohne den Gedanken an spätere Veröffentlichung geschrieben („denn ich traute mir kein Talent zur Poesie zu"), waren sie dem Verfasser nur der poetische Ausdruck persönlicher „Empfindungen und Gedanken über allerlei Persönlichkeiten, über Vorgänge wie Zustände in der menschlichen Gesellschaft". Fast alle „entstanden auf meinen Geschäftsreisen, im Eisenbahnwaggon und abends im Gasthause, und ich mußte alle physische Ermüdung und alle Sorgen und Verdrießlichkeiten förmlich mit Gewalt überwinden, um meine produktive Stimmung ungetrübt aufrecht zu erhalten". Für sein inneres Leben nennt Popper die Anreger Voltaire, Montaigne, Rousseau, G. Chr. Lichtenberg, Schiller, die sich als „Ingredienzien" mehr bei seinen „sozialphilosophischen Rezepten" denn für seine poetischen Erfindungen zeigten. In der Hauptsache findet man sein Weltbild schon in seinem Buche vom Jahre 1878 (später neu aufgelegt) „Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben". Mit diesen Anschauungen mag der einzelne sich auseinandersetzen; und wer, wie es mir geht, ihm dort nicht folgen kann, wird trotzdem nicht leer ausgehen und jedenfalls auch hier, wo Popper das Grundlegende in nuce noch einmal bietet, das Gefühl haben, hier spricht ein aufrichtiger, Bestes wollender Menschenfreund. Schlicht, und doch mit berechtigtem Maß von Leistungs-Bewußtsein, mit erkennbarer Wahrhaftigkeit und vornehmer Gesinnung trägt Popper mehr Inneres als Äußeres seines Lebensweges vor. Was er gegen Ende Bitterböses über Kritik sagt (etwa: es „steigt dem Durchschnittskritiker, der ja das erste und das letzte Wort hat, die Macht seiner Situation zu Kopfe und aus seiner noch so kurzen Besprechung eines Werkes tritt einem meistens sofort eine Abart von Cäsarenwahnsinn entgegen"), wird man ihm nach seinen Erfahrungen nicht verübeln; er spricht nicht aus verletzter Eitelkeit. Kommen wieder Zeiten, beschaulichem Sich-Versenken günstiger gestimmt, dann wird wohl auch dieses Büchlein der weiteren Öffentlichkeit zugänglich werden. *H. Knudsen.*

Einführung in die Betrachtung von Werken der bildenden Kunst. Von *Luise Potpeschnigg*, Fachlehrerin und Leiterin der pädagogischen Abteilung am kunsthistorischen Institut der k. k. Universität Wien (Lehrkanzel Strzygowski). Mit 20 Tafeln und 14 Abbildungen im Text. *K. k. Schulbücherverlag Wien* 1915. 5 Kronen.

Der ausführliche Titel besagt, daß wir es hier mit der Arbeit einer Verfasserin zu tun haben, die durch Ausbildung und Beruf besonders berechtigt ist, in Sachen der Kunsterziehung als Ratgeberin aufzutreten. Der Inhalt gibt dafür die volle Bestätigung. An der Hand trefflich gewählter und in Anbetracht des notgedrungen billigen Preises erstaunlich gut wiedergegebener Tafeln wird der Schüler zum Sehen und Urteilen angeleitet, wobei immer die für jede wirkliche Kunsterkenntnis maßgebenden Ausgangspunkte, Material und Technik, im Auge behalten werden. Daneben wird auch dem richtigen Erfassen der Werte bester Vorschub geleistet, sorgsam wird der Lichtführung und der Stellung der Gestalten im Raume nachgegangen und das persönliche Element in der Schaffensart aufgezeigt. So ergibt sich durch die nach den verschiedenen Richtungen jedesmal gleichmäßig vorgehende Betrachtungsweise eine allmähliche Fortbildung zu immer schwierigeren Aufgaben, deren Lösung schließlich bei gewissenhafter Ausnützung der von dem Buche gebotenen Hilfen wohl Schülern und Schülerinnen der obersten Volksschulklassen zuzutrauen ist. Die entschiedene, doch nie unfreundliche Polemik der Verfasserin gegen Vorgänger rechtfertigt sich durch den Fortschritt, den das Buch gegenüber allen verwandten bezeichnet.

G. W.

Der Verfasser der „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten".

Ulrich Rauscher gebührt das Verdienst, „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. Hinterlassene Papiere aus dem Leben eines französisch-preußischen Offiziers" ausgegraben und die Mitwelt mit diesem wertvollen Memoirenwerk beschenkt zu haben (*Berlin* 1915, *Egon Fleischel & Co.*). Leider unterließ jedoch Rauscher dabei die Angabe, daß die längst vergriffene Urauflage in den Jahren 1848/49 bei Osiander in Tübingen erschienen und daß sein Neudruck kein einfacher Nachdruck ist. Da weder in dem Prospekt noch in der Einleitung auch nur eine Andeutung sich vorfindet, daß er die Neuausgabe — vielleicht aus technischen Gründen — gekürzt habe, so muß jeder Leser, der das Originalwerk nicht kennt, *unbedingt* annehmen, daß es sich um einen vollständigen Abdruck handelt. Rauscher hat jedoch das interessante Memoirenwerk stark zusammengestrichen. Die dreibändige Originalausgabe umfaßt 1563 Seiten, der Neudruck dagegen nur 1308 Seiten. Da außerdem der Satzspiegel in der Rauscherschen Ausgabe auch um zwei Zeilen verringert ist, so ist die Neuausgabe im ganzen um 345 Druckseiten gegen das Originalwerk gekürzt. Rauscher hätte zum mindesten auch erwähnen müssen, daß das Originalwerk später durch einen vierten Band ergänzt wurde, der unter dem Titel „Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Todten" ebenfalls bei Osiander in Tübingen im Jahre 1853 herauskam. Viele interessante Stellen hat Rauscher nicht mit aufgenommen, auch die meisten, durch historische Angaben ergänzten, Stadt- und Landbeschreibungen des scharf beobachtenden und gut unterrichteten Verfassers. Ich vermisse die lesenswerten Bemerkungen über die Frankfurter Verleger und Buchhändler, die Beschreibung des heiteren Feldbergaufstieges, die ausgezeichneten Schilderungen und ein-

Digitized by Google

gehenden Betrachtungen über die herrlichen Taunusburgen usw. Alles das ist in dem Neudruck unter den Tisch gefallen.

In Frankfurt selbst waren damals Maskenbälle nur während der Krönungszeit gestattet. Die vergnügungssüchtige, elegante Frankfurter Welt veranstaltete infolgedessen großartige glanzvolle Ballfestlichkeiten in dem damaligen Frankfurter Vergnügungsort — in Offenbach. Weit und breit waren die Offenbacher Maskenbälle berühmt. Auf einem dieser Feste regalierte ein Spaßvogel, ein Hofrat Meyer, die vielhundertköpfige Frankfurter Maskenwelt mit einem sehr wohlschmeckenden, aber auch schnell wirkenden Laxierkonfekt, dem reichlich und auch von allen Ballgästen zugesprochen wurde. Der Sturm auf die selbst für die damalige Zeit nicht gerade komfortablen und ganz wenigen Einzelkabinette setzte im Nu ein, und es kam, wie sich leicht denken läßt, dabei zu recht heiteren, das Zwerchfell erschütternden Zwischenfällen. Das Maskenfest nahm ein vorzeitiges und plötzliches Ende. Die Entrüstung über den Spaßmacher bildete das Tagesgespräch unserer guten Frankfurter und war so nachhaltig, daß dem quacksalbernden Hofrat die meisten Offenbacher Häuser nunmehr dauernd verschlossen blieben.

Auch die entzückende Geschichte der bildhübschen, blutjungen römischen Nonne aus großem Hause, habe ich vergebens in dem Neudruck gesucht. Sie wollte nur ein einziges Mal einem der berühmten römischen Bälle beiwohnen! Doch wie aus dem Kloster kommen? Ein langer, unterirdischer Gang, der unter dichtem Gesträuch jenseits des Klostergartens endete, wurde dazu gewählt. Das siebzehnjährige Nönnchen traf draußen auf einem öden Platz ihren Vetter, einen jungen Geistlichen, und nachdem die Nonnentracht der Ballkleidung gewichen war, amüsierten sich beide köstlich. Vor Sonnenaufgang wollte die junge Ballschönheit, die inzwischen auch ihre geistlichen Kleider wieder angelegt hatte, in ihr einsames Nonnenleben zurückkehren. Doch welcher Schreck, die Finsternis verhinderte die Auffindung des Eingangs zu dem unterirdischen Klostergang; alle Anstrengungen waren vergebens, schon nahte die Morgendämmerung und die Verzweiflung der beiden jungen Leute war grenzenlos. In der Bestürzung fuhr der junge Kavalier zu seinem Onkel, einem als human bekannten Kardinal, der aus dem Schlaf geweckt, kniefällig um Errettung aus der schrecklichen Lage gebeten ward. Seine Eminenz, ein sehr vernünftiger Mann, der selbst einige Sprünge hinter sich hatte, fand sofort eine eben so glückliche, wie heitere Lösung. Vor einem Kardinal mußten sich zu jeder Zeit die Klosterpforten öffnen. Er fuhr also sogleich in seinem Kardinalswagen an dem Hauptportal des Nonnenklosters vor und befahl die Äbtissin zu wecken. Die Pförtnerin verschwand. Er ließ nunmehr die halbtote Nonne aus seinem Wagen in das Kloster schlüpfen und endlich erschien die Äbtissin. In Gegenwart der Eminenz wurden alle Klosterzellen inspiziert. Sämtliche Nonnen lagen ruhig und friedlich im Schlafe. „Schon gut," erwiderte Seine Eminenz, „aber ich empfehle Euch, ehrwürdige Frau, das in Eurem Garten befindliche, aus einem unterirdischen Gang endende Ausgangsloch zumauern zu lassen." Der Befehl wurde noch am gleichen Tag befolgt.

Ein Dutzend ebenso reizvoller und interessanter Histörchen hat Rauscher gleichfalls unterdrückt. Wer war aber eigentlich der so flott erzählende Memoirenerzähler, der sich selbst Fröhlich nennt? Rauscher gibt zwar in der Einleitung an, daß der wirkliche Name des unterhaltenden Plauderers *Friederich* sei; das ist aber auch alles, was er von dem „tollen Friederich" zu wissen scheint. Selbst der Vorname wird dem Leser verschwiegen.

Karl Friederich war ein Frankfurter Bürgerssohn aus gutsituiertem Hause, im „Goldenen Schiff" in der Fahrgasse geboren. Nach eigener Angabe war er mit Goethe dadurch verwandt, daß dessen Tante, Frau Obrist Schuler, die jüngste Schwester der Frau Rat, die Großmutter Friedrichs war. Er wollte durchaus Schauspieler werden. Ein unerhörter Gedanke für einen Frankfurter Bürgerssohn; die ganze Familie wäre nach damaliger Frankfurter Auffassung entehrt gewesen. Der junge Tunichtgut beharrte aber auf seinem Plan. Er brannte heimlich seinen Eltern durch, wanderte zu seinem großen Landsmann Goethe nach Weimar und hoffte durch dessen Fürsprache die Einwilligung seiner Eltern für die geplante Schauspielerkarriere zu erzwingen. Man mag die eingehende Erzählung dieses Lausbubenstreiches im Rauscherschen Neudruck nachlesen. Goethe hat in ganz eigenartiger Weise sich des Schlingels angenommen. Er meldete sofort und ohne daß der Ausreißer etwas davon ahnen konnte, seiner Mutter nach Frankfurt den Tatbestand, und diese teilte darauf den besorgten Eltern mit, daß sich ihr Filius in Weimar herumtreibe. Friederich war nicht wenig überrascht, als nach wenigen Tagen sein Großoheim, der Oberpfarrer von Homburg, ihn abholte und seinen verängstigten Eltern zurückbrachte. Friederich hat diesen Verrat Goethe lange nachgetragen.

Der junge Friederich wählte nunmehr den Soldatenberuf. Er kam erst im französischen, später im preußischen Heere in aller Herren Länder, und die tollen, galanten Streiche, über die er so lustig selbst zu plaudern weiß, sind Legion. Möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß er ab und zu übertreibt, das schadet aber nichts, denn jedes einzelne Abenteuer ist so heiter, viele sind in der abwechslungsvollen, listigen Art, wie er mit Erfolg auf Beute ausgeht, so kurzweilig, daß man sich mit dieser Lektüre sicher einige vergnügte Stunden bereitet. Unter dem vielsagenden Titel: *„Casanovas Nachfolger"* schildert er übrigens in einer vierbändigen, rund 2000 Druckseiten umfassenden Erzählung anschaulich und eingehend seine tausend Liebschaften. Friederich versteht es, in elegantester Weise auch über die heikelsten Situationen zu plaudern. An keiner Stelle sind seine Darstellungen unanständig. Natürlich eignen sich die Friederichschen Werke nicht für jedermann: unreifen Menschen und jungen Mädchen sollte man diese lustigen Bücher nicht in die Hand geben. Ein gut Teil seiner beispiellos zahlreichen Erfolge bei Frauen hat übrigens Mozart und dessen „Don Juan" auf dem Gewissen. Friederich

Digitized by Google

war ein guter Musiker; mit seiner schönen, warmen Stimme wußte er überall für seinen vergötterten Mozart erfolgreich Propaganda zu machen. Kaum ins Quartier eingezogen, studierte er seinen schönen Wirtinnen das Duett „Reich mir die Hand" aus dem „Don Juan" ein und wußte sie dann mit der Wiedergabe des einzigen Champagnerliedes so zu begeistern, daß sie den Liebesbeteuerungen dieses zweiten Don Juans bald und gern glaubten. Immer fand er eifrige und auch sehr willige Schülerinnen. Auf allen seinen Fahrten waren sein liebstes Gepäck die mitgeführten Klavierauszüge der Mozartschen Meisterwerke.

Auch für seinen Lieblingsdichter Schiller trat er wärmstens ein. Er wußte durch diese dichterischen Herrlichkeiten das Interesse seiner Zuhörerschaft so zu fesseln, daß sogar König Murat von Neapel sein Erstaunen über die Schönheiten der deutschen Dichtkunst äußerte: „Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß die Deutschen so reich an solchen dramatischen Produkten seien, die es ja mit den besten Werken Racines, Corneilles und Molières aufnehmen können". Murat war derartig hingerissen von diesen künstlerischen Darbietungen, daß er Friederichs für die nächste Zeit vom militärischen Dienst befreite und ihn zum Theaterintendanten am königlichen Hof machte. Mit seiner oft auch aus Aristokraten zusammengesetzten Künstlerschar entfesselten die Meisterwerke Mozarts und Schillers, die „Zauberflöte", der „Don Juan", „Figaros Hochzeit", „Titus", „Kabale und Liebe", „Fiesko", „Don Carlos" usw. wahre Stürme der Begeisterung. Die Aufnahme des „Don Juan" war eine derart enthusiastische, daß er mehr als hundertmal gegeben werden mußte. Als Intendant schrieb er im hohen Auftrag Opern, Theaterstücke, Ballette, und für die königlichen Kinder feenhafte Puppenpossen. Wahrscheinlich hat er sich auch noch später auf künstlerischem Gebiet schöpferisch betätigt. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß noch manche Oper, noch manches Ballett aus der Feder Friederichs in den Theaterarchiven begraben liegt. — Die Archive des Frankfurter Theaters und die der Stuttgarter Hofbühne sollten doch einmal daraufhin durchsucht werden.

Friederich berichtet in seinen „Vierzig Jahren" als Mitverschwörer eingehend über das Projekt, das die Befreiung Napoleons aus der englischen Gefangenschaft bezweckte. Obwohl dieser Bericht sich auch in der Rauscherschen Ausgabe abgedruckt findet, so glaube ich doch das kühne Unternehmen, vermittelst eines *Unterseebootes* Napoleon aus St. Helena zu entführen, nicht übergehen zu dürfen.

Unter dem Namen einer Gräfin Survillier lebte die ehemalige Königin von Spanien, die Gattin Joseph Bonapartes, mit ihren beiden reizenden Töchtern in Frankfurt a. M. im „Roten Haus" auf der Zeil (dem heutigen Hauptpostgebäude) im Exil. Diese Dame war eine Tochter des reichen Marseiller Kaufmannes Clary. Ihre Schwester, um die sich Napoleon als junger Offizier beworben hatte, war die Gattin Bernadottes, also die Königin von Schweden. In den Salons der Gräfin Survillier nun lernte Friederich den General Gourgaud kennen, der — soeben aus St. Helena zurückgekehrt — berichtete, daß sein kaiserlicher Herr recht leidend sei. Pläne zu seiner Befreiung wurden hin und her beraten. Der abenteuerliche Vorschlag, ihn mittels eines Luftballons zu entführen, wurde als unausführbar sofort verworfen. Ein anderes Projekt, ein Boot zu konstruieren, das mehrere Schuh tief unter Wasser gehe und Raum für acht bis zehn Menschen habe, leuchtete ein und fand auch die eifrige und vor allem auch finanzielle Unterstützung eines englischen Verehrers Napoleons. Eingehende Beratungen mit diesem, leider nicht genannten, Lord, wurden in London gepflogen. Nichts durfte übereilt werden. Alles wurde reiflich überlegt und gründlich durchgesprochen. Bei einem geschickten Mechaniker wurde in Amerika ein Schiff bestellt (es kann nur Fulton, der Erfinder des Dampfschiffes und des Urtypes der Unterseeboote gemeint sein), das nach Belieben vermittelst eines Ruderwerkes unter die Oberfläche des Wassers gebracht werden konnte; eine Einhakvorrichtung verhinderte das weitere Steigen bezw. Sinken des Bootes. Eingebaute ruderartige Räder sollten die schnelle horizontale Fortbewegung ermöglichen. Probefahrten mit einem Modellschiff in London befriedigten nach jeder Richtung. Die weitläufigen, geheim betriebenen Vorbereitungen, die Art, wie man das Schiff nach St. Helena, wie man dann den kranken Kaiser darauf zu bringen und so zu entführen gedachte, wurden genau und nach allen Richtungen hin durchberaten. Zur Ausführung des groß und gut angelegten Befreiungsplanes kam es dennoch nicht; mitten in die Vorbereitungen hinein fiel die Nachricht vom Tode des Kaisers. Wer weiß, ob sonst die Engländer nicht schon damals vor 94 Jahren trübe Erfahrungen mit dem Unterseeboot gemacht hätten!

Friederich entwickelte in den späteren Jahren in Frankfurt und Stuttgart, auch vorübergehend in Köln, eine außerordentlich fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit. Die Übersetzung der *„Denkwürdigkeiten der Miß Henriette Wilson"*, der berüchtigten englischen Kurtisane — Englands Ninon — entstammt seiner Feder. Unter dem Pseudonym *Karl Strahlheim* veröffentlichte er in Frankfurt 1830—40 das vielbändige, mit 540 Stichen versehene *„Welttheater"*, um die gleiche Zeit kam noch die *„Wundermappe"* und die *„Geschichte Napoleons"* gleichfalls in seiner Vaterstadt heraus. Auch eine *„Universalmythologie"* sowie *„Die Heilige Geschichte von der Erschaffung der Welt bis zur Zerstörung Jerusalems"* erschienen von ihm in seinem Frankfurter Verlag: *„Comptoir für Literatur und Kunst"*. Das letztgenannte Werk, das auch gleichzeitig in französischer Sprache erschien, hat er — als einzige Ausnahme — unter seinem wirklichen Namen *„Friederich"* herausgegeben. Eine Fundgrube für jeden Historiker und Geschichtsfreund war aber sein großangelegtes Werk: *„Geschichte unserer Zeit. Geschichtliche Übersicht der merkwürdigsten Ereignisse der Jahre 1789—1813"* in 35 Bänden, mit vielen Tafeln. In einem der Bände finden wir auch den wörtlichen Abdruck des Tagebuchs Clerys, des treuen Kammerdieners Ludwigs XVI., über die schauerlichen Vorgänge während der Gefangenschaft der unglücklichen Königsfamilie, ein Dokument erschütterndster Tragik. Es lohnte sich wirklich, diese

Digitized by Google

so einfach geschriebenen, aber gerade dadurch glaubhaften Aufzeichnungen neu erscheinen zu lassen. Die *„Geschichte unserer Zeit"* gab Friederich in den Jahren 1828/30 in Stuttgart als sein eigener Verleger heraus. Die auf den Titelseiten aufgegebenen Firmen *Wolters*, *Hasselbrink* und *Schweizerbart* waren tatsächlich nur die Drucker.

Das im Jahre 1847 bei *Osiander* in *Tübingen* anonym erschienene Werk *„Dämonische Reisen in alle Welt. Nach einem noch ungedruckten französischen Manuskript"*, hat Friederich gleichfalls zum Verfasser. In diesem phantastischen Buch lernen wir zu unserer großen Überraschung Friederich, den wir bisher als Soldaten, als galanten Lebemann, als Musiker und Intendanten, als Übersetzer, Historiker und Verleger kennen, von einer ganz neuen Seite schätzen. Von allen seinen Werken sind die „Dämonischen Reisen" wohl das allerlesenswerteste, sicherlich sind sie sein lustigstes und unterhaltendstes Buch. Ein deutscher, ein Frankfurter Jules Verne, ein Zukunftspolitiker phantastischer Art, ein wirklicher Dichter kommt hier zum Wort. Den Meisterwerken der reichen utopistischen Literatur reihen sich die „Dämonischen Reisen" ebenbürtig an. Die klassische „Utopia" von Thomas Morus (1480—1535), die berühmte „New Atlantis" von Francis Bacon, die hoffentlich endlich einmal neu erscheinende Meisterutopie „L'an 2440" des Franzosen Louis-Sebastien Mercier bis zu dem Jugendbegeisterer Jules Verne und dem in unsere Zeit hineinragenden Amerikaner Bellamy haben in dem unbekannt gebliebenen Buch Friederichs ein würdiges Gegenstück gefunden. An schwungvoller Phantasie, Kühnheit des Gedankens, an geistreichen Einfällen, an spottender Kritik, an prophetischem Blick und folgerichtiger Zukunftsentwicklung kommt der Frankfurter Jules Verne den Hauptvertretern der obengenannten Zukunftsschilderer gleich. Schade, daß die „Dämonischen Reisen" längst vergriffen und so außerordentlich schwer zu beschaffen sind. Da dieses Friederichsche Werk so ganz in unsere schreckliche und zugleich in die so große Zeit hineinpaßt und wirklich gute Kriegsliteratur ist, so würde sich ein Nachdruck des 826 Seiten umfassenden Buches oder auch ein, nach dem Rauscherschen Rezept hergestellter Neudruck auch für einen Verleger lohnen. Hoch würde es über den guten Durchschnitt der so schreckliche Blüten treibenden Kriegsliteratur hinausragen.

Der luftsegelnde Zwergteufel Asmodi öffnet dem ihn begleitenden, der französischen Fremdenlegion glücklich entkommenen, ehemaligen Heidelberger Studenten Michel Stürmer — dem deutschen Michel — gründlich die Augen über die trostlosen, durch die Kleinstaaterei bedingten Zustände, die in seinem schönen Vaterlande herrschen. Die auf lächerlicher Eitelkeit und Eifersucht beruhende gegenseitige Befehdung, die mangelnde Selbstachtung, das geringe Selbstvertrauen, die ewige Bewunderung und Vergötterung alles Ausländischen, kurz und gut das Fehlen der eigentlichen Vaterlandsliebe geißelt Asmodi in leider allzuwahren Betrachtungen. Ist es denn zu verwundern, daß die eitlen Franzosen, daß die sich selbstverhimmelnden Engländer mit Hochmut und Verachtung auf Deutsche herabsehen? Deutschland ist und muß ihr Vasallenstaat bleiben. Von England und so nebenher auch von Frankreichs Gnaden, ist euer schönes Deutschland abhängig und also nur geduldet. Das britische Krämervolk schürt und hetzt fremde Staaten gegen Deutschland und sorgt immer wieder dafür, daß euer durch die Kleinstaaterei schon so ohnmächtiges Vaterland weiter zerfleischt werde und verarme. Nur kein großes, kein einiges Deutschland, nur keine Deutsche Weltmacht! In ungefähr diesem Ton belehrt Friederich-Asmodi immer wieder aufs neue den deutschen Michel. Hunderte von Belegen dienen zur Begründung, scharfe verdiente Hiebe werden dem deutschen Philistertum versetzt.

Die Luftsegler durchqueren in ihren phantastischen Ballons ganz Europa. Heute sind sie in London, um die Engländer in kräftiger Weise abzukanzeln und ihnen ihre seit hunderten von Jahren begangenen Sünden und Verbrechen vorzuhalten. Morgen landen sie in Paris, und sie rufen in der Deputiertenkammer im Hinblick auf die Vergewaltigung Algiers den Deputierten zu: „Eine saubere Zivilisation, die mit Sengen, Brennen und Morden betrieben wird. Dabei greift ihr alles verkehrt an, dringt einem halbwilden Volk eure Gesetze und Gebräuche auf, richtet und verurteilt es nach euren Codes, die selbst für Frankreich höchst notwendiger Reformen bedürfen." Den dritten Tag sind die Reisenden in Rom, dann in Madrid. In Berlin und Wien wird die Schleswig-Holsteinische und die Polnische Frage erörtert, dann gehts wieder nach London und Paris. Auch die deutsche Kleinstaaterei, das traurige Krähwinklertum wird wiederholt und eingehend an der Quelle — in Frankfurt — studiert. Der an einer anderen Stelle erwähnten Sitzung des Frankfurter Senats, in der ein lächerlicher Staatsvertrag mit der englischen Regierung (im Jahre 1832) zum Beschluß erhoben wird, wohnen zum Leidwesen der Leser unsere beiden Luftfahrer jedoch nicht bei. In diesem Abkommen heißt es nämlich unter anderem, daß die Frankfurter Schiffe und Matrosen dasselbe Recht genießen sollen wie die englischen Schiffe und Matrosen im Frankfurter Mainhafen. Die Wahrung des Burgfriedens verbietet, den eigentlichen Zweck und die politischen Konsequenzen dieses abgeschmackten Staatsvertrags hier anzugeben.

Die immer wiederkehrenden belehrenden Reden des weltklugen Zukunftspolitikers Asmodi haben dem guten braven Michel wirklich die Augen geöffnet. Er richtet nämlich ein „Offenes Schreiben an seine werten Landsleute, jeder Farbe, jedes Standes, jeder Partei, jeder Religion und jedes Bundesstaates", in welchem er sein „gutes Volk" doch eindringlich ermahnt, einig zu sein. Begeistert vom Großen Kurfürsten, von Friedrich dem Großen und vom alten Blücher verkündet er, daß dann die „wackeren Preußen, Deutschlands tapfere Befreier" ein Reich begründen werden, ein einiges Reich „als Muster der Stärke, des Wohlstandes und der Macht", ein Deutschland, das der Welt vorbildlich sein werde! „Alle Elemente und Materiale, dieses Ziel zu erreichen, seien vorhanden. Deutschlands Wimpel und Flaggen können in kurzer Zeit, gleich den groß-

Digitized by Google

britannischen in allen Weltgegenden wehen, geachtet und gefürchtet werden". Die Tendenz der Ermahnung Michels geht dahin, daß Deutschland sich unter keinen Umständen länger die Knechtschaft des Vasallenstaates gefallen lassen dürfe! Hamburg, Bremen, Lübeck, Danzig und die anderen Hansaseeplätze würden dann wieder ihre Bedeutung zurückgewinnen, ja mehr als das, mittelst einer ganz gewaltigen Flotte würden diese alten Hansestädte Weltzentren!

Tatsächlich sah Friederich schon vor 70 Jahren die kriegerischen Ereignisse voraus, die wir heute durchleben. Wer denkt nicht an Poincaré, an Delcassé, an Millerand und an all die französischen Kriegshetzer, an Salandra und an Sonnino, wenn er in den „Dämonischen Reisen" die Stelle liest, daß in dem ewig unruhigen Frankreich die eben ans Ruder kommenden Regenten sich gezwungen sahen, dem allgemeinen Wunsche des Volkes zu entsprechen und dem Deutschen Bund den Krieg zu erklären. Das linke Rheinufer muß Frankreich einverleibt werden! Sie fielen daher mit Belgien verbunden in die Rheinprovinz ein und bemächtigten sich Aachens und eines Teiles derselben. Der nun ausgebrochene blutige Krieg währte mehrere Jahre. Auch Italien hatten die Franzosen zum Aufstand vermocht. Sie wurden aber durch die Tapferkeit des besonders von Hessen und Württemberg gut unterstützten preußischen Heeres endlich gänzlich geschlagen, wozu sich noch Uneinigkeit und Rivalität zwischen den im Innern von Frankreich herrschenden Parteien gesellte. Frankreich war gezwungen, um Frieden zu bitten und mußte denselben durch die Abtretung von Elsaß und Lothringen und Zahlung der Kriegskosten erkaufen.

Wie ein roter Faden zieht sich durch Friederichs Werke sein ausgeprägter Haß gegen England und alles Englische hindurch. „Dieses kleinliche, nur auf Geschäftsgewinn gerichtete Inselvolk", heißt es wiederholt. Immer wieder finden wir die Behauptung, daß die Engländer ganz Europa zu verfeinden suchen, nur damit sie erfolgreich im Trüben fischen können! Immerhin ging Friederichs Haß gegen England nicht so weit, daß er etwa deshalb die ihm von schönen Engländerinnen dargebotenen Gunstbezeugungen verschmäht hätte; in Florenz und in Fiesole genoß er sonnigstes Liebesleben in den Armen zweier vornehmen Ladies.

Unsere Zeit der Luftschiffahrt sah Friederich lange voraus. In seinen „Dämonischen Reisen" beschreibt er eine Luftschlacht, die in dem vielleicht wirklich einmal kommenden Krieg zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Japan ausgefochten wird. Eine amerikanische Luftflotte belegt — um einen uns geläufig gewordenen Ausdruck der Obersten Heeresleitung zu gebrauchen — Japans Hauptstadt Jedda (Tokio) aus 1000 Fuß Höhe derartig ausgiebig mit Bomben und mit einem Feuer- und Raketenregen, daß Jedda vollkommen vernichtet wird. Schade, daß der Englandhasser Friederich die Belegung der Londoner City mit deutschen Luftbomben nicht mehr erleben konnte!

Der Frankfurter Bürgersohn führt gleich hinterher seinen Lesern eine im Jahr 1892 erfundene Dampfwettermaschine vor: „Wenn es zu viel oder zu lange regnen will, oder man zu irgend einem Fest des heiteren Himmels bedarf, so läßt man Dampfsäulen von 30000000 Millionen Pferdekraft durch eine Art Riesenblasbälge angeblasen, mit Blitzesschnelle in die Luft steigen. Die sich verteilenden Dämpfe machen den Himmel so heiter und rein, daß auch in einem Umkreis von drei Meilen nicht das kleinste Wölkchen die Sonne verdunkelt."

Das sind so einige Belege aus dem Erfindergehirn unseres Jules Verne!

Friederich war ein guter Patriot. In allen seinen Werken bricht die Vaterlandsliebe leuchtend durch, am deutlichsten allerdings in seinen „Dämonischen Reisen", in denen er, wie wir ja gesehen haben, seine großdeutsche Gesinnung durch Asmodi verkündet. Nicht selten geht sogar dabei sein Patriotismus mit ihm durch. Er vertritt häufig etwas derb seine Ansicht, und gerade seine Landsleute bekommen dann recht üble Dinge von ihm zu hören. Ganz schonungslos geht er mit den Frankfurtern um. Das Krähwinklertum trieb ja auch in seiner Vaterstadt oft recht sonderbare Blüten. Friederich war ein scharfer und rücksichtsloser Kritiker, ein vielen direkt unangenehmer Beobachter. Kleinheit der Gesinnung, Rückständigkeit, Überhebung, Klatschsucht, Banausentum, Voreingenommenheit, Abgeschlossenheit, Cliquen- und Gevatterwirtschaft, Kastengeist, das sind so einige und nur die mildesten seiner Schlagwörter, die er seinen Landsleuten immer wieder an den Kopf wirft.

Die Ausgrabung der Friederichschen Werke dürfte daher nicht allenthalben mit Freuden gesehen werden. Lassen doch die meist anonymen Porträts sofort den Großvater erkennen, auf den die heute tonangebenden Enkel so ganz unberechtigt stolz sind. Mit Fingern konnte man auf die Personen deuten, die Friederich in seinem in Offenbach gegründeten *Wochenblatt* schonungslos brandmarkte. In seiner Vaterstadt war angesichts der äußerst strengen Zensur die Herausgabe seiner „Geißel" von vornherein ausgeschlossen; aber auch jenseits des Maines verfiel sein Blättchen sehr bald der Unterdrückung. Nunmehr ließ er um so rücksichtsloser seine vergifteten geistreichen Pfeile von Mannheim aus im *„Phönix"* auf seine Opfer herabregnen.

Ein Mann wie Friederich war selbstverständlich außerordentlich gefürchtet. „Wann mer ebbes Dummes schwätzt oder ebbes Albernes mecht, dann setzt der's gleich in sei Blatt," so hieß es bald allgemein über ihn.

Sie haben aber auf ihre Art sich an ihm zu rächen gewußt. Die Frankfurter Philister haben es durchgesetzt, daß in keinem der zahlreichen und sonst so zuverlässigen Quellen und Nachschlagebücher auch nur der Name Friederich zu finden ist. Erst mühsame Forschungen dürften ein erschöpfendes Lebensbild ermöglichen. Dr. *Louis Liebmann.*

Geschichte des deutschen Romans bis 1800. Von Dr. *Hubert Rausse.* (Sammlung Kösel. Band 78.) *Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten und München,* 1914. VII, 172 Seiten. In Leinen 1 M.

Dieses kleine Buch ist ein Schmuck der trefflichen

Digitized by Google

Sammlung Kösel. Es behandelt seinen ausgedehnten Stoff zuverlässig, mit sicherem geschichtlichen Urteil und in einer sich daraus ergebenden klaren Anordnung, die das Verhältnis der aufeinander folgenden Richtungen des deutschen Romans bis zum „Wilhelm Meister" und dem, freilich ungenügend behandelten Jean Paul überblicken läßt. G. W.

Herr von Pepinster und sein Popanz. Geschichten vom Doppelleben von *A. H. Schmitz*. Mit 14 Zeichnungen von *Alfred Kubin*. *München, Georg Müller*, 1915.

„Herr von Pepinster" heißt die Hauptnovelle, und eigentlich handelt sie allein von den zwölf Erzählungen des Buchs vom „Doppelleben". Es ist eine ausgesprochene Gespenstergeschichte und zwar von der Art, wie Hoffmann sie uns vielfach erzählt hat, nur viel ausgeklügelter und weniger naiv in den Voraussetzungen. Das schadet ihr auf der einen Seite und wird auf der anderen allen denen Freude machen, die sich für eine geistreiche artistische Kunst begeistern. Alle Geschichten dieses Buchs stecken voll solcher artistischer Feinheiten, zum Beispiel „Der Sieg der Aufklärung" und „Der Schlafhändler"; sie lehren das Gruseln nicht aus der Empfindung heraus, sondern aus dem Geiste, und das Wundern nicht aus dem Märchenhaften, sondern aus dem Absonderlichen. Die Phantasie bei Schmitz schlägt nicht vorn und hinten aus oder überkugelt sich gar; sie wird nie unsinnig. Sie wird Reizen der Stimmung unterworfen und lockt solche hervor: sie malt Unmöglichkeiten auf konstruierten Möglichkeiten und spielt auch mit kriminalistischen Motiven und mit erotischen Düften; aber immer gemäßigt und mit der Vorsicht eines Künstlers, der sich lieber eine Wirkung entschlüpfen läßt als daß er in das Dagewesene verfällt. So ist ein Buch herausgekommen, das Widerspruch hervorruft und das man doch mit Vergnügen liest. Die Zeichnungen Kubins sind zum Teil wieder ganz vortrefflich (wie die zur „Begegnung der Götter", zum „Gottseligen Johannes", zum „Verhängnis"), zum Teil mißlungen (wie beim „Schlafhändler", bei „Abraham" und dem „Gläsernen Gott"). Er ist häufiger so wenig ausgeglichen. F. v. Z.

Schweizerland. Monatshefte für Schweizer-Art und Arbeit. Herausgegeben von Paul Kaegi und Felix Moeschlin. *Schweizerland-Verlag Carl Ebner jun., Chur*. Für das Inland 12 Monate 12 Frcs., für Deutschland durch den Buchhandel bezogen 12 M.

Die Unzahl der Zeitschriften, die den Kunst- und Literaturfreund an sich zu locken suchen, bedingt es, daß er geneigt ist, nur die zu beachten, die sich ihm aus nächster Nähe — im örtlichen und stofflichen Sinne — oder mit lautesten Tönen aufdrängen. Aber das Naheliegende ist nicht immer das Gute, und vielfach lohnt es, in die Ferne zu schweifen. Das gilt in ungewöhnlichem Maße von der, seit dem Juli 1914 erscheinenden stattlichen Monatsschrift „Schweizerland". Die zehn Hefte enthalten in mannigfaltigstem Wechsel belehrende und unterhaltende Aufsätze, lyrische, erzählende und dramatische Dichtung, reiches Illustrationsmaterial in musterhaften Wiedergaben, darunter wertvolle Dreifarbendrucke nach Gemälden von Schweizer Malern der Gegenwart. So entsteht ein frisches, lebenstreues Bild des schönen Nachbarlandes, das wir trotz allen Sommer- und Winterreisen in seine unvergleichliche Bergwelt so wenig kennen. Wir meinen, die Schweizer Seele sei der unseren verwandt, weil ihre Söhne in der Mehrzahl die Züge alemannischer Herkunft tragen. (Wie wir auch den Holländern aus ihrem Niederdeutschtum irrig Pflichten der Blutsgenossenschaft gegen uns aufzuzwingen suchen.) Wer die Hefte der von den besten Schweizern wohl ohne Ausnahme unterstützten neuen Zeitschrift durchsieht, der erkennt, wie irrig solche Meinung ist. Jahrhunderte der politischen Trennung, Staatsgemeinschaft mit romanischen Volksgenossen und Durchdringung mit westeuropäischen Bildungselementen haben die Bewohner der deutschen Schweiz zu einer völlig eigenständigen Denk- und Fühlweise gelangen lassen. Im Staatsleben, in der sozialen Schichtung, in den künstlerischen Selbstzeugnissen gibt sich dieses Sonderdasein zu erkennen. Wir haben allen Grund, uns mit ihm so innig wie möglich vertraut zu machen, nicht nur um seines eigenen hochgesteigerten und deshalb für uns fruchtbaren Hervorbringens wegen, noch mehr weil wir jetzt gerade die wenigen Völker, mit denen für uns eine Freundschaft zu pflegen ist, nicht durch Mißverstehen zurückstoßen sollen. Besser und erfreulicher als die Tageszeitungen dient solcher Aufgabe eine Zeitschrift von so hohem Range wie diese. Man lese zum Beispiel die im Aprilheft dem 70. Geburtstag des größten lebenden Schweizers, Carl Spittelers, gewidmeten Aufsätze von Jonas Fränkel, Konrad Falke, Franz Beyel, Sophie Hämmerli-Marti, und aller der trockene Kot, der im Wirbelwind einer gewaltsam aufgewirbelten Entrüstung um ihn stäubt, senkt sich zu Boden, sein Bild erscheint wieder rein in dem milden Lichte einer nur ästhetischen Betrachtungsweise, auch in dieser Zeit der einzigen, die eine Künstlerschaft von der Bedeutung der seinigen zu fordern hat. Um solcher Betrachtungen willen sei die junge Zeitschrift unseren Lesern in erster Linie ans Herz gelegt; sie verdient die besondere Aufmerksamkeit eines jeden, der gerade jetzt in Kunst und Dichtung die festen Säulen eines neuen Menschheitsbaus erblickt, unter dessen Dach alle Völker in Frieden und Freude miteinander zu wohnen, zu arbeiten und zu genießen imstande seien. G. W.

Reinhard Johannes Sorge, Metanoeite. Drei Mysterien. *Jos. Köselsche Buchhandlung, Kempten und München*, 1915. 8°. 67 Seiten. Geheftet 1,50 M, gebunden 2,50 M.

Als man im Jahre 1912 R. J. Sorges „Dramatische Sendung: Der Bettler" mit dem Kleistpreise auszeichnete, grüßte man in ihm den neuen Dramatiker. Und tatsächlich konnte man glauben, nicht, daß im „Bettler" schon ein großes *Drama* geschaffen sei, wohl aber, daß in dem Chaos dieses jugendlichen Bekenntniswerkes Keime schlummerten, die aufgehen und Hoffnungen

Digitized by Google

erfüllen würden. Da erschien 1914 sein zweites Werk „Guntwar. Die Schule eines Propheten" (das ich vor einem Jahre hier anzeigen konnte), und die Hoffnung auf den Dramatiker verblaßte. Das Religiöse, das im „Guntwar" Problem war, hat Sorge seitdem in der Zeitschrift „Hochland" in Gesängen, Marien- und Christusliedern ganz im katholischen Sinne behandelt. Und seine neueste Dichtung, die drei Mysterien, durch die der Ruf des Täufers „Metanoeite" (Tut Buße!) klingt, sind ebenfalls poetische Wandlungen biblischen Geschehens.

Wiederum wählte Sorge die Dialogform; aber trotz der reichen szenischen Anweisungen handelt es sich weniger noch als im „Guntwar" um ein Werk, dem unsere Bühne dienen könnte. Alles, was etwa in den mittelalterlichen Mysterienspielen den Schauplatz füllte, bleibt fern; den Dichter unserer Tage reizt nicht die Gestaltung der äußeren Ereignisse; er vermeidet diese aber in einer Weise, die das Drama nicht duldet. Die Menschen künden einander ihre Gesichte und die Geheimnisse einsamer Stunden: Umschreibung des Geschehens, nicht Geschehen selbst.

Aber die Herzen der Heiligen schlagen in jedem leisen Wort. Wie ist das dienende Magdtum der gesegneten Maria durchglüht! Im Kniefall dieser anbetenden Könige stürzt die Welt in Zerknirschung und Ehrfurcht vor dem Kinde in der Krippe. Und alles Leid der Menschenmutter klagt aus den Worten der Maria, die im Tempel ihren Sohn an Gott verliert. Die selige Ruhe einer Holbeinschen Madonna freilich, die uns höchste Schönheit der Gottesmutter auszudrücken scheint, eignet der Maria dieser Dichtung nicht. Die Sprache ist oft gezwungen, gestammelt wie die ausbrechenden Sätze eines verzückten Beters. — Und so offenbart sich uns das alte Evangelium in dieser neuen Gestaltung nicht in beglückender Klarheit, sondern verwirrend, als das Bekenntnis eines in tiefer Inbrunst ringenden Menschen und Dichters. F. M.

Die Schriften des Andreas Vesalius hat ein holländischer Arzt, Dr. *F. M. G. de Feyffer* in Geldermalten, *bibliographisch* behandelt („Janus", Sonderabdruck von 73 Seiten). *Feyffer* verzeichnet nicht allein Vesals eigene Werke mit ihren Plagiaten und Neudrucken, sondern fügte auch eine Rubrik mit Autoren hinzu, die aus Vesal geschöpft haben. Es gelang *Feyffer*, hier und da die Angaben von *Choulant*, *Roth* usw. zu erweitern. Eine ikonographische Tafel und acht Abbildungen erleichtern das bibliographische Verständnis. Später soll eine ausführliche Ikonographie folgen. In einer holländischen Arbeit („Nederl. Tijdschrift voor Geneeskunde". 1915. Heft 1, S. 86—113) hat *Feyffer* Vesals Schriften nach den Gravuren der Originalplatten angeordnet. *E. Ebstein.*

Arien und Bänkel aus Altwien. Gesammelt und eingeleitet von *Oskar Wiener*. Im *Insel-Verlag* zu *Leipzig* 1914. Geheftet 10 M., in Halbleder 12 M.

Es war ein guter Gedanke, die Überbleibsel des absterbenden Wiener Volksgesangs, der Lieder, die in den Beiseln und in den Weingärten der Vorstädte beim Heurigen erklangen, zu sammeln und so dem Wiener Geiste ein ähnliches lyrisches Denkmal zu setzen, wie es vor kurzem in den hübschen sieben Bändchen des „Alt-Wiener Volkstheaters" von Otto Rommel der Volksbühne errichtet wurde. Der gute Gedanke ist leider sehr schlecht verwirklicht worden. Das Buch, dem der Insel-Verlag die anmutigste Ausstattung verliehen hat, ist dieses köstlichen Gewandes unwert. Der Sammler ermangelt aller der Eigenschaften, die für sein Unternehmen erforderlich waren: des Instinkts für volkstümliche Art, und insbesondere für das bezeichnende der Wiener Art, der Literaturkenntnis, die ihn befähigt hätte, Gedichte auswärtiger Poeten als importierte Ware zu erkennen und demgemäß auszuscheiden, des Stilgefühls, mit dessen Hilfe er seinen Stoff vor- und rückwärts begrenzen und innerlich gliedern konnte. Zum Beweis sei nur einiges aus der Fülle der Belege angeführt. Wiener druckt als „Wiener Arien und Bänkel": von *Christian Weise* „Ich hab' ein Wort geredt" (Seite 243), von *Bürger* "Mädel, schau mir ins Gesicht" (Seite 288) und "Ein Ritter ritt wohl in den Krieg" (Seite 394), von *Samuel Patzke* „Mama, ach seh sie doch" (Seite 81), von *Schiller* „Willkommen, schöner Jüngling" (Seite 196). Das Lied „Als nun in dem iz'gen Jahr" (Seite 33) ist nur eine ganz leichte Wiener Adaptation des allverbreiteten „Als im letztverwichnen Jahr Leipziger Ostermesse war". Auch "Ich liebte nur Ismenen" (Seite 225), ebenso allenthalben beliebt, wie der junge Goethe 1771 bezeugt, hat sicher nicht an der schönen blauen Donau das Licht der Welt erblickt. Zwar hier entstanden, aber aller Volkskunst meilenfern sind Gedichte wie die antikisierende Ode an den Fürsten von Schwarzenberg (Seite 219); sie hat in diesem Buche absolut kein Daseinsrecht. Die Gesamtanordnung entbehrt jedes erkennbaren Grundsatzes, abgesehen von dem Abschluß bei den politischen Liedern von 1848 (über deren Zugehörigkeit zum Thema auch zu streiten wäre). Und weshalb wird beim Jahre 1848 der Schlußpunkt gesetzt? Das letzte halbe Jahrhundert hat doch noch eine Fülle Wiener Lieder hervorgebracht, die des Aufbewahrens gleich wert und dem heutigen Leser mindestens so interessant und sogar anmutender sind als die Erzeugnisse der früheren Zeiträume. Die Einleitung bezeugt dieselbe Unfähigkeit und Unkenntnis wie die eigentliche Sammlung. Gleich die erste Zeile der „Studie" ist ein historischer Unsinn: in den dreißiger Jahren des XVIII. Jahrhunderts lebte Stranitzky nicht mehr und Schönemann, vor dessen Auftreten in Wien angeblich er und Prehauser zittern, war damals noch gar nicht Prinzipal. Es kommt nichts darauf an, daß die auch sonst unzutreffende Schilderung von Gräffer herstammt; da Wiener sie übernahm, muß er die Gewähr dafür tragen. Auf der gleichen Höhe steht der weitere Inhalt der „Studie"; sie ist als wertlos zu bezeichnen. Wir wollen nur hoffen, daß dieser mißglückte Versuch, die Zeugnisse des Wiener volkstümlichen Liedes zu sammeln, nicht befähigteren Nachfolgern den Wind aus den Segeln nehme. *G. Witkowski.*

Digitized by Google

Hanns von Zobeltitz, Der Alte auf Topper. Roman. *Berlin, Egon Fleischel & Co.* M. 4.

Nach dem nicht eben glücklichen Ausflug in das nachgoethische Weimar in seinem letzten Roman „Die Frau ohne Alltag" ist Hanns von Zobeltitz in seine märkische Heimat zurückgekehrt. Der Glanz der Lisztfeiernden Weimarer Gesellschaft und der Berliner Subskriptionsbälle ist verblichen; die große Not des Siebenjährigen Krieges, die wüsten Raubzüge russischer Reitervölker und der *Vivat-Fridericus-Rex-Ruf* der stürmenden Grenadiere füllen das neue Werk Zobeltitzens.

Ein Kriegsroman also. Aber zum Glück kein Echo unserer kriegerischen Tage, sondern zu einer Zeit geschrieben, da noch Frieden war. Aus Familienüberlieferung ist die Handlung geschöpft: Hans Ehrenreich von Zabeltitz heißt der Alte auf Topper, der sein Gut und das Blut dreier Söhne dem König und seinen Kriegen opfert, der dem König grollt und trotzt, um am Ende doch sein Junkerhaupt vor den blitzenden Augen des Einsamen von Sanssouci, vor dem weisen, gnädigen König zu neigen. Man fühlt überall im „Alten auf Topper" die Liebe zu der märkischen Erde, die von den mordenden, sengenden Russenbanden verwüstet wird; die Verehrung für die hart ringenden Vorfahren, die der Krieg an den Bettelstab brachte und die doch ungebeugt, Vorbilder für ihre Bauern, ihr Bestes der Heimat opferten; die Bewunderung des großen siegreichen Feldherrn und Königs, dessen kleine gebückte Gestalt, so knapp sie gezeichnet wird, überragend alle anderen beherrscht.

Man möchte froh diesen neuenRoman den besten Werken Zobeltitzens an die Seite stellen, dem „Sieg" etwa; aber die Form verbietet's. Es ist eine eigenwillige, auf die Dauer kaum erträgliche Sprache, die uns der Verfasser zu lesen zwingt. Bereits früher einmal hat er sie in einer kleinen Schlachtskizze von der Katzbach angewandt. Aber was in der Skizze, im raschen Tempo, eindringliche Wirkung schuf, das ermüdet und verärgert, wenn man es 300 Seiten lang über sich ergehen lassen muß. Eine Probe: „Lag zwischen vielen, vielen Toten am Elsbusch mit zerschmettertem Bein einer der Besten: Ewald Christian von Kleist, Major vom Regiment Hauß. Wollte ein wackerer Feldscher ihn verbinden noch mitten im Kampfgewühl, doch den traf beim Samariterwerk die tödliche Kugel. Kamen die Kosaken, raubten dem Kleist alles, rissen ihm die Kleidung vom wunden Leibe, ließen ihn für tot liegen." Ob diese Art von Inversion fritzisch sein soll? Aber in der erwähnten Katzbachszene wird von Vater Blücher nicht anders berichtet.

Genau so abgehackt und unverbunden, wie die einzelnen Sätze hier nebeneinander stehen, sind viele Szenen aneinandergereiht. Die Kleistszene zum Beispiel, der die angeführten Worte entnommen sind, steht gänzlich unorganisch in dem Roman: eine historische Tatsache. Auch das Urteil des Russen Saltykow wirkt fremd als nackte Geschichte mitten im Leben des Romans.

Mit viel Vergnügen liest man dagegen die Teile, die der alte Zobeltitz geschrieben und gestaltet hat; die wundervolle Szene in der Dorfkirche etwa, wo der Patron mit kräftigen Worten an Stelle des ermordeten Pfarrers das Gebet spricht. Hier fühlt man den kraftvollen, wirklichkeitsnahen Dichter, von dem wir vielleicht noch einmal ein Werk bekommen, das die feinen Lebensausschnitte, mit denen wir uns in diesem Roman begnügen müssen, zu einem großen Bilde des Lebens, des märkischen Junkerlebens vielleicht, vereint. F. M.

Neuigkeiten aus der Schweiz.

Max Beer, Das Regenbogenbuch: Weiß-Rot-Blau-Gelb-Orange-Blau und Grau-Buch. Die europäischen Kriegsverhandlungen; die maßgebenden Dokumente, chronologisch und sinngemäß zusammengestellt, übersetzt und erläutert. *Bern, Ferdinand Wyß.* Kart. 5 M.

Das verdienstliche eigenartige Unternehmen vereinigt in durchaus logischer Anordnung alle den Kern des Kriegsausbruchs berührenden Aktenstücke der einzelnen Mächte. Die Übersetzung entspricht jeweils wortgetreu dem Original. Eine Entstellung oder Umdeutung zu tendenziösen Zwecken erscheint so von vornherein ausgeschlossen. Zahlreiche Erläuterungen besorgen die Führung durch das bunte Labyrinth der einander oft kontradiktorisch entgegengesetzten diplomatischen Behauptungen. Die ausführliche Einführung zieht gewissermaßen die Schlüsse aus dem vorliegenden Material. Wenn sie für Deutschland und seine Bundesgenossen günstig ausfallen, so ist nicht der neutrale Herausgeber daran schuld, sondern die Macht der Tatsachen selbst. Die „Neue Züricher Zeitung", die in ihrer Englandfreundschaft dem Herausgeber Parteilichkeit vorwarf, ohne jedoch auch nur den geringsten Beweis hierfür zu erbringen, hätte im Interesse ihrer Protektoren besser geschwiegen. Daß aber in diesen Zeiten, wo Lug und Trug im Ausland allenthalben zu triumphieren scheinen, ein schweizerischer Verlag den Mut besitzt, der Wahrheit die Ehre zu geben, dafür gebührt ihm reichlich Dank und Anerkennung aller Billigdenkenden, nicht in Deutschland allein.

Gottlieb Binder, Alte Nester. 2. und 3. Band. *Zürich, Artist. Institut Orell Füßli.* Geb. 4 Fr. und 3,50 Fr.

Der erste Band schweizerischer Kleinstadtidyllen ist bereits früher in dieser Zeitschrift empfohlen worden. Die vorliegende Folge führt uns nicht minder reizvolle Partien vor Augen: Wil, Lugano, St. Ursen, Lenzburg, Stein am Rhein, Regensberg, Liestal (die Heimat I. V. Widmanns), Sempach (den berühmten Schlachtort), Kaiserstuhl, Sitten (die alte Bischofsstadt) und Beromüster. Fast ein halbes Hundert köstlicher Federzeichnungen von Paul von Moos veranschaulicht den Text des gemütvollen Verfassers, der auch außerhalb der Eidgenossenschaft auf treue Freunde und willigen Beifall rechnen darf.

Digitized by Google

Christian Caminada, Die Bündner Glocken. *Zürich, Artist. Institut Orell Füßli.* Geb. 2,40 M.

Diese kulturhistorische Studie des im ehrwürdigen Truns in Graubünden heimischen Gelehrten bietet mehr als ähnliche wissenschaftliche Arbeiten, weil zugleich der Herzschlag und die Phantasie eines Dichters in ihr zum Ausdruck kommen. Wir lernen wie im Fluge das ganze Bündnerland kennen und aus der Sprache der Glocken seine Seele.

Alexander Castell, Der Kriegspilot. — Der Tod in den Lüften. Zwei Bändchen aus der Sammlung: Geschichten aus Deutschlands Kämpfen 1914/15. *München, A. Langen.* Geheftet je 1 M.

Nach dem betrüblichen „Fall Spitteler" — erst jetzt scheint der „Neutrale", den wir früher als deutschen Dichter zu den unsrigen zählten, wenigstens öffentlich nicht mehr mit Deutschlands Feinden zu parlieren — durfte man doppelt gespannt sein, wie sich ein anderer Schweizer, Alexander Castell, verhalten würde. Er, dem Paris zur zweiten Heimat geworden war, er, der den Franzosen von Flaubert bis Maupassant mehr verdankte als irgendeinem deutschen Vorläufer, die Schule seines graziösen, eleganten, elastischen, mondänen und dabei streng disziplinierten Stils, der Landsmann C. F. Meyers, wählte nicht lange, und wenn er es noch nicht ganz gewesen sein sollte, jetzt in schicksalsschwerer Stunde wurde Castell ein vom Herzen bis zu den Fingerspitzen grunddeutscher Erzähler. Man verstehe nicht falsch, kein wortverschwendender, in Fantasien voll Blut und Eisen schwelgender Patriot, keiner von den allzuvielen, die durch eine gesteigerte Gesinnung ihre mangelnde Kunst ersetzten und die günstige Stunde zu ihrem höchstpersönlichen Vorteil nutzten! Castell sparte mit seinen Gaben und von irgendeiner „Tendenz" ist in diesem kleinen schmalen Bändchen Kriegsgeschichten erst recht nichts zu verspüren. Wem aber die zeitgenössische Feuilleton-Belletristik noch nicht den guten Geschmack verdorben hat, der wird Castells Bilder aus dem Weltkrieg ohne weiteres als in ihrer Art klassische Schöpfungen zu werten wissen. Gleichviel ob wir mit dem Erzähler hoch in den Lüften oder tief im Schützengraben den Regungen der Menschenseele nachspüren, im französischen Schloß, im belgischen Kloster, im deutschen Unterseeboot bewegte Augenblicke verleben, immer bewundern wir die feste Hand, die klare Harmonie, die ruhige Haltung eines Meisters, die aus jeder Zeile zu uns spricht. Wenn wir von den sechzehn Geschichten einer den Vorzug geben sollten, so würden wir die Skizze „Kameraden" nennen, weil hier ein schlichtes, einfaches, alltägliches Erlebnis in einer besonders reinen, allen verständlichen, echt menschlichen Weise gestaltet ist.

Ernst Eschmann, Meinrad Lienert. *Frauenfeld, Huber & Ko.* Gebunden 2 M.

Die kleine Festschrift zu Ehren des am 21. Mai 1865 im altberühmten Wallfahrtsort Einsiedeln geborenen und jetzt in Zürich lebenden Volksschriftstellers und Dialektdichters Lienert erhebt auf wissenschaftliche Wertung keinen Anspruch. Der Verfasser, selbst ein Bruder in Apoll, sucht den Charakter des von ihm gefeierten Mannes aus der frisch-fromm-freifröhlichen Art des Schwyzer Bergvölkleins abzuleiten, indem er diese selbst sehr glücklich umschreibt. Zahlreiche Proben in Vers und Prosa, Bildnis und Handschrift Lienerts, die dem Büchlein beigegeben sind, ergänzen und verdeutlichen den gemütvollen einladenden Essay, die bio- und bibliographischen Mitteilungen erhöhen seinen Wert.

F. M. Kircheisen, Das Völkerringen 1914/15. *Aarau, H. R. Sauerländer.*

Der durch seine monumentalen Napoleon-Werke allen Historikern und Bibliophilen aufs vorteilhafteste bekannte Genfer Geschichtsforscher und Literat F. M. Kircheisen betätigt sich nunmehr auch als Chronist des Weltkriegs. Das sehr gut ausgestattete, nur mit Karten, aber nicht mit dem oft mehr als fragwürdigen Bilderkitsch unserer Tage versehene Werk kann in einzelnen Lieferungen zu 60 Rappen oder 50 Pfennigen durch jede Buchhandlung bezogen werden. Der Verfasser vermeidet es grundsätzlich, die Vorgänge auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen in der Form einer mosaikartig zusammengestellten, Falsches und Wahres durcheinanderwirbelnden, hastig in aller Eile erledigten Chronik zu schildern, sondern beabsichtigt eine organisch gegliederte, harmonisch ineinandergefügte Gesamtdarstellung der Ereignisse und Persönlichkeiten zu liefern, wobei kritische Ausblicke und Schilderungen von Augenzeugen verwertet werden. Wir kommen nach Abschluß der zweifellos hervorragend angelegten Arbeit auf sie nochmals zurück.

F. O. Pestalozzi, Johann Caspar Lavaters Beziehungen zur Kunst und den Künstlern. CXXVIII. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich für 1915. *Zürich, Beer & Ko.* Geheftet 3,60 M.

Lavater, der von 1769—1778 am Zürcher Waisenhaus wirkte, zuerst als Diakon, dann als Pfarrer, durfte die vorliegende Charakteristik im Rahmen der Neujahrsblätter längst beanspruchen. Dem Bearbeiter standen zahlreiche Originalurkunden zu Gebote, die er gründlich auszuschöpfen verstand. Und so wird auch der künftige Biograph Lavaters die fleißige Studie Pestalozzis als zuverlässiges Quellenwerk benutzen können. Nebenbei bemerke ich, daß in dem gleichfalls im Zürcher Lavater-Archiv verwahrten Briefwechsel Sailer-Lavater, der demnächst entweder von mir oder einer mir nahestehenden Seite einer besonderen Schrift zugrunde gelegt werden soll, von Kunst und Künstlern mancherlei die Rede ist. — Eine willkommene Beigabe bildet das Titelbild (nach einer im Besitz der Zürcher Stadtbibliothek befindlichen kolorierten Radierung von Johann Heinrich Lips aus dem Jahr 1790. Es zeigt uns Lavater in seinem Arbeitszimmer und auf dem Tisch eine Anzahl Bände seines „Physiognomischen Kabinetts", wie solche heute noch in der Kaiserlichen Fideikommißbibliothek in Wien zu sehen sind.

Digitized by Google

Emil Sidler-Brunner, Englische Politik in neutraler Beleuchtung. *Bern, A. Francke.* 2. Auflage. Geheftet 80 Pfennig.

Die äußerst knapp gehaltene, aber um so gedankenreichere Schrift eines überzeugten demokratischen Schweizer Bürgers, deren erste Auflage binnen kurzem vergriffen war, geht von einer Abhandlung Oxforder Historiker über das britische Kaiserreich aus. Der Verfasser übt nun als streng Neutraler bei aller Sympathie für England eine gründliche Kritik an den Machtansprüchen unserer Vettern jenseits des Kanals. Er richtet sie an einen italienischen Freund, dessen objektives Streben gleichfalls über allen Zweifel erhaben ist. Die Ruhe und Sachlichkeit bleibt nicht ohne Wirkung auf den unbefangenen Leser, und wir stellen mit besonderer Genugtuung fest, daß die Schrift unbeabsichtigt eine glänzende Apologie deutschen Wesens darstellt. In einem zweiten Teil kommen hervorragende Persönlichkeiten der verschiedensten Nationen zum Wort: der Turiner Professor Geisser, Sir Edward Grey, Staatssekretär Jagow, Professor Tönnies und Dichter Paquet. Sidler-Brunner lehnt alle Engländer ab, die sich bei ihren deutschfeindlichen Angriffen auf Bernhardi und alldeutsche Utopisten berufen und schreibt einem englischen Gelehrten wörtlich: „Die Zeit wird kommen, wo man erkennen wird, daß bei den Deutschen der Sinn für getreue Pflichterfüllung als der Ausdruck sittlicher Freiheit zu betrachten ist, und daß sie sich kraft ihrer innern Freiheit auch die politische Freiheit in einem Grade erringen werden, die den Vergleich mit jeder anderen konstitutionellen Regierung vorteilhaft bestehen kann." Ich glaube, daß niemand, der sich mit der englischen Frage beschäftigt, an den Ausführungen dieses geistig hochstehenden, klarblickenden und scharf urteilenden Eidgenossen vorübergehen darf.

Josef Viktor Widmann, Ein Doppelleben und andere Erzählungen. *Bern, A. Francke.* 1915.

Der Weltkrieg hat naturgemäß auch in der Schweiz das literarische Leben beeinflußt und wesentlich eingeschränkt. Eigentlich blüht nur die aktuellen Ereignissen zugewandte Broschüren-Produktion. Denn selbst die großen Verleger hüten sich, mit irgendeinem umfangreicheren Buch hervorzutreten. So mußte sich auch ein Lieblingsschriftsteller wie Widmann gefallen lassen, daß man seine schönsten Geschichten, die sich in seinem Nachlaß vorfanden, in zwei Bändchen verteilte und sich vorerst begnügte, mit einem einzigen herauszurücken. Dieses, in Rosa-Pappe gebunden, enthält die Erzählungen „Ein Doppelleben", „Als Mädchen" und „Rektor Müslins erste Liebe" nebst einem kurz vor dem Tode des Verfassers niedergeschriebenen Vorwort desselben. Wir entnehmen daraus, daß Widmann, als er sich mit seinen Gesammelten Werken beschäftigte, der 1884 erschienenen Sammlung „Aus dem Fasse der Danaiden" nur diejenigen Stücke entnahm, die ihm auch künftiger Teilnahme wert erschienen, sie aber trotz Gottfried Kellers seinerzeitigem Lob einer gründlichen Umarbeitung unterzog, und zu diesen Arbeiten, die wir getrost als Meisternovellen bezeichnen dürfen, ein paar spätere gesellte. Wir werden auf die Auswahl nochmals zu sprechen kommen, sobald auch das zweite Bändchen den Weg aus dem sorglichen Verlagshaus zur Gemeinde des Dichters angetreten hat. *Kosch.*

Kleine Mitteilungen.

Bibliophiliana XXXV. Edward Gibbon, der die Geschichte des untergehenden römischen Weltreiches schrieb, hatte Pausbacken: zwischen dem Doppelkinn und der hohen Stirn verschwand sein Gesichtchen und die hervorragende kleine Nase schien von den sie überdeckenden Massen der Hängebacken zermalmt zu werden. So ungefähr hat ihn Sainte-Beuve gezeichnet. Die erblindete Madame Dudeffand betastete den Besuchern ihres Salons das Gesicht, um sich über das Aussehen der diesen zum ersten Male betretenden Fremden zu unterrichten. Als Gibbon von Lauzun bei ihr eingeführt wurde, fügte sich auch der berühmte Brite dem Gebrauche. Aber Madame Dudeffand wurde bei seiner Begrüßung immer unruhiger, bis sie sie mit den erzürnten Worten plötzlich abbrach: „Pfui, das ist ein abscheulicher Scherz!"

Frau de Genlis hat das Geschichtchen erzählt, das sehr lehrreich ist. Nicht deshalb, weil man ihm vielleicht entnehmen könnte, welche Arten geselliger Unterhaltung in einem feinsinnigen Pariser Salon des XVIII. Jahrhunderts für möglich gehalten wurden. Denn wahrscheinlich ist es nur ein gut erfundenes Geschichtchen, eine Malice, wie sie die Memoirenschreiber anzubringen lieben, die ihre häufige Vorliebe für die Hintertreppen bis auf die Erfindung von Hintertreppenwitzen ausdehnen. Sondern weil es wieder einmal zeigt, daß bedeutende Köpfe in der Betrachtung ihrer Zeitgenossen und damit in der Überlieferung, weil allein diese den Eindruck des Lebendigen festhält, anders erscheinen können, als sie sind oder doch dem ganz Unbefangenen, wie der allein sich auf ihren Raumsinn verlassenden Blinden, erscheinen müssen, dem Unbefangenen, der nicht nach dem Ausdruck urteilt und auch nichts von der Persönlichkeit und ihren Werken weiß, deren Nase ihm nicht gefällt. Diese Voreingenommenheit, die ebenso gegenüber den Bildnissen und Büsten der hervorragenden Menschen besteht, die notwendigerweise auch von den Künstlern selbst, den Urhebern jener Bildnisse und Büsten, geteilt wurde, weicht bei den gelungenen, den guten Karikaturen der Absicht, menschliche Schwächen im Wesen eines großen Geistes hervorzuheben, hinter ihnen die bedeutenden Vorzüge für ein paar Augenblicke verschwinden zu lassen, damit die Behauptung bewiesen wird: auch hier ist deshalb oder deshalb keine Vollkommenheit. Die Abneigung gegen das Zerrbild, die sich bei ebenmäßigen Naturen, wie der Goethes, zum ausgesprochenen Widerwillen steigert, kann seine ikonographischen Verdienste nicht vermindern. Hubers Voltaire-Skizzen, die Karikatur Kierkegaards im „Corsaren" und vieles Ähnliche noch haben trotz ihrer maliziösen Tendenz einen großen

Digitized by Google

ikonographischen Wahrheitswert, mitunter einen sehr viel größeren als das Denkmal nach dem Leben. Es ist deshalb kein unbegründeter Wunsch, ein Lavater der Karikaturenkenner möge einmal die Spottbilder, die wir von hervorragenden Denkern und Dichtern besitzen, daraufhin prüfen, inwieweit ihren Übertreibungen oder Verkleinerungen die unmittelbar festgehaltene Impression lebendiger Züge zugrunde liegt. Nicht allein darüber, wie die Meister sich räusperten oder spuckten, könnte eine Sammlung solcher Art, deren Schwierigkeit man sich nicht zu verhehlen braucht, die prachtvollsten Aufschlüsse geben, sie würde auch eine notwendige Ergänzung zu den ernsthaften Bildern geben. Denn diese streben, bewußt oder unbewußt, fast immer über den Eindruck des Alltagsmenschen hinaus, verleihen Ruhe, Sammlung, Würde, halten auch in der Bewegung den bedeutungsvollen Moment fest. Wie der alte Geheimrat und Minister Goethe seinen Besuchern gegenüber stand, glauben wir zu wissen, wir kennen seinen edlen Kopf und sein feuriges Auge (dessen Erklärung der Enthusiast und der Ophthalmologe allerdings mit verschiedenen Gründen versuchen) in einem aus den Arbeiten der vielen Künstler, die ihn bilden und malen durften, gewonnenen Idealbilde. Aber wie Goethe über die Straße ging, wie er sich zu Hause trug, wie er sich denen zeigte, die ihn nicht kannten, nicht verehrten, nicht verstehen konnten, wissen wir kaum. Der Goethe in Hausschuhen, den Thakeray unbefangen zeichnete, ist von einem geistvollen Manne entworfen, dem die Feder besser als der Griffel gehorchte; der ausschreitende Goethe Riemers ist zwar kein Kunstwerk, aber doch eine glückliche Skizze; das Ölgemälde Schnellers, das den Dichter diktierend in seinem Arbeitszimmer zeigt, mutet beinahe gestellt an. Aber Tischbeins Wasserfarbenzeichnung, auf der der begeisterte Reisende die Luft seines Rom in vollen Zügen genießt, ist uns, trotzdem es nur für den Maler ein flüchtiges Studienblatt war, eine immer wieder wundervolle Erinnerung an die italienische Reise. Seitdem die Momentphotographie die Großen auf Schritt und Tritt überwacht, hat sie wohl hin und wieder auch ein typisches Bild festgehalten, und ist mit ihrem gesammelten Material jedenfalls jeweilig eine recht brauchbare Ergänzung der Künstlerüberlieferung. (Und was würden wir nicht für ein Lichtbild, für eine kinematographische Aufnahme, für ein Phonogramm des Faustdichters alles von den uns hinterbliebenen Bildnissen und Büsten eintauschen wollen.) Aber auch die Bildnisaufnahmen der photographischen Maschinen haben schon ihre eigene Geschichte, nicht nur hinsichtlich der Leistungsfähigkeit dieser Maschinen selbst, sondern vor allem auch der der Operateure wegen, die im Anfange der Lichtbildkunst oft brotlos gewordene Bildnislithographen gewesen sind und deshalb für ihren neuen Beruf ein gebildetes Kunstgefühl mitbrachten, das ihre Nachfolger bei der Bedienung der sich stetig vervollkommnenden Apparate bald verloren haben. Wie denn überhaupt die malerische und plastische Auffassung im Wechsel der Jahrhunderte, die Ausbildung der Griffelkunstverfahren auf den Stil und anderes noch ebenfalls berücksichtigt werden wollen. Aber das alles

ist im Zusammenhange dieser Ausführungen nicht das Hauptsächliche. Die Gesetze der ikonographischen Tradition sind und werden von dazu Berufenen untersucht und dargestellt. Was uns fehlt, ist ein tüchtiges Werk, das es geschickt unternimmt, einen Ausgleich zu schaffen für jene Herospose, in denen uns die Gestalt mancher Weltberühmtheiten, wie die Napolens I. zum Beispiel, fast ausschließlich bekannt ist, in dem zur Ergänzung und Erklärung der Bildnisüberlieferung die Erzeugnisse der Karikatur herangezogen werden. Das wäre keine leichte Arbeit, sie könnte immer wieder dazu verlocken, auf Allgemeineres, auf die eigentlichen Absichten und den besonderen Inhalt der Karikaturen, überzugehen, sie könnte auch mißverstanden werden, mißraten und dann darin stecken bleiben, daß sie große Persönlichkeiten klein macht. Aber sie würde, ausgeführt, soweit das möglich ist, eines der anziehendsten und belehrendsten Bilderbücher schaffen, die es geben kann. Sie hätte freilich auch mit ihrem Verdienst die notwendige Forderung zu verbinden, daß die Betrachter eines solchen erwünschten Buches sich auf seine Betrachtung verstehen müssen und in ihm als einen Beitrag zur ikonographischen Psychologie kein leichtes Unterhaltungsmittel, vielmehr ein nützliches Hilfswerk sehen sollen, ihre Bewunderung für eine große Persönlichkeit durch eine anschaulichere Vorstellung von deren Erscheinung im Alltagsleben zu überwachen.

Ähnlich wie mit den Heroen der Literatur selbst geht es uns mit ihren Werken (und es gibt hier eine nicht zu verkennende Wechselwirkung von der Vorstellung einer Persönlichkeit auf die Bewertung ihrer Schriften). Der neue Leser kommt zu dem klassischen Werk als zu einer Autorität, die ihn prüfen soll. Vielleicht wäre es deshalb nützlich, wenn er nicht nur an das Dogma einer Literaturgeschichte seiner Zeit zu glauben brauchte, wenn er auch ein Buch zur Hand hätte, in dem er die Entwicklung der Bewertung unserer Meisterwerke des Weltschrifttums übersehen würde. Allerdings gibt es Anleitungen zur Bücherwahl und Handlisten der besten Bücher in ziemlicher Zahl und in den verschiedensten Ausführungen von der fleißigen literarhistorischen Zusammenstellung bis zu den apodiktischen Behauptungen eines allerpersönlichsten, selbstherrlichen Geschmackes. Aber noch niemand hat den Versuch gemacht, ein Verzeichnis der bekanntesten Hauptwerke der Literatur zu liefern, in dem bemerkenswerte Urteile der Zeitgenossen und der Nachwelt die Auffassung eines bestimmten Werkes durch berühmte Persönlichkeiten, seine Aufnahme bei ihm fremden Völkern und Zeiten erkennen lassen. Eine Anthologie der Kritik über die so und so viel besten Bücher, in den Anmerkungen, die über sie gemacht worden sind, würde den Äußerungen der kritischen Journale und der Rezensenten keinen allzugroßen Raum gönnen, würde sie nur in den hauptsächlichen Urteilen wiedergeben wollen, um zu zeigen, wie das Werk allmählich dem Urteil seiner Zeit entwachsen ist, um seinen festen Platz in den Literaturgeschichten zu gewinnen. Dafür müßten dann die Bewertungen dieses Werkes durch ausgezeichnete Geister, die keine literarhistorische Fachbildung oder doch kein enges literar-

Digitized by Google

historisches Fachgewissen besaßen, beachtet werden, um die lebendige Weiterwirkung der Klassiker zu zeigen. Die Methode wäre einfach, man brauchte für die ausgewählten besten Bücher nur die Aussprüche und Aufzeichnungen zu sammeln, die bedeutende Persönlichkeiten über sie hinterlassen haben. (Etwa nach dem Schema: Das Urteil der großen Deutschen über die Bibel.) Und man würde auch bemerkenswerte Urteile nicht vergessen wollen, deren Urheber nicht historische Persönlichkeiten, aber augenscheinlich geistreiche und selbständige Köpfe gewesen sind. So könnte eine Sammlung entstehen, die ganz gewiß nicht das Ideal einer Literaturgeschichte sein würde. Immerhin aber ein Handbuch, das ein notwendiges Supplement einer jeden Literaturgeschichte wäre, weil es neben die sachliche Autorität eines strengen Systems die Buntheit der Meinungen kluger Leser stellt, die nicht gezwungen, zu einer bestimmten Schulmeinung eine bestimmte Ansicht zu haben, unbekümmert auch über solche Bücher ihre Meinung aussprachen, deren klassischer Rang sie selbst schon zu Wertmessern der Bewertung geringerer Bücher gemacht hatte.

G. A. E. B.

Brest-Litowsk in der Geschichte des Buchdrucks. Die Stadt Brest-Litowsk hat als Druckort besonders religiöser Literatur für Polen und Litauen (Brest-Litowsk heißt das litauische Brest) schon vor dreihundert Jahren eine gewisse Rolle gespielt. Auch die Königliche Bibliothek in Berlin hat, wie die „Vossische Zeitung" mitteilt, in ihrem Bücherbestande eine besonders interessante polnische Bibelübersetzung, welche das Druckdatum: 4. September 1563 trägt und in Brest-Litowsk gedruckt ist. Diese Übersetzung war vom Fürsten Nikolaus Radziwill veranlaßt und von einer Anzahl polnischer und ausländischer Theologen in sechs Jahren vollendet worden. Das in der Königlichen Bibliothek befindliche Exemplar trägt eine eigenhändige Widmung dieses Fürsten an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg in lateinischer Sprache. Ein silberner Einband schmückte einst das Buch, das denn auch zu der berühmten Silberbibliothek in Königsberg gehörte, jener wertvollen Sammlung, die zur Zeit in der Königlichen Bibliothek der allgemeinen Besichtigung zugänglich ist. Aus dieser Silberbibliothek wurde die Bibel vom Großen Kurfürsten bereits herausgenommen und seiner damaligen Hausbibliothek, aus welcher die jetzige Königliche Bibliothek hervorging, einverleibt. Der silberne Deckel ist im Laufe der Zeit verloren gegangen und durch einen anderen ersetzt worden. Das Buch selbst jedoch ist auch in buchgewerblicher Hinsicht eine Sehenswürdigkeit. Es ist für den Fachmann geradezu erstaunlich, mit welcher Feinheit, welcher Eigenart und mit welchem Geschmack die Drucktypen, besonders die Initialen, geschnitten sind. Das Schriftbild ist von außerordentlicher Schönheit und könnte heute noch Offizinen als Vorbild dienen. Es ist das um so erstaunlicher, als man damals die mechanischen Hilfsmittel bei der Herstellung von Drucksätzen und Holzschnitten für Initialen durchaus nicht kannte und man im allgemeinen nicht gewöhnt ist, aus dieser Gegend Europas gerade auf kunstgewerblichem Gebiete von hervorragenden Leistungen zu hören.

Die chinesischen Werke in der Handschriftenabteilung der Berliner Königlichen Bibliothek sind in den letzten Jahren durch neue wertvolle Sammlungen vermehrt worden. Unter den Neuerwerbungen befindet sich die große alte Kultausgabe, die Pekinger „Tripitaka", die in drei Abteilungen die heiligen Schriften der südlichen Buddhisten enthält. Dr. Herbert Müller, der im Auftrage des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin vor einigen Jahren nach China ging, übernahm auch den Ankauf von Büchern für die Bibliothek. Es gelang ihm, die bereits zerstreuten Teile einer alten Kultausgabe des Kanons der Taoisten in einem Tempel bei Peking ausfindig zu machen und für die Bibliothek zu erwerben, die nunmehr drei Fünftel des wichtigen Werkes besitzt, Unter den 693 Werken verschiedener Literaturgattungen ist die historische Geographie mit 190 Werken besonders stark vertreten. Unter ihnen befinden sich fast sämtliche Ortschroniken der Provinz Schantung, 25 Chroniken berühmter Städte und Kultstätten, die Gesamtbeschreibungen von 15 Provinzen und einigen Nebenländern Chinas, und endlich die große Reichsgeographie aus der Ming-Epoche. Dazu kommen die 80 historischen Werke, die meist der privaten Geschichtschreibung angehören und so eine wertvolle Ergänzung zu den bisher in der Bibliothek vorhandenen amtlichen Geschichtswerken bilden. 32 Schriften über die Geschichte der Staatsverwaltung und des Rechtslebens enthalten äußerst wichtiges Material. Die staatsrechtliche Literatur der modernen republikanischen Zeit bildet nur eine kleine Gruppe. Dagegen waren die Neuerwerbungen an Inschriftensammlungen sehr zahlreich.

Auf dem Gebiete der Kunstarchäologie wurden 18 Werke, zum großen Teil mit Abbildungen versehen, erworben. Mit dieser Sammlung kamen gleichzeitig mehrere Schriften über das interessante, aber bisher wenig bekannte Gebiet der *chinesischen Musik* in die Berliner Bibliothek. Auch die große Klasse der chinesischen Enzyklopädien ist durch Neuerwerbungen um 12 Werke, zum Beispiel solche aus dem VII. und XIII. Jahrhundert, vermehrt worden. Unter den Werken der *chinesischen Medizin* ist besonders interessant der auf kaiserlichen Befehl kompilierte „Goldene Spiegel der gesamten Medizin" aus dem Jahre 1742.

(*Berliner Tageblatt.*)

Im Lichthof des Berliner Kunstgewerbemuseums ist zum Besten des Roten Kreuzes ein Teil der großen *Aquarellsammlung aus den Beständen der Königlichen Hausbibliothek* ausgestellt worden. Diese eigenartige Sammlung war bisher weiteren Kreisen noch ganz unbekannt und wird zum ersten Male einem größeren Publikum zugänglich gemacht. Ihre Schöpfung geht auf König Friedrich Wilhelm IV. zurück, dessen Kunstmäzenatentum neben der vielleicht zu Unrecht bekannteren Erscheinung des Bayernkönigs Ludwig eine eingehendere Würdigung wohl verdiente. Auch der

Digitized by Google

Gedanke dieser Sammlung gehört noch ganz in den Ideenkreis der alten fürstlichen Kunstgönner, und er spiegelt doch auch zugleich den romantischen und bürgerlichen Geist der Epoche. Seine Bauten und die Räume, die er bewohnte, historische Stätten Deutschlands und Landschaften, die er auf seinen Reisen liebgewonnen hatte, wollte der König im Bilde festgehalten haben. Die objektive Treue der Schilderung war die erste und einzige Forderung. Wenn man will, ein kunstfremdes Prinzip. Aber der König stellte doch auch damit eine Aufgabe, die seiner Zeit gemäß war, und förderte die Kunst intimer Naturdarstellung, die wir erst neuerdings trotz und neben der offiziellen Kompositionsmalerei der ersten Jahrhunderthälfte zu schätzen gelernt haben. Die Graeb und Kloß, Hintze und Gärtner haben in den Berliner und Potsdamer Schlössern die Motive für reizende Bildchen gefunden. Und wir lernen erst in diesen zeitgenössischen Aufnahmen die Interieurs ganz verstehen und lieben, die wir noch heut beinahe unverändert sehen können. Mit der Erfindung der Photographie mußte dieser Kunstzweig zugrunde gehen. Und man bedauert es, wenn man bedenkt, in wie unzureichender Form die Bilder der Räume, in denen wir leben, einstmals unseren Enkeln überliefert sein werden. Die scharf gezeichneten und mit kräftigen Lokalfarben kolorierten Blätter bilden den wertvollsten Bestand der Sammlung. In späterer Zeit verliert das Aquarell diesen Charakter, um sich schon in Hildebrands Landschaften den gefürchteten englischen Watercolours zu nähern. Eine Fortsetzung in unserer Zeit wäre nicht möglich. Und aus den jüngeren Beständen ragt allein Menzel hervor, dessen Entwurf zum Bilde der Krönung Wilhelms I. gewiß die künstlerisch am höchsten zu wertende Leistung ist. Aber das Aquarell hat aufgehört, eine selbständige Kunstgattung zu sein, es ist zur Skizze geworden. Das Studium der Sammlung, die zu sehen nicht leicht wieder so günstige Gelegenheit sein dürfte, muß nicht nur um des wohltätigen Zweckes willen empfohlen werden. Die Auswahl und geschmackvolle Zusammenstellung ist Dr. *B. Krieger* unter Mitarbeit von Dr. *G. A. Bogeng* zu danken. Die „Zeitschrift für bildende Kunst" wird demnächst eine eingehendere Würdigung bringen. (*Kunstchronik.*)

Zu den ältesten Exlibris. Graf Karl Emich zu Leiningen-Westerburg rechnet in seinem Handbuch „Deutsche und österreichische Bibliothekzeichen", Stuttgart 1901, zu den ältesten Exlibris (Seite 100—103) das des *Hilprandus Brandenburg de Bibraco* in Büchern, die er dem Karthäuser-Kloster in Buxheim bei Memmingen geschenkt hat, und stellt es in die Zeit „um 1470". Als Titelbild des Handbuches gibt er ein wohlgelungenes farbiges Faksimile. Die Familie Brandenburg aus Biberach in Württemberg ist nicht unbekannt, sie findet sich unter Bismarcks Ahnen („Familiengeschichtliche Blätter", August 1915), über ihre Kunstpflege soll es einen Aufsatz von Berthold Pfeiffer in den „Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte" geben. Das Hochzeitsbildnis von 1437 des Bismarckahnen Eberhard Brandenburg und seiner Gattin Anna Klotz („Familiengeschichtliche Blätter" 1911, S. 129) zeigt dasselbe Wappentier wie das erwähnte Exlibris, nur nach der anderen Seite gekehrt, über dem Schild steht der Helm mit der Helmzier, während das Wappen im Exlibris von einem Engel gehalten wird. Hildebrand Brandenburg hat seine Bücher dem Kloster geschenkt, einen andern Beitrag zur Kenntnis seiner Gesinnung und Datierung seines Lebens gibt eine Pergamenturkunde vom 6. März 1487 in deutscher Sprache des Inhalts: Stiftung eines Pfd. Hellers aus seinem Gütlein zu Hochdorf an die Pfarrkirche Biberach durch Hildebrand Brandenburg, Kaplan und Bürger zu Biberach, so daß, sooft ein Mensch in Biberach hingerichtet wird, ein Zeichen mit der großen Glocke geläutet werden soll. („Württembergische Archivinventare", Heft 9, Stuttgart 1913, S. 35.) Er hat sicher verdient, was der Bibliothekar des Klosters in die von ihm herrührenden Bücher geschrieben hat: *Oretur pro eo et pro quibus desideravit.* H. S.

Die Theater Europas um 1600. Im Jahre 1903 hat in London Charles Hughes ein Buch erscheinen lassen, betitelt: „*Shakespeare's Europe. Unpublished Chapters of Fynes Moryson's Itinerary* etc. etc." Fynes Moryson, 1566 in Cadeby (Lincolnshire) geboren, Magister Artium der Universität Oxford, unternahm seit 1591 große Reisen nach Europa, die ihn bis nach Konstantinopel und Jerusalem führten. 1617 erschienen dann drei Teile seines *Itinerary* (ein ausgezeichneter Neudruck mit den alten Bildern und Karten in vier Bänden Glasgow 1907/8), während der Rest ungedruckt blieb und erst jetzt durch Hughes' Veröffentlichung teilweise bekannt wird.

A. Brandl hat das Buch bereits im 40. Band des Shakespeare-Jahrbuches (S. 265 f.) angezeigt und im gleichen Bande (S. 229 f.) eine Stelle daraus abgedruckt, die von dem Auftreten der englischen Komödianten in Frankfurt 1592 berichtet und durch die Verachtung, mit der Moryson von der kümmerlichen Ausstattung und den verstümmelten Dramen spricht, deutlich den Unterschied aufzeigt, der zwischen den Schauspielern Londons und den Wandertruppen bestand.

Es finden sich aber in dem Werke noch weitere Beiträge zur Theatergeschichte jener Tage; und da das umfangreiche, registerlose Werk nicht leicht zugänglich ist, so dürfte eine Mitteilung der betreffenden Stellen willkommen sein.

Ähnlich seinem Urteil über die deutschen Verhältnisse ist das, was Moryson von den Niederländern berichtet. Er rühmt zunächst ihre wissenschaftlichen Fähigkeiten und nennt „*Ralphe Agricola of Freeseland and Erasmus borne at Roterodame*". Dann fährt er fort: „*But for Commedians, they litle practise that Arte, and are the poorest Actours that can be imagined, as my selfe did see when the Citty of Gertrudenberg being taken by them from the Spanyards* (also 1593), *they made bonsfyers and publikely at Leyden represented that action in a play, so rudely as the poore Artizans of England would haue both penned and acted it much better. So as at the same tyme when some cast Players*

Digitized by Google

of England came into those partes, the people not vnderstanding what they sayd, only for theire Action followed them with wonderfull Concourse, yea many young virgines fell in loue with some of the players, and followed them from Citty to Citty, till the magistrates were forced to forbid them to play any more" (S. 373).

Vom deutschen und niederländischen Schauspiel zu sprechen, findet er noch einmal Gelegenheit, als er die Theater Englands rühmt: „*The Citty of London alone hath foure or fiue Companyes of players with their peculiar Theaters Capable of many thousands* (?), *wherein they all play euery day in the weeke but Sunday, with most strang concourse of people, besydes many strange toyes and fances exposed by signes to be seene in priuate houses, to which and to many musterings and other frequent spectacles, the people flocke in great nombers, being naturally more newe-fangled then the Athenians to heare newes and gaze vpon euery toye, as there be, in my opinion, more Playes in London then in all the partes of the worlde I haue seene, so doe these players or Comedians excell all other in the worlde. Whereof I haue seene some stragling broken Companyes that passed into Netherland and Germany, followed by the people from one towne to another, though they vnderstoode not their wordes, only to see theire action, yea marchants at Fayres bragged more to haue seene them, then of the good marketts they made*" (S. 476). Daß das Volk den Engländern von Stadt zu Stadt folgte, ist sonst nicht bekannt; Moryson dürfte hier wohl einfach erweitert haben, was er vorher von den verliebten niederländischen Jungfrauen geschrieben hatte.

Die Mitteilungen Moryson's über Frankreich hat Hughes leider fast ganz weggelassen. Um so ausführlicher sind die Beobachtungen aus Italien. Vom Theater schreibt er: „*In the tyme of Carnauall all Cittyes vse to haue publike Comedies acted by Cittizens, and in Florence* (hier weilte Moryson 1594) *they had a house where all the yeare long a Comedy was played by professed players once in the weeke and no more, and the partes of wemen were played by wemen, and the cheefe Actours had not their parts fully penned, but spake much extempory or vpon agreement betweene themselues, espetially the wemen, whose speeches were full of wantonnes, though not grosse baudry* (*which the Italians like, but neede no such provocation*) *and their playes were of Amorous matters, Neuer of historyes, much lesse of tragedies, which the Italyans nature too much affects to imitate and surpasse.*" Einer besonders beliebten Schauspielerin setzte man sogar einen Grabstein mit Epitaph. Zur Karnevalszeit finden sich auf den Marktplätzen aller großen Städte die „*Ciarlatanes*" ein, „*who stand vpon tables like stages, and to sell their oyles, waters, and salues, drawe the people about them by musicke and pleasant discourse like Comedies, hauing a woman and a masked foole to acte these partes with them*" (S. 465).

So eingehend Moryson hier überall von den Theatern berichtet, die dramatische Literatur selbst berührt er leider nirgends; dem reichen literarischen Leben Londons ist er offenbar immer fern geblieben. Weder Shakespeare noch Spenser, Marlowe, Jonson wird genannt, und Hughes sagt also wohl mit Recht von ihm, „*he was lacking in poetic and artistic sensibility*".

Auf den Spuren des Zauberers Faust. Der Engländer Fynes Moryson, aus dessen Reisetagebüchern soeben einige für die Theatergeschichte bemerkenswerte Äußerungen mitgeteilt wurden, besuchte auf seinen Reisen durch Deutschland im Jahre 1592 auch Wittenberg, dessen Universitätswesen er ausführlich schildert. Hier hörte er auch von dem Zauberkünstler Faust und schrieb in sein Tagebuch: „*Besides, they shew a house wherein Doctor Faustus a famous conjurer dwelt. They say that this Doctor lived there about the yeere 1500. and had a tree all blasted and burnt in the adjoyning Wood, where hee practised his Magick Art, and that hee died, or rather was fetched by the Divell, in a Village neere the Towne. I did see the tree so burnt; but walking at leasure through all the villages adjoyning, I could never heare any memory of his end.*" (An Itinerary. Written by Fynes Moryson. Neudruck Glasgow 1907/8, Bd. 1, S. 16.) Daß Faust in einem Dorf bei Wittenberg vom Teufel geholt sein soll, wissen wir aus dem Faustbuch von 1587, in dem das Dorf Rimbach („eine halb Meil Wegs von Wittenberg gelegen") genannt wird, und aus dem Reisebericht des Sekretärs Andreas Ketterlin vom Jahre 1613, der in dem Dorfe Pratt (Pratau an der Elbe) „das Hauß, darinnen D. Faust sein vnseelig end soll genommen haben", gesehen haben will (vgl. „Euphorion" 6, 682). — Unklar ist mir dagegen geblieben, was es mit dem Zauberbaum für eine Bewandtnis hat. *Friedrich Michael.*

Zu den Stammbucheinträgen von Kant und Kästner (Beiblatt, Juli 1915, Spalte 201 f.) sei nachträglich bemerkt, daß *dasselbe* lateinische Zitat *Kants* jüngst in Henricis Autographenkatalog auftauchte, und zu dem Kästnerschen die Bemerkung, daß er *dasselbe* Zitat (nur statt „preist" — „prüft") in Ecks Stammbuch schrieb, das unter dem Titel „Ein Studentenstammbuch aus Lessings Zeit" in den „Grenzboten" (38. Jahrgang, 4. Quartal, 1879, Seite 326—334) ausführlich besprochen ist.
E. Ebstein.

Ein politischer Stammbuchvers von Gottfried August Bürger? Aus Bürgers Hallenser Studentenzeit taucht gerade jetzt ein Albumblatt vom 14. April 1767 auf, das besonders in der jetzigen Zeit eines gewissen aktuellen Interesses nicht entbehrt (vergleiche L. Liepmannsohns Antiquariatskatalog 188). Er lautet:

„Der leere Franzmann pfeift und schneidet Capriolen,
Der römische Castrate singt,
Der Britte läßt am Strang sich Miltons Teufel hohlen,
Der Teutsche, was tut der? er trinkt.

Es wird Sache des Literarhistorikers sein, nachzuweisen, ob man diese vier Zeilen als „bürgerische" ansprechen darf. Nach der Formulierung sieht es fast so aus, als ob der Eintrag schon *vor* Bürger wiederholt benutzt

Digitized by Google

worden sein könnte; jedenfalls ist die Wendung „Kapriolen schneiden" = Sprünge, Faxen machen, seit dem XVII. Jahrhundert belegt, wie Hans Schulz in seinem „Deutschen Fremdwörterbuch" (Band 1, Seite 329f.) nachweist; nach dem Inhalt würde er für die rauf- und sauflustige Universität Jena gut passen, wenn er sich auch bei R. Keil, „Die deutschen Stammbücher" (Berlin 1893) nicht findet. Es ist jedenfalls eine fast zur Regel — wie mir scheint — gewordene Tatsache, daß unsere Klassiker sich sehr häufig nicht eigener, sondern fremder Verse bedienten. Vielleicht kann ein Leser bei der Quellensuche weiter helfen! *E. Ebstein.*

G. A. Bürger und Daniel Chodowiecki. Es wäre ganz reizvoll, den Beziehungen Bürgers und Chodowieckis nachzugehen, und so freut mich die Nachricht, daß Dr. phil. Charlotte Steinbrucker damit beschäftigt ist, die Gesamtkorrespondenz Chodowieckis für eine Ausgabe zu sammeln. Einen kleinen neuen Beitrag bietet ein Billett Bürgers an den Künstler, das bisher ungedruckt geblieben ist. (Nach den Aufzeichnungen, die ich mir seit Jahren gemacht habe, war der Brief früher in der Sammlung Adolf Böttgers; dann sah ich ihn bei Spitta in Berlin im Sommer 1906; von da kam er wohl in Leipziger Besitz; außerdem kenne ich eine Pause desselben Briefes, die ein Freund von mir besitzt.) Ich gebe ihn also orthographisch genau wieder. Er lautet:

Wöllmershausen den 4ten April 1778

Mein theüerster Herr Chodowieckÿ

Sie sollen mir nicht antworten, weil ich weiß, daß Ihre Zeit zu edel dazu ist. Nur eine Minute sollen Sie mir schenken und lesen meine inständigste Bitte Mir doch baldmöglichst durch die fertigen Kupferplatten das Herz leichter zu machen. Wenn nur fürs erste wenigstens eine, zwey, oder die Halbschied hier wäre, daß der Abdruck angefangen werden könte! Hören Sie denn nicht auch schon den Flügelschlag der herbei eilenden Messe? — Aber um des Himmels willen! werden Sie nicht ungeduldig über uns Plagegeister, Dietrich und mich! Nichts weiter, um Sie nicht zu stören.

Ganz Ihr warmer Verehrer
GA Bürger.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß dieser Brief völlig mit deutschen Buchstaben geschrieben ist.

E. Ebstein.

Zu G. A. Bürgers Macbeth-Bearbeitung hat jüngst *Kurt Kauenhowen* in seiner Königsberger Dissertation (1915, 89 Seiten) das vollständige Material zusammengetragen. Ich wollte gerade selbst in diesen Tagen auf die Abhandlung von K. L. Pörschke „Über Bürgers Macbeth" verweisen, die sich auf S. 157—500 in dessen Buch „Über Shakespeares Macbeth", Königsberg 1881, befindet; ich kann das aber jetzt unterlassen, da auch *Kauenhawen* diese Abhandlung gedenkt. Überhaupt verdient die Doktorarbeit jedes Lob; sie würdigt die Entstehungsgeschichte, die Quellen, den Inhalt der Bürgerschen Bearbeitung und bespricht Auffassung und Form. *Kauenhowen* muß S. 49 zugeben, daß Bürgers Verhältnis zu den einzelnen Quellen „so verwickelt ist, daß es nur durch einen Paralleldruck vollkommen klargelegt werden könnte". „Denn Bürgers Abhängigkeit ist teilweise so stark, daß es leichter sein würde, Bürgers Originalsätze aufzuzählen, als seine Abhängigkeit völlig zu belegen." Schließlich wird die Bürgersche Übersetzung in der Kritik und auf dem Theater beleuchtet, und es werden ihre letzten Nachwirkungen verfolgt. Das meiste Interesse verdienen die Bürgerschen Hexenszenen, die ich 1912 zuerst in dieser Zeitschrift mitgeteilt habe. *Schiller* nannte die Übersetzung dieser Szenen „eine recht Bürgerische Pfuscherei" (S. 56); aber trotzdem war Bürgers „Macbeth" „die erfolgreichste der vorschillerschen Bearbeitungen" (S. 61). Der „Anhang" teilt unter anderem den ersten *Druck* der Hexenszenen mit. *Kauenhowen* bestätigt übrigens die von mir zuerst ausgesprochene Vermutung, daß diese Veröffentlichung auf Boic zurückgeht. — Wie gesagt, diese Arbeit verdient nicht nur in der Bürgerliteratur, sondern auch in der Shakespeare-Literatur mit Ehren genannt zu werden.

E. Ebstein.

Die meistgelesenen Schriftsteller des Jahres 1914. Der Jahresbericht der Museumsgesellschaft Zürich für das Jahr 1914, der im Mai dieses Jahres abgeschlossen wurde, gibt unter anderem auch eine Zusammenstellung der von der Gesellschaft ausgeliehenen Bücher nach Sprache und Autoren. In deutscher Sprache waren über 78 vom Hundert, in französischer etwas über 13 vom Hundert der ausgeliehenen Bücher geschrieben. Auf englische und italienische Bücher entfielen etwa 6 und 1.5 vom Hundert. Als die meistgelesenen Autoren im Deutschen ergeben sich für das Berichtsjahr: W. Bloem, Rudolf Herzog, Rudolf Stratz, Georg von Ompteda, Ludwig Ganghofer, die beiden Zobeltitz, Ida Boy-Ed. Von französischen Autoren waren die meistverlangten: Gustav Flaubert, Romain Rolland, Marcelle Tinayre, Guy de Maupassant.

Ist Alfred de Musset der Verfasser von „Gamiani"? Auf diese wiederholt erörterte Frage gibt in der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft" (Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag, 2. Band, 1.—5. Heft) Dr. *Iwan Bloch* eine endgültige Antwort. Seine ausführliche, 24 Seiten füllende Darlegung prüft die früheren in dieser Sache abgegebenen Meinungsäußerungen nach, untersucht die Zeugnisse, die durch das Leben und die sicher bezeugten Dichtungen Mussets die inneren und stilistischen Voraussetzungen als möglich erweisen, und bringt schließlich in dem Zeugnis des Deutsch-Ungarn Kertbeny (Pseudonym für Karl Maria Benkert) den entscheidenden positiven Beweis der Autorschaft Mussets. Nebenbei wird auch die oft ausgesprochene Vermutung, „Gamiani" sei ein Racheakt gegen George Sand, bestätigt. G. W.

Bücherflüche englischer Schuljungen. In der jüngst erschienenen Nummer 1—2 von Band 9 der „Papers

Digitized by Google

of the Bibliographical Society of America" findet sich ein interessanter Aufsatz von *Theodore W. Koch*, Bibliothekar der Universität Michigan, über Exlibris. Darin sind eine Anzahl alter Bücherflüche erwähnt, von denen hier die hübschesten wiedergegeben seien. Ein altes Schulbuch aus Canterbury in England enthält die Reime:

This book is mine,
By right divine
And if so be, it go astray
Please be so kind
My desk so find
And stow it safe away.

Besonders beliebt waren ehemals folgende Verse bei den Schuljungen:

Steale not this book for fear of shame
For here you see ye owner hys name
And when you dye ye Lord will saye
Where is that boke you stole away?
Then if you saye, you cannot telle,
Ye Lorde will saye, then go to helle.

Eine andere Form gereimter Prophezeiungen für den Bücherdieb findet sich häufig auf den Vorsatzblättern unter dem Besitzernamen:

My Master's name above you see,
Take heede ther fore you steale not mee;
For if you doe, without delay
Your necek for me shall pay.
Looke doune below and you shal see
The picture of the gallowstree;
Take heede ther fore of thys in time,
Lest on this tree you highly clime.

Ein weiteres Exlibris in Knittelversen pflegte etwa folgende Gestalt zu empfangen:

THIS BOOK
Belongs to
John Doe

If thou art borrowed by a friend,
Right welcome shall he be
To read, to study, not to lend,
But to return to me.

Not that imparted knowledge doth
Diminish learning's store;
But books, I find, if often lent,
Return to me no more.

Manchmal wurde noch die folgende Ermahnung und Warnung angehängt:

Read slowly, pause frequently,
Think seriously,
Keep cleanly, return duly,
With the corners of the leaves not turned down.

G. W.

Der Club of Odd Volumes. Am 29. Januar 1887 wurde in Boston eine Gesellschaft von Bücherfreunden begründet, die, gleich ihrem Vorbild, dem Roxburghe Club, ihre Zahl zunächst auf 31 Mitglieder festsetzte sie dann auf 51 und fünf Ehrenmitglieder erhöhte. Der Zweck war: Förderung literarischer und künstlerischer, Bestrebungen, Schaffung von Räumen für Zusammenkünfte und eine Nachschlagebibliothek, gelegentliche Ausstellungen, Publikationen seltener Drucke und auf historische und literarische Gegenstände bezüglicher Bücher. In Heft 1—2 des neunten Bandes der „Papers of the Bibliographical Society of America" weist *Percival Merritt* nach, in welcher Weise der Club of Odd Volumes dieses Programm im ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens erfüllt hat, nachdem seit 1911 regelmäßig in einem Jahrbuch davon Rechenschaft gegeben wurde. Abgesehen von den geselligen Veranstaltungen und den Ausstellungen, für die jetzt ein eigenes Haus zur Verfügung steht, hat der Klub sich durch seine Publikationen das dauerndste Verdienst erworben. Sie begannen 1890 mit dem Verzeichnis der Goughschen Sammlung von Originalen und Drucken George Cruikshanks mit 28 Photogravüren. Es folgten Imberts de Saint-Amand Schilderungen vom Hofe Ludwigs XIV. in zwei Bänden mit farbigen Heliogravüren von Goupil & Co. (1892—93), fünf Bände mit Neudrucken seltener früher amerikanischer Dichtungen, gedruckt bei der University Press in Cambridge (1894—98), drei größere Werke von *George Emery Littlefield*, „Early Boston Booksellers, 1642—1711", „Early schools and school-books of New England", „The early Massachusetts press 1638—1711" (erschienen 1900, 1904 und 1907), sowie zahlreiche kleinere Schriften, namentlich im Klub gehaltene Vorträge festhaltend. Die Herstellung besorgte bis 1906 die University Press in Cambridge. Dann wurde mit der Einheitlichkeit der Herstellung, der Formate und der Einbände gebrochen, um Form und Stil der Bücher in nähere Beziehung zu den Inhalten zu setzen. Nun wurden andere Druckereien herangezogen: in Amerika die Merrymount Press und die Riverside Press, in England Cobden-Sandersons Doves Press und endlich C. R. Ashbees Essex House Press, deren vollständige Geschichte, verfaßt von Ashbee, in einer Reihe von Monographien über berühmte Drucker, die der Klub herausgibt, erschien. G. W.

Am 20. Oktober 1915 wurde *Melchior Lechter*, der zu den führenden Meistern der „Gesellschaft der Blätter für die Kunst" gehört und um das deutsche Buch der Gegenwart ein Vierteljahrhundert hindurch bemüht gewesen ist, fünfzig Jahre alt. Bemüht gewesen ist allerdings nicht als Buchkünstler in jenem jetzt gebräuchlichen Sinn dieses Wortes, das fast zu einer Berufsbezeichnung aller Graphiker geworden ist, die Bücher ausstatten oder doch die Ausstattung von Büchern leiten. Sein großes Verdienst erwarb sich der Sohn der gotischen Stadt Münster um die Wiedererweckung der alten Glasmalerei, indem er den Zeichentisch mit seinen Vorlagen verließ, selbst in die Werkstätte hinunterstieg, um Glasgemälde zu schaffen wie die alten Meister der deutschen Vergangenheit, ein Verdienst, das späteren Schülern der neugewonnenen Technik vielleicht höher angerechnet wor-

Digitized by Google

den ist als ihm selbst. Formgefühl, Phantasie und das Gewissen seiner künstlerischen Persönlichkeit haben Lechter auch bei seinen Bucharbeiten geleitet, die nicht den Aufträgen, sondern dem eigenen Bedürfnis des Mannes entsprangen, der unbekümmert seinen eigenen Weg gesucht hat. Allzusehr hat man sich daran gewöhnt, erst im Erstaunen über Neuartiges, dann im Verwundern über die vermeintliche Einförmigkeit der Lechterschen Bücher, sie als die Veröffentlichungen einer hieratischen Artistengruppe zu betrachten und damit ihre Bedeutung für die deutsche Buchkunst wohl außerordentlich unterschätzt. Wie in den achtziger Jahren des XIX. Jahrhunderts die Entdeckung des schönen Buches in Süddeutschland bewußt, aber mit noch zu starker geschichtlicher Befangenheit an das Buch der Renaissance anknüpfte, daher äußerlich historisierend blieb und die Vorbilder in einer Zeit suchte, die nicht die große Zeit der deutschen Buchkunst gewesen ist, wie dann die Neubelebung der deutschen Buchkunst auf dem Umwege über England nach dem Beispiel des William Morris auch das gotische Buch zum Muster nahm, braucht den Lesern dieser Blätter nicht ausführlich erzählt zu werden. Vielleicht aber prüfen sie einmal, die ihnen wohlbekannten von Lechter geschmückten Ausgaben betrachtend, wie in diesen ein Künstler am Werke erscheint, das alte deutsche gotische Buch sich und seiner Zeit aus eigenen Kräften wiederzugewinnen. Es heißt, daß Lechter jetzt mit der Drucklegung einer „Nachfolge Christi" beschäftigt sei, also mit einer Aufgabe, deren Lösung erweisen muß, ob es ihm gelungen ist, Vergangenheit und Gegenwart der deutschen Buchkunst über alles, was sie trennend scheidet, zu verbinden. Einstweilen wollen wir dem Künstler für die Gaben, die er bisher den Bücherfreunden geboten hat, dankbar sein. G. A. E. B.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Bangel & Schmitt (*Otto Petters*) in *Heidelberg*. Nr. 54. Germanische Sprachen und Literaturen. Abt. I. Deutsche Sprache — Ältere deutsche Literatur (bis zum Beginn des klassischen Zeitalters) — Kulturgeschichte — Mundarten — Niederländisch — Nordisch. 3997 Nrn. — Nr. 57. Englische Sprache und Literatur. 4696 Nrn.

Basler Buch- und Antiquariatshandlung vorm. Adolf Geering in *Basel*. Nr. 371. Geschichte — Geographie — Reisen. Zweite Abt.: Außereuropäische Länder. 947 Nrn.

N. G. Elwertsche Universitäts-Buchhandlung (*G. Braun*) in *Marburg i. H.* Nr. 53. Englisch — Französisch — Italienisch — Verschiedene Sprachen. 2039 Nrn.

Max Harrwitz in *Berlin-Nikolassee*. Anzeiger Nr. 5. Frauen-Literatur. Abt. I. Allgemeines zur Geschichte der Frau. 248 Nrn.

Wilhelm Heims in *Leipzig*. Nachtrag zu Nr. 27. 271 Nrn.

Karl Ernst Henrici in *Berlin W 35*. Nr. 19. Autographen aus allen Gebieten. 573 Nrn.

Leo Liepmannssohn in *Berlin SW 11*. Nr. 189. Vokalmusik mit Klavier- oder Orgelbegleitung. 1. Teil. A—F. 1238 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag*. Nr. 396, Livres rares et curieux. 8e partie. Nr. 2413—2747. — Catalogue de quelques livres imprimés à Anvers dans les 15e et 16e siècles et d'ouvrages sur les imprimeurs Anversois (Tirage à part du Cat. 408). Nr. 212—354.

C. Winter in *Dresden-A*. Nr. 162. Ältere und neuere deutsche und ausländische Literatur. 772 Nrn.

v. Zahn & Jaensch in *Dresden*. Nr. 271. Theater. 1910 Nrn.

Verkauf des Bugra-Diploms von Max Klinger!

Wir verkaufen eine Anzahl Drucke ohne Schrift des Diploms, und zwar kostet:

Die Radierung, Kartongröße 64:76	M 30.— das Stück
Der Steindruck, Kartongröße 64:76	M 6.— das Stück
Verpackung und Porto	M —.50 das Stück

Die Blätter werden nur gegen Nachnahme versandt, Bestellungen an die *Geschäftsstelle der Bugra, Leipzig, Deutsches Buchgewerbehaus.*

Soeben erschienen:

KATALOG 122

Geschichte der Kriege aller Zeiten und Völker

Bücher, Flugschriften und bildliche Darstellungen. XV. bis XX. Jahrhundert. 386 Seiten. Über 8000 Einzelnummern. Wichtiges Nachschlagewerk. Bei Vorhereinsendung von Mark 1.— = K. 1.20 (am bequemsten in Briefmarken) postfreie Zusendung.

Gilhofer & Ranschburg

Buch- und Kunstantiquariat

WIEN I, Bognergasse Nr. 2.

Digitized by Google

AN DER GRENZE 1914.

Miterlebt von DORA HAUTH

Acht Federzeichnungen (41 × 33 cm)
aus dem schweizerischen Militärleben.

Überschriften der Bilder: Grenzsoldat — Feldpredigt — Défilé — Ein Lied — Rast — Kantonnement — Reinigungsarbeiten — Peinlicher Gang.

Preis in Mappe M. 3.20
(Verpackung 25 Pfennig).

Diese acht in einer Mappe vereinigten Schwarz-Weiß-Blätter zeugen durchwegs von einer sehr bemerkenswerten künstlerischen Originalität. Dora Hauth führt ihre Zeichenfeder mit einer Energie, die vorzüglich zum militärischen Wesen der Themata paßt.

AUS DEM TORNISTER

von

KARL STAMM, MARCEL BROM, PAUL H. BURKHARD

Mit 13 Tonbildern, vornehm gebunden
Preis M. 2.40.

Drei schweizerische Wehrmänner, zwei Dichter und ein Zeichner, veröffentlichen in diesem hübsch ausgestatteten Buch ihre Eindrücke aus den Tagen der Grenzbesetzung, stimmungsvolle Gedichte und flotte Federzeichnungen.

Zu haben in allen Buchhandlungen

VERLAG: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI, ZÜRICH.

Erich Gruners Kriegstagebuch

Zwölf Originalschnitte, mit der Hand abgezogen, jedes Blatt vom Künstler signiert

Preis 30 Mark

ist bis auf **zwei Exemplare** vergriffen

Sammler, die sich noch eines dieser Exemplare sichern wollen, werden um baldige Bestellung gebeten.

VERLAG E. A. SEEMANN, LEIPZIG

Bücherei Justizrat Erich Sello-Berlin †

Deutsche Literatur des 16.—20. Jahrhunderts — Belletristik — Bücher mit Widmungen — Schöne Gesamtausgaben Lessing — Shakespeare — Illustrierte Werke — Kunstgeschichte — Wissenschaftliche Werke Rechtswissenschaft und Kriminalistik

Katalog Nr. 1738

Bücherei Siegfried Joachimson-Hamburg †

Moderne Luxusdrucke — Heine-Sammlung — Autogramme

Katalog Nr. 1739

Versteigerung: der Bücherei **Sello:** Dienstag, den 26. Oktober 1915 u. folg. Tage.
der Bücherei **Joachimson:** Dienstag, den 2. November u. folg. Tage.

RUDOLPH LEPKE'S KUNST-AUKTIONS-HAUS

BERLIN W. 35, Potsdamerstraße 122a/b.

Digitized by Google

Menzels hundertster Geburtstag

8. Dezember 1915.

Im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig erschien:

DAS KINDERALBUM VON ADOLPH VON MENZEL

25 Gouachen und Aquarelle in der Königlichen Nationalgalerie zu Berlin

Faksimile-Ausgabe in der genauen Größe und Farbe der Originale in Farbenlichtdruck. Dreihundert numerierte Exemplare in Groß-Folio, Ganz-Pergament-Mappe 250 Mark

„Die Reproduktionen wirken so überzeugend und lebendig, daß man sich eine Steigerung beim Original kaum vorzustellen vermag. So könnte man die fünfundzwanzig Blätter der Reihe nach hernehmen und würde bei jedem etwas zu bewundern finden." (Neue Freie Presse, Wien)

„Wer diese Blätter in ihrer hohen Kunst betrachtet, ein königliches Spiel mit der Natur, leicht aber treffsicher in der Beobachtung hingeworfen, farbenleuchtend, anmutig und zwanglos aufgebaut, der erkennt mit zwingender Gewalt, daß dieses Kinderbuch ein Juwel ist der deutschen Kunst . . ." (Kölnische Zeitung)

„Wer diese Blätter ansieht, wird gegen die schiefen Urteile über Menzel, die verbreitet sind, von früher und von heute, immun sein. Und er wird vergnüglich durch Wald und Feld und den Zoo wandern und tausend Dinge schärfer, feiner, künstlerischer sehen als in der Wirklichkeit, und doch in eine sichere Form gefaßt. Die Wiedergaben in Lichtdruck, bei Frisch ausgeführt, sind das Beste, was man überhaupt machen kann." (Berliner Tageblatt)

„Einen Triumph der Technik stellt das Album dar, und wird man einst eine Geschichte der Reproduktionskunst schreiben, so gebührt diesem Werke in der Darstellung der Entwicklung ein Ehrenplatz." (Kölnische Volkszeitung)

„Das Werk eines der größten deutschen Talente und eines Meisters, dessen Fülle immer aufs neue staunen macht." (Der Tag, Berlin)

„Die Gesamterscheinung des Werkes dürfte an Vornehmheit kaum zu übertreffen sein." (Zeitschrift für Bücherfreunde)

„Unter diesen Bildern sind vielleicht die künstlerisch wie technisch vollkommensten Aquarelle, die Menzel überhaupt geschaffen. Das will Einiges heißen! — Von den Reproduktionen kann man nur das eine sagen, daß sie die Originale absolut täuschend nachbilden. Man sieht alle Feinheiten und pikanten Zufälligkeiten der Wasserfarbenmalerei unverändert wieder, glaubt die Deckfarbe von einem Aquarell zu unterscheiden, kurz, man kann an den Nachbildungen jene Freude genießen, welche die Originale schenken." (Münchener Neueste Nachrichten)

Ein köstlicher Besitz für jeden Bücher- und Kunstfreund

Digitized by Google

Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts

Handzeichnungen – Kupferstiche
Holzschnitte – – Lithographien

Ludwig Richter * Ad. Menzel

Illustrierte Bücher
Moderne Graphik

Katalog 272

Versendung erfolgt portofrei durch

v. Zahn & Jaensch/Antiquariat
DRESDEN-A., WAISENHAUSSTR. 10

Indem ich auf die Anzeige in Heft 5/6 der „Zeitschrift für Bücherfreunde" betreffend

Erotika und andere Werke

(letztere werden z. T. aufgeführt) hinweise, bitte ich Liebhaber, sich baldigst mit mir in Verbindung zu setzen. Ev. werden die E. auch für sich abgegeben. Anfragen unter **E. C. 20.** an den Verlag „Zeitschrift für Bücherfreunde" in Leipzig, Hospitalstraße 11a erbeten.

L. v. Hofmann, Buchschmuck aus dem „Pan" (3 M) für: **M 1.20 / Panizza,** Illussionismus, Abschied v. München, meine Verteidigung, hlg. Staatsanwalt zus. f. M 4.– / **Mombert,** Tag und Nacht 1. A. f. M 3.– / **D'Aubecq,** Die Barrisons f. M 3.– / **Holz,** Revolution der Lyrik f. M 2.25 / **Heine,** Nordsee (E. L. Presse) f. M 25.– / **Max Klinger,** 4 Notentitel zu Brahms, auf Japan je M 10.– / **Beardsley,** Early & Later Work, selten. Erstausg. f. M 185.– / **Blei,** Leseb. der Marquise, Japan (M 50.–) f. M 24.– / **Blumauer,** Aeneis, Ill. v. Kley (M 20.–) f. M 6.– / **Lenclos-Walser,** Briefe. Luxus f. M 50.– / **Hannov. Dichterbuch** mit viel. Ill. v. Vogeler (M 6.–) f. M 3.– / **Liebermann,** ABC, Luxus (M 30.–) f. M 20.– / **Ex Libris** v. H. Vogeler signiert: Philippine Scholz, Erna Uhl je M 6.– u. and. v. Vogeler verkauft:

A. Hoennicke, Charlottenburg, Paskalstr. 16, II.

PAUL GRAUPE
ANTIQUARIAT · BERLIN W. 35
LÜTZOWSTRASSE 38 · FERNSPR. KURFÜRST 6985

kauft stets:

Handschriften auf Pergament mit und ohne Miniaturen, wertvolle alte Drucke mit Holzschnitten, schöne Einbände, topographische Werke, z. B. Merian, Braun u. Hogenberg, Münster, alte Modebücher mit kolorierten Kupfern bis 1830, Stammbücher, Silhouetten, schöne dekorative Städteansichten, englische Farbstische, Sport- und Rennbilder, Darstellungen von Luftballons und Literatur darüber, alte Erd- und Himmelsgloben, schöne Exemplare von Erstausgaben der deutschen Literatur, Gesamtausgaben in schönen Einbänden, alles auf Sport und Jagd bezügliche, besonders Ridinger, ferner die moderne Literatur in ersten Ausgaben, vergriffene Bücher und Luxusdrucke, die Zeitschriften der Moderne, „Pan", „Insel", „Blätter für die Kunst", „Freie Bühne", „Neue Rundschau", „Die Gesellschaft" und erste Ausgaben von Bahr, Beardsley, Bierbaum, Dauthendey, Dehmel, Stefan George, Halbe, Hartleben, Hauptmann, Hofmannsthal, Holz, Liliencron, Rilke, Schnitzler, Wedekind usw.

Jedes Angebot wird postwendend erledigt, jede Sendung sofort nach Empfang bezahlt. Der Abschluß größerer Objekte erfolgt an Ort und Stelle.

Für zeitgemäße Lichtbild-Vorträge

DER WELTKRIEG IN DER KARIKATUR DES AUSLANDES

Serie von 70, zum Teil fabrigen Lichtbildern (Diapositiven) mit erläuternden Texten

Preis der vollständigen Reihe mit Texten 70 Mark oder gegen Leihgebühr v. 15 Mark

Die Sammlung wird fortgesetzt

Einzelpreise: M. 0.80 für das einfarbige Lichtbild, M. 2.50 für das kolorierte Lichtbild

Ansichtskopien-Katalog mit den Aufnahmen in verkleinertem Maßstabe steht Interessenten leihweise gerne unberechnet zur Verfügung.

Seemanns Lichtbildanstalt in Leipzig
Ellenburgerstraße 1a.

Dieser Nummer liegt eine Ankündigung des großen **Burgerschen Handbuchs der Kunstwissenschaft** bei, das trotz des Krieges rüstig fortschreitet und die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde durch die Schönheit seiner Ausstattung, die Riesenmenge der Abbildungen und Feinheit des Textes erregt.

Digitized by Google

Ludwig Möller, Kunstverlag, Lübeck

(Inh.: Wilhelm Möller & Ludwig Resch)

In unserem Verlage erschien:

DER MEMLING-ALTAR
IM DOM ZU LÜBECK

Neun Handkupferdrucke nach Original-Aufnahmen

Bildgröße: Kreuzigungsgruppe 61:44, die übrigen acht Blätter 61:19,5
Papiergröße 91:56,5

komplett in Mappe Mark 100.—

Die Handkupferdrucke sind in hervorragender Ausführung auf echtem van Geldern-Papier hergestellt und geben die Originale mit allen Details ganz ausgezeichnet wieder.

Kleine Ausgaben in Folio-Format
komplett in Mappe Mark 30.—

Ilustrierter Prospekt mit Gutachten von Herrn Professor Dr. Voll in München auf Wunsch gratis und franko.

In unserem Verlage erschienen ferner:

ORIGINAL-RADIERUNGEN

von Meta Cohn-Berlin / Heinrich Eickmann†-Lübeck / Hans am Ende-Worpswede / A. Horowitz-Wien / Ernst Oppler-Berlin / Fritz Overbeck-Worpswede / Hela Peters-Leipzig / Ernst Pickardt-Berlin / Heinrich Vogeler-Worpswede und anderen.

Interessenten erteilen wir bereitwilligst Auskunft.

Digitized by Google

Joseph Uhl

Sehnsucht.

Originalradierung. China und Bütten. Plattengröße 28×22. Vom Künstler handschriftl. bezeichnete Drucke 40.—

Dasselbe Blatt.

Ebenso. Unsigniert . . . . 15.—

Mädchenkopf (die Tochter des Künstlers, Marion, mit Strohhut).

Originalradierung. Japan. Plattengröße 20×16. Vom Künstler handschriftlich bezeichnete Drucke . . . . 40.—

Dasselbe Blatt.

Ebenso. Unsigniert . . . . 10.—

„Marion" (die Tochter des Künstlers ohne Hut).

Originalradierung. Japan. Plattengröße 19×15 . . . . . 10.—

Die Sorge.

Originalradierung. Japan. Plattengröße 20×29 . . . . . 15.—

„Es ist nicht möglich, den ganzen Reichtum der Uhlschen Griffelkunst auszubreiten und Blatt für Blatt zu besprechen oder auch nur zu nennen. Die Schönheit seiner Handschrift, darin er seine eigene gewichtige Sprache aus tiefstem Seelengrunde spricht, der bald heroisch-tragische, bald volksliedartige Stimmungsgehalt mit dem Einschlag von allerlei Humoren, vom Anmutig—Schalkhaften bis zum Ironisch-Satyrischen — wie ließe sich das kurz und schlagend in Worte fassen!" (*Michael Georg Conrad in den „Propyläen" vom 13. Aug. 1915*)

Unter Angabe meines Verlages durch jede gute Buch- und Kunsthandlung zu beziehen oder direkt von

E. A. SEEMANN
Verlag in Leipzig
Abteilung Original-Radierungen

E. A. ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATALOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTENWERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNGFEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNSTLER · ÜBERNIMMT AUFTRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDERARBEIT IN JEDER TECHNIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

Digitized by Google

VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG

Berühmte Kunststätten

Schilderungen der Kunstblüte eines Ortes im Anschluß an die Stadtgeschichte

Nr. 1–40 Format 17×25 cm. – Stark kartoniert

1. **Vom alten Rom.** Von E. Petersen. 4. Aufl. 193 Seiten mit 151 Abbildungen. 3 M.
2. **Venedig.** Von G. Pauli. 4. Aufl. 165 S. m. 138 Abb. 3 M.
3. **Rom in der Renaissance.** Von E. Steinmann. 3. Aufl. 231 S. mit 165 Abb. 4 M.
4. **Pompeji.** R. Engelmann. 2. Aufl. 108 S. mit 144 Abb. 3 M.
5. **Nürnberg.** Von P. J. Rée. 3. Aufl. 260 S. m. 181 Abb. 4 M.
6. **Paris.** Von G. Riat. 2. Aufl. 213 S. m. 182 Abb. 4 M.
7. **Brügge u. Ypern.** Von H. Hymans. 120 S. mit 115 Abb. 3 M.
8. **Prag.** Von J. Neuwirth. 2. Aufl. 168 S. m. 147 Abb. 4 M.
9. **Siena.** Von L. M. Richter. 2. Aufl. 192 S. mit 148 Abb. 4 M.
10. **Ravenna.** Von W. Goetz. 2. Aufl. 141 S. mit 148 Abb. 3 M.
11. **Konstantinopel.** Von H. Barth. 2. Aufl. 211 S. mit 103 Abb. 4 M.
12. **Moskau.** Von E. Zabel. 123 S. mit 81 Abb. 3 M.
13. **Cordoba und Granada.** Von K. E. Schmidt. 136 S. mit 97 Abb. 3 M.
14. **Gent und Tournai.** Von H. Hymans. 144 S. mit 121 Abb. 4 M.
15. **Sevilla.** Von K. E. Schmidt. 141 S. m. 111 Abb. 3 M.
16. **Pisa.** Von P. Schubring. 189 S. mit 140 Abb. 4 M.
17. **Bologna.** Von L. Weber. 159 S. mit 120 Abb. 3 M.
18. **Straßburg.** Von F. F. Leitschuh. 176 S. mit 139 Abb. 4 M.
19. **Danzig.** Von A. Lindner. 2. Aufl. 122 S. mit 113 Abb. 3 M.
20. **Florenz.** Von A. Philippi. 3. Aufl. 260 S. mit 223 Abb. 4 M.
21. **Kairo.** Von Franz Pascha. 165 S. m. 131 Abb. 4 M.
22. **Augsburg.** Von B. Riehl. 148 S. m. 103 Abb. 3 M.
23. **Verona.** Von G. Biermann. 198 S. m. 125 Abb. 3 M.
24. **Sizilien I.** Von M. G. Zimmermann. (Die Griechenstädte.) 126 S. m. 103 Abb. 3 M.
25. **Sizilien II.** Von M. G. Zimmermann. (Palermo.) 164 S. mit 117 Abb. 3 M.
26. **Padua.** Von L. Volkmann. 138 S. mit 100 Abb. 3 M.
27. **Mailand.** Von A. Gosche. 230 S. mit 148 Abb. 4 M.
28. **Hildesheim und Goslar.** O. Gerland. 124 S. mit 80 Abb. 3 M.
29. **Neapel I.** Von W. Rolfs. 185 S. mit 140 Abb. 3 M.
30. **Neapel II.** Von W. Rolfs. 233 S. mit 145 Abb. 4 M.
31. **Braunschweig.** Von O. Doering. 136 S. mit 118 Abb. 3 M.
32. **St. Petersburg.** Von E. Zabel. 134 S. m. 105 Abb. 3 M.
33. **Genua.** Von W. Suida. 205 S. mit 143 Abb. 4 M.
34. **Versailles.** Von A. Pératé. 158 S. m. 126 Abb. 3 M.
35. **München.** Von A. Weese. 2. Aufl. 253 S. mit 159 Abb. 4 M.
36. **Krakau.** Von L. Lepszy. 150 S. mit 120 Abb. 3 M.
37. **Mantua.** Von S. Brinton. 191 S. mit 85 Abb. 4 M.
38. **Köln.** Von E. Renard. 224 S. mit 188 Abb. 4 M.
39. **Rom im Mittelalter.** Von H. Bergner. 140 S. mit 160 Abb. 3 M.
40. **Das barocke Rom.** Von H. Bergner. 136 S. mit 162 Abb. 3 M.

Neue Serie im Taschenformat 12×18 cm
in biegsamen Einbänden

41. **Athen.** Von E. Petersen. 264 S. mit 122 Abb. und 1 Stadtplan. 4 M.
42. **Riga und Reval.** Von W. Neumann. 165 S. mit 121 Abb. 3 M.
43. **Berlin.** Von M. Osborn. 318 S. mit 180 Abb. 4 M.
44. **Assisi.** Von W. Goetz. 172 S. mit 118 Abb. 3 M.
45. **Soest.** Von H. Schmitz. 151 S. mit 114 Abb. 3 M.
46. **Dresden.** Von P. Schumann. 353 S. m. 185 Abb. 4 M.
47. **Naumburg und Merseburg.** Von H. Bergner. 188 S. mit 161 Abb. 3 M.
48. **Trier.** Von O. v. Schleinitz. 260 S. m. 201 Abb. 4 M.
49. **Die römische Campagna.** Von B. Schrader. 254 S. mit 123 Abb. 4 M.
50. **Brüssel.** Von H. Hymans. 218 S. m. 128 Abb. 3 M.
51. **Toledo.** Von Aug. L. Mayer. 175 S. m. 118 Abb. 3 M.
52. **Regensburg.** Von H. Hildebrandt. 267 S. mit 197 Abb. 4 M.
53. **Münster.** Von H. Schmitz. 242 S. m. 144 Abb. 4 M.
54. **Würzburg.** Von F. F. Leitschuh. 300 S. mit 146 Abb. 4 M.
55. **Viterbo und Orvieto.** Von F. Schillmann. 182 S. mit 110 Abb. 3 M.
56. **Ulm.** Von Jos. L. Fischer. 200 S. m. 130 Abb. 3 M.
57. **Basel.** Von M. Wackernagel. 252 S. m. 127 Abb. 4 M.
58. **New York und Boston.** Von M. H. Bernath. 186 S. mit 143 Abb. 4 M.
59. **London.** Von O. v. Schleinitz. 302 S. m. 205 Abb. 4 M.
60. **Passau.** Von W. M. Schmidt. 208 S. m. 126 Abb. 3 M.
61. **Segovia, Avila und El Eskorial.** Von August L. Mayer. 180 S. mit 133 Abb. 4 M.
62. **Lissabon und Cintra.** Von A. Haupt. 150 S. mit 108 Abb. 3 M.
63. **Bamberg.** Von F. F. Leitschuh. 314 S. mit 150 Abb. 4 M.
64. **Perugia.** Von W. Bombe. 212 S. mit 109 Abb. 4 M.
65. **Apulien.** Von R. Pagenstecher. ca. 200 S. mit 136 Abb. 4 M.

Die Sammlung wird fortgesetzt

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

VII. Jahrgang | Dezember 1915 | Heft 9

Pariser Brief.

Im Mai 1914 las ich in der „Revue politique et parlementaire": „Jedes Buch, das ein deutsches Problem behandelt, kann heutzutage in Frankreich auf einen Erfolg rechnen". Dieser Ausspruch eines Franzosen, der seinerzeit auch hier zitiert wurde, ist seit dem 3. August 1914 für die französische Literatur noch maßgebender geworden als vor dem Beginn des Krieges. Die Zeitungen sind erfüllt von Betrachtungen über deutsche Fragen. Jedes Zeitschriftenheft ist wenigstens zur Hälfte deutschen Dingen gewidmet. Mehr als die Hälfte der gesamten Kriegsliteratur beschäftigt sich mit Deutschland.

Die Schlagworte für die Stellungnahme Deutschland gegenüber gab in den ersten Augusttagen der in Frankreich naturalisierte Russe Henri Bergson aus, indem er als erster das Wort „Barbaren" gegen die Deutschen schleuderte. Für die gesamte antideutsche Literatur in Frankreich wurde das „Barbarentum" die Haupttendenz, die auf allen Gebieten durchgefochten wurde. Es verdient eine gewisse Bewunderung, mit welcher Selbstentäußerung, mit welcher Disziplin und mit welcher Gründlichkeit alle Literaten, Journalisten und Gelehrten Frankreichs sich diesem Kampfruf fügten. Sie gaben ihre Freiheit der Überzeugung auf, unterdrückten jedes eigene Urteil, ordneten sich der großen nationalen Aufgabe unter, die nach den Weisungen der Regierung in der Herabsetzung, in der Verhöhnung und in der Vernichtung des deutschen Geistes bestehen sollte, und organisierten diesen Ausrottungskampf, in dem sie der Welt zu beweisen suchten, Deutschland verdiene aus der Reihe der zivilisierten Völker gestrichen zu werden, weil es auf allen Gebieten des Gefühlslebens und der geistigen Betätigung rohe Kraft, Grausamkeit, Tyrannei pflege und als Ideale aufgestellt habe.

Das Barbarische im Gemütsleben der Deutschen, im Verkehr der Menschen untereinander haben vornehmlich Maurice Barrès, Gustave Lanson, Georges Ohnet und mit ihnen eine unübersehbare Schar von Tagesschriftstellern dargestellt, unterstützt von einer Schar von Zeichnern, die die deutsche Frau, die deutschen Mädchen und das deutsche Familienleben mit bösem Griffel so abscheulich und so abschreckend wie möglich darstellen. Die Mediziner unterstützen sie, indem sie in vielseitigen Artikeln den Deutschen einen so ekelhaften Gestank zuschreiben, daß Ausländer mit ihnen nicht verkehren können. Gustave Lanson schreibt in einer kleinen, bei Pagot & Cie. erschienenen Broschüre: „Eins fehlt den Deutschen: das Herz oder jene Erhebung der Seele, die zuweilen das Herz ersetzt. Jedesmal, wenn die Völker Europas versuchten, sich über ihre Sonderinteressen zu erheben, um in der Welt ein Ideal der Gerechtigkeit und des Mitleids aufzurichten, stießen sie auf diesem Wege auf Deutschland, das aus der Uneigennützigkeit der anderen Vorteile ziehen wollte ... Das Gefühl großmütiger Brüderlichkeit fehlt ihnen".

„Gerade dieses Gefühl der Brüderlichkeit liegt im Panslavismus", schreibt Lanson, „der keine trockene Lehre ist, sondern Altruismus, der die Serben, Bulgaren und Tschechen befreien will, im Gegensatz zum Alldeutschtum, das eine doktrinäre Forderung ist, durch die die Unterdrückung der Dänen, Polen und Elsaß-Lothringer, sanktioniert wird". Kann man sich eine kindlichere und kindischere Sophisterei vorstellen? Die Barbarei unseres sozialen Lebens, unserer Verwaltung und unserer Regierung wird mit den allen Deutschen wohlbekannten kritischen Auslassungen Heines, Schopenhauers, Nietzsches, Quiddes (Caligula) und anderer in diabolischer Weise begründet. Paul Flat hat in seinem Buche „Vers la Victorie" (Felix Alcan) Heine und Nietzsche auf vaterlandsfeindliche Äußerungen hin durchgearbeitet und schreibt dazu: „Deutschlands größte Männer haben über Deutschland ebenso geurteit wie heute wir". Wären wir nicht Feinde, sondern Verbündete Frankreichs, so würden die Franzosen gerade diese Stimmen als die stärksten Beweise von deutscher geistiger Freiheit anführen. Die politische Lage und das Interesse der Landesverteidigung aber fordern, daß man eine andere Schlußfolgerung aus ihnen zieht, daß Heine, Nietzsche, Schopenhauer nicht als Deutsche gezählt, sondern außerhalb Deutschlands als seine Kritiker aufgestellt werden; sonst würde Lansons zusammenfassendes Urteil nicht stimmen: „Preußen ist eine Dynastie, eine Verwaltung, eine Armee. Drei Empfindungen genügen, um das Staatsgebäude zu erhalten: die feudale Treue, die Ehre und die Uniform für die herrschenden Klassen, für die übrigen die Furcht." Eine solche Konklusion, die zwar eine Beleidigung jeder aufrichtigen Logik ist, wird im Augenblick von dem engeren Interesse der politischen Wohlfahrt Frankreichs gefordert; und ihm muß sich die wissenschaftliche Objektivität fügen.

Digitized by Google

Maurice Millioud, Professor der Soziologie in Lausanne, Emile Hovelaque in „Les causes profondes de la guerre", Flach in „L'essai sur la formation de l'esprit publique allemand", I. de Lanessan in „L'empire germanique sous la direction de Bismarck et de Guillaume II.", André Beaunier in „Les Surboches" und andere haben in ähnlichem Sinne diesen Teil der französischen Nationalaufgaben abgewandelt.

Aber nicht nur das gegenwärtige Deutschland setzt sich aus Unmoral, Heuchelei, Grausamkeit, Trunksucht, Geschmacklosigkeit zusammen, die Geschichte Deutschlands von Tacitus an ist eine Geschichte dieser barbarischen Eigenschaften. Das beweisen Charles Benoist, Membre de l'Institut, Ministre d' Etat in seinem Buch „Le Machiavélisme de l'Antimacchiavel", Jacques Bainville in „Histoire de deux peuples", Charles Dupuy in „L'Allemagne à travers les siècles" und andere mehr.

Dazu kommen dann noch Beschimpfungen allgemeiner Art, wie zum Beispiel das Buch „Visions de guerre et de victoire" von Enée Boluoc und andere, die an die kurz vor dem Kriege erschienenen Bücher anknüpfen, wie an Jean de Grandvilliers, „Essai sur le liberalisme allemand" und an die Beschimpfungen unseres Kaisers von Jules Arren, „Guillaume II." das 1911 bei Lafitte erschien und von Cabanès, „Folie d'Empereur", das 1914 bei Albin Michel erschien.

Dieser Vernichtungskampf gegen Deutschland würde nicht allseitig geführt werden, wenn nicht auch die deutsche Wissenschaft der Barbarei geziehen würde. Auf diesem Gebiet hat P. Achalme in „La science des civilisés et la science allemande" gründlich gearbeitet, indem er die deutschen technischen Wissenschaften, die Naturwissenschaften und die deutschen bibliographischen Arbeiten zusammenfassend mit seiner Feder „vernichtet" hat. Die deutschen Kunsthistoriker hat sich Edmond Harancourt, der Präsident der Gesellschaft der französischen Dichter, gleichzeitig Direktor des Cluny-Museums in Paris, vorgenommen. „Planmäßig seien die geheiligten Räume eines großen französischen Museums in den letzten Jahren von deutschen Gelehrten heimgesucht worden", schreibt er im „Journal" vom 11. Oktober. „Diese Banditen waren bis ins einzelne organisiert. Jeder hatte sein Spezialgebiet, auf dem er systematisch Spionage trieb. Jeder war auf seinem Gebiet ein vortrefflicher Kenner, aber alle miteinander waren sie verdächtige Subjekte. Das, was anderwärts in der Gaunersprache „Indicateur" heißt, das bezeichnet man in Deutschland mit dem Titel „Herr Doktor", und „Herr Professor". Kein Mensch wird mir ausreden, daß diese kleinen „Brillenschlangen" mit der Armee von Kluck wiedergekommen sind, in der Absicht, nach dem Einzug in Paris mit dem Revolver in der einen und jenen sauber aufgestellten Museumsverzeichnissen in der anderen Hand mir ihre freche Visage in die Erinnerung zu rufen. Nun, inzwischen wird auch dieses Gelichter wohl auf den Feldern der Marne schlummern — Friede dieser ekelhaften Menschensorte! In Zukunft aber wird man auch dieser Methoden sich erinnern, die die Wissenschaft als Deckmantel des Diebshandwerks benutzen!" Daß Treitschke, Oncken, Lamprecht, Chamberlain als Barbaren, als Preiser der rohen Gewalt und gehorsame Propagandisten der Machtpolitik unseres Kaiser an den Pranger gestellt werden, ist verzeihlicher im Vergleich zu der Beschimpfung, die René Pichon sich gegen Mommsen erlaubt hat. In wissenschaftlichem Gewande sucht Pichon im zweiten Oktoberheft der „Revue des deux mondes" nachzuweisen, daß Mommsen seine römische Geschichte nur geschrieben habe, weil er in den Aristokraten des alten Rom die Vorbilder der preußischen Krautjunker erblickte und daß er in der römischen Demokratie den französischen Radikalismus gehaßt habe. Er habe den harten und selbstsüchtigen, römischen Imperialismus gerade wegen seiner brutalen Kraft, wegen seiner Mißachtung von Gut und Böse geliebt. Sein historisches Lebenswerk sei eine Parallele zu Bismarcks diplomatischen Taten. Daß Bismarck und Nietzsche, ja Kant und Gneisenau als die Prototype des Alldeutschtums verächtlich gemacht werden, ist früher hier schon angedeutet worden, ebenso daß diese selbst, die Ostwald, Sombart, Reventlow und Lasson den Franzosen Anlaß gaben, sie ihren Landsleuten als die Schreckgespenster des deutschen Geistes vorzustellen. Einen der offensichtlichsten Vorläufer alldeutscher Gesinnung sieht Flach in unserem Ernst Moritz Arndt, von dem er das Lied „Das deutsche Vaterland" zitiert:

Das ist der Deutschen Vaterland,
wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
wo jeder Franzmann heißet Feind,
wo jeder Deutsche heißet Freund.

In diese Kategorie gehört dann auch der „Kriegsgebrauch im Landkriege", der wie in allen Ländern so auch in Frankreich gehörig ausgeschlachtet worden ist.

Teilweise erklären die Franzosen aus einzelnen Paragraphen dieses Buches die Räubereien. Mordbrennereien und Grausamkeiten, die sie uns vorwerfen und über die Henri Davignon in „Les Procédès de guerre des Allemands en Belgique" und Léon Maceas aus Athen in „Les cruautés allemandes" Anklagen erheben, teilweise stützen sie ihre Anklagen auf unkontrollierbare Gerüchte, teilweise auf Vorkommnisse, die nur Böswillige als symptomatisch für ein Volk hinstellen können, zum größten Teil aber auf Geschichten, die in den Redaktionen der Pariser Zeitungen fabriziert werden. Um diesen Anklagen mehr Relief zu geben, greifen sie auf das Pamphlet von Paul Saint Victor, „Barbares et Bandits", aus dem siebziger Kriege zurück. General Chonge hat kürzlich bei Perrin & Cie. eine „Histoire de l'invasion allemande" veröffentlicht, in der aus der Kriegsliteratur und aus deutschen Tageszeitungen der deutschen Armee von 1870 Greueltaten nachgewiesen werden.

Wie gründlich und wie fleißig auf diesem Gebiet gearbeitet wird, ergibt sich beispielsweise daraus, daß Pierre Boutroux in der „Revue de Paris" vom 1. Oktober deutsche Feldpostbriefe aus folgenden Fachzeitschriften zusammengestellt hat: Burschenschaftliche Blätter, Berlin; Der Evangelist, Bremen; Die Tabakarbeiter-Zeitung, Düsseldorf; Aus der Heimat, Evangelisches Gemeindeblatt für Kayna; Norddeutsche Arbeiterzeitung, München-Gladbach; Mitteilungen von

Digitized by Google

Ihrer Firma und von Ihren Kollegen, Franck und Söhne, Berlin; Kriegschronik der Turnerverbindung Agilolfia, München; Evangelisches Gemeindeblatt für den Kirchenkreis Schkeuditz; Der Gastwirtsgehilfe, Hamburg; Deutsche Portier-Zeitung, Berlin; Vilser Inspektions-Bote; Die Genossenschaft, Köln; Vereinsanzeiger, Organ des Verbandes der Maler, Lackierer usw., Hamburg; Korrespondent für die Arbeiter und Arbeiterinnen der Hut- und Filzwaren-Industrie, Altenburg; Monatlicher Anzeiger, Nürnberg; Pauliner-Zeitung; Evangelisches Gemeindeblatt für Erfurt; Sächsische Gemeindebeamten-Zeitung, Leipzig; Der B. K.-Bote (Bibelkränzchen-Bote), Frankfurt; Verbandsblätter, Leipzig; Gott im Kriege, Technitz; Der Gastwirtsgehilfe, Organ des Verbandes der Gastwirtsgehilfen, Berlin; Der Courier, Berlin; Buchbinder-Zeitung, Hamburg; Der Handelsstand Hamburg. Boutroux ordnete diese Briefe unter folgenden Gesichtspunkten und belegte die im Interesse Frankreichs aufgestellten Leitsätze mit entsprechenden Zitaten:

1) Lob der militärischen Tüchtigkeit der Franzosen und Engländer.

2) Enttäuschung über die lange Kriegsdauer. Alle Deutschen glaubten anfangs, daß sie die Franzosen schnell völlig besiegen würden.

3) Alle Deutschen zählen auf eine Verstimmung zwischen Engländern und Franzosen.

4) Die großen schweren Verluste der Deutschen.

5) Allgemeine Verstimmung. (Zitat: hier schimpft man über die Kameraden, die Vorgesetzten, die Regierung, über die Franzosen, Engländer und alle Völker der Erde.)

6) Allgemeine Verurteilungen des Krieges.

So führen die Franzosen das Verleumdungssystem auf allen Gebieten mit Fleiß, Umsicht, Gründlichkeit und mit Skrupellosigkeit durch.

Die conditio sine qua non dieser Betätigung ist die Aufgabe jeder persönlichen Meinung und die Unterordnung der Schriftsteller unter den Staatswillen, das heißt, ins Politische übersetzt: Aufgabe der demokratischen Ideale: Freiheit Gleichheit, Brüderlichkeit und Gehorsam einem absolutistischen Staatssystem, das die Denkfreiheit verbietet, dagegen alles Denken uniformiert und es dem Staatswillen unter Aufhebung der Gewissensfreiheit dienstbar macht. Den Staatswillen im gegenwärtigen Frankreich diktiert die Bankokratie, die die Verwaltungsmaschine des kapitalistischen Bürgertums, die kirchenfeindliche Weltanschauung der dritten Republik und die militaristischen Ambitionen der Nationalisten in ein neues System des Absolutismus verschmolzen hat.

Daß diese Entwicklung in Frankreich zu einer Gewaltherrschaft eines Bruchteils der Nation über das ganze Volk möglich war, ergibt sich daraus, daß die gesamten staatsrechtlichen Formen der dritten Republik schon vor dem Kriege eine Verschmelzung des Verwaltungsapparates des ancien régime mit Rousseaus Volkssouveränität darstellten und weit davon entfernt waren, einen rein demokratischen Charakter zu tragen, wie etwa die staatsrechtliche Form der Schweizer Demokratie.

Dazu kommt, daß Poincaré, Ribot, Deschanel, Millerand, Bourgeois und Delcassé eine enge, teils verwandtschaftliche, teils freundschaftliche Fühlung mit der Académie française, das heißt, mit der sogenannten geistigen Elite des Landes unterhalten, so daß sich die politischen Repräsentanten der französischen Bankokratie die Litteratur und Wissenschaft des Landes leicht botmäßig machen konnten.

Im XVII. Jahrhundert war Richeliens Ziel: Frankreichs Einfluß zu heben. Es führte ihn dazu, daß er seine mächtige Hand in italienische, spanische Händel steckte. Das Handeln aus dem Stegreif wurde mehr und mehr durch eine planvolle Politik abgelöst. Er war darauf bedacht, in bürgerlichen wie in künstlerischen Dingen eine Folge zu schaffen, aus der eine neue Gewohnheit entspringen sollte. Die Zentralisierung aller kulturellen Bestrebungen wurde straffer geführt und so der Konzentrierung der ganzen Macht auf die Krone weiter vorgearbeitet. Durch die Gründung der „Académie française" im Jahre 1635 machte er die Literatur seinem Regierungsprinzip botmäßig. Doch mochten Richelieus Pläne auch noch so ehrgeizig sein, mochte er noch so sehr das Bewußtsein seiner persönlichen Macht haben, so war er doch stets darauf bedacht, seine Autorität nicht augenscheinlich zu machen. Ebenso handelt Raymond Poincaré, indem er als Staatsrepräsentant der französischen Hochfinanz den Einfluß und die Macht sowohl dieser privilegierten Schicht, wie auch seiner eigenen Person nicht äußerlich auffällig sichtbar zu machen sucht, doch aber alles im Sinne derer organisiert, die er repräsentiert. Der Unterschied zwischen Richelieu und Poincaré ist vor allem der, daß Richelieu eine große und starke Persönlichkeit war, Poincaré aber nur ein schwächlicher Nachfahr, wie ein Vergleich zwischen dem Abglanz beider auf Literatur und Wissenschaft beweist. Unter Richelieus kräftiger Hand wurden Corneille, Descartes, Pascal, Georges de Scudéry, Lemoyne groß. Unter Poincaré wurden Andler, Boutroux, Bergson, Lanson, Rostand, Verhaeren klein.

Die positiven Leistungen der französischen Literatur seit Kriegsausbruch, das heißt, diejenigen Schriften, die nicht keifend ein Nachbarland herabsetzen wollen, sondern das eigene Land begeistert feiern wollen, sind dürftig, gedankenarm und unbedeutend.

Anknüpfend an die mannigfachen Umfragen, die zwischen 1911 und 1914 in den Kreisen der französischen Jugend veranstaltet wurden über die gewollte, gehoffte und betriebene Renaissance des französischen Geistes und anknüpfend an das Aufsehen erregende Buch von Etienne Rey „La Renaissance de l'Orgueil français" von 1912 feiern Victor Girand, „Le Miracle français", Henri Lavedan, „Les grandes heures", Maurice Barrès, „L'union sacrée", Raoul Narsy, „Le Français au dessus de tout", der Erzbischof Combes, „La Guerre et l'âme française" in tönenden Phrasen und leeren Worten das Erwachen eines neuen kriegerischen, tapferen, edlen, großzügigen Frankreichs, das für die edlen Güter der Menschheit, für Wahrheit, Recht und Freiheit kämpft. Blanchon feiert in einer kleinen Schrift den kühnen General Gallieni und bewundert in einer zweiten Schrift den einarmigen General Pau. Das künstlerisch wert-

Digitized by Google

vollste Buch ist René Bazins „Récits du Temps de la Guerre", in denen Kriegseindrücke psychologisch scharf erfaßt, ohne Haß und ohne Wut menschlich ergreifend dargestellt sind. Die französische Kriegslyrik spottet jeder Beschreibung. Was Verhaeren, Georges St.-Bouhélier, Jan Rameau, vor allem aber Montehus, ein geborener Deutscher, Braunschweig mit Namen, an gereimten Keifereien sich geleistet haben, übersteigt alle Erwartungen der Geschmacklosigkeit. Henri de Régnier veröffentlichte im „Excelsior" vom 25. Juni einen schönen Klageruf auf Venedig und Fernand Gregh im „Figaro" vom 9. September einige schöne Strophen auf Paris und seine Bevölkerung. Im „Temps" vom 21. Juni klagte Gauthier über das tiefe Niveau der französischen Kriegspoesie. Auch Romain Rolland hat die Dürftigkeit der französischen Kriegsgedichte eingestanden, aber natürlich diese Schwäche seiner Landsleute als eine Stärke interpretiert, indem er sagte, die Franzosen haben keine Zeit Kriegsgedichte zu schreiben, sie sind zu sehr auf das Handeln konzentriert, ihre Taten sind ihre Heldengedichte. So wird auch die Tatsache, daß in Deutschland unter der Flut von Kriegsgedichten sich ein oder zwei Dutzend Gedichte von bleibendem Wert befinden, ein deutscher Makel. Daß in einem so einerseits von Haß andererseits von Hochmut vergifteten Lande ein Gedichtband unter dem Titel „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich „beziehen", den kürzlich der tapfere, junge P. J. Jouve, im Verlag der „Nouvelle revue française" herausgab und seinen brüderlichen Feinden widmete, vielseitige Beschimpfungen erntete, ist nicht verwunderlich. Gustave Téry fragte am 27. Oktober im „L'Oeuvre", ob es erlaubt und zeitgemäß sei, gegenwärtig derartige Dummheiten zu veröffentlichen. Ich rufe über das Kanonengebrüll der Schlachten hinweg meinem brüderlichen Feinde P. J. Jouve, eingedenk an die Stunden innerer Gemeinsamkeit im Sommer 1912 in Poitiers, meinen brüderlichen Dank und Gruß hinüber.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff*

Wiener Brief.

Kunstgeschichtliche Erscheinungen größeren Stils bringt der Wiener Verlag von *Anton Schroll & Co.* in längerer Reihe auf den Markt. Fast alle die angekündigten Bücher handeln von den Kunstschätzen des gegenwärtig in dem ernstesten Zeichen stehenden österreichischen Südens. Er ist eben unerschöpflich mit seinen architektonischen und plastischen Kostbarkeiten, wie sie zum Beispiel gleich das nicht sehr umfängliche, aber trefflich ausgestattete Buch von Leo Planiscig *„Denkmale der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten"* vorführt. Der Verfasser, Assistent an unserm kunsthistorischen Hofmuseum, zählt zu den ersten Kennern dieser Gegenden, wo die Kulturen Roms mit denen der jungen Germanenvölker ineinderflossen, und bietet mit einer Auswahl der dortigen Denkmäler einen Führer durch die Isonzo-Ebene, Istrien, Dalmatien und Südtirol. Das interessante, von der jüngsten Forschung mehrfach bevorzugte Dalmatien bedenkt allein das auf zehn Bände berechnete Werk des Architekten Cirillo M. Yeković, wovon soeben der vierte und fünfte Band im Schrollschen Verlag erscheinen. („*Dalmatiens Architektur und Plastik.*" Gesamtansichten und Details mit illustriertem Text.) Sie beschäftigen sich mit den Städten Zara, Traù, Nona, Arbe und Spalato. Je 80 Lichtdrucktafeln in Großfolio bilden die bedeutendsten Denkmale der kirchlichen und weltlichen Baukunst des merkwürdigen Königreichs ab, wozu sich zahlreiche Einzelaufnahmen des äußern und innern Palastschmuckes gesellen.

Noch größere Linien wird ein Werk ziehen, das derselbe Verlag zur Subskription ausbietet: *„Bau- und Kunstdenkmale des Küstenlandes"*, herausgegeben vom Sekretär der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege Dr. Hans Folnesics im Vereine mit Dr. Leo Planiscig (s. oben). Ein Bilderwerk von 120 Tafeln in Lichtdruck, mit 274 Abbildungen und etwa 70 Seiten illustriertem Text, dessen Preis nach der mit 125 M. angesetzten Subskription 150 M. betragen wird. Es soll die Städte Aquileja, Görz, Grado, Triest, Capo d'Istria, Muggia, Pirano, Parenzo, Rovigno, Pola, Veglia usw. behandeln und zwar auf Grund völlig neuer, mit den besten Reproduktionsmitteln erzielten Aufnahmen. Der ausgesandte Prospekt betont, daß es darin nicht bloß auf die Hauptdenkmale ankommt, sondern auch die anscheinend kleineren, von Reisenden und Forschern gewöhnlich ignorierten Objekte ihre Berücksichtigung erfahren sollen. Freilich behalten die Basilika von Aquileja, S. Giusto in Triest, sowie der Dom von Parenzo den Vordergrund.

Der nicht neue Gedanke eines guten, künstlerischen *Kriegsbilderbuches*, das auch für die Großen Interesse bieten könnte, fand bisher in Wien keine Beachtung, obwohl, wie ich hier ausdrücklich bemerken will, die Möglichkeit dazu in günstigster Form vorhanden war. Jetzt, da die gehäuften Siege die Spekulation erleichtern, scheint man der Sache gewogener und der edle Ritter wird den Zweifel hoffentlich ausstechen, der Prinz Eugen, wie ihn da Hofmannsthal dem kleinen Volk in passenden Worten schildert und der bekannte heimische Maler Franz Wacik die wirksamen, in fester Breite gehaltenen Bilder dazu vorzeigt. („*Prinz Eugen, der edle Ritter.*" Sein Leben in Bildern erzählt von *Hugo von Hofmannsthal.* Mit 12 Originallithographien von *Franz Wacik.* Wien, Verlag von *L. W. Seidel & Sohn.*) Der Weg vom französischen Hofe zum Entsatze von Wien, nach Zenta und Belgrad, wie der edle Prinz Schlösser und Paläste baut, mit Meister Fischer von Erlach beisammensitzt, dem Kaiser Vortrag hält, aus den Deutschen ein Volk in Waffen machen will und endlich noch seinen Heldengeist als Vision den Tapfern von anno 1914 und 1915 erscheinen läßt, das ist hier sehr hübsch in Wort und Farbe gegeben. Das Christkindel kann zufrieden sein. Besser wär's freilich, wenn auch hier einmal die lange Tradition des Türkenbesiegers verstummt bliebe vor den ungleich größeren Taten bei Oudenarde, Höchstädt und Turin. Warum sollen denn die Kinder nicht erfahren, daß diese stra-

Digitized by Google

tegischen Wunder die nur durch ihre Popularität gehobenen Türkensiege so ungleich überwiegen?

Damit sind wir beim Kriege. Auch er ernährt die Kunst. An *Ausstellungen von Kriegsbildern* (Künstlerhaus, bei Hugo Heller u. a.) sei nur erinnert. Tatsache ist aber, daß der gegenwärtig noch tobende bereits seine Geschichte lesen kann Richard von Kralik hat von seiner „*Geschichte des Weltkrieges*" (Wien, Verlag von *Holzhausen*, 1915) den ersten Band ln schöner Gestalt fertig. Er erzählt die Ereignisse von 1914. Die sonstige Kriegsliteratur zeigt manche Gipfel, so in der Schrift Wilhelm Jerusalems „*Der Krieg im Lichte der Gesellschaftslehre*" (verlegt bei *Enke in Stuttgart*), in dem Buche unseres ehemaligen Ministers Franz Klein: „*Die Kulturgemeinschaft der Völker nach dem Kriege.*" (Leipzig, S. Hirzel.) Nur der Vollständigkeit halber erwähne ich die durch mehrere Tage in einigen Zeitungen lebhaft betriebene *Polemik gegen Chamberlains Kriegsaufsätze*, die wieder in Blättern entgegengesetzter Parteiung bekämpft wurden, ohne über das Für und Wider hinauszugelangen.

Außer einer Geschichte erhielt der Krieg aber noch eine mehr als stattliche Bibliographie, als die man den von unsrer Firma *Gilhofer und Ranschburg* herausgegebenen Katalog No. 122 bezeichnen muß. Er nennt sich: „*Geschichte der Kriege aller Zeiten und Völker in Wort und Bild*". Bücher, Flugschriften und bildliche Darstellungen vom XV. bis zum XX. Jahrhundert. Nicht weniger als 8000 genaue Bücherbeschreibungen auf 386 Seiten. In chronologischer Anordnung fallen besonders die Abschnitte über das Mittelalter, die französische Revolution sowie die Freiheitskriege auf. An 70 Schriften handeln bereits von unser aller Erlebnis. Den interessanten, vorläufigen Abschluß bilden die Utopisten. Bei dem Umfange und dem besonderen Charakter dieses Katalogs, den der ungenannte Herausgeber *Dr. Ignaz Schwarz* zu einem Nachschlagebuch ausgestaltete, versteht es sich, daß er nicht in gewöhnlicher Form verschickt werden kann.

Kriegsliteratur an allen Ecken und Enden. Schon melden sich die ersten *Kriegslesebücher* für die Schuljugend und die angehenden Studenten, Ergebnisse der Anregungen eines Schulmännerkomitees, wonach den Neuauflagen der Lese- und Geschichtslehrbücher „Kriegslesestücke" sowie Darstellungen der jüngsten vaterländischen Geschichte einzuverleiben sind. Nicht zuletzt hat man dabei auch auf die Schilderungen technischer Kriegführung und ihres mächtigen Rüstzeuges Bedacht genommen.

Die sogenannte schöne Kriegsliteratur bewahrt ihre fürsorgliche Tätigkeit. Die Spendenberichte des für diesen Zweck ausgegebenen mit Ferd. Schmutzers Radierung geschmückten Einzeldrucks von Schnitzlers Novelle „*Der blinde Geronimo und sein Bruder*" zeichnen hohe Summen. Hier ist auch zu erwähnen, daß die „*Kriegssonette*" *von Richard Schaukal* in einzelnen Kartendrucken mit eigenhändiger Unterschrift des Dichters zugunsten der Kriegsfürsorge verkäuflich sind. Den von Franz Gilly ausgeschriebenen *Preis für ein österreichisches Volkslied* „*Die Wacht an der Donau*" erlangte unter 1692 Bewerbern, von denen 1272 in die engere Wahl kamen, der Steyrer Magistratsbeamte Karl Frank, doch wurde bei demselben Anlasse noch ein zweiter, anonymer Poet klingend ausgezeichnet. Die Texte der Preislieder sind bereits veröffentlicht, werden aber vielleicht erst durch die zu erwartende Vertonung bekannter werden. In der Lyrik haben derlei Wettkämpfe eben weniger Glück als wie auf dramatischem Gebiete, soweit wenigstens dabei die Bühne zu urteilen hat.

Mit der letzthin an dieser Stelle ausführlicher erwähnten „Österreichischen Feldzeitung", die nunmehr auch den Zivilkreisen zugänglich ist, erscheint seit August eine eigene illustrierte „*Tiroler Soldatenzeitung*", ganz offiziell vom Landesverteidigungskommando in Tirol herausgegeben. Dreimal wöchentlich wird sie (unentgeltlich) den Truppen zugestellt, während sie fürs Hinterland ein Geringes kostet. Das Blatt enthält nicht bloß die Tagesnachrichten, sondern auch allerlei schöngeistige Beiträge und hat sogar schon eine Festnummer auf besserem Papier usw. aufzuweisen.

Mitten in den einschneidenden Ereignissen gründete man in Wien ein besonderes *Polnisches Kriegsarchiv*, das alle Dokumente, gedruckter wie geschriebener Art über den Anteil Polens am Weltkriege enthalten soll.

Wie auf einer ruhigen Insel in diesem bewegten Meere lebt die Dichtung der Vergangenheit und ihre forschende Pflege. *Goethe-Abende* in der „Urania" verlaufen ganz abseits des Sturms, die „*populären Literaturabende*" sind gut besucht, auch von den Verwundeten. In der Musik braucht Wien natürlich erst keine Werbetrommel zu rühren. Aber dazu kommen noch eine ganze Reihe Bücher, die mit dem Kriege nichts zu tun haben. Die hier schon im Sommer angekündigte Auswahl der *Schlagerschen* „*Wiener Skizzen*" aus dem Mittelalter (Verlag von *Gerlach und Wiedling*) ist erschienen, will aber, wie aus der Verlagsanzeige nicht erhellte, keinerlei strengeren Ansprüchen genügen, weshalb sie hiermit abgetan sei. Immerhin bildet sie ein brauchbares, besseres Lesebuch. Zu der am 8. September ohne besondre Feier stattgehabten Enthüllung des Zwettler *Hamerling-Denkmals* erschien das Buch von Josef Allram „*Hamerling und seine Heimat*" in zweiter, vermehrter Auflage unter Förderung des Wiener Stadtrates. (Verlag von *Wilhelm Braumüller* in Wien.) *Friedrich Haßlwander*, der Bibliophile, erhielt am 4. Oktober in Grein a. d. Donau das ihm von der Pensionsgesellschaft bildender Künstler gestifete, von Otto König geschaffene Grabdenkmal, bei welchem Anlaß an verschiedenen Orten Erinnerungen an den liebenswürdigen Künstler veröffentlicht wurden (z. B. von Michael Klieba), die aber meist in der äußern Charakteristik blieben. Dem ganzen Manne will ein Artikel im 1916er Jahrgange des „Deutschen Bibliophilen-Kalenders" gerecht werden.

Franz Josef Böhm veröffentlicht einen hübsch illustrierten, starken Band „*Erinnerungsblätter an Ludwig Anzengruber*", dessen sich ein Breslauer Verleger (Schottländer) annahm.

Den *Marie von Ebner-Eschenbach-Preis* haben der Wiener Zweigverein der deutschen Schillerstiftung in

Digitized by Google

Übereinstimmung mit der „Concordia" der Dichterin Helene Böhlau zuerkannt, während anderseits wieder ein Österreicher, Robert Michel, den einen Ertrag des *Kleist-Preises* erhielt.

Damit sind wir bei den Lebenden, den Jubilaren. Voran steht der Direktor unserer Hofbibliothek, *Josef Ritter von Karabacek,* der am 20. September dieses Jahrs seinen 70. Geburtstag mitten in zahlreichen Huldigungen beging. Man brachte ihm die Festschriften seines Faches, wovon eine den 29. Band der „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes" bildet, dazu Rekonstruktionen koptischer Papyri und ließ zur Erinnerung des Tages die schöne Porträtradierung Karabaceks durch Ferd. Schmutzer schaffen. Aber auch in der Öffentlichkeit ließ man endlich wissen, was die zahllosen Benutzer unserer Staatsbibliothek dem Gelehrten verdanken, in welcher Hinsicht er seit seinem Amtsantritte im Jahre 1899, außer seiner gelehrten Tätigkeit, im bibliothekarischen Sinne wirkt. Die Schaffung des neuen Lesesaales, der in seiner künstlerischen Wirkung an sich schon die Freude am Buch und der Arbeit gewährt; die Einrichtung der neuen (gesunden!) Arbeitsräume für die Sammlungen der Kupferstiche, Handschriften und Karten. Erst unter Karabacek ist — hauptsächlich den Wienern! — über den bis dahin sorgsam im verborgenen gehaltenen Schätzen der Wiener Hofbibliothek das Tageslicht aufgegangen, weil er mit den periodischen Ausstellungen begann, die im Laufe der Jahre dem Staunenden die schönsten Besitztümer des Instituts geordnet und genau erklärt vorwiesen. Wer wird je die Gutenberg-Ausstellung, die der Miniaturen, Musikalien, historischen Blätter und Einbände vergessen? Wie viele standen da betroffen vor den Vitrinen und wunderten sich, daß Wien die Freiheit sich nehme, außer dem Otfried auch noch Tassos Handschrift des „Gerusalemme" zu besitzen! Alle die mögen sich nun recht oft wundern. —

Kein anderes als Grillparzers Zeichen war geeigneter zur feierlichen Begehung des sechzigsten Geburtstages von *August Sauer.* Hat auch dieser Gelehrte seit jeher den ganzen großen Bereich der deutschen Geistesgeschichte gepflegt, als einer der ersten die Zusammenhänge von Literaturgeschichte und Volkskunde nachgewiesen, so blieb er dabei auch immer der berufenste Kenner der heimischen Literatur, als deren Altmeister man ihn heute beglückwünscht. Dabei zieht man mit den Arbeiten der Wiener Neudrucke, der Beziehungen Goethes zu Österreich, der Herausgabe der deutsch-böhmischen Schriftsteller und Raimunds sozusagen nur einen weiten Kreis um den Kern: Grillparzer. In der Verbindung mit diesem haben wir alle noch als Schulknaben den Namen Sauers zuerst gehört und gelesen — Grillparzer war damals noch sehr teuer — und heute ist diese Verbindung enger als jemals. So hat der Literarische Verein in Wien das Rechte mit der Festgabe für sein erstes Ehrenmitglied getroffen in dem von ihm für die Mitglieder verlegten Werke: „*Grillparzers Ahnen*", worin der Schriftführer des Vereins, *Rudolf Payer von Thurn,* die Ergebnisse dreijähriger, mühsamer und sehr entsagungsvoller Archivforschung niederlegt. Bis ins XVII. Jahrhundert hinein, nach dem starken Oberösterreich, zu dem Bauern Georg Grillparzer, der als Achtzigjähriger anno 1694 verstarb, führen diese verschlungenen Wege und treffen sogar mit denen der Fadinger zusammen. Das bisher unbekannt gewesene Geburtsdatum von Grillparzers Vater steht nunmehr fest: 17. Mai 1760 und auch an dem ungleich bekannteren mütterlichen Familienstamme konnte Payer von Thurn verborgene Zweige bestimmen. Lauter Akten, an sich bedeutungslose, manchmal peinlich naive Blätter, die aber ein auszeichnender Name zu einer Chronik vereinigt, in der die Bemerkung „et in Grilleportz unum" eine Kremsmünsterer Urkunde vom 27. Februar 1162 zum interessanten Dokumente macht.

In einer zweiten Sauer gewidmeten Festgabe veröffentlicht Alexander von Weilen zum ersten Male die Äußerungen des Schauspielers *Karl Costenoble über Grillparzer.* Vor ein paar Jahren schien ein Sommertag zu schön, als daß man den Bücherwart des Wiener deutschen Seminars stark beschäftigt hätte, und in der einsamen Ruhe öffnete dieser ein verstaubtes Paket — alter Schreibebücher, die Arbeits- und Sitzungsberichte des ehemaligen germanistischen Vereins. Tomanetz hat darin genau gebucht, wie Herr stud. phil. Sauer den Vortrag hielt, ein Schiller-Referat kritisierte, dann interpretierten sie den Iwein usw. Viel mag seither sich geändert haben, nicht aber der vorbildliche Ernst dieser Jüngerarbeit der frühen Schule Heinzels und Scherers, die in dieser Generation nur noch *Joseph Seemüller,* der dritte Jubilar von 1915, lebendig repräsentiert, in seiner rein philologischen Wirksamkeit aber außer der öffentlichen Feier bleibt, obgleich er die Geschichte von Wiens Literatur für das Werk des Altertumvereins geschrieben hat.

An die neuen Beiträge zu Grillparzers Lebensgeschichte reihen sich andere Funde, die besonders Wien betreffen. Bekanntlich war zum Leide der Theaterhistoriker ein oft genanntes, auch von Grillparzer näher vermerktes Lustspiel Schreyvogels „*Die Gleichgültigen, oder: Die gefährliche Wette*", das man Ende 1818 im Burgtheater spielte, textlich nicht bestimmbar. Arthur König hat nun in den Vorarbeiten für eine akademische größere Schrift über Schreyvogel wirklich einen Text der Komödie aufgestöbert, ein handschriftliches Regiebuch in der Berliner kgl. Theaterbibliothek. Ein — wahrscheinlich klein aufgelegter — Neudruck der Dichtung steht in Aussicht.

Zur engeren Bibliophilengeschichte steuert Dr. Ignaz Schwarz eine fleißige Schrift bei, die Lebensgeschichte und Darstellung der Sammeltätigkeit des *Wolfgang Gwärlich,* eines Wiener Bibliophilen aus dem XV. Jahrhundert. (Sonderdruck. Upsala 1915. Almquist & Wiksells Boktryckeri.) Die drei Illustrationen sind auch von kunstgeschichtlichem Interesse, zumal das große Exlibris, dem zuliebe die kleine Monographie auch dem Jahrbuche der Exlibris-Gesellschaft angehören wird.

Von den Zeitschriften kommen außer den periodischen, gut ausgestatteten „*Kriegsberichten*" (Verlag von L. W. Seidel & Sohn) diesmal nur die „*Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Denkmals-*

Digitized by Google

pflege" Bd. XIV. No. 7 für uns in Betracht. (Kunstverlag *Anton Schroll*), die ein reiches Material über neuentdeckte Wandgemälde in Deutsch-Südtirol, gesammelt von Dr. Josef Garber enthalten.

In den Tagen, da in der Wiener Gemäldesammlung der Akademie der bildenden Künste ein neuer *Tizian* auftauchte, braucht der emsige Bibliophile und Porträtforscher auch seine Freude und er soll sie in dem Hinweise haben, daß da draußen in Hamburg Professor Wilhelm Weimar aus den Schätzen des Museums für Kunst und Gewerbe ein sehr schönes Werk über „*Die Daguerreotypie in Hamburg 1839—1860*" gestaltete, dessen fünfte Tafel den Wiener besonders anzieht. Dort findet sich ein *Saphirbildnis* von so überraschender Schärfe und Plastik, daß man es unbedingt für das beste Konterfei des Mannes halten muß. Ob es auch wie das Wurzbachische „zum Brechen ähnlich ist", stehe dahin, aber es hat auch seine literarische Note durch den Zusammenhang mit dem berüchtigten Daguerrotypenkrieg gegen Biow. Ich vermerke diese Kuriosität, da sie anscheinend in Wien nicht bekannt wurde und füge auf freundliche Mitteilung Herrn Professor Weimars hinzu, daß das oben genannte Hamburger Museum noch ein zweites gleichzeitiges Daguerrotypbildnis Saphirs besitzt, das nach der mir vorliegenden Kopie an trefflicher Ausführung dem ersten nicht nachsteht.

Für das kommende Jahr haben wir schon einige Kalender, zum Teil mit kriegerischem Charakter und verwandten literarischen Beiträgen. So enthält zum Beispiel der bei Perles erscheinende „*Österr. Volkskalender*", herausgegeben von Rudolf Holzer, einen langen, auch in Sonderdruck erschienenen Aufsatz des Buchhändlers Friedrich Schiller: „*Frau Rat Goethe in Kriegszeiten*", einer der kundigen Vorträge, die Schiller alljährlich unserm Volke hält. Der 4. Jahrgang des von Feigl herausgegebenen „*Deutschen Bibliophilenkalenders*" (Verlag von Perles) wird in gewohnter Form voraussichtlich im November erscheinen.

Das Schlußwort den Toten. *Wolfgang Dannerbauer*, Senior und Historiograph des Stiftes Kremsmünster, starb am 25. August. Er war hauptsächlich als Bearbeiter der alten historischen Schematismen der Diözese Linz tätig. Der im September verstorbene, verdiente Pädagoge Hofrat *Johann Huemer* ist hier als ehemaliger Mitherausgeber der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" zu nennen.

Die Besucher der Bugra haben die dort ausgestellten Werke des *Erzherzogs Ludwig Salvator* gesehn. Der Fürst hat seine gelehrten Schriften in eine Form gebracht, wie wir sie kaum mehr ein zweites Mal sehen werden, weil die äußern Bedingungen dazu nicht so bald vorhanden sind und außerdem eine solche Vereinigung von reichster Wissenschaft mit malerischer Genialität selten entsteht. Der Allgemeinheit war der Verewigte nicht bekannt. Auch als eine vollständige Reihe seiner Werke vor nicht langer Zeit in Berlin aus dem Nachlasse seines Bruders, Johann Orths, unter den Hammer kam, meldete sich *ein einziger Käufer*. Mehrere dieser Schriften — namentlich die der Jugendzeit — sind anonym und französisch verfaßt. Kein Lexikon nennt sie. Jedesfalls wird man jetzt nach dem Tode des Fürsten, davon Kenntnis erhalten.

Erich Mennbier.

Wien, den 17. Oktober 1915.

Römischer Brief.

In Italien geht der Streit um die an vielen italienischen Schulen eingeführten Teubnerschen Ausgaben griechischer und römischer Klassiker lebhaft weiter. In Tageszeitungen und Fachblättern wird von Gelehrten, Schulmännern und Buchhändlern viel und vielerlei über diese Frage geschrieben, und es muß anerkannt werden, daß manche dieser Äußerungen frei sind von überspanntem Nationalismus auf der einen und sinnloser Verkleinerung des Wertes der deutschen Klassikerausgaben auf der anderen Seite. Vielfach läßt man der Qualität der Teubnerschen Ausgaben volle Gerechtigkeit widerfahren; doch wird niemand leugnen, daß sich ein gesundes nationales Empfinden dagegen sträuben muß, wenn in den höheren italienischen Schulen im Ausland gedruckte Lehrbücher verwandt werden. Am besten und treffendsten scheint mir eine Äußerung des Vorsitzenden der italienischen Buchdrucker und Buchhändlervereinigung, des Florentiner Verlegers Piero Barbera, der sich in deren Fachblatt folgendermaßen äußert: „Die Frage darf meines Erachtens nur von zwei Gesichtspunkten angesehen werden, dem wirtschaftlichen und dem nationalen. Es ist nachteilig für die italienische Buchindustrie, wenn die Schüler Bücher kaufen, die in Deutschland erschienen sind und es ist erniedrigend, daß durch den Gebrauch ausländischer Erzeugnisse eingestanden wird, daß die italienische Produktion nicht leistungsfähig ist. Das ist aber nicht wahr; sie ist es sehr wohl, zugegeben auch, daß die deutsche besser sei. Der Beweis hierfür ergibt sich aus der Tatsache, daß seit Jahren italienische Ausgaben in vielen Schulen eingeführt sind. Die italienischen Studierenden werden fortfahren, deutsche Bücher zu kaufen, die sie für ihre Studien benötigen oder die sie sonst interessieren. Aber das Handwerkszeug für die italienischen Schulen muß in Italien hergestellt sein, wie auch das für den Unterricht in den fremden Sprachen, wie es im Ausland auch der Fall ist. Für den italienischen Unterricht in Deutschland erscheinen Grammatiken, Wörter- und Lesebücher im Lande. Wie können es die italienischen Verleger auf die Dauer ertragen, daß die an den Schulen eingeführten Texte der lateinischen Klassiker nicht in Italien hergestellt werden"! Mir scheint, von diesem Standpunkt aus angesehen, ist es durchaus gerechtfertigt, wenn die interessierten Kreise in Italien die Gelegenheit des allgemein erstarkten Nationalgefühls dazu benutzen, die heimische Buchindustrie anzuspornen, selbst gute Klassikerausgaben herzustellen. Dabei bleibt es naturgemäß eine Frage für sich, ob ein solches Unternehmen in gleicher Güte und Wohlfeilheit wie das Teubnersche sich in Italien

Digitized by Google

wird schaffen lassen. Es gibt übrigens bereits eine ganze Anzahl ganz guter älterer und neuerer italienischer Ausgaben alter Klassiker.

Ich habe im Oktoberheft einige Mitteilungen über den Ursprung der Reklame nach einer italienischen Zeitschrift wiedergegeben, zu denen ergänzend in einem anderen italienischen Blatte kürzlich noch folgende interessante Notizen sich fanden: Auf den ägyptischen Obelisken, auf den in Herkulanum und Pompeji ausgegrabenen Säulen, überall begegnen wir zahlreichen Belegen für den frühen Ursprung der Reklame. Bald wird sie angewendet, um die Taten von Kaisern und Königen zu verherrlichen, bald um gewöhnliche Gebrauchsgegenstände anzupreisen. Diese Anpreisungen geschahen in früherer Zeit meist mündlich, das heißt durch Vermittlung jener Ausschreier (banditori), die sich noch heute in einigen italienischen Städten erhalten haben. Während des XV. Jahrhunderts hatten fast alle Kaufleute kein anderes Mittel, ihre Waren zu verkaufen, als das, sie öffentlich auszuschreien. Im XVII. Jahrhundert nahmen die Ausrufer ab, und die Händler, die bis dahin aus Mangel an Läden herumgezogen waren, fingen an, je nach der Art ihrer Ware, sich in einer bestimmten Gegend der Stadt anzusiedeln, woher sich (wie auch in deutschen Städten) die Straßenbenennungen nach bestimmten Gewerben ergaben. Die Ausschreier wurden durch Maueranschläge und gedruckte Reklame ersetzt. In den Zeitungen erschienen Anpreisungen zuerst im Jahre 1685 in einem französischen Blatt von Jean du Pré. Doch waren es die Franzosen Theophrast Renaudot, der im Jahre 1761 eine bedeutende Zeitung für kaufmännische Reklame herausgab, und Emile de Girardin, die zuerst auf den Gedanken der kleinen Anzeigen (für Vermietungen, Verkäufe usw.) wie sie noch heute in den Zeitungen üblich, gekommen sind. In England erscheint die Zeitungsreklame zuerst im Jahre 1652. Im Jahre 1657 wurden in London acht Annoncenbüros unter dem Namen „Public Advertisments" eröffnet, dieser Name wurde im Jahre 1697 dort auch auf eine kaufmännische Zeitung übertragen. In Paris eröffnete im Jahre 1847 ein gewisser Panis das erste Annoncenbüro, in dem er im ersten Jahre zwei Millionen Franken einkassiert haben soll, während es jetzt deren acht seien. — Sehr frühen Ursprungs sind auch bildliche Aushängeschilder, die ihre Entstehung dem Wunsche verdanken, auch auf diejenigen mit der Anpreisung zu wirken, die des Lesens unkundig waren. So finden sich noch heute in italienischen und ausländischen Städten viele derartige Aushängeschilder, besonders bei Gastwirten und Handwerkern; während der Kaufmann durch die in seinem Schaufenster ausgestellten Waren selbst für jeden verständlich sagt, was er zu verkaufen hat und eines Aushängeschildes nicht bedarf.

Die Königin Elena von Italien hat zwei Gruppenbilder der königlichen Prinzen und Prinzessinnen herstellen lassen, deren eines den Soldaten, das andere den Matrosen der Kriegsmarine gewidmet ist. Der Reinertrag des Verkaufes dieser Photographien ist für Anstalten der Kriegskrankenpflege bestimmt. Diese Aufnahmen werden in zahllosen Geschäften in Italien als Photographien und als Postkarten feilgeboten, haben weiteste Verbreitung gefunden und einen guten Gewinn gebracht.

In welch absurder Weise in dieser Zeit Zeugen gegen Deutschland und deutsche Kultur von unseren Gegnern aufgeboten werden, mögen die nachfolgenden Betrachtungen zeigen. Der Florentiner „Marzocco" hat diese Bemerkungen über *„Petrarca und die Deutschen"* aus einem Artikel von Henry Cochin in der „Revue Hebdomadaire" übernommen. Selbst, wer nicht in der Lage ist, die Richtigkeit der einzelnen Angaben nachzuprüfen, wird sich ohne weiteres durch die alberne Tendenz dieser ganz willkürlich zusammengestellten Zeugnisse angewidert fühlen. Henry Cochin, berichtet der „Marzocco", „erinnert in einem sehr interessanten Aufsatz in der „Revue Hebdomadaire", *Wie die Italiener des XIV. Jahrhunderts über die Deutschen dachten,* auch an Zeugnisse Petrarcas. In seiner Jugend an den Rhein gesandt, um für seinen Schutzherrn, den Kardinal Colonna, nach Handschriften zu suchen, hat Petrarca, scheint es, Deutschland mit einigem Gefallen betrachtet. In einem Briefe aus Köln schreibt er, daß die Stadt, die Bevölkerung und das schöne Wetter ihm nicht mißfallen haben; besonders die Frauen, festlich gekleidet, erschienen ihm schön und hätten fast seiner Donna Laura Konkurrenz machen können. Wenigstens gesteht der Dichter, wenn sein Herz frei gewesen wäre, hätte er sich verlieben können. Er macht allerdings einen bedeutsamen Unterschied zwischen dem Deutschland der Rheingegend, das die Römer kannten, dessen Sitten zart und dessen Menschen gebildet sind, und jener barbarischen Gegend, die er etwas unbestimmt als „Gegend der Donau und des Don"(!) bezeichnet. Andrerseits befindet er sich in Köln beinahe in Frankreich(!), weil Petrarca stets der Ansicht gewesen sei, daß die Grenzen Galliens durch das linke Rheinufer bestimmt seien(!). Der Dichter hat Karl IV. zugejubelt, als er nach Italien kam. Gewiß, für ihn erschien der Kaiser unter den glücklichsten Vorbedeutungen; er schien in den Falten seines Mantels den Frieden zu bringen; und dann hatte er den Dichter mit Aufmerksamkeiten aller Art überhäuft. Erzählte man sich doch, daß er bei seiner Durchreise durch Avignon unter einer Gruppe vornehmer Damen Madonna Laura herausgefunden und sie durch einem Kuß auf die Wange geehrt habe. Bei der Ankunft des Kaisers in Italien eilte ihm der „Dichter-Patriot" bis Mantua entgegen. Es war eine berühmte Zusammenkunft, da Petrarca glaubte, diesmal den Retter des Vaterlandes zu finden. Doch war es eine neue Enttäuschung. Kaum gekrönt, reiste Karl IV., wie so viele andere, stärker und reicher davon, ohne irgendeine der Hoffnungen Italiens erfüllt zu haben. Der Dichter aber mochte nicht ganz verzweifeln, setzte vielmehr seine Beziehungen zum Kaiser fort, der ihn weiter mit Gnadenbeweisen überhäufte und nicht müde wurde, ihn an seinen Hof einzuladen. Petrarca kam schließlich diesen Einladungen auch nach und reiste nach Prag, trotz der Proteste Boccaccios, der ihm die bittersten Vorwürfe machte, „daß er den Teutonen die Musen und den Helikon bringen wolle". Petrarca jedoch ließ sein Herz nicht jenseits der Berge; seine Gefühle gegen die Deutschen blieben voll Mißtrauen und

Digitized by Google

Unwillen. „Du bist römischer Kaiser" — schreibt er einmal an Karl IV. — „aber Du denkst nur an Dein Böhmen." Wir finden unter seinen Schriften eine Meinung über das deutsche Volk, die es verdient, hier wiedergegeben zu werden: Einstmals beschäftigten sich die Germanen größtenteils mit Jagd und Räuberei, und dieser letzteren Beschäftigung lieben sie noch heute nachzugehen, wenn man sie gewähren läßt. Seit dem Altertum haben sich die Deutschen, meint Cochin nach Petrarcas Urteil, sehr geändert, aber zum Schlechten. So hatten sie zu den Zeiten Cäsars eine starke Abneigung gegen den Wein; heute — fügt der Dichter maliziös hinzu — haben sie, wenn ich mich nicht irre, nicht mehr die gleiche Abneigung. Petrarca hatte auch in Italien die deutsche Soldateska kennen gelernt und führte einen glühenden Feldzug, um die Vereinigung aller italienischen Stämme zur Vertreibung der verhaßten Räuber zu erreichen. Deutschland, sagte er, gießt über Italien einen Regen von Eisen aus. Jedermann kennt des Dichters Lied „Italia mia" und alle werden sich an den Ausdruck: „Bavarico inganno" (Bayrischer Betrug), der darin vorkommt, erinnern. Cochin gedenkt auch der Stelle in diesem Lied, in der von der deutschen Lüge die Rede ist, „che alzando il dito, con la morte scherza" (die den Finger erhebend mit dem Tode spielt). Verschiedene Erklärungen, bemerkt der gescheite Franzose, sind für diese merkwürdigen Worte vorgeschlagen worden, und die besten Kritiker sind der Ansicht, daß darin eine Anspielung liegt auf die feige Bewegung des deutschen Soldaten, der den Finger oder die Hand erhebt, um aus List oder zum Verrat vorzutäuschen, daß er sich ergeben wolle. Heute kann ja nun über die Richtigkeit *dieser* Auslegung kein Zweifel mehr bestehen (!) Es handelt sich in der Tat *hierum*. Die französischen Soldaten wissen es; wie oft sehen sie flehende Hände oder hören lügenhafte Rufe aus den deutschen Schützengräben sich erheben!!

In einem Bericht über die österreichisch-italienische Front in Südtirol, der im September in einer Leipziger Zeitung erschien, findet sich bei Betrachtung des Dantedenkmals in Trient folgende Stelle: „... Das Denkmal ist schön. Zocchi aus Florenz hat es gestaltet, zu Rom hat man es in Bronze gegossen. Es trägt die Widmung an den „Vater des Trentino" und den stolzen Vermerk, daß es errichtet wurde von der Stadt Trient „mit Unterstützung der Nation". Das Unglück ist nur, daß *Dante kein Italiener war*, sondern ein Germane, und daß also die schöne Form nur dem großen Dichtergedanken dient, den einer der *Unseren* ersann ... Es tut uns leid, daß wir den Italienern den Schmerz antun müssen, das Denkmal auf der Piazza Dante für uns in Anspruch nehmen zu wollen. Aber den Dichter der „Göttlichen Komödie", den wegen seiner Treue gegen den Kaiser aus der Heimat Verbannten, den Sprößling aus uraltem Langobardenstamm, können wir ihnen nicht überlassen ..." Hierzu ist zunächst zu bemerken, daß die hier gemachten Angaben über Dantes Abstammung eine vollkommen unbewiesene Behauptung sind. Gewiß ist, daß Dante väterlicherseits einer uralten Florentiner Familie entstammte; während über seinen Ursprung mütterlicherseits mit Bestimmtheit nichts feststeht. So könnte die „germanische" Abstammung des Dichters sich von vornherein nur auf die Familie seiner Mutter beziehen. Wer will sagen, daß in ihren Adern vielleicht auch ein Tröpfchen germanischen Blutes floß? War es der Fall, so war es zweifellos schon seit Geschlechtern sehr stark mit romanischem gemischt. Aber auch angenommen, es wäre an den Behauptungen jenes Berichterstatters ein Fünkchen Wahrheit, so wird doch jeder Unbefangene diese etwas späte und künstliche Inanspruchnahme Dantes für die deutsche Literatur mit einem Lächeln oder — je nach seiner Art — mit Unbehagen beiseite schieben. Wer während dieser Zeit Gelegenheit hatte, nicht nur die deutsche, sondern auch die uns feindliche Presse zu verfolgen, konnte mit Genugtuung feststellen, daß derartige Zeugnisse eines völlig vom Wege aller Sachlichkeit abgeirrten Übernationalismus bisher bei uns zu den größten Seltenheiten gehörten. Kenner Italiens und der Italiener können beurteilen, wie mit Recht derartige Auslassungen den Nationalstolz des Volkes aufs tiefste verletzen müssen und wissen, wie die italienische Presse solche Anwürfe aufnimmt, um sie in maßlosester Weise auszunutzen und gegen uns zurückzuschleudern. Würden nicht in dieser Zeit der hüben und drüben ohnehin schon aufs äußerste erregten Geister solche zu gar nichts führenden Improvisationen besser unterbleiben?

Zürich, den 26. Oktober 1915.

Ewald Rappaport.

Von den Auktionen.

In der Kunsthandlung von *F. A. C. Prestel* in *Frankfurt a. M.* fand vom 25.—28. Oktober eine größere Auktion graphischer Kunst, zum größten Teile aus dem Nachlaß des bekannten Professors *Köpping*, statt. Die Preise gingen stark in die Höhe, so daß die Auktion auf dem graphischen Kunstmarkt dem Ausland gegenüber einen Sieg bedeutet. *Max Klingers* Probedrucke der Festschrift zur Eröffnung des K. Kunstgewerbemuseums zu Berlin 1881 erreichten 1600 M; Der „Handschuh", frühe Ausgabe, 1110 M. Viel gefragt war auch *Gavarni*, „Les Debardeurs", 66 Lithographien in zwei Bänden, 435 M.; „Les fourberies de femmes", 52 Lithographien in zwei Bänden, 445 M.; „Album comique", 3 Bände, 320 M.; von *Daumier* „La Caricature provisoire" und „La Carricature", Bd. 1, 335 M. Von Einzelblättern erreichten höhere Preise: Klinger 1400 M., Bone 830 M., Zorn 1350 M., Legrand 1350 M., Meryon 2150 M.; von Handzeichnungen: Daumier 780 M., Millet 1000 M., Rodin 910 M. Gesamtergebnis rund 100000 M., wovon fast der vierte Teil auf eine große deutsche Privatsammlung entfällt.

Die Versteigerung der *Bibliothek des verstorbenen Justizrats Erich Sello*, auf die wir im vorigen Hefte aufmerksam machten, hat nun in den letzten Oktobertagen bei Lepke in Berlin unter Beteiligung eines zahlreichen und gewählten Publikums stattgefunden. Man konnte vielfach Bücher, die nicht ausgesprochene Sel-

Digitized by Google

tenheiten waren, zu billigem Kriegspreise erwerben. Besonders machte sich ein Sinken der Preise bei zahlreichen Romantikern, deren „Hausse" längst vorbei ist, bemerkbar. Eine Ausnahme hiervon blieb nur E. T. A. Hoffmann, der ja besonders in Berlin immer seine Preise erzielen wird. Vielleicht hat auch die wundervolle Neueinstudierung von „Hoffmanns Erzählungen" im Königlichen Opernhaus, die gerade in die Tage der Auktion fiel, erneut zur Steigerung des Interesses für diesen noch immer nicht genug gewürdigten Dichter beigetragen. Ein Gegenstück bildete d'Annunzio. Als am ersten Tage der Auktion ein Konvolut von Werken d'Annunzios und anderer Italiener (es waren sieben Stück) versteigert wurde, kam es zu einem interessanten Zwischenfall. Während die Preise für französische und englische Bücher sich auf angemessener Höhe hielten, bot niemand auf die Werke der Italiener. Schließlich gingen alle sieben Bücher für eine Mark fort, das bedeutet also einen Preis von ungefähr 14 Pfennigen pro Werk. Nachstehend folgen die erzielten Summen (im allgemeinen solche über 20 Mark) unter Angabe der Erhaltungszustände, soweit nötig, die ja für die Beurteilung der Preise unbedingt erforderlich sind.

7. Albertinus, Hirnschleifer, 1652, 21 M.; 58a. Anzengruber, Der Pfarrer von Kirchfeld, erste Ausgabe, auf dem Vorsatz handschriftliche Widmung von Anzengruber, 32 M.; 75. Arnim, B. v., Die Günderode, 1840, erste Ausg., handschriftl. Widm. d. Bettina, 74 M.; 76. Arnim, L. A. v., Gräfin Dolores, 1809, fleckenloses Exemplar, 37 M.; 82. Ders., Jann's erster Dienst, 1813, 22 M.; 85. Ders., Tröst Einsamkeit, 1808, von bester Erhaltung, 165 M.; 87. Arnim, L. A. v., und Cl. Brentano, Des Knaben Wunderhorn, 1806—8, nicht ganz gleichm. erhalten, 105 M.; 135. Berquin, Idylles, Kupfer von Marillier, 1775, Prachtexemplar, 40 M.; 161. Börne, Gesammelte Schriften, 12 Bände, 1862, 41 M.; 177. Brentano, Frühlingskranz, 1844, 28 M.; 178. Ders., Die Gründung Prags, 1815, unbeschnittenes Exemplar der ersten Ausgabe, 20 M.; 193. Bürger, Gedichte, 8 Kupfer von Chodowiecki, 1778, sehr gutes Exemplar der ersten Ausgabe, 52 M., 196. dasselbe, zwey Teile, 1789, Prachtexemplar, 33 M.; 207. Byron, The works, Band 1—3, London 1819, Ganzlederbände der Zeit, 37 M.; 215. Campe, Robinson der Jüngere, 40. A., Braunschweig 1848, Orig.-Umschlag miteingebunden, 39 M.; 231. Chamisso, Werke, 6 Bände, 1836—39, gleichmäßige Halbfranzbände der Zeit, 22 M.; 234. Ders., Peter Schlemihl, Nürnberg 1814, Buntpapierumschlag der Zeit, völlig unbeschnitten, 22 M.; 245. Hippel, Th. G. von, Lebensläufe, mit gestochenen Titeln und 4 Titelkupfern von Chodowiecki, Berlin 1778—81, grüne Ganzlederbände der Zeit, 46 M.; 285. Corneille, Théatre, 12 tomes, mit Kupfern v. Gravelot, Ganzlederbände der Zeit, Prachtexemplar aus fürstlichem Besitz, 230 M.; 294. Dach, Poetische Werke, 1696, 2. (Titel-) Auflage der Werke, alter Ganzlederband, 51 M.; 295. Ders., Chur-Brandenburgische Rose, 1696, papierfleckig, 51 M.; 301. Dante, Göttliche Komödie, übertragen von Philalethes, 1865—66, Ganzmaroquinband der Zeit, außerordentlich schönes Exemplar, 31 M; 352. Düsseldorfer Künstleralbum, Jahrgang 1851—64, in 8 roten Halbmaroquinbänden, 37 M.;

353. Dumas, La dame aux camélias, illustr. de A. Lynch, 1880, Folio, Halbmaroquinband, 21 M.; 356. Ebert, Geschichte der Literatur des Mittelalters, 3 Bände, 1880—89, Original-Leinenbd, 41 M.; 363. Eichendorff, Werke, 4 Bände, 1842, erste Gesamtausgabe, etwas stockfleckig, 31 M.; 365. Ders., Leben eines Taugenichts und das Marmorbild, 1826, Prachtexemplar der Originalausgabe, 42 M.; 366. dasselbe, etwas papierfleckig, 21 M.; 388. Erasmus, Lob der Narrheit, Kupfer von Chodowiecki, 1781, Halbfranz, Prachtexemplar, 22 M.; 412. Fichte, Reden an die deutsche Nation, 1808, erste Ausgabe, 24 M.; 423. Fischer, Probenächte der teutschen Bauermädchen, 1780, 24 M.; 426. Fleming, Teutsche Poemata, Jena 1660, 48 M.; 429. Florian, Galathée, mit Porträt des Cervantes und 4 Kupfern, Paris, An IX, prachtvoller blauer Ganzmaroquinband, auf Velinpapier, 25 M.; 445. Argo, herausgegeben von Fontane und Kugler, Dessau 1854, handschriftliche Eintragungen von Th. Fontane, Friedr. Eggers, K. Zöllner, R. Lucas, Otto Roquette, sämtlich im scherzhaften Tone gehalten, 38 M.; 450. Fouqué, Fables nouvelles, Paris 1719, papierfleckig, sonst schönes breitrandiges Exemplar, 20 M.; 453. Ders., Die Jahreszeiten, 1811, Frühlingsheft, handschriftliche Widmung von Gneisenau, 37 M.; 462. Freiligrath, Aus einer poetischen Epistel, handschriftliches Gedicht mit eigenhändiger Überschrift Fr.s, 21 M.; 470. Freytag, Gesammelte Werke, 22 Bände, 1887—88, Original-Halbfranzbände, Prachtexemplar, 55 M.; 472. Ders., Die Fabier, 1859, schöner Halbfranzband, handschriftl. Widmung von Freytag. 21 M.; 479. Friedrich II., Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg, 1767, Prachtexemplar, Ganzlederband der Zeit, fleckenlos, 50 M.; 516. Gerstenberg, Taendeleyen, 1803, alter marmorierter Ganzlederband, Prachtexemplar, 20 M.; 521. Gessner, Schriften, 2 Bände mit 2 gestochenen Titeln, vielen blattgroßen Kupfern und zahlreichen reizenden Vignetten, radiert von Gessner, 1777—78, prachtvolle grüne Ganzmaroquinbände, die bekannte Prachtausgabe in besonders schönen Einbänden, ein drei Seiten langer Brief in 4°, von Gessners Hand, eingeheftet, 83 M.; 529. Gleim, Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757, völlig fleckenfrei, 82 M.; 532. Ders., Die goldnen Sprüche des Pythagoras, mit handschriftlicher Widmung Gleims, 22 M.; 533. dasselbe, ebenso mit handschriftl. Widmung, 12 M.; 542. Goethe, Sämtliche Werke, 40 Bände in 20 Bänden, Stuttgart 1840, Kl. 8°, hübsche Halbfranzbände der Zeit, 32 M.; 543. dasselbe, 36 Bände in 23 Bänden, Berlin 1867—1875, hübsche Original-Leinwandbände, Hempelsche Ausgabe, 20 M.; 546. Ders., Dichtung und Wahrheit, 1811—1822, alles was erschienen, 27 M.; 551. Ders., Faust, ächte Ausgabe, Göschen, 1790, Titel und 168 Seiten (Meyer) 362, 35 M.; 552. dasselbe, Zweyter Teil, 1833, erste Ausgabe, gebrauchtes Exemplar, 71 M.; 568. Ders., Puppenspiel, 1774, völlig unbeschnittenes Exemplar der 1. Auflage, 71 M.; 569. Ders., Stella, erste Ausgabe, 47 M.; 572. Ders., Wahlverwandtschaften, 1809, leicht papierfleckig, 31 M.; 573. Ders., Werther, trad. de l'allemand, 2 Titelvignetten von Chodowiecki, Maestricht 1791, unbeschnittenes Exemplar, 54 M.; 574. Ders., Wilhelm Meisters Lehrjahre, mit 5 (statt 8)

Digitized by Google

Musikbeilagen, Berlin 1795—96, grüne Pappbände der Zeit, Originalausgabe, 50 M.; 579. Liederbüchlein der Mittwochs-Gesellschaft, 3 Hefte, Berlin 1827, hübsches Exemplar, 21 M.; 588. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, 6 Bände, Berlin 1833—34, Prachtexemplar, 40 M.; 589. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 6 Teile, unbeschnitten, im Original-Umschlag, papierfleckig, 40 M.; 622. Gotter, Gedichte, 2 schöne Kupfer, gest. von Chodowiecki. Gotha 1787—88, Halbfranzbände der Zeit, beste Ausgabe, 36 M.; 631. Gotzkowsky, Geschichte eines patriotischen Kaufmanns, 1768, unbeschnitten, 31 M.; 639. Grandville, Les étoiles, 39 M.; 640. Ders., Vie privée et publique des animaux, 1844, 35 M.; 645. Gressel, Celanders verliebte, galante, sinnvermischte und Grabgedichte, 1716, 30 M.; 653. Grimm, Brüder, Irische Elfenmärchen, 1826, 52 M.; 656. Dies., Deutsche Sagen, 2 Bände, 1816—18, Halbfranzbände der Zeit, Original-Ausgabe, 30 M.; 667. Grimmelshausen, Simplicissimus, 4 Bände, Stuttgart, Literarischer Verein, 1854—62, 36 M.; 668. Ders., Das wunderbarliche Vogel-Nest, o. O. 1672, 34 M.; 671. Groth, Quickborn, mit Holzschnitten von O. Speckter, 1856, 45 M.; 680. Historien Till Eulenspiegels, Titelbild und zahlreiche Holzschnitte von Gubitz, 1840, Blauer Halbmaroquinband, 46 M.; 711. Harsdörffer, Poetischer Trichter, Nürnberg 1648—53, 30 M.; 720. Hauff, Werke, 10 Bde, 1837, 21 M.; 721. Ders., Lichtenstein, 1826, erste Ausgabe, 65 M.; 727. Hauptmann, Promethidenloos, 1885, 53 M.; 728. Ders., De Waber, 1892, Halbleinwand, Widmung auf dem Vorsatz, 21 M.; 730. Haym, Die romantische Schule, 1870, Original-Ausgabe, 23 M.; 741. Hebbel, Die Nibelungen, 1862, erste Ausgabe, 21 M.; 742. Hebel, Allemannische Gedichte, Zeichnungen von L. Richter, 1851, papierfleckig, 25 M.; 747. Heine, Werke, 21 Bände, 1861—66, Halbmaroquinbände, 87 M.; 750. Ders., Buch der Lieder, 1827, fleckenloses Exemplar der ersten Ausgabe, 63 M.; 753. Ders., Gedichte, 1822, mit eingebundenem illustr. Original-Umschlag, 60 M.; 762. Ders., Tragödien, 1823, schönes Exemplar, 78 M.; 767. Heinse, Ardinghello, Lemgo 1787, 40 M.; 768. Ders., Petronius, 1773, alter Ganzlederband, Original-Ausgabe, 82 M.; 772. Heldenbuch, in Verlegung Sigmund Feyerabendt, 1590, letzte (sechste) Auflage, 45 M.; 778. Herder, Sämtliche Werke, herausgegeben von Suphan, 32 Bände, Halbmaroquinband, 150 M.; 790. Ders., Volkslieder, 2 Teile, Leipzig 1778—79, Halbfranzbände der Zeit, Name auf den Titeln, 145 M.; 795. Ders., Von deutscher Art und Kunst, 1773, Name auf dem Titel, 100 M.; 829. Hoffmann, E. T. A., Gesammelte Schriften, 12 Bände, mit Federzeichnungen von Th. Hosemann, 1844—45, Halbfranzband der Zeit, schönes Exemplar, 77 M.; 834. Kinder-Mährchen von E. W. Contessa, Fr. de la Motte-Fouqué und E. T. A. Hoffmann, 2 Bände, mit 6 illuminierten und 3 schwarzen Kupfern, 1816—17, illumin. Original-Umschlag, 165 M.; 835. Hoffmann, E. T. A., Klein-Zaches, 1819, in Original-Karton, ziemlich stark beschädigt, 20 M.; 837. Ders., Kater Murr, 2 Bände, 1820—22, in den von Hoffmann entworfenen Original Kartons, 90 M.; 838. Ders., Leben und Nachlaß, 1823, schöne Ganzlederbände, 25 M.; 840. Ders., Meister Floh, 1822, in dem von Hoffmann entworfenen Original-Karton, papierfleckig, 20 M.; 841. Ders., Nachtstücke, 2 Teile, 1817, neue Halbfranzbände, 25 M.; 842. Ders., Prinzessin Brambilla, 1821. Original-Karton, 40 M.; 843. Ders., Die Serapionsbrüder, 1819—21, Pappbände, 20 M.; 854. Hofmannsthal, Der Kaiser und die Hexe, 1900, Original-Pergament, Luxusausgabe, 110 M.; 874. Hosemann, Berlin wie es ist und — trinkt, 15 Hefte mit 17 kolorierten Lithographien, 1834—42, 50 M.; 915. Jean Paul, Friedens-Predigt, Titelkupfer v. Chodowiecki, 1808, 21 M.; 921. Immermann, Schriften, 14 Bände in 9 Bänden, 1835—1843, hübsche Halbfranzbände, vergriffene Original-Ausgabe, 115 M.; 964. Keller, Gedichte, 1846, 42 M.; 965. Ders., Die Leute von Seldwyla, 1856, etwas fleckig, 20 M.; 985. Kleist, Gesammelte Schriften, 3 Bände, 1826, Halbfranzband der Zeit, 21 M.; 987. Ders., Erzählungen, 2 Teile, 1810—11, Halbfranzband der Zeit, 42 M.; 988. Ders., Käthchen von Heilbronn, 1810, Stempel auf dem Titel, papierfleckig, 22 M.; 989. Ders., Der zerbrochene Krug, 1811, Halbfranzband, Prachtexemplar, 22 M.; 996. Klopstock, Werke, 12 Bände, 1798—1817, Ganzlederbände, 56 M.; 1050. Lassalle, Original-Manuskript von 135 Blättern aus den Jahren 1840—41, 310 M.; 1062. Lenau, Werke, herausgegeben von A. Grün, 4 Bände, 1855, Halbmaroquinbände der Zeit, Velinpapier, 40 M.; 1071. Lenz, Der Hofmeister, 1774, 23 M.; 1077. Lessing, Schriften, 6 Teile, Berlin, Voss, 1753—55, 24 M.; 1079. Ders., Sämtliche Schriften, 3. Auflage besorgt von Muncker, 21 Bände, Stuttgart 1886—1907, Original-Halbfranzbde, 65 M.; 1087. Ders., Emilia Gallotti, 1772, erste Ausgabe, Stempel, 32 M.; 1088. Ders., Ernst und Falk, 1778, Prachtexemplar, 28 M.; 1094. Ders., Hamburgische Dramaturgie, 1768, Prachtexemplar der ersten Ausgabe, 49 M.; 1095. dasselbe, 1769, Nachdruck, 21 M.; 1096. Ders., Kollektaneen zur Literatur, 2 Bände, Berlin 1790, Halbfranzbände, Schreibpapier, 35 M.; 1097. Ders., Laokoon, 1766, erste Ausgabe, unbeschnitten, 41 M.; 1099. Ders., Lustspiele, 2 Teile, 1767, erste Auflage, 20 M.; 1102. Ders., Minna von Barnhelm, 1767, erste Ausgabe, 150 M.; 1105. Ders., Nathan der Weise, 1779, erste Ausgabe, 45 M.; 1110. Ders., Trauerspiele, 1772, Halbfranzband der Zeit, erste Ausgabe, Name auf dem Titel, 21 M.; 1112. Ders., Ein Vademecum für Lange, 1754, 125 M.; 1114. Ders., Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger, 1778, erster Druck, 22 M.; 1116. Ders., Zur Geschichte und Literatur, erster bis sechster Beytrag in 3 Bänden, Halbpergament der Zeit, 90 M.; 1126. Lichtenberg, Vermischte Schriften, 9 Bände, 1800—1806, Pappbände der Zeit, 28 M.; 1128. Ders., Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche, 7 Bände, 1794—1801, 31 M.; 1142. Logau, Sinngedichte, 1654, umfangreichste Ausgabe, 66 M.; 1143. Ders., Sinngedichte, 1759, Prachtexemplar, 37 M.; 1163. Luther, Eyn Sermon von dem Wucher, 1519, auf dem Titel Anmerkung von Luthers Hand, 285 M.; 1194. Menzel, Illustrationen zu den Werken Friedrichs d. Gr., 2 Bände, 1886, Original-Leinenband, 21 M.; 1195. About, Trente et quarante, illustr. de H. Vogel, Paris 1891, auf dem Titel längere handschriftliche Bemerkung von Ad. Menzel, 31 M.; 1196. Histoire des quatre fils aymon, Paris 1883, An-

Digitized by Google

merkung von Ad. von Menzels Hand, 55 M.; 1198. Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen, mit zahlreichen Abbildungen von Menzel, 1840, erste Auflage, fast fleckenlos, 155 M.; 1199. Lange, Die Soldaten Friedrichs d. Gr., mit 31 kolor. Originalzeichnungen von Menzel, 1853, 21 M.; 1240. Moscherosch, Gesichte Philanders von Sittewald, Straßburg 1650, vollständigste Ausgabe, 21 M.; 1258. Musäus, Volksmärchen, Gotha 1823, Halbpergament der Zeit, 38 M.; 1262. Musset, Oeuvres complètes, 10 tomes, Paris 1866—81, Halbmaroquinbände, Prachtexemplar, 62 M.; 1264. Muther, Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert, 3 Bände, 1893—94, Halbfranzbände, 165 M.; 1279. Nicolai, Eyn feyner kleyner Almanach, erster und zweyter Jahrgang, 1777—78, Halbpergament, 34 M.; 1305. Palm, Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung, 1806, 41 M.; 938. Prévost, Histoire de Manon Lescaut, 1839, Halbmaroquinband, Widmungsexemplar von Tony Johannot, 31 M.; 1349. Rabelais, Gargantua und Pantagruel, verdeutscht von Regis, 1832—41, etwas abgenutzt, 33 M.; 1350. Rabener, Satiren, 6 Teile, Bern 1775—76, rote Ganzmaroquinbände, 67 M.; 1356. Ramler, Poetische Werke, mit vielen ganzeitigen Kupfern und 26 Vignetten, 1800—01, Prachtexemplar, wie bekannt eine der wenigen Prachtausgabe der deutschen Litteratur aus der Zeit, 90 M.; 1486. Reinick, Lieder eines Malers, 1838, mit Original-Umschlag, 41 M.; 1444. Rétif de la Bretonne, Tableaux de la vie ou les moeurs du dixhuitième siècle, etwa 1750, 12°, 43 M.; 1470. Apuleius, Der goldene Esel, von Rode, 1783, Halbfranzbände der Zeit, sehr schönes Exemplar, 20 M., 1471. Rollenhagen, Froschmeuseler, Magdeburgk 1595, Ganzlederband, 53 M.; 1497. Sachs, Sehr Herrliche, Schöne vnd warhaffte Gedicht, Nürnberg 1558, älterer Ganzlederband, 71 M.; 935. Scheffner, Die Küsse des Johannes Secundus, Königsberg 1798, 20 M.; 1535. Schiller, Werke, 12 Bände, Stuttgart 1812—15, Pappbände der Zeit, erste Gesamtausgabe, 61 M.; 1536. Ders., Anthologie auf das Jahr 1782, 150 M.; 1538. Ders., Die Braut von Messina, 1803, 1. Auflage, 22 M.; 1540. Ders., Dom Karlos, 1787, erste Sonderausgabe, 53 M.; 1541. Ders., Gedichte, 2 Bände, 1800—03, erste Ausgabe, schönes Exemplar, 33 M.; 1551. Ders., Kabale und Liebe, 1784, Pappband, erste Ausg., das zweite Titelblatt fehlt, Stempel, 40 M.; 1554. Ders., Maria Stuart, 1801, 1. Aufl., Velinpapier, 55 M.; 1555. Ders., Musenalmanach für das Jahr 1796, illum. Original-Umschlag, Name auf dem Titel, 57 M.; 1556. Ders., Musenalmanach für das Jahr 1797, Original-Umschlag, papierfleckig, 85 M.; 1558. Ders., Musenalmanach für das Jahr 1798, 32 M.; 1559. Ders., Musenalmanach für das Jahr 1799, illum. Orig.-Umschl., 31 M.; 1569. Ders., Rheinische Thalia, erstes (einziges) Heft, 1785, mit eingebundenem Orig.-Umschlag, völlig unbeschnittenes Exemplar, 105 M.; 1570. Ders., Theater, 5 Bände, Tübingen 1805—07, außergewöhnlich schöne Halbfranzbände, erste Gesamtausgabe, stockfleckig, 21 M.; 1573. Ders., Fiesco, 1783, erste Ausgabe, leicht fleckig, ausgebessert, 55 M.; 1574. Ders., Wallenstein, 1800, schöne Halbfranzbände, sehr gutes Exemplar der 1. Auflage, 34 M.; 1596. Schlegel, Lucinde, 1799, Velin, sehr gutes Exemplar, 20 M.; 1600. Schleiermacher, Predigten, neue Ausg., 4 Bände, 1843—44, schöne Halbfranzbände der Zeit, 30 M.; 1606. Schmidt-Werneuchen, Gedichte, 1797, 30 M.; 1625. Schröder, Hamburgisches Theater, erster Band (4 Teile und Anhang), 1776, 45 M.; 1626. Schubart, Gedichte aus dem Kerker, 1785, schönes unbeschnittenes Exemplar, 40 M.; 1630. Schulze, Die bezauberte Rose, 1818, völlig unbeschnittenes Exemplar der ersten Ausgabe im illustr. Original-Karton auf Velinpapier, 31 M.; 1648. Shakespeare, The second impression, 1632, Folio, älterer Lederband mit Rotschnitt, mit Ergänzungen und Ausbesserungen, 2000 M.; 1649. Ders., Dramatische Werke, übersetzt von Schlegel, 9 Bände, Berlin 1797—1810, Ganzlederbände der Zeit, papierfleckig, 65 M.; 1651. Ders., Dramatische Werke, übersetzt von Schlegel und Tieck, 12 Bände, mit 12 Titelbildern, gezeichnet von L. Richter, 1850, 12°, Halbfranzband der Zeit, hübsches Exemplar, 22 M.; 1658. Ders., The first collected edition of the dramatic works, London 1866, Imp.-Fol., Ganzlederband von Zähnsdorf, 72 M.; 1660. Ders., Works, by Wright, 9 vols, 1891—93. Original-Leinenband, 42 M.; 1661. Ders., A new variorum edition of Shakespeare, by Furnes, 11 vols, Philadelphia 1897—98, Original-Leinenband, 33 M.; 1669. Ders., Julius Caesar, London 1684, 12°, prachtvoller älterer Ganzmaroquinband, 150 M.; 1746. Spee, Trutz Nachtigall, 1649, erste Ausg., wasserfleckig, Stempel, 54 M.; 1763. Steinhoewel, Erneuerter Esopus, etwa 1680, vergilbtes Exemplar, 32 M.; 1791, Straußfedern, 7 Bände, 1787—98, Pappbände der Zeit, 24 M.; 1800. Swammerdam, Bibel der Natur, 1752. 31 M.; 1818. Thewerdanck, Frankfurt a. M., 1563, Folio, 91 M.; 1825. Thümmel, Wilhelmine, 1768, Ganzlederband der Zeit, 50 M.; 1835. Tieck und Wackenroder, Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, 1797, Pappband der Zeit, schönes Exemplar, 55 M.; 1851. Uhland, Vaterländische Gedichte, Tübingen 1817, Orig.-Umschl., Ludwig der Baier, 1819, erste Ausgabe, 45 M.; 1856. Urwähler-Zeitung, 1849, Nr. 1—226, 31 M.; 1858. Uz, Poetische Werke, 2 Bände, 1804, Prachtausgabe auf Velinpapier, papierfleckig, beschädigt, 50 M.; 1863. Varnhagen von Ense, Rahel, Buch des Andenkens für ihre Freunde, 1833, Halbfranzband, 29 M.; 1880. Voltaire, Oeuvres completes, 70 tomes, Paris 1785—89, Halbfranzbände, Prachtexemplar, 200 M.; 1916. Weise, Die drey klügsten Leute in der gantzen Welt, 1684, 22 M.; 1932. Wickram, Bücher Vincentii Obsopei, 1537, sehr gutes Exemplar, 33 M.; 399. Widmann, Leben und schreckliches Ende des Joh. Faust, Nürnberg 1681, mit dem Anhang, 33 M.; 1934. Wieland, Sämtliche Werke, 36 Bände und 6 Supplementbände, zusammen 42 Bände, Leipzig 1794—1801, Halbschweinslederbände, erste Gesamtausgabe bei Göschen erschienen (Band 16 fehlt) 71 M.; 1942. Ders., Der Sieg der Natur über die Schwärmerey, Ulm 1764, erste Ausgabe, fleckig, 31 M.; 1950. Wilde, Poems, 1. ed. Paris 1903, Original-Leinenband, in nur 50 Exemplaren hergestellt, 22 M.; 1952. Ders., The happy prince and other tales, illustr. by W. Crane and J. Hood, London 1888, Original-Pergam., mit handschriftlicher Widmung von Wilde, 50 M.; 1954. Ders., A woman of no importance, Paris 1903, Origin.-Leinenband, 24 M.

Im *Amerika* haben in letzter Zeit nur einige wenige

Digitized by Google

Verkäufe in New York stattgefunden. Seltenheiten sind dabei kaum auf den Markt gekommen; und wenn auch für diese die Preise ziemlich die gleichen geblieben sind, so waren die Ergebnisse für die Durchschnittsware schlechter als seit langen Jahren.

In *England* hat man noch weniger Bücherversteigerungen abgehalten, und die wichtigeren sind zurückgestellt worden, bis die Marktlage wieder günstiger wird. Die angefangene Auktion der Bibliothek des verstorbenen Henry Huth mit ihren vielen Seltenheiten ist durch den Krieg unterbrochen worden. Mit Ausnahme einiger Verkäufe bei Hodgsons und Sothebys war nur die Auktion der Bibliothek in Frognal bemerkenswert. Sie enthielt die ausgezeichneten Sydney Papers und die Korrespondenz Georgs III., brachte aber keine im Verhältnis zu den Seltenheiten stehenden Preise. Manche private und öffentliche Sammlung ist auf diese Weise für billiges Geld in den Besitz dieser Werke gekommen, zum Nachteil alter englischer Familien. Einige Bücher, darunter Prachtstücke, sind von ihren Besitzern auf den Markt gebracht worden, um sie für wohltätige Zwecke, Rotes Kreuz usw., versteigern zu lassen. Insofern war also die Buchsaison nicht reizlos als für manche dieser Werke wahrscheinlich höhere Preise erzielt worden sind, als es sonst der Fall gewesen wäre. Im ganzen jedoch war die Saison flau und uninteressant.

Neue Bücher.

Paolo d'Ancona, La Miniatura Fiorentina (Secoli XI—XVI). *Leo S. Olschki* in *Florenz,* 1914. Folio. Vol. I. Testo e tavole. Vol. II. Catologo descrittivo.

Mitten im Kriege, vor wenigen Monaten, ist von einem deutschen Verleger in Florenz, Leo S. Olschki, sorgsam ediert, das lange erwartete Werk d'Anconas über die Florentiner Miniaturmalerei erschienen. Eine zusammenfassende Arbeit über dieses Forschungsgebiet hat uns bis jetzt gefehlt, und der einzige, 65 Jahre zurückliegende Versuch zu einer solchen Zusammenfassung, Gaetano Milanesis „Storia della Miniatura Italiana" (Florenz 1850, Le Monnier), versagt völlig nach der stilkritischen Seite, weil dem verdienten Urkundenforscher eine ausreichende Kenntnis des heute in alle Winde zerstreuten Denkmälerbestandes fehlte. Da Milanesis mit unzureichenden Kenntnissen unternommene und in der Hauptsache auf Toskana beschränkte Untersuchungen in ihren Anfängen steckengeblieben sind, so mußte d'Ancona, um zu klaren Vorstellungen von Wert und Wesen der Florentiner Miniaturmalerei zu gelangen, das ganze ungeheure Material von Grund auf und zum ersten Male durcharbeiten. Eine zehnjährige Tätigkeit und Reisen in fast alle großen Kunststätten Europas waren hierzu erforderlich.

Im ersten Bande gibt der Verfasser eine geschichtliche Darstellung der Florentiner Miniaturmalerei vom XI. bis tief in das XVI. Jahrhundert hinein, und 110 Lichtdrucktafeln mit Wiedergaben bedeutsamer Arbeiten auf diesem Gebiete, während der zweite und letzte Band einen Katalog von 1717 zu übersichtlichen Gruppen vereinigten Handschriften enthält, und in sehr ausführlichen, sorgsamen Registern seinen Abschluß findet. Das Ergebnis der mühevollen Arbeit d'Anconas ist eine große Bereicherung unseres Wissens von den hier behandelten, auch im Rahmen der allgemeinen Kunstgeschichte wichtigen Dingen. Auf die bisher unaufgeklärten Anfänge der Florentiner Miniatur fällt vielfach neues Licht, die Einflüsse der Bologneser Oderisi-Schule werden zum ersten Male gründlich untersucht, die Klärung des Stils im XIV. Jahrhundert und die Herausbildung dreier Richtungen und Typen der Buchmalerei, eine etwas nüchterne litterarische Richtung, die Klassikerhandschriften und die bildlichen Darstellungen zur „Göttlichen Komödie" umfassend, wird abgegrenzt von einer volkstümlichen Richtung und von einer kirchlichen Gattung, die, durch Sieneser Vorbilder beeinflußt, vor allem von dem Florentiner Kamaldulenserkloster S. Maria degli Angioli gepflegt wird. Um 1380 taucht hier die erste greifbare Künstlergestalt auf: Don Simone da Siena. Ihren Höhepunkt erreicht die Schule von S. Maria degli Angioli unter Don Lorenzo Monaco, dessen reiches Werk zum ersten Male vollständig zusammengestellt wird. Im XV. Jahrhundert gibt die humanistische Literatur dieser Kunstgattung ein eigenes Gepräge. Ein eigenartiger Dekorationsstil „a bianchi girari", vielfach verschlungenes weißes Bandwerk auf buntem Grunde, belebt durch mythologisches Getier, Putten und Medaillons mit Bildnissen und anderen figürlichen Darstellungen, ist zum ersten Male in einem Cicero-Kodex des Britischen Museums von 1422 nachweisbar und findet sich dann in etwa fünfhundert der von d'Ancona zusammengestellten Bilderhandschriften. Die kirchliche Buchmalerei des XV. Jahrhunderts erhält in dem von d'Ancona erst entdeckten Zanobi Strozzi (1412 bis nach 1471) ihren führenden Meister. Fra Benedetto del Mugello, der Bruder des schon auf Erden dem Himmel vermählten Frate, war nach d'Anconas Feststellungen ein schlichter Kalligraph, kein Miniaturist, und die ihm bisher zugeschriebenen Bildminiaturen in den Chorbüchern von S. Marco hat in der Regel Zanobi Strozzi, die Ornamente Filippo di Matteo Torelli (tätig von 1446 bis 1468) gemalt. Ein Schüler Fra Angelicos, wie Strozzi und Torelli, war auch Francesco d'Antonio del Cherico, über den Nachrichten von 1463 bis 1485 vorliegen. Um diese Hauptmeister gruppiert sich eine bunte Menge von kleineren, unter denen hauptsächlich der dem Pesellino nahestehende „Maestro dei Cassoni" von Bedeutung ist. Die schönsten Miniaturen des XV. Jahrhunderts aber verdanken wir dem Brüderpaar Gherardo (1445 bis um 1529) und Monte di Miniato (1448—1497). In ihrer Werkstätte am Canto del Garbo arbeiteten Gherardo und Monte gemeinsam an Meßbüchern für den Dom, S. Lorenzo, S. Egidio und andere Kirchen in einer Weise, daß es trotz aller Versuche d'Anconas wohl immer ein vergebliches Bemühen bleiben wird, zu unterscheiden, was von Gherardo und was von Monte herrührt. Im Gegensatz zu diesen Meistern, die sich von flandrischen Bildern anregen lassen, pflegt der früher stark überschätzte Attavante degli Attavanti

Digitized by Google

(1452 bis nach 1507) ausschließlich Florentiner Überlieferungen. Auf 160 Bände, das Zehnfache des früher ihm Zugeschriebenen, beläuft sich jetzt, nach den Forschungen d'Anconas, das Werk des Meisters. Allein in Schrank 12 der Biblioteca Laurenziana hat d'Ancona fünfzehn Bände gefunden, die er auf den ersten Blick und ohne Zögern als Werke Attavantes erkannte.

In der Eleganz der Darstellung und in der blühenden Schönheit des Kolorits werden Attavantes Miniaturen nicht übertroffen von denen seines Nachfolgers Giovanni Boccardino, der neben handwerksmäßigen und charakterlosen Leistungen, ebenso wie sein Sohn Francesco Boccardino und Matteo da Terranuova, gelegentlich Arbeiten von hohem künstlerischen Wert aufzuweisen hat. Die eigentliche Blütezeit der Florentiner Buchmalerei aber war damals schon vorbei, und seit Beginn des XVI. Jahrhunderts traten die vervielfältigenden Künste, Kupferstich und Holzschnitt, immer erfolgreicher gegen die unzeitgemäß gewordene Kunst des Illuminierens in die Schranken. *Walter Bombe.*

Sommerfreuden. Roman von *Herman Bang.* *S. Fischer*, Verlag. *Berlin*, 1915.

Ein Gasthof in einem kleinen Nest, der sich als Sommmerfrische aufspielt und zum ersten Male Gäste erwartet. Die Spannung im Hause, im Ort, bei Genossen und Lieferanten, die Vorbereitungen, der Zweifel, die Erwartung, die Überraschung. Dann die Fülle der Einziehenden mit ihren Wünschen und Ansprüchen, die Schwierigkeiten, allen gerecht zu werden — „fertig wurde man wahrhaftig nie" ist einer der ersten Gedanken von Frau Brasen. Die Figuren des Gasthofs und der Gäste sind scharf umrissen, der Wirrwarr, das Chaos ist schriftstellerisch mit großer Kunst gemeistert. Es sind die Geschehnisse nur eines Tages, und eine kleine Welt offenbart sich. Über all der Unruhe schweben ein paar Töne tiefsten gesättigten Erlebens — sie zeugen von schmerzlich sehrender Sehnsucht dessen, der sie geschaffen, nicht von Erfüllung. Herman Bang ist nicht mehr. *E. L.*

Walther Bruck, Das Martyrium der heiligen Apollonia und seine Darstellung in der bildenden Kunst. Mit 100 Abbildungen. Verlag von *Hermann Meusser* in *Berlin*, 1915. 152 Seiten. Broschiert 12 M., gebunden 14 M. (Subskriptionspreis 2 M. billiger).

Dieses Werk bildet den *zweiten* Band der Kulturgeschichte der Zahnheilkunde. Während Band 1 eine kulturgeschichtlich-kunstgewerbliche Studie von *Hans Sachs* darstellt und den *Zahnstocher* zum Gegenstand gewählt hat, ist dieser der Schutzgöttin der Zahnkranken gewidmet. Ihr Martyrium bestand darin, daß ihr, als sie sich weigerte, den alten von ihr verlassenen Göttern zu opfern, der Kiefer zertrümmert und sämtliche Zähne ausgeschlagen wurden. Mit diesem Martyrium und seiner Darstellung beschäftigt sich das glänzend ausgestattete Werk.

Im ersten Teil wird nach einleitenden Bemerkungen die Legende der heiligen Apollonia erzählt und der Apolloniakult dargestellt. Der zweite Teil bringt die Darstellungen der Heiligen selbst (Martyrium, Bilder, plastische Darstellungen). Genaue Erläuterungen und ein Verzeichnis zu den hundert Abbildungen sowie ein Litteraturverzeichnis beschließen das nicht nur für Zahnärzte und Ärzte, sondern auch für Kunsthistoriker und Kirchengeschichtler lehrreiche Werk.

E. Ebstein.

Laurids Bruun, Die freudlose Witwe. Aus van Zantens hinterlassenen Papieren: Opus III. Roman. *S. Fischer Verlag, Berlin.*

Und abermals taucht van Zantens selige Insel aus jenes Südmeers blauer Flut, deren Sonne ungebrochenste, strahlendste Farben aus jeglichem Ding der Natur lockt. Und zu dem ersten vom blühenden Glück eines exotischen Naturlebens überschwellenden Buch („Van Zantens glückliche Zeit"), zu dem zweiten, das eine Satire auf eben dies Naturglück darstellt („Van Zantens Insel der Verheißung"), gesellt sich dies melancholische dritte, das resigniert kündet, daß Menschenfreude und Menschenleid überall in dieser Welt ein und dasselbe Menschgeschick sind, kaum sich variierend, gleichviel ob abrollend im zivilisierten Europa oder auf der träumenden Insel der Südsee . . .

Van Zanten kehrt zur Insel seiner jugendlichen Seligkeit zurück, alternd, traurig sich seiner geliebten, früh ihm entrissenen Königstochter erinnernd, wissend, daß der alte europäische Traum des glücklichen Lebens in der Natur eine utopische Idee bleiben muß. Und wieder sehen wir den vertrottelten alten König, den allmächtigen, intrigierenden Medizinmann und Hausmeier, die Kasten der Reichen und Armen — trotz aller biederen Einfalt ein Klein-Europa. — Durch die Listen, die wir aus den europäischen Romanen und Novellen des XIX. Jahrhunderts kennen, gelingt es van Zanten, den reichen Vater zu betölpeln, sodaß das reiche Mädchen den armen Jüngling heiraten darf. Aber der Fluch der Unfruchtbarkeit lastet auf der jungen Frau, deshalb wird sie von dem geliebten Mann verstoßen, verstoßen von der Familie, und irrt als freudlose Witwe in den Kokoshainen der Insel umher. Ihre Liebe jedoch wirft die Leidvolle heimlich auf die beiden Kinder des Geliebten, die er dann mit einer Fruchtbaren zeugte, und die freudlose Witwe opfert ihr Leben, entreißt dem Meer die schon ertrinkenden Kinder der Anderen, sterbend dem Mann die Kinder wiedergebend, die sie selbst ihm nicht gebären durfte.

Kleines Menschenschicksal, ewig wiederkehrend in allen Bereichen unseres menschenbewohnten Planeten! Dennoch erquicklich und köstlich zu lesen, weil ein mitleidendes Herz es schildert, weil von wärmerer Sonne und kindlicheren Menschen erzählt wird, und weil seltsam und verheißend unserer Zeit die Kunde klingt, daß in der Welt wo Menschen gehen, die sich täglich grüßen mit dem Ur-Wort „ich liebe Dich".

Kurt Pinthus.

Digitized by Google

Bürgers Gedichte, in zwei Teilen. Kritische durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Herausgegeben von *Ernst Consentius*. Mit zwei Bildnissen Bürgers in Gravüre und Kunstdruck, zwei Handschriftenproben mit 18 Notenbeilagen. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Gebunden.

Die erste Ausgabe erschien im Oktober 1909: im Maiheft 1910 der „Süddeutschen Monatshefte" habe ich sie angezeigt; vor einem halben Jahre erschien diese zweite Ausgabe. Die Anordnung der Gedichte ist mit Recht dieselbe geblieben. Teil I enthält auf 248 Seiten den diplomatisch genauen Abdruck der Ausgabe von 1789; voran steht das von Consentius mit vieler Liebe geschriebene Lebensbild Bürgers auf CLII Seiten; es hat nur geringe Veränderungen erfahren. In der angehängten Litteratur könnte eventuell meine Arbeit über *Bürger und Baggesen* („Deutsche Roman-Zeitung" 1906, Nummer 33 und 34) sowie die über *Elise Hahn* (Neues über G. A. Bürgers Schwabenmädchen) im „Jahrbuch für das ges. Bühnenwesen" Band I. (1902) Seite 42—64 genannt worden. Ein schöner Schmuck ist als Titelbild das *Fiorillosche* Porträt Bürgers, das seit einer Reihe von Jahren in der Altertumssammlung in Göttingen hängt, die überhaupt die meisten Erinnerungen an Bürger aufbewahrt.

Weniger gelungen ist die Wiedergabe des wunderschönen *Graffschen* Bürgerporträts aus dem Jahre 1792, das aber sonst mit vollem Recht endlich den zweiten Teil schmückt, der die Nachlese, das heißt die Gedichte, die *nicht* in der 1789er Ausgabe stehen und erst später ans Licht kamen, bringt. Neu aufgenommen wurden (Seite 95): „Bitte an den Mai", (Seite 103) „An Henriette", (Seite 119) „Wo näht mir eine liebe Hand", die *Mathilde Eckardt* zuerst veröffentlichte. *Ganz neu* sind (Seite 125) die folgenden acht Zeilen Bürgers, die in *Boies* Handschrift uns erhalten geblieben sind:

So wie der Pavian im Kasten
Kann dieser Zwerg auch nimmer rasten.
Blickt einer halb nur schief ihn an,
So bleckt er gleich den gelben Zahn,
Und sprudelt grimmig wie nach Goethen,
Daß man ihm möcht' im Hintern treten.
Gebt Acht, was er, nun macht, der Zwerg!
Wau! wau! Nrr! Nrr! Wittenberg!

Bürgers Gedicht „Schön wie der Apfelbaum im Mai", konnte nunmehr (vergleiche die Anmerkungen Seite 356) die Überschrift „Müllers Liese" enthalten. Ein Anhang enthält „Zweifelhaftes und Unechtes"; ich denke, es wird sich in dieser Gruppe auch noch manches mit der Zeit klären und ev. fortfallen können! Es war ein glücklicher Gedanke von Consentius, die gleichzeitig mit Bürgers Gedichten im „Musenalmenach" erschienenen Compositionen nicht nur wieder abzudrucken (Seite 173 bis 190), sondern sie zur leichtern Benutzung in den modernen Violinschlüssel umzuschreiben (Seite 409 bis 424), wie ich das bereits in meiner Arbeit „Bürgers Ge-Gedichte in der Musik", „Zeitschrift für Bücherfreunde" (August 1903), zuerst getan habe. Zwischen den Kompositionen zu Bürgers Gedichten steckt als Hauptarbeit, die Consentius geleistet hat, das Corpus von Anmerkungen. Gegen die erste Ausgabe weisen sie 52 Seiten mehr auf. In meiner ersten Besprechung sagte ich, daß der Anmerkungen für einen, der nur genießen will, fast zu viele sind. Heute muß ich sagen, daß sie selbst für den verwöhntesten und belesenen Spezialforscher zu viel bieten; das heißt, in eine *Volksausgabe*, wie sie doch die Bong'sche „Goldene Klassiker-Bibliothek" darstellt, gehören keine Varianten wie Seite 391 und 395 und die Parodien wie die auf Seite 387 und besonders die Seite 248f abgedruckten 7 Strophen! Ich habe sie zur Zeit in einem *Privatdruck* der Briefe Bürgers an Dieterich zuerst abgedruckt und dort auch meine Stellung über den Abdruck derartiger Stellen präzisiert. Es ist ein Unterchied, ob man solche Verse in einer wissenschaftlichen Zeitschrift abdruckt oder sie in eine Volksausgabe übernimmt! —

Wertvolle Beihilfe für die Anmerkungen lieferten Consentius die drei *Boieschen Sammelbücher* und das von *Louise Meyer*, die alle vier Fassungen Bürgerscher Gedichte enthalten. Die Kladden Bürgers harren noch immer der Veröffentlichung durch Herrn Dr. Schaaffs; sie werden uns hoffentlich manche Aufklärung bringen.

Über Einzelheiten, sowohl lobens- wie tadelnswerte, deren übrigens sehr wenige sind, möchte ich nur soweit berichten, als mir die kurze Zeit eine Durchsicht erlaubte. Unter Mundartlichem (Seite 199) wäre manches zu finden bei *R. Sprenger*, „Idioticon", das etwa 1906 kurz vor dessen Tode im „Niederdeutschen Jahrbuch" erschien. — Interessant war mir die Bemerkung, daß „das Lob Helenens" in einem Einzeldruck „Semückerode 1773" tatsächlich existierte, der sich in der Bibliothek von *I. H. Voss* (wo jetzt?) befand. — Seite 235 zu Vers 84 vergleiche das, was ich in „Bürgers Gedichten in der Musik" über Dr. Weis Biographisches mitgeteilt habe. — Seite 237, den „Seufzer eines Ungeliebten" hat mit der „Gegenliebe" in eines componiert *Beethoven!* — Seite 240 hätte über den Negenborn, der heute noch existiert, etwas gesagt werden können; in „Herrigs Archiv" steht im Anschluß an Pröhles Biographie auch etwas über den Quell. — Seite 248 könnte hinter K. E. Schubert *mein* Name stehen. — Seite 258 wäre genauer zu sagen, daß das zuerst „Lied" überschriebene Gedicht (Ich hab ein lieb Mädel . . .) in dieser Fassung (vergleiche „Inselbücherei") der zwanzigjährigen Molly zugesungen ist. — Zu den englischen Lenore-Übersetzungen vergleiche „Vossische Zeitung" vom 28. Mai 1901 (Nummer 244 Abendausgabe), die unter anderem die Übersetzungen von *Rosetti*, *Cameron*, *Brinton*, *W. Crawford*, *Bromehead*, *J. Oxenford* usw. usw. nennt. — Zu Seite 300 *Uhlands* „Weiber von Weinsberg" vergleiche *Erich Schmidt* in den „Sitzungsberichten der Berliner Akademie", 1902, Seite 624 f. — Seite 300 Mitte muß es heißen: Lovis Corinth usw. mit Gedicht von H. von Gumppenberg. — Seite 301 zu Korydon vergleiche auch *Keil*, „Deutsche Studentenlieder" usw., Seite 170f, wo es die 6. usw. Strophe des Liedes: „Wer so aus Jena wandern muß" . . . ist — Zu Seite 302: [L. Ph. Hahn]. „Lyrische Gedichte", Zweibrücken 1786 (Exemplar in München, Hof- und Staatsbibliothek: P. o. germ. 549. 8°). Dort steht, Seite 72, „Auch ein: Schönsußchen":

Digitized by Google

Daß Sußchen einen Mann bekommen
Und Jemand es zur Frau genommen,
Weiß Jedermann . . .
Unterzeichnet: v. C. H. H. [wer??]

Zu Seite 321 (Der Kaiser und der Abt) vergleiche H. v. Wlislocki, Z. f. vergleich. Littg. IV (1891), Seite 106, ebenda V, 466 E. Binder, und G. A. Kohut, „Some oriental analogues to the ballad of king John and the abbot of Canterbury„ („Journal of the american Oriental Society" 1901, 221—226). — Seite 324, Zeile 4 von oben muß es „Clärchen" heißen. — Zu Seite 332. Den Erstdruck des Prologs habe ich zuerst in der „Gegenwart" veröffentlicht. — Seite 334 hinter „ältere Fassung sein" könnte zugesetzt werden: Ebstein, „Bürger und Elise von der Recke". Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 6. September 1902. — Seite 358f. Über Pastor *Zuch* u. Bürger vergleiche Nuthhorn, in den „Hannoverschen Geschsichtsblättern", Jahrg. 6. — Seite 360 hat Consentius mit bewunderungswürdiger Beweisführung das Datum 2. Juni richtig vermutet, wie ich mich seinerzeit im Original überzeugte. — Interessant ist Seite 361ff., wie sich Consentius mit *Schaaffs* Gedankenent wicklung auseinandersetzt. — Über Bercevitzys Aufenthalt in Deutschland ist seinerzeit ein Buch erschienen, dessen genauer Titel mir zur Zeit nicht zur Hand ist. — Zu Seite 366, *Specht* hat unter anderem Lichtenberg gemalt, vergleiche bei Grisebach. — Zu Seite 367. Vom Ehrmann'schen „Beobachter", der Consentius unzugänglich blieb, besitze ich von Band I., der 1789 (nicht 1788) erschienen ist, Stück I—XI (das heißt, bis zum 6. Februar 1789). Nr. XX. fehlt mir also leider auch. — Zu den drei Übersetzungen (Seite 390f.) vergleiche den Brief Lichtenbergs an K. von Reinhard (E. Ebstein, „Aus G. von Lichtenbergs Korrespondenz", 1905, Brief 56), wo es heißt: „Ein in aller Rücksicht abscheulicher [Versuch] von einem hiesigen Professor und zeitigen Mitgliede des Spruch-Collegiums [das ist Bürger] ist mir abhanden gekommen" usw. — Seite 393 fehlt vor „Die Opale" Ebstein. — Zu Seite 403 oben die Bemerkung, daß *J. J. P. Schulz* Anfang 1784 in Göttingen zu einer „literarischen Gesellschaft" gehörte, bei der Bürger Ehrenmitglied war (vergleiche „Süddeutsche Monatshefte" 1907, Heft 10., Sonderabdruck Seite 12). — Sehr wertvoll ist das Verzeichnis der Worterklärungen bei Bürger und das Namenregister, — Für die Anmerkungen würde ich bei einer neuen Auflage raten, die Titel der Gedichte fetter zu drucken, so daß eine größere Übersichtlichkeit entsteht. — Überblicken wir kurz, was Consentius mit dieser sehr stark in ihren Anmerkungen überarbeiteten Ausgabe geleistet hat, so müssen wir ihm für die getane Arbeit herzlichen Dank wissen. Bei der geschickten Anordnung der Ausgabe wird es bei späteren Auflagen leicht möglich sein, neue Funde und Forschungsergebnisse in Band 2 zu verzeichnen. *Erich Ebstein.*

Die Kunstkritik, ihre Geschichte und Theorie. Von *Albert Dresdner.* Erster Teil: Die Entstehung der Kunstkritik im Zusammenhang der Geschichte des europäischen Kunstlebens. *F. Bruckmann* in *München,* 1915. VII, 359 Seiten, Geheftet 8 M., gebunden 9 M.

Die Funktion der öffentlichen, gedruckten Kritik im Kunstleben der Gegenwart ist eine so bedeutsame, daß schon dadurch eine Darstellung ihrer Geschichte gerechtfertigt wird. Darüber hinaus darf sie als eine aus eigenen Bedingungen seit dem XVIII. Jahrhundert erwachsene Literaturgattung auf analytische Untersuchung ihrer wechselnden Absichten und Mittel Anspruch erheben. Als Ergebnis kann nicht nur aufschlußreiche, neue Beleuchtung des europäischen Kunstlebens erhofft werden, auch nach der großen Leistung André Fontaines in seinem 1909 erschienenen Buche „Les doctrines d'art en France de Poussin à Diderot". Der Gegenstand schließt, wenn er mit vollem wissenschaftlichen Ernst erfaßt wird, viel mehr in sich, nämlich den gesamten Komplex der Fragen, die das Thema „Kunst und Publikum" umfaßt. Damit ist zugleich gesagt, daß die Behandlung weit über den mit dem Entstehen der öffentlichen Kunstkritik scheinbar gegebenen Ausgangspunkt zurückschreiten muß, bis zu Plato und Aristoteles, die zuerst die Kunst als soziale Erscheinung zu erfassen suchten. Hier setzt denn auch die Darstellung Dresdners ein und gewinnt zunächst für das Griechentum das negative Ergebnis, daß es keine Kunstkritik hervorgebracht hat. Dasselbe gilt für das Mittelalter. Erst in dem bekannten Traktat des Cennino Cennini über die Malerei, zu Beginn des XV. Jahrhunderts, weht der Hauch einer neuen freien Kunstauffassung, die durch Leone Battista Alberti 1435 literarisch ausgebildet erscheint. Der Künstler erhält hier seine Sonderstellung gegenüber der Gesellschaft, und so muß sich auch das Urteil über ihn auf eine neue Art orientieren. In der Kritik Dolces und Aretinos ist das Verfahren des Literaten grundsätzlich gegeben, nur daß ihm noch auf lange Zeit hinaus der Akademismus den Zügel der Tradition anlegt, am strengsten in Frankreich, das im XVII. Jahrhundert die Herrschaft auf allen Gebieten der Geisteskultur antritt. Aus dem eigenen Lager der französischen Künstler ersteht die Opposition gegen diese gebundenen Urteile. An ihrer Spitze marschieren der Kupferstecher Cochin und der Bildhauer Falconet, der sich in seinen höchst interessanten Schriften übrigens auch mit Lessings „Laokoon" auseinandergesetzt hat, was Dresdner aus meinem, von ihm übersehenen Aufsatz „Goethe und Falconet" hätte ersehen können und wodurch seine Behauptung (Seite 334) „Der Laokoon war für die französische Kritik nicht geschrieben" widerlegt wird. Als Bundesgenosse Falconets wäre auch der Abbé Laugier der Erwähnung wert gewesen, und es hätten hier schon die Linien angedeutet werden können, die von diesen Franzosen zu den wichtigen Äußerungen des jungen Goethe über die Kunstkritik führen. Indessen hat Dresdner dies vollständig dem folgenden Bande vorbehalten, was sich klar aus seinem Verfahren in bezug auf Diderot ergibt. Ihm ist das glänzende Schlußkapitel gewidmet, in dem die Besprechungen der Salons von 1759—1767 mit ihrer geistreichen Effekthascherei als bedeutsame Etappe der Entwicklung der Kunstkritik historisch richtig eingeschätzt werden. In dem Buche Dresdners vereinen sich alle guten Eigenschaften, die einem Unternehmen dieser Art den Wert verbürgen: ausgebreitete Litteratur-

Digitized by Google

kenntnis, Fähigkeit zum Erkennen äußerer und innerer Zusammenhänge, scharfe Charakteristik der Gruppen und der Einzelpersönlichkeiten, objektive historische Urteilskraft und die volle Herrschaft über den Stoff mit hohem schriftstellerischen Vermögen des Formens und Schmückens ohne alle billige Geistreichelei. Je seltener alles das in unserer Kunstliteratur beisammen zu finden ist, um so höher muß diese Leistung gewertet werden und um so dringender ist ihr die Fortsetzung zu wünschen. G. Witkowski.

Ludwig Steub. Von Dr. *Aloys Dreyer*. (Oberbayrisches Archiv für vaterländische Geschichte. Herausgegeben von dem Historischen Verein von Oberbayern. 60. Band, 1. Heft.) *München* 1915. In Kommission bei *G. Franz*. 154 Seiten.

Im Jahre 1878, ein Dezennium vor dem Tode des damals sechsundsechzigjährigen L. Steub, schrieb B. Auerbach; „Ist es nicht ein verwunderliches oder vielmehr ein trauriges Geschick, daß man vielen gebildeten Deutschen erst sagen muß, wer Ludwig Steub ist?" Die Hoffnungen, die man auf Steub gesetzt hat, sind nicht in Erfüllung gegangen; mindestens ist er nicht populär geworden. Nach den Jubiläumsartikeln von 1912 war, wenn auch Heigel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" ausführlich von ihm gesprochen hatte, eine eingehende Behandlung des bayrischen Schriftstellers im Rahmen der Publikationen eines lokalen Geschichtsvereins wohl ein Zeichen dankbarer Gesinnung. Das Leben hatte Steub der Freundlichkeiten nicht allzu viele erwiesen. Der Philologie-Student ging in die juristische Fakultät über, hatte in der Gesandtschaftsstellung in Griechenland zu Anfang der dreißiger Jahre sein erstes großes Erlebnis, das er in „Bildern aus Griechenland" später literarisch verwertete. Die Anwaltspraxis in München mußte den Lebensunterhalt schaffen, das Herz Steubs gehörte aber seiner dichterischen Tätigkeit (obschon er gesteht, sich nicht „zu den deutschen Dichtern zu zählen") und dem Land Tirol. Und so wird vor allem das immer wertvoll bleiben, was der Entdecker in den „Drei Sommern in Tirol", dem „Sängerkrieg in Tirol" usw. an Reisebeobachtungen und -erlebnissen geboten hat. Damit im Zusammenhange stehen seine Arbeiten zur Sprach- und Kulturgeschichte Tirols (und Bayerns), die an ihm das Zeug zum Universitäts-Professor verraten. Seine Schrift „Über die Urbewohner Rhätiens" (1883), später durch weitere Arbeiten ergänzt und teilweise berichtigt, brachte ihm den Ehrendoktor der Münchener Universität ein. Was freilich der Dichter geleistet hat, ist, und doch wohl mit Recht, heute so gut wie vergessen. In einigen kleinen Stücken ganz glücklich und im ganzen nicht ohne frischen Humor, hat er in seinem großen Roman „Deutsche Träume" wohl eine gute Idee gehabt, wenn er den Kampf deutscher Jugend für den Einheits- und Kaisertraum mit der stupiden Reaktion zur Darstellung bringt, und hat kleinstädtischem Philistertum manches abgelauscht, aber letzten Endes hat er, in viel zu weiter Ausspannung, doch einen mißlungenen Wurf getan. Felix Dahn, der für Steub viel übrig hatte, mag mit seinem Urteil über ihn das Richtige treffen: „Er hat so viel Gründliches, ehrlich Erarbeitetes gelernt. Und er ist so fein in der Form. Und er giebt sich so wenig als unfehlbar. Und er ist — schriftlich und mündlich — so liebenswürdig". Die Aufgabe des (nicht kritiklos lobenden) Biographen war, gerade durch die Freundschaften Steubs mit Dahn, Scheffel, Auerbach, H. von Gilm, um nur einige zu nennen, nicht undankbar; es stand ihm der reiche handschriftliche Nachlaß Steubs zur Verfügung, den das k. k. Ferdinandeum in Innsbruck bewahrt. Daß freilich die Briefe Scheffels an Steub, die dessen Sohn 1895 dem Großherzoglichen Archiv zu Karlsruhe vermacht hat, spurlos verschwunden sind und jetzt erst vermißt werden, empfindet man besonders bedauerlich. *Hans Knudsen.*

Tabak-Anekdoten, ein historisches Braunbuch, herausgegeben von *Joseph Feinhals*. Verlag von *Paul Neubner* in *Köln*.

In dieser schrecklichen Zeit, wo so viele politische Weiß-, Grün-, Blau- und Rot-Bücher erscheinen, hat es die bekannte Tabak-Firma von Joseph Feinhals in Köln unternommen, ein wunderschönes, ganz unpolitisches, ganz friedliches „Braun-Buch" vom Tabak erscheinen zu lassen! In diesem liebenswürdigen, stattlichen, in Havanna-Braun gebundenen Buch hat Dr. Schranka, ein Kenner auf dem Gebiete der „Tabakologie", viele Anekdoten zusammengetragen, die sich auf den Tabak, auf Raucher und Rauchgewohnheiten beziehen. Diese „Tabak-Anekdoten" sind wirklich ein gelungenes Buch, das man gern in den Händen hält und in dem man mit Vergnügen blättert, während man die duftigen Wölkchen eines guten Krautes vor sich hinbläst. Das mit feiner Kultur gedruckte Buch — Professor Ehmcke hat den in seiner eigenen Kursivschrift hergestellten Druck beaufsichtigt — ist „allen Liebhabern und Verächtern des Tabaks" gewidmet und mit beinahe 200 Abbildungen nach alten Stichen und Holzschnitten geschmückt, deren Originale sich zumeist in der Sammlung des Herausgebers befinden. Die Abbildungen sind ausgezeichnet reproduziert, und das Ganze trägt den Charakter des besten Geschmacks. Hier hat man ein launiges Werk, wert in der Bibliothek jener Bücherfreunde zu stehen, die den lieben, braunen, aromatischen Blättern nicht abgeneigt sind. Die Anekdoten sind nach den Persönlichkeiten, auf welche sie sich beziehen, alphabetisch geordnet. Da findet man Anekdoten von Ahasver und Wilhelm Raabe, von Possart und der Pompadour, von Paganini und Peter Altenberg, von Friedrich dem Großen und dem französischen Minister Deschanel, von Edison und Balzac, von Blücher, Rosegger, Franz Liszt, Kainz und dem großen Worthelden d'Annunzio, in dessen ungeheuren Mund sicher die dickste aller Zigarren eben hineinpaßt. Man sieht, über mangelnde Vielseitigkeit braucht man sich nicht zu beklagen. Lauter kleine, launige Geschichten, oft geistreich zugespitzt, aneinander gewunden zu einem anmutigen Kranz. Ein wunderbar friedliches Buch mitten im Kriege, und noch einmal sei es gesagt: ein Buch von der besten Kultur, ein kleines Kabinett-

Digitized by Google

stück für die Büchervitrinen der Kenner guter Druckwerke und — des edlen, braunen Krauts.

Hans Bethge.

Das Artifizielle in der Französischen Literatur des XIX. Jahrhunderts von *Max Walther Franke.* Dissertation. *Leipzig* 1913.

Das Artifizielle als Haltung der Seele, als eine bestimmte Einstellung auf Kunst und Leben, ist dem Verfasser Erlebnis geworden. An dem Beispiel einiger französischer Schriftsteller von Gautier bis Maeterlinck legt er es auf psychogenetischer Grundlage als das Bestreben dar, „in der Literatur alles Natürliche auszuschalten und dafür das Gewollte einzusetzen, für die Seele das Gehirn, für das Zufällige die Berechnung".

Der Künstliche ist ein Romantiker des Ressentiments. Als Ergebnis einer romantisch gesteigerten Reizsamkeit und einer durch die Moderne ermöglichten Erlebnistechnik trägt er tiefen Haß gegen die banal erscheinende Umwelt, die ihm, dem anspruchsvoll Ergreifenden, selten Ergriffenen, keine neuen Reize enthüllen will. Dieser Haß, ein Kind verzweifelnder Ermüdung und Unlust, treibt ihn in eine seltsam vergeistigte Weltflucht. Infolge einer starken Bewußtheit und eines beherrschenden Willens erscheint ihm die naturhafte Reaktion des Erlebenden ebenso unkünstlerisch, verächtlich, wie die ewig berechenbare, langweilige Naturkausalität der Umwelt. Mit dieser Auffassung bleibt ihm nicht mehr die romantische Flucht in Originalität, in die Vergötterung des eigenen kleinen Erlebnisses. Im Gegensatz zur triebhaft emporquellenden Phantasiewelt des Natürlichen beherrscht er — formvoll gebunden — die Kräfte seines Künstlertums und erbaut auf zerebraler Grundlage eine irreale Welt.

Die Grenzen zwischen einer Welt der seienden Wirklichkeit und der erdachten Möglichkeit werden mit streng kontrollierter Willfährigkeit der Sinne verschoben. Eine Welt des absolut Schönen, die der Natürliche wohl neben und außerhalb seiner Welt des triebhaften Erlebens anerkennt, wird einem Künstlichen wie Gautier zum völligen Ersatz. Die primitive Genußfähigkeit geht ihm verloren; neue Möglichkeiten, ungewollte Eindrücke auszuschalten, altbekannte zu verfeinern, Anorganisches zu beleben, Verschiedenartiges zu analogisieren, Gleichartiges zu differenzieren, treten auf. Diese Fähigkeit, Sein und Möglichkeit, Bewußtes und Unbewußtes nach Belieben zum ästhetischen Zwecke zu wechseln, jeweils das „Schöne" suchend, läßt den Künstlichen zu einer ungeahnten Fülle neuer Erlebnisse kommen. Im Bestreben, „d'ahurir le bourgeois", Distanz zu wahren, verzerrt er ironisch dessen Weltbild; er schaltet — wie Flaubert — seinen Blickpunkt aus und macht es so zum Scheine reiner, das heißt bürgerlicher Objektivität; er wertet bürgerliche Anschauungen von Gut und Böse, von Krankhaft und Sündig in Dandytum und Satanismus um wie Barbey d'Aurévilly, Villiers de L'Isle Adam, Baudelaire und Huysmans. Über all dem Durcheinandergewürfelten natürlicher Wertschätzungen ersteht ihm ein reines Bild des künstlich Schönen, losgelöst von Zeit und Raum.

E. S.

Eduard Fuchs, Der Weltkrieg in der Karikatur. In 30 Lieferungen à 1 M. Albert Langen, München.

Jan Feith, De Oorlog in Prent. Karikaturen uit de verschillende landen. Scheltens & Giltay, Amsterdam.

Ernst Schulz-Besser, Die Karikatur im Weltkriege. Mit 115 Abbildungen. E. A. Seemann in Leipzig. 1.80 M.

„Die Geschichte des Weltkrieges in der Karikatur, und zwar in der Karikatur aller Länder, der kriegführenden und der neutralen, muß unbedingt geschrieben werden," heißt es in der Einleitung zu dem auf 30 Lieferungen berechneten Werke von Fuchs. Dieser Einsicht wird sich niemand verschließen können, es fragt sich nur, ob wir dem Völkerringen schon so objektiv gegenüber stehen, daß sich eine groß angelegte Geschichte des Spottbildes in diesem Kriege bereits jetzt rechtfertigt. Vorläufig scheint eine gedrungenere Übersicht mehr am Platze. Daß das Thema „Karikatur im Weltkriege" zwei dicke Bände, resp. 30 Lieferungen noch nicht füllt, hat Fuchs wohl selber eingesehen. Nach dem Plane über das Werk, den er veröffentlicht soll der ganze erste Band „die Kriege vom Ausgang des Mittelalters bis zum Kampfe um den Weltmarkt" umfassen, so daß der Leser in Wirklichkeit erst im zweiten Bande, und zwar da auch nur in der ersten Hälfte, die Karikatur im Weltkriege vorgesetzt bekommt, während der zweite Teil des zweiten Bandes „von den Lasten des Krieges, den Kriegsgreueln und dem ewigen Frieden" handeln soll. So kommt es, daß die ersten Lieferungen, und vermutlich auch das nächste Dutzend, Spottbilder aus dem Weltkriege überhaupt nicht bringen, so daß der Haupttitel, der dem Werke gegeben worden ist, doch nur bedingungsweise zutrifft und das Werk richtiger „Der Krieg im Bild" heißen würde. Reproduktionen von Federzeichnungen und alten Holzschnittflugblättern Dürers, Wiedergaben von Blättern aus dem XV. und XVI. Jahrhundert und farbige Reproduktionen von Karikaturen der großen englischen Spottzeichner wie Gillray füllen die ersten Lieferungen. Das alles hat doch nur sehr mittelbar etwas mit dem jetzigen Völkerringen zu tun. Fuchs holt überhaupt recht weit aus. Lange Seiten füllt er mit Zitaten bekannter Philosophen über die Angst vor dem Tode. Wir lesen, was Schopenhauer darüber sagt, lernen Metschnikows Ansichten kennen, erfahren, was Rousseau denkt usw. usw. Fuchs motiviert das damit, daß er in der Einleitung dieses Kapitels sagt: „Wenn man über den Krieg schreiben will, muß man mit dem Ende aller Dinge anfangen, mit dem Tod; denn das Wesen des Krieges ist Töten und Vernichten..." Mit demselben Rechte könnte man sagen: „Wenn man über den Krieg schreiben will, muß man mit dem Anfang aller Dinge beginnen, mit dem Leben, dessen Vernichtung das Wesen des Krieges ist." Man könnte dann an der Hand einer großen Reihe von Philosophen Aussprüche über Lebensbejahung zitieren und einige Dutzend recht hübscher Karikaturen über die verschiedenen, oft recht drastischen Äußerungen froher Lebenslust veröffentlichen. — Wahrscheinlich wird, wie bei verschiedenen andern Werken von Fuchs, der Wert der Bände wieder in den

Digitized by Google

Illustrationen, diesmal denjenigen des zweiten Bandes, liegen. Denn was im ersten gebracht wird, ist ja doch schon reichlich bekannt. Immerhin ist eine geschickte Anordnung auch dieses alten Materials nicht ohne Interesse.

In medias res führt dagegen das holländische Werk „De Oorlog in Prent" von Jan Feith, das vor einigen Monaten in Amsterdam erschienen ist: eine übersichtliche Studie über die internationale Karikatur und eine geschickte Auslese. Als Neutraler hat Feith niemandem zuliebe und niemandem zuleide unparteiisch seine Auswahl getroffen. Um das Material (es sind mehrere Hundert Karikaturen in dem Bande abgebildet) einigermaßen übersichtlich zu ordnen, hat es der Verfasser in neun Teile gebracht: Der Krieg als Allegorie, Die Geschichte des Krieges, Was der eine dem andern vorwirft, Stätten der Verwüstung, Der Sport als Kriegsmotiv usw. Bei einem in Holland erscheinenden Buche kann er natürlich manche charakteristische Karikatur bringen, auf welche Veröffentlichungen in kriegführenden Ländern, soweit dabei die sie selber betreffenden Karikaturen in Betracht kommen, verzichten müssen. Aber er hat trotzdem auf ausgesprochen widerwärtige Spottbilder verzichtet und gibt in den zahlreichen Reproduktionen eine gut getroffene Auslese, darunter vor allen Dingen eine Reihe auch künstlerisch bedeutender Blätter, beispielsweise solcher von Marcel Bloch und d'Ostoya aus „La Guerre sociale".

Eine kurzgefaßte Geschichte der Karikatur in diesem Kriege, soweit sie sich bisher übersehen läßt, ist mein oben an dritter Stelle genanntes Werk. Unsern Lesern sind ja die im VI. und VII. Jahrgang der Neuen Folge veröffentlichten Abhandlungen bekannt; in dem Buche erscheinen sie in erweiterter Form, vermehrt durch zahlreiche neue Abbildungen. Aus meiner großen Karikaturen-Sammlung über den Weltkrieg habe ich das beste und interessanteste Abbildungsmaterial ausgewählt, um die Leser nicht durch ein Zuviel zu ermüden. Eine witzige Titelzeichnung von Erich Gruner schmückt den Umschlag: ein an einen Baumstamm gefesselter Mars, der von den Federkielen des Witzes durchbohrt wird (wobei dem Verfasser wohl Sodomas „Heiliger Sebastian" vorgeschwebt hat). An Illustrationsmaterial bringt das in handlichem Oktavformat gedruckte Buch über hundert der wichtigsten Spottbilder aller Länder: außer Deutschland und Österreich sind vor allem Holland, Amerika, die den Vierverband bildenden Mächte England, Frankreich, Rußland und Italien, dann aber auch Spanien, Japan und die Türkei vertreten. In den Karikaturen, auch denen des Auslandes, werden bereits die Balkanereignisse mit behandelt. *Ernst Schulz-Besser.*

Emanuel Geibel an Cäcilie Wattenbach. 6. Nov. 1834. Zum 100. Geburtstag E. Geibels verlegt bei *Karl Curtius* in *Berlin.* 24 Seiten Faksimile in Pappumschlag. 8°. 3 M.

Das anmutige Liederheft, das der neunzehnjährige Geibel einst der Jugendgeliebten zu ihrem Geburtstage widmete, erscheint in reizvoller Nachbildung nun zu seinem hundertsten Geburtstag. Schwerlich hätte den Geibelverehrern eine schönere Gabe dargebracht werden können, und ebenso wird der Freund bibliophiler Leckerbissen dafür dankbar sein, wenn auch die Verkleinerung des Formats die letzten Wünsche an völlige Gleichheit von Handschrift und Reproduktion unerfüllt läßt. Die schönen, man möchte sagen allzuschönen Schriftzüge Geibels verlieren dadurch doch viel an ihrem Persönlichkeitsausdruck. Die Exemplare sind handschriftlich numeriert; doch fehlt die Angabe der Gesamtzahl. G. W.

Die deutschen Theaterzeitschriften des achtzehnten Jahrhunderts. Von *Wilhelm Hill.* (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Franz Muncker. XLIX.) *Alexander Duncker Verlag* in *Weimar*, 1915. VIII, 154 Seiten. Einzelpreis 8 M.; Subskriptionspreis 6,65 M.

Die Geschichte der deutschen Theaterkritik ist noch zu schreiben. Sie bedeutet ein wichtiges Kapitel, sowohl für die Erkenntnis der Faktoren, von denen die Entwicklung der deutschen Bühne bedingt war, wie darüber hinaus für die allgemeinen Wandlungen des ästhetischen Urteils. Während die Kunsttheoretiker früherer Zeiten Wesen und Aufgaben des Kunstwerks von einem voraussetzungslosen begrifflichen Standpunkt zu bestimmen suchten, ging der Schauspielkritiker doch wenigstens immer von dem konkreten Eindruck der Aufführung aus, mochte er sich auch im XVIII. und XIX. Jahrhundert nur zu leicht in unfruchtbare allgemeine Betrachtungen verlieren. Außerdem läßt sich an dem Aufkommen und der schnellen Vermehrung der Theaterzeitschriften seit 1750 das schnelle Wachsen der Theaterleidenschaft und ihre Ausbreitung über das ganze deutsche Sprachgebiet verfolgen. Die Brennpunkte sind Berlin, Wien und Hamburg; am stärksten bestrahlt werden die rheinischen Gegenden.

So viel war schon demjenigen klar, der sich auf diesem Literaturgebiet etwas umgesehen hat. Die vorliegende Erstlingsarbeit erwirbt sich das Verdienst einer sorgsamen kartographischen Aufnahme, deren sichere Methode im Text und der angehängten doppelten Statistik die treffliche Anleitung Max Herrmanns bezeugt. Leider bleibt es bei der Kartographie; der Verfasser ist noch kein Landschaftsmaler und versteht es nicht einmal, die Niveauunterschiede durch verschiedenartige Färbung in seiner Zeichnung hervortreten zu lassen. Wo er einmal den Versuch macht, seinen Stil persönlich zu färben, verunglückt er (Seite 89: „Nach streng Schinkschen Lebensgesetzen hatte auch dieses Wochenblatt nur einjährige Dauer"). So enttäuscht auch diese an sich wackere Dissertation den Leser, der ein Buch über den anziehenden Gegenstand erhofft; man empfängt nur eine auf den chronologischen Faden gereihte Stoffsammlung, deren Umfang den übermäßig hohen Ladenpreis nicht rechtfertigt. G. W.

Digitized by Google

Die moderne Oper vom Tode Wagners bis zum Weltkrieg (1883—1914). Von Dr. *Edgar Istel.* Mit drei Bildnissen. (Aus Natur und Geisteswelt. 495. Bändchen.) Druck und Verlag von *B. G. Teubner* in *Leipzig und Berlin*, 1915. 84 Seiten. 1,25 M.

In seinem großen Buche über die Oper hat Oskar Bie den Zeitraum, von dem dieses schmale Bändchen handelt, „Die Anarchie der Oper" betitelt. In meiner Anzeige (Beiblatt, Mai 1914, Sp. 78 ff.) habe ich dieser Bezeichnung widersprochen. Wenn Istel ihr Recht durch seine kaum gegliederte Darstellung aufs neue zu bezeugen scheint, wird mir dadurch nur bestätigt, daß auch für die kenntnisreichsten und urteilsfähigsten Kritiker (zu denen Bie und Istel ohne Zweifel zählen), die Zeit einer zusammenfassenden Schilderung der jüngsten Oper noch nicht gekommen ist. Mit dieser Einschränkung darf dem temperamentvollen, staunenswert vollständigen Gesamtbilde Lob gespendet werden, am meisten der eingehenden, sehr wertvollen Behandlung von Bizets „Carmen" und Verdis „Othello" und „Falstaff". G. W.

Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von *Alois Brandl* und *Max Förster.* 51. Jahrgang. Mit zwei Tafeln. *Georg Reimer Verlag* in *Berlin,* 1915. XII, 286 Seiten. 12 M.

Beim Erscheinen des 50. Bandes dieses Jahrbuchs haben wir (Beiblatt 1914, Seite 336 f.) seine Eigenart ausführlich geschildert, durch die es an der Spitze aller verwandten Publikationen steht. Der neue Band erscheint, während Deutschland mit dem Lande, das Shakespeares Heimat war, auf Tod und Leben kämpft. Wenn er heute mit seinem großen freien Blicke den beiden Völkern ins Herz schaute, er würde auf unserer Seite stehen, wie wir ihn zu den Unsern zählen. Diesem Bewußtsein gibt Gerhart Hauptmann in dem würdigen Eingangsworte des Bandes, „Deutschland und Shakespeare", edle Worte, und der reiche Inhalt, der sich anschließt, bestätigt sie. Zumal der Bühnengeschichte und den Fragen der Inszenierung Shakespearescher Dramen in Deutschland gelten wertvolle Abhandlungen und Erörterungen. Sie werden ergänzt durch die übliche Statistik, die für das Jahr 1914 als die am häufigsten aufgeführten Werke: „Was ihr wollt", „Kaufmann von Venedig", „Hamlet", „Richard III., „Othello", „Sommernachtstraum", nachweist. Die früher beliebtesten Dramen „Der Widerspenstigen Zähmung" und „Julius Cäsar" sind jetzt erheblich zurückgetreten. Außer Berlin, das eine Sonderstellung einnimmt, steht München und Leipzig nach der Zahl ihrer Shakespeare-Aufführungen an der Spitze der deutschen Bühnen. Besonders kläglich sieht es mit Frankfurt a. M. aus, wo im Jahre 1914 nur „Othello" und „Hamlet" gegeben worden sind, während das Königliche Theater in Dresden ebenfalls nur zwei der Dramen, „Macbeth" und „Hamlet", aber häufiger, brachte. Sehr reich ist auch in diesem Bande des Jahrbuchs die Zeitschriften- und Bücherschau, letztere von neuem die außerordentliche Belesenheit Försters bezeugend und nach dessen Einberufung ergänzt durch die bereitwillige Unterstützung des Ehrenmitglieds der Gesellschaft, Wilhelm Creizenach. G. W.

Schwaben und Schwabenstreiche. Von *Albrecht Keller.* Mit einem Geleitwort von *Ludwig Finckh* und drei Tafeln nach alten Originalen. Gedruckt auf grauem Büttenpapier in Breitkopf-Fraktur. Umschlagzeichnung in mehrfarbigem Handkolorit von *R. v. Hoerschelmann.* Verlag von *Strecker & Schröder* in *Stuttgart.* In Pappband. VII, 122 Seiten. 4°. 3,20 M.

Schon lange, ehe der von Ludwig Uhland besungene Ritter mit Kaiser Friedrich lobesam zum Heilgen Land gezogen kam, waren die Schwaben wegen ihrer Streiche in dem doppelten Sinne des Wortes berühmt. Keinem deutschen Stamme hat der Volkswitz so zugesetzt wie diesem, aber keiner hat auch in Krieg und Frieden, im praktischen Leben, in Kunst und Wissenschaft mehr an durchschnittlicher Tüchtigkeit und höchster Genialität geleistet. Schwaben sind auf der Höhe des Mittelalters die Staufer und ihre Gefolgsleute, sieben Schwaben zählen zu den größten Vertretern der deutschen Dichtung in ihrer klassisch-romantischen Blütezeit. Von ihnen galt zu allen Zeiten das Wort: „Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, der ist gewiß nicht von den Besten." Und die anderen deutschen Bruderstämme haben, vielleicht gerade wegen der Überlegenheit der Schwaben, mit der sich ein etwas langsames und schwerfälliges Gebaren seltsam paarte, eifrig an dem Bilde gemalt, das den groben, täppischen, dummschlauen, erst mit 40 Jahren klug werdenden Gesellen zeichnete. Das alles gehört jetzt — soll man sagen leider oder zum Glück — der Vergangenheit an. So kann auch der schwäbische Leser mit ungetrübtem Vergnügen das wunderhübsche Buch genießen, das von den ältesten Tagen bis an die Gegenwart heran alles zusammenträgt, was von Schwabenstreichen und Schwabenart Schlimmes und Lustiges gefabelt worden ist. Munter plaudernd trägt der kenntnisreiche Albrecht Keller, aus den mannigfachsten Quellen schöpfend, seine durchweg unterhaltsamen Schilderungen und Schwänke vor, auch im Derben so reinlich, daß nur eine zimperliche alte Jungfer Anstoß nehmen könnte, jeder gesund und gut deutsch Empfindende aber seine helle Freude daran haben muß. Ein besonderes Lob gebührt auch dem Verlag für die treffliche Ausstattung und zumal für den von R. v. Hoerschelmann stammenden farbigen Umschlag. G. W.

Richard Kleineibst, G. Chr. Lichtenberg in seiner Stellung zur deutschen Literatur. *Straßburg,* Verlag von *Karl J. Trübner,* 1915. Kl. 4°. IV, 172 S. 5 M.

Dieses neue Lichtenberg-Buch stellt Bd. 4 der von *Franz Schulz* herausgegebenen freien Forschungen zur deutschen Literaturgeschichte dar: es soll eine Darstellung der Beobachtungen Lichtenbergs über deutsche Schriftsteller und Schriftstellerei geben. Es nutzt besonders die *Leitzmannsche* Aphorismenausgabe und die dreibändige Briefausgabe von *Leitzmann* und *Schüddekopf.* Offenbar kennt *Kleineibst* mein Buch: „Aus Lich-

Digitized by Google

tenbergs Korrespondenz", Stuttgart 1906, das unter anderem die Korrespondenz mit *Hindenburg* enthält, nicht; es hätte für manche Fragen, zum Beispiel S. 66, Anm. 2; S. 130 usw. gute Dienste geleistet. Auch Lichtenbergs neu aufgefundene Briefe an Schernhagen („Zeitschrift für Bücherfreunde") hätten herangezogen werden müssen. — Äußerlich stört im ganzen Buche von *Kleineibst* die Abkürzung L = Lichtenberg, ebenso das leicht mißzuverstehende S = Siehe. — Das erste Kapitel schildert Lichtenbergs Auffassung vom Sturm und Drang, und seinen Widerstand, besonders gegen *Goethe*. Auf S. 21 wird ein Gesamturteil versucht, ohne die Arbeit von *Walther Matz* („Goethes Verhältnis zu Lichtenberg", German.-roman. Monatsschrift 1915, S. 118—136) heranzuziehen, Das zweite Kapilel zeigt Lichtenberg als laudator temporis acti, und seine Zuneigung zu den Geniegegnern und dem jungen *Jean Paul*. Den Höhepunkt des Buches (Kapitel 3) bildet die Darstellung von Lichtenbergs Kampf gegen wissenschaftliches und religiöses Schwärmertum, im besonderen seine Polemik gegen *Lavater* und *Zimmermann*. Dieser Kampf bildete einen Teil von Lichtenbergs Lebensaufgabe. Der Physiognomik hat er den entscheidenden Streich versetzt, von der sie sich nie mehr erholte. *Kleineibst* bezeichnet diesen Schritt als „*Kulturtat*". — Kapitel 4 führt uns Lichtenberg als erbitterten Streiter mit *Voß* vor, und zugleich seinen Widerstand gegen die Empfindsamen, gegen die Bestrebungen des Göttinger Bundes und gegen Klopstock. In allen diesen Kämpfen muß man Lichtenbergs „unbedingte Ehrlichkeit" bewundern. — Das letzte Kapitel sucht ein Bild von Lichtenbergs Wesen und Charakter zu geben, seine Lebensanschauung zu ergründen und den Einflüssen nachzugehen, die auf ihn gewirkt haben. — *Kleineibst* zeigt die Schwierigkeiten auf, direkte Vorbilder für Lichtenbergs schriftstellerische Eigenart (aphoristische Schreibweise) zu finden, und betont den noch jetzt modernen Stil, während *Lessings* Stil schon leise veralte. „Lichtenberg vereinigt in seinen Aphorismen Anmut und Prägnanz mit Tiefe und philosophischem Geist . . . jede seiner Bemerkungen ist von eigenem Geist durchtränkt, und so ist er, für Deutschland besonders, neu und einzigartig". (S. 167). Auch seine sonstige Bedeutung wird auf den folgenden Seiten gut dargestellt. — *Alles in allem ein Buch, das den Lichtenbergkenner noch mehr zu Lichtenberg hinführt. Da Lichtenberg viele Freunde hat, so verdient das Kleineibstsche Buch auch viele Leser.* — Zum Schluß einige Hinweise: S. 19 Anmerk. 4 wäre zu verweisen auf meine Arbeit: „Lichtenberg und Goethe über die Theorie der Farben" (Arch. für die Geschichte der Naturwissenschaften usw. Bd. 3 (1910) und ebenda Bd. 4 (1912) „G. Ch. Lichtenberg als Naturforscher". — Zu S. 76, Z. 4 von oben, wäre zu bemerken, daß „das Fragment von Schwänzen" schon dem Jahr 1777 angehört (Euphorion XV, 1908, S. 66). — S. 82 oben hätte bei *Rütgerodt* (nicht Rütgerod) *meine* Arbeit über den Mörder (Verein für die Geschichte der Stadt Einbeck 1913), die alles zusammenfaßt, zitiert werden können, die auch über Lavaters Besuch bei Lichtenberg berichtet (Kleineibst, S. 82 unten). — Auch bei *Jacob* aus *Philadelphia* vgl. Ebstein, diese Zeitschrift (April 1911), die Beziehungen zu Goethe und Schiller aufweist. — Auf S. 88 und 170 hätte bei *Jakob Böhme* auf Tiecks Einfluß auf ihn (vgl. Edgar Ederheimer 1904) hingewiesen werden können. — S. 97 Mitte wird *Kleineibsts* Annahme einer reichhaltigeren Korrespondenz zwischen Lichtenberg und Boie bestätigt durch Euphorion XV, S. 71—73. — Zu Gleims Grenadierliedern (S. 107 oben) vgl. Lichtenberg an Hindenburg. Brief 23. — Zu S. 109, Z. 4 von unten, sei auch auf Euphorion XV, 73 verwiesen — S. 113 Mitte vgl. *Janentzkys* Buch „Bürgers Ästhetik" 1909. — Zu Sturz (eigentlich Stürz!) vgl. *Uhrig*, „Geschichte des Großherzogl. Gymnasiums zu Darmstadt". 1879, S. 113f. — Auch *Merck* (S. 136) besuchte wie Stürz und Lichtenberg das Pädagogium in Darmstadt. — Zu S. 140, Anmerkung 1 vgl. Matz, „Lichtenbergs Verhältnis zur Philosophie." Berlin 1913 u. 1914 (im Erscheinen). — Zu S. 166, Anmerkung 1 wäre an die Beeinflussung des Anschlagszettel auf Philadelphia durch *Swift* zu erinnern. — S. 170. Zu Lichtenberg-Nietzsche wäre noch mehr zu sagen, was *Ernst Holzer* vorhatte, woran ihn aber leider der Tod gehindert hat. *E. Ebstein.*

Max Klinger, 20 Zeichnungen zu Bildern, Plastiken und Stichen. Erste Ausgabe 500 M., zweite Ausgabe 350 M., *Dresden und Breslau, Galerie Ernst Arnold.*

Die Besucher der Bugra werden sich jener wundervollen Reproduktionen nach Zeichnungen Max Klingers entsinnen, die die Kunstanstalt Sinsel & Co. ausgestellt hatte. Selbst auf geringe Entfernung konnte man die Wiedergaben noch für Originale halten, eine Tatsache, die den Künstler veranlaßt hat, auf jedem Blatt ausdrücklich zu bemerken, daß es sich um eine Reproduktion handelt. Diese zwanzig Blatt führen uns in die Arbeitsmethoden Klingers trefflich ein; es sind darunter Studienblätter für das große Aulabild der Universität, Aktzeichnungen für die leider nicht zur Ausführung gelangten Wandmalereien im Leipziger Museum usw., usw.

Die Herstellung der zwanzig Nachbildungen hat etwa zwei Jahre in Anspruch genommen. Der Künstler hat sie bis ins kleinste überwacht, jeder Strich, die feinste Farbgebung kommt in der Reproduktion zur gleichen Wirksamkeit wie im Original. Auch das Papier entspricht in Farbe und Struktur genau demjenigen des Klingerschen Skizzenbuches. Für das Werk hat der Künstler eigens eine Originalradierung geschaffen, ein nacktes Weib, das am Meeresstrande selbstbewußt seine Schönheit betrachtet. Sie schwebt als Programm über dem Ganzen. Für die ersten fünfzig Exemplare wird außerdem noch eine besondere Originalradierung als Beigabe erscheinen.

Die glücklichen Besitzer der Mappe haben hier vollgültigen Ersatz für ein Originalzeichenbuch des Meisters, dessen unvergleichliche Persönlichkeit auch in dieser kostbaren Veröffentlichung lebendig zum Ausdruck kommt. S.-B.

Digitized by Google

Johann Jakob Meyer, Das Weib im altindischen Epos. Ein Beitrag zur indischen und zur vergleichenden Kulturgeschichte. Verlag von *Wilhelm Heims, Leipzig* 1915.

Die kulturgeschichtliche Bedeutung Indiens liegt in erster Linie auf den Gebieten der Religion und Philosophie, deren tiefe Gedanken in einer alten Literatur aufgehoben sind. Die Hymnen des Ṛgveda, das Opferwesen in den Brāhmaṇas, die brahmanische Philosophie in den Upanischaden und in den bekannten sechs Systemen, die Lehre Buddhas im Tipiṭaka sind gewichtige Zeugnisse für die hohe Begabung des indischen Volkes, für die Eigenart und Tiefe seines Denkens. Ein Volk von so hoher Bedeutung verdient in allen seinen Lebensäußerungen erforscht zu werden, zumal die literarischen Quellen reichlich fließen. Durch die Vergleichung der indischen Verhältnisse mit den entsprechenden Verhältnissen der verwandten Völker erhält diese Forschung noch einen weitern über Indien hinausgehenden Wert. Schon längst sind auch Recht, Brauch und Sitte des alten Indiens vom vergleichenden Standpunkte aus behandelt worden. In dem oben genannten Buche wird ein neuer Gegenstand, der vielleicht nicht jedermanns Sache ist, der vergleichenden Betrachtung zugeführt. J. J. Meyer in Chicago, bekannt durch seine Übersetzung des Daśakumāracarita, hat sich seiner Aufgabe trotz seiner Kränklichkeit, von der er im Vorwort spricht, in einer frischen und auch taktvollen Weise entledigt. Das von ihm entworfene Bild vom indischen Weibe, wie es in den epischen Sagen des *Mahābhārata* und des *Rāmāyaṇa* lebendig ist, muß als ein wertvoller Beitrag zur indischen Volkskunde und zur allgemeinen Kulturgeschichte bezeichnet werden.

In Indien kommen, wie Meyer sagt (S. 3), hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, zwei Menschen zu Worte, der „Genüßling" und der „Entsager". Bis zu einem gewissen Grade den drei platonischen Ideen des Guten, Schönen, Wahren vergleichbar, werden in Indien als die drei „Lebensziele" *Dharma, Artha, Kāma* aufgestellt: *Dharma* Pflicht, Religion, Tugend, *Artha* weltlicher Vorteil, Reichtum, *Kāma* Verlangen, Genuß, Liebe (S. 246). Dazu ist als viertes und höchstes *Mokṣa,* die Erlösung, hinzugekommen. Jene drei berühren sich im Leben. Und so finden wir denn auch in der Literatur neben der Sinnlichkeit der Liebe deren poetische Veredelung durch die Gedanken der Sittlichkeit. Ohne Zurückhaltung werden die weiblichen Reize und weibliche Verliebtheit, werden aber auch Ideale edler Weiblichkeit geschildert, unter denen Sītā, die Gattin Rāmas obenan steht (S. 319). In den zahlreichen Liebesgeschichten des Mahābhārata, die Meyer in Übersetzung mitteilt, sind nicht nur Könige und Königssöhne die Helden, sondern auch brahmanische Asketen. Auch in den erotischen Teilen der alten Literatur kommt die religiös-sittliche Gesinnung der maßgebenden Schichten des indischen Volkes zur Geltung. Dadurch erhalten diese alten Sagen ihren besonderen indischen Charakter. Der von den himmlischen Apsarasen verführte Asket ist eine beliebte Figur. Aber trotz dieser Verführungsgeschichten, in denen selbst der Asket seine menschliche Schwäche zeigt, und

trotz der Ausbrüche von Roheit, die sich an anderen Stellen zeigen, ist das Mahābhārata doch auch auf diesem Gebiete ein Lehrbuch des *Dharma.* Meyer hebt wiederholt hervor, daß der Grundstock des Mahābhārata, aber auch viele der eingelegten Sagen dem Geiste nach einer älteren Zeit angehören als das „stärker verpriesterte" Rāmāyaṇa (S. 307, 326). Der brahmanische Dharma herrscht nicht ausschließlich im Mahābhārata. Dieses war ursprünglich ein Erzeugnis der Kṣattriyapoesie. Viele der Frauengestalten des Mahābhārata sind von heroischer Art, weniger passiv als die Sītā. In stimmungsvollen Übersetzungen schildert Meyer die ersteren, die Draupadī, Kuntī, Vidulā in seinem Kapitel XVIII „Die energische Frau", während er die Haltung der Sītā bei ihrer Verstoßung von seiten Rāmas in Kapitel XXI „Das Weib ist Sache" vorführt. Unter solchen Gesichtspunkten hat Meyer die Frauencharaktere der Epen, ihr Benehmen in den verschiedensten Lebenslagen (Kapitel XVI im Unglück), und was die Epen über das Verhältnis der Geschlechter zueinander enthalten, in möglichst großer Vollständigkeit einzusammeln gesucht. Eine Fülle von bekannten Sagen des Mahābhārata dient diesem Zwecke. In Kapitel X „Die Liebe" finden wir neben den Geschichten von Sāntanu und Satyavatī, Saṃvaraṇa und Tapatī, Ruru und Pramadvarā als Beispielen der romantischen Liebe des Mannes die Geschichte von der Riesenmaid Hiḍimbā. Der Damayantī, Sāvitrī, die schon oft gepriesen und hier nur kurz erwähnt sind, werden noch andere Heldinnen der Gatten- und Pflichttreue, wie Jaratkaru; hinzugefügt. Unter der Überschrift „Die Macht der Frau" wird in Kapitel XXII außer der Geschichte von den beiden Riesen Sunda und Upasunda die Geschichte von dem Asketenjüngling Ṛṣyaśṛnga erzählt, der noch nie ein weibliches Wesen gesehen hatte. Dieses Motiv taucht auch anderwärts in den Märchen auf, wie Meyer zum Schluß kurz erörtert (S. 407). „Das Weib als Gebärerin" in Kapitel XII gibt Gelegenheit, ein altes physiologisches Stück über die Entstehung des Foetus im Mutterleib anzubringen, das in medizinischen Werken wiederkehrt und im Mahābhārata Aufnahme gefunden hat. Zu den Erzeugnissen der indischen Phantasie gehören verschiedene Arten abnormer Geburt. Das berühmteste Beispiel der Geschlechtsvertauschung ist das des Sikhaṇḍin, das S. 285 erzählt wird. Die Stellung und Geltung des Weibes wird beeinträchtigt durch die Polygamie und den Harem der Fürsten. Zur Bewachung des letztern sind Hüter angestellt. Doch das Weib ist schwer zu behüten. Indra stellt den Frauen nach. Aber die schöne Gattin des Muni Devaśarman wurde durch dessen Schüler Vipula vor Indras Nachstellung beschützt, indem Vipula auf eine merkwürdige Weise in ihren Körper einging (S. 359). Viele der von Meyer benutzten Geschichten sind in ihrem Sanskrittext durch die Chrestomathien bekannt, besonders durch die Böhtlingks und Benfeys. Aus diesem Material eine geordnete Darstellung zu gewinnen, war nicht leicht. Die Kapitelüberschriften der ersten Hälfte des Buches zeigen, wie er zunächst dem natürlichen Verlauf des Lebens folgte. Er beginnt mit dem Mädchen, geht zur Eheschließung über und kommt dann zu den ver-

Digitized by Google

schiedenen Verhältnissen der Frau: I. Das Mädchen, II. Wem und wie soll das Mädchen vermählt werden, III. Die Hochzeit, IV. Das Leben in der Ehe, V. Das Weib als Mutter, VI. Das Weib in seinen geschlechtlichen Beziehungen, VII. Der Geschlechtsgenuß, VIII. Die geschlechtliche Enthaltsamkeit des Mannes, IX. Die öffentliche Frau. In Kapitel II hat Svayamvara, die Selbstwahl des Mädchens, ihre Stelle, die in den alten Sagen eine so große Rolle spielt. Was die indischen Dichter in ihrer Natürlichkeit und Offenheit über die geschlechtlichen Dinge sagen, hat Meyer mit wissenschaftlichem Takt und Ton der Gesamtdarstellung einverleibt. *E. Windisch.*

Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Von *Max Morris.* Dritte veränderte Auflage. Mit sechs Lichtdrucken. *J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger* in *Stuttgart und Berlin,* 1915. IV, 352 Seiten. Geheftet 7,50 M.

Mit erstaunlicher Energie hat Morris zum dritten Male seine Untersuchungen über das im Titel genannte Thema aufgenommen und ist dabei ein gutes Stück weiter gelangt als früher, wohl so weit, wie mit den Hilfen stilkritischer Methoden überhaupt vorwärtszukommen möglich erscheint. Immerhin steckt die eigenartige Entstehungsweise vieler der Rezensionen der absoluten Gewißheit unübersteigbare Grenzen. Wenn Morris mit Aufgebot seiner ganzen großen Denk- und Arbeitskraft trotzdem zum Abschluß gelangen will, so verdient er als moralische und wissenschaftliche Persönlichkeit höchste Anerkennung. Die Auseinandersetzung mit seinen Einzelergebnissen muß freilich einem zweiten Werke von ähnlichem Umfange wie das seine überlassen bleiben. G. W.

Friedrich Otto, Die fliegenden Pioniere. Sieben Kriegsnovellen von gepanzerten Menschen und Maschinen. *München* 1915, *bei Georg Müller.*

Es ist natürlich, daß bei der allgemeinen Ausschlachtung des jeglicher Beschreibung unzugänglichen Weltkriegs durch Redner, Dichter, Feuilletonisten und Novellenschreiber die beiden jüngsten Waffen: zutiefst des Kriegsschauplatzes die U-Boote, zuhöchst im Luftraum die Flugzeuge, eine außerordentliche Beliebtheit finden mußten. So wurden die Flugmaschinen und der Zeppelin ein beliebtes Requisit, das in Ansichtskarten mit derselben Behendigkeit hineinretuschiert wurde wie in Kriegsberichterstattungen und Kriegsnovellen. In den sieben Kriegsnovellen Friedrich Ottos nun wird die Motor-Waffe: Flugzeug, Panzerzug, Zeppelin, U-Boot vom Requisit zum beherrschenden Motiv der Erzählung gesteigert. Diese Maschinenwesen werden fast zu menschlichen Wesen, ihr Schicksal wird zum Schicksal der Menschen, von denen sie gelenkt werden; dieser Maschinen Durchhalten, Aufstieg und Sturz erhebt die an sie geketteten Krieger zu erhöhtem Leben und Ruhm oder schleudert sie in Grauen und Untergang.—Am meisten dem Vorbild Liliencronscher Kriegsnovellen sich nähernd scheint mir „Der Kampf im Dunkeln", künstlerisch wohl das beste Stück der Sammlung. Je mehr aber das technische Abenteuer in den Novellen hervortritt, um so geringer ist ihr literarischer Wert. So sind einige Stücke nicht viel mehr als poetisch aufgeputzte Berichterstattung, die allerdings von sensationeller Reportage ebenso weit entfernt bleibt wie von der Epik höheren Stils. Zwei Novellen sind stofflich sehr erregend, die Geschichte von den „fliegenden Pionieren", die im Flugzeug, zwischen Himmel und Erde auf Bäumen hängend, das Entsetzen der menschenschlingenden Sümpfe in der Masurenschlacht miterleben, und der Luftkampf der „Brüder Thomaszewski", deren einer ein österreichischer, der andere ein russischer Fliegerhauptmann ist; politische Feindschaft und Eifersucht jagen die beiden feindlichen Brüder über Przemysl gegeneinander, so daß sich ihre Maschinen in der Luft zermalmen. Zum Lobe des Verfassers aber muß gesagt werden, daß außer Leonhard Adelt niemand die technischen Dinge des Flugwesens so schön und kräftig wie er in die Kunstsprache der Erzählung umzusetzen gewußt hat. Hinter dieser Spezialfähigkeit Ottos stehen alle übrigen epischen Eigenschaften, insbesondere die Schilderung des seelischen Geschehens, weit zurück. Immerhin stellen seine Novellen anständige Unterhaltungsliteratur dar, die, an den übrigen novellistischen Erzeugnissen dieses Krieges gemessen, nicht nur wegen der Originalität der Motive Beachtung verdienen. *K. P.*

Literaturgeschichte der Provinz Westpreußen. Ein Stück Heimatkultur. Geschildert von *Bruno Pompecki.* Mit 31 Abbildungen und einer Titelzeichnung von Konrad Wiederhold-Oliva. Verlag und Druck von *A. W. Kafemann* in *Danzig,* 1915. VII, 319 Seiten. In Leinen 7 M.

Dieses Buch eines wackeren, für die Heimatprovinz begeisterten Sammlers leidet, gleich den meisten seiner Art, unter dem Zuviel des Stofflichen und der damit verbundenen Unmöglichkeit einer praktischen, die historische Gliederung und die bedeutsameren Erscheinungen klar hervortreten lassenden Anordnung. Auch sonst sind höhere Ansprüche wissenschaftlicher und formaler Art nicht erfüllt und die Genauigkeit läßt hier und da zu wünschen übrig. Immerhin wird aber doch auch der Forscher dem Buche manches zu danken haben, wenn er sich mit unbekannteren Autoren westpreußischer Herkunft, namentlich aus neuester Zeit, zu befassen hat. G. W.

Der See. Ein Jahrtausend deutscher Dichtung vom Bodensee, ausgewählt von *Wilhelm von Scholz. Reuss & Itta, Verlagsanstalt, Konstanz a. B.* 372 Seiten.

Von den Mönchen, die auf der Reichenau und in St. Gallen im IX. und X. Jahrhundert ihre lateinischen Verse schmiedeten, bis zu Ernst Lissauer hat Wilhelm von Scholz in diesem starken und feinen Bande gesammelt, was an Seelenlauten von der Luft des schwäbischen Meeres durchströmt worden ist. Dabei ergab sich ein Zusammenklang von so besonderer Art, wie ihn noch keine Blütenlese deutscher Art und Kunst ertönen ließ, als ob leise plätschernde Wogen zu allen den Stimmen der zehn Jahrhunderte den Kontrapunkt gäben. Nur ein Dichter von sicherem Empfinden für das Boden-

Digitized by Google

ständige und mit der Fähigkeit, aus flutenden Stoffmassen sicher den Goldgehalt zu destillieren, konnte dieses Buch machen. Die äußere Form des Verses war für ihn keine Schranke; auch die Chronik, die Selbstschau des Mystikers Suso, das Tagebuch von Goethes Schweizer Reise 1797 läßt uns den Atem der Bodenseeluft einsaugen. Er erliegt auch nicht der gefährlichsten Suggestion, derjenigen der berühmten und beliebten Namen, und deshalb vermag er so manche in geringwertige Schalen eingeschlossene kleine Perlen herauszuheben und seiner Kette einzureihen. Darunter findet sich ein Stück aus einer humoristischen Dichtung „Popolius von Hohenkrähen" aus der Zeit der Klassiker. Sie und ihr Autor, der sich „Der Wanderer" nennt, sind mir völlig unbekannt und ich finde auch in keinem Nachschlagebuche Kunde von ihnen. Weiß vielleicht einer der geehrten Leser Auskunft zu geben? G. W.

Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Von *Karl Woermann.* Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Erster Band. Die Kunst der Urzeit. Die alte Kunst Ägyptens, Westasiens und der Mittelmeerländer. Mit 548 Abbildungen im Text, 11 Tafeln in Farbendruck und 71 Tafeln in Tonätzung und Holzschnitt. *Bibliographisches Institut* in *Leipzig und Wien,* 1915. XVI, 558 Seiten. In Leinen 14 M.

Woermanns Kunstgeschichte bedürfte beim Erscheinen der zweiten Auflage nicht der Anzeige, handelte es sich hier nur, wie in der Regel, um die zeitgemäße Erneuerung eines Werkes, das durch äußeren Erfolg und allseitige Anerkennung gekrönt worden ist. Aber der rüstige Siebziger hat etwas ungewöhnliches vollbracht und damit das Recht auf wiederholte und erhöhte Anerkennung errungen. Aus den drei Bänden der ersten Gestalt hat er nunmehr sechs ebenso starke geformt, Hand in Hand mit dem Verlag, der das hier unentbehrliche Illustrationsmaterial aufs reichste vermehrte. Auf diese Weise ist der Raum gewonnen worden, um nicht nur allen Fortschritten der Kunstforschung nachzugehen, sondern auch der Darstellung an vielen Stellen noch mehr als früher den Charakter des eindringenden Vortrags zu verleihen. Genießer und Fachleute kommen so auf ihre Rechnung, letztere auch durch das am Schlusse dargebotene reiche Schriftenverzeichnis und das musterhaft ausführliche Register. Die Ausstattung entspricht dem hohen Stande heutiger Reproduktionsverfahren. Ließe sich denn aber kein Mittel finden, um zu verhindern, daß die Tafeln auf Kunstdruckpapier mit den benachbarten Seiten so fest am Schnitt zusammenhaften? Stellenweise ist die Loslösung ohne Schaden kaum möglich, welche Sorgfalt man auch anwendet. P—e,

---

Der Fall Hamlet. Ein Vortrag mit einem Anhang: Shakespeares Hamlet in neuer Verdeutschung von *Gustav Wolff,* Professor der Psychiatrie an der Universität Basel. *München* 1914. *Ernst Reinhardt.* 180 Seiten. 3,50 M., gebunden 4 M.

Die Mediziner haben sich seit geraumer Zeit mit problematischen Erscheinungen der Literaturgeschichte befaßt, und wenn auch hier Übertreibungen nicht gefehlt haben, so ist die Urteilseinstellung von dieser Seite her beachtenswert und oft genug ergebnisreich. Namentlich der Zusammenhang von „Psychiatrie und Dichtkunst" darf, ernst behandelt, unserer Aufmerksamkeit sicher sein, wie denn Wolffs so benannte frühere kleine Studie (1903) einleuchtend machte, daß der Dichter durch psychopathisch wirklichkeitsgetreue Schilderung geistig Gestörter sein Kunstwerk von vornherein der wesentlichen dichterischen Notwendigkeit beraubt: der psychologischen Verständlichkeit; denn der Psychopathe ist eben psychologisch unerklärbar. Und auf Shakespeare kommend sagte er damals: „Die Shakespearesche Psychiatrie ist weiter nichts als eine nach künstlerischen Gesichtspunkten verarbeitete Laienpsychiatrie". Hieran anknüpfend sieht er für die Beurteilung des Hamlet-Problems als grundlegend an: Hamlet ist geistig ungestört, er ist nicht vom Standpunkt der Psychiatrie aus zu beurteilen, sonst könnte er nicht Held einer so stark wirksamen dramatischen Dichtung sein. So bedarf es, um Hamlet zu verstehen, auch nicht der Psycho-Analyse und verdrängten Komplexe Freudscher Schule, gegen die sich Wolff wendet, (so wie er auch Carl Werdersche Klarlegung ablehnt). Was aber ist nun das Hamlet-Problem? Dies: Hamlet spielt Theater; spielt sich selbst etwas vor; ist (im anständigen Sinne) ein Poseur. Hamlet handelt sehr wohl, aber so, daß er mit immer neuen theatralischen Aktionen die Lösung seiner Aufgabe hinausschiebt, die innere Stimme, die fordernd ihn immer wieder mahnt, zu betäuben sucht und wirkliches Handeln durch theatralische Handlung ersetzt. Diese Ausdeutung verlockt wohl im ersten Anhören und gibt Ausblicke und Anknüpfungen. Den letzten Kern faßt man damit freilich nicht, weil man eben Hamlet doch kaum auf eine einzige Formel wird bringen können. Und den letzten Konsequenzen dieser These wird man nicht folgen wollen und etwa den Satz S. 23 „Das Schauspiel im Schauspiel, er veranstaltet es sicher nicht, um Gewißheit über die Tat des Königs zu erhalten" mit einem Fragezeichen versehen. — Auch der beigegebenen Hamlet-Übersetzung kann man mit Interesse folgen. Der Anglizist soll nicht mit schwerem Rüstzeug an sie herangehen; sie will nicht philologisch sein, vielmehr lediglich einen Hamlet „in wirklich deutscher Sprache" bieten. In dem Sinne sind auch Lesarten und Strittiges für die Eindeutschung verwendet. Sie liest sich, auch in den gebundenen Teilen, gut und glatt und ist von Härten im ganzen frei.

Hans Knudsen.

Albrecht Dürer, Handzeichnungen. Herausgegeben von *Heinrich Wölfflin.* Zweite Auflage. Mit 78 Abbildungen. *R. Piper & Co.,* Verlag, *München* 1914. 40 Seiten. 4°. In Halbpergamentband 12 M.

Dieses Werk hat seine innere Notwendigkeit in der Tatsache, daß unsere Zeit von Dürer abrückt, von dem Zeichner noch mehr als von dem Maler. Dem jungen Goethe, der die Fesseln des verzopften Rokoko zerriß, war die holzgeschnitzteste Gestalt des männlichen Albrecht Dürer willkommen; uns dünkt er nach den Jugendjahren allzu akademisch, weil es sein Hauptgedanke

Digitized by Google

war, die deutsche Kunst zur Klarheit der Sprache zu erziehen. In welcher Weise Dürers Zeichnungen diesem Wollen dienten, setzt Wölfflins knappe Einleitung an der Technik und an der historischen Folge auseinander, die Aufmerksamkeit des Beschauers klug auf das Wesentliche lenkend. Die zureichende, wenn auch meist verkleinerte Wiedergabe mag in Verbindung mit dieser vorausgehenden Anleitung und den nachfolgenden Bemerkungen zu jedem einzelnen Blatt den Vielen, die Lippmanns große Publikation der Dürer-Zeichnungen nicht dauernd benutzen können, als bester Ersatz willkommen sein. P—e.

Kleine Mitteilungen.

Bibliophiliana XXXVI. Ein Bibliophilen-Dogma heißt „Original-Ausgabe". Dem Tabu der Südseeinsulaner vergleichbar waren und sind noch immer alle jene Bände und Bändchen für den Bücherfreund, die eine anerkannte Originalausgabe bergen. Und selbst die Bibliographie hat mit kritischen Nüchternheiten den Zauber nicht entkräften können, der von ihnen ausgeht. In der Buchhandschriftenzeit galten Abschrift und Urschrift eines Werkes oft gleich. Es war eine ganz besondere Liebhaberei einzelner Forscher und Sammler der Antike, die von den Autoren selbst herrührenden Niederschriften besitzen zu wollen: im Mittelalter indessen ist der feinere Unterschied zwischen Apograph und Autograph fast gar nicht gemacht worden. Daran änderte auch die Erfindung Gutenbergs zunächst nichts. Allmählich erst, etwa seit dem XVI. Jahrhundert, wurde man auf die Editiones principes der hellenischen und römischen Klassiker aufmerksamer, zunächst als auf frühe Abdrücke mancher wieder verlorenen Handschriften, also aus philologischen Rücksichten. Die Schriftsteller der neueren Zeit haben die Ehren der Originalausgabe eigentlich erst mit dem ausgehenden XVIII. Jahrhundert zugebilligt erhalten, als die reinen Texte älterer Werke seltener, unzugänglicher geworden waren. Im XIX. Jahrhundert, in der romantischen Epoche der Bibliophilie, kam dann noch mit anderen persönlichen Beziehungen zum Buche jene empfindsamere und feinfühligere Betrachtungsweise hinzu, die aus der Originalausgabe eine Art Reliquie machte, die Buchhandel und Überlieferung zum Sammlerstück werden ließen. —

Die Bedenken der Bibliographie gegen viele, sehr viele Originalausgaben außer acht gelassen — diese Bedenken sind nicht zu unterschätzen, weil sie mancher berühmten Ausgabe jeden inneren Wert nehmen und oft ein Buch ohne anderen äußeren Wert als den des hohen Liebhaberpreises zurücklassen — gilt für den Enthusiasten der Originalausgabe, besonders in ihrer Einschränkung auf sogenannte Erstausgaben, noch ein anderes Bedenken, an das er sich fast niemals zu erinnern pflegt. Die Reihe der Originalausgaben von Meisterwerken des Weltschrifttums beginnt notwendigerweise erst mit den Schriften solcher Autoren, die ihre Werke drucken lassen konnten, sie hat weiterhin zur Voraussetzung, daß die Autoren die Drucklegung ihrer Werke so durchführen lassen konnten und auch durchgeführt haben, wie sie es selbst wünschten. Dabei wird dann weiterhin noch als selbstverständlich angenommen, daß für den Genießer der Originalausgabe Sprachschwierigkeiten nicht vorhanden sind. Mit anderen Worten: die Originalausgabe als ein Bibliophilenprinzip, die feste Regel, der Erstdruck oder selbst der berechtigte Erstdruck eines Werkes sei allein der Beachtung des gebildeten Büchersammlers würdig, ist nicht zu verteidigen. Wer den Horaz in seiner originalen Form lesen will, muß zur antiken Buchrolle, nicht zur Editio princeps greifen, wer die Originalausgaben mancher Werke Tolstois haben möchte, darf nicht zu den unter des Dichters Augen in seinem Vaterlande gedruckten Ausgaben greifen, sondern muß sich die fern von der russischen Zensur in England für ihn von anderen besorgten Ausgaben anschaffen. Von einigen klassischen chinesischen Schriften sind die einst vorhanden gewesenen Originaldrucke gänzlich verschollen. Bismarcks und Wagners Lebenserinnerungen bleiben in ihren Erstdrucken wohl fast allen Büchersammlern unerreichbar. Allein diese wenigen willkürlichen Beispiele erweisen, daß der Begriff der Originalausgabe, wie er heutzutage allgemeine Anwendung findet, zu den meist mißverstandenen des bibliographischen Schematismus gehört und den Bibliophilen nicht im Doppelsinn so teuer sein sollte, wie er es noch immer ist. Die Bestrebungen allerdings, Gedanken und Gefühle, die zur allzufest gewordenen Formung dieses Begriffes geführt haben, bleiben auch weiterhin berechtigt und notwendig. Nur sollten sie dahin führen, daß sie für die Buchgeschichte eines jeden solcher Aufmerksamkeit werten Werkes die in diesem Zusammenhange besten Ausgaben als die eigentlichen Originalausgaben feststellen. Dergleichen Untersuchungen sind häufig nicht leicht, häufig auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit für ihre Behauptungen nicht durchzuführen. Aber sie müssen angestellt werden (und sind erfreulicherweise für manche Bücher und Büchergruppen schon unternommen worden), wenn überhaupt die bibliographische Betrachtungsweise eines Buches, die bibliographische Mikrologie der Bibliophilen, einen erkennbaren Sinn haben soll. Das leere Spiel der Redensarten von der allerersten und ersten Ausgabe mit den besondren Kennzeichen und ohne diese, dem man immerhin gelegentlich in den Antiquariats- und Auktionskatalogen begegnet, verwechselt zunächst die Mittel zum Zweck mit dem Zweck selbst, wofern es überhaupt diesen Zweck kennt. Nicht darauf kommt es schließlich an, daß ein Buch überhaupt zuerst gedruckt worden ist, sondern darauf, daß dieser Druck für die Verkörperung des von ihm getragenen Werkes eine Bedeutung hat außer der, seine erste Druckvervielfältigung zu sein. Vielleicht wäre es angenehm und nützlich, wenn bei den Beschreibungen der Originalausgaben ausführlicher auch des Zusammenhanges zwischen Buch und Werkgeschichte gedacht werden würde, damit dargelegt wäre, warum die beschriebene Ausgabe aus ihren bibliographischen Merkmalen ihren bibliophilen Wert gewinnt. Eduard Grisebach hat für den Plan seines „Kataloges eines

Digitized by Google

Bibliophilen" (und seines „Weltlitteratur-Kataloges") daran gedacht, die Hauptwerke des Weltschrifttums in ihren besten und, soweit das dann möglich war, in ihren Urausgaben zu vereinen. Doch bei der Ausführung dieses Planes ist er leider ohne die notwendige bibliographische Kritik und Methode verfahren, so daß er auch da nicht selten unrichtige Angaben macht, wo genauere Vorarbeiten vorhanden waren. Aber der literarhistorische Grundgedanke seines Kataloges, die echten Originalausgaben als edelsten Sammlerbesitz zu erweisen, sollte niemals die Anerkennung der Büchersammler verlieren. Dann werden die Bücherfreunde, weit entfernt von einem langweiligen und öden Originalausgaben-Fetischismus, in einer geläuterten Bücherverehrung das finden, was sie suchen, durch die Beschäftigung mit einem Buche sich ein Werk zu ihrem geistigen Eigentum zu machen, aus dem bibliographischen Studium der Genesis eines Werkes zu einer Ausgabe zu kommen, die, mag sie nun im Allgemeinsinne Originalausgabe sein oder nicht, deshalb ihrem Besitzer zum allerpersönlichsten Eigentum wird, weil die in ihr vorhandenen Beziehungen den Bücherfreund am besten mit einem Werk und seinem Urheber verbinden,

G. A. E. B.

Ein englisches Urteil über deutsche kunstwissenschaftliche Publikationen und ihre Zukunft nach dem Kriege. Unter diesem Titel bringt die „Kunstchronik" einen Aufsatz, den wir auch unseren Lesern zugänglich machen müssen, weil er gerade für sie besonders wertvoll erscheint. Er lautet:

Im Augusthefte des „Burlington Magazine", in dem nach wie vor Neuerscheinungen des deutschen Büchermarktes, sofern sie nach England gelangen, besprochen werden, findet sich ein für die englische Auffassung sehr charakteristischer Artikel aus der Feder von Sir Martin Conway, ein wahres Schulbeispiel dafür, mit welchen Scheuklappen leider selbst freundlich gesinnte, unterrichtete Engländer „unentwegt" die deutsche Welt betrachten.

Das Werk, das Conway zu seinen Betrachtungen über die Verdienste der deutschen kunstwissenschaftlichen Literatur und — die Gleichgültigkeit des englischen Publikums ihr gegenüber Anlaß gibt, ist der erste Band des Monumentalwerkes über „ Bayerische Kirchenschätze", das E. Bassermann-Jordan bei Bruckmann in München herausgibt. Die beachtenswerten Ausführungen Conways mögen hier unverkürzt folgen: „Dieser dickleibige Band sollte den ersten einer Folge bilden, die alle bayerischen Kirchenschätze umfassen sollte. Er wird wahrscheinlich für viele Jahre der einzige bleiben. Der Krieg zerstört nicht nur zahllose unvergleichliche Kunstwerke, sondern hindert andere am Entstehen. In den letzten Jahren war die Welt hauptsächlich deutschen Verlegern zu Danke verpflichtet für eine Menge wertvoller und gut ausgeführter Veröffentlichungen, die Reproduktionen von Werken alter Kunst jeder Gattung enthielten. Solche Bücher konnten nur in Deutschland erscheinen, weil nur da die Nachfrage groß genug war, den Umfang einer Auflage zu absorbieren. Dies ist nicht nur dem Interesse zuzuschreiben, das das deutsche Publikum der Kunstgeschichte entgegenbrachte, sondern noch mehr der eigentümlichen Zusammensetzung des deutschen Reiches. Die zahlreichen Residenz- und Universitätsstädte in seinen größeren und kleineren Staaten, jede mit einer Bibliothek, die große Leistungsfähigkeit erstrebte, und jede ein sicherer Käufer eines solchen Werkes, ermöglichen solche Veröffentlichungen, weil auf jeden Fall die Abnahme von einer genügenden Anzahl von Exemplaren, die die Herstellungskosten deckte, verbürgt war. Die englisch sprechende Welt gewährt keinen solchen Markt. Wir haben zahllose städtische und andere öffentliche oder halb öffentliche Bibliotheken, aber wer von uns jemals in dem Verwaltungsausschuß einer solchen gesessen hat, weiß, wie aussichtslos es ist, für kostbare illustrierte kunstgeschichtliche Werke Geld bewilligt zu bekommen, besonders wenn dieselben in einer fremden Sprache abgefaßt sind. Diese Bibliotheken sorgen für die Bedürfnisse eines Lesepublikums von geringer Bildung (low education), und solange dies der Fall ist, werden die Bibliotheken, die man anhäuft, niemals wirklich monumentale Werke der Wissenschaft von einem notwendig kostspieligen Charakter enthalten. Daher kam es, daß der Absatz der großen deutschen Ausgaben von Reproduktionen alter Kunst in England und Amerika immer so klein gewesen ist. Natürlich unterbricht der Krieg nicht nur den Strom derartiger Veröffentlichungen in Deutschland, sondern muß auch für Jahre und wahrscheinlich für Jahrzehnte die Geldquellen verstopfen. Die großen Unternehmungen, die schon begonnen sind, werden kaum wieder aufgenommen werden, wenn der Friede zurückkehrt, falls nicht, was Gott verhüten möge — unsere Feinde siegreich sein sollten. Die großen Publikationen sämtlicher Zeichnungen Raffaels und Holbeins zum Beispiel — Ausgaben, die jede, wenn abgeschlossen, 50 Pfund Sterling kosten müßten — werden voraussichtlich auf dem Punkt stehen bleiben, den sie vor Beginn des Krieges erreicht hatten. Auch die Sammlung karolingischer Elfenbeinarbeiten, wovon ein Band erschienen ist, wird in gleicher Weise betroffen werden, und so viele andere ebenfalls, die zu zahlreich sind, als daß man sie aufzählen könnte. Deutschland hat die Arbeit auf natur- und geisteswissenschaftlichem Gebiete, die es so befähigt war, für die Welt im allgemeinen zu verrichten, aufgegeben in dem eitlen Bestreben, die Weltherrschaft zu erlangen, und mit dem Scheitern dieses Versuches werden all seine heilsamen (salutary) Tätigkeiten in gleicher Weise, wenigstens für ein Menschenalter, vernichtet sein. Wenn wir nur hoffen könnten, daß die englischen Publikationen dieser Art an ihre Stelle treten und die Lücke ausfüllen könnten, würden wir es nicht so bedauern, aber unser englisches Publikum kümmert sich wenig um die Dinge, die den Lesern dieser Zeitschrift am Herzen liegen, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß sich ein Interesse, das in den weichlichen Tagen des Friedens und des Glückes spärlich blühte, nach der Leidenschaft des Krieges kräftiger entwickeln wird. Der vorliegende Band muß deshalb als die Probe eines großen Unternehmens betrachtet werden, das zum Untergang verdammt ist. Es ist das Denkmal einer Periode, die ebenso tot und vergangen

Digitized by Google

ist, wie die Feudalzeit. Wir dürfen sogleich sagen, daß es ein würdiges Denkmal jener Periode ist, ein vollendetes Werk friedlichen Gelehrtenfleißes, der zwar bibergleich war und der Bewunderung, des Glaubens und der Liebe entbehrte (jener Ruskinschen Dreiheit), der aber gewissenhaft, sorgfältig und so umfassend wie möglich war. Der Verfasser ist kein Kunstrichter, kein leidenschaftlicher Liebhaber der Kunst; er bearbeitet jeden Gegenstand, um das Tatsächliche festzustellen, wie ein Entomologe sich mit einem Käfer beschäftigt. Er bestimmt die Zeit, den Ort und die näheren Umstände, gruppiert das Objekt zu verwandten Erscheinungen, sondert es von denen ab, mit denen es nichts zu tun hat und zählt alle ermittelbaren Tatsachen in knapper Form auf. Beziehungen werden geduldig verfolgt, und ein grenzenloser Fleiß offenbart sich auf jeder Seite." Nach einigen Bemerkungen über die Anordnung der Illustrationen im Text, die der Rezensent unpraktisch findet, was hier aber ohne Interesse ist, schließt Conway seine Besprechung mit folgender Anpreisung: „Alles in allem, das Buch gehört zu jenen, die in jeder Kunstbibliothek vorhanden sein müßten, aber da jetzt niemand ein Exemplar aus Deutschland beziehen kann, ohne in verräterischer Weise mit dem Feinde Handel zu treiben, werden sich verspätete Abnehmer ohne dasselbe behelfen müssen, solange der Krieg dauert."

Ach, ach, wir törichten Deutschen, die wir so befähigt waren, „geisteswissenschaftliche Arbeit für die Welt im allgemeinen" zu verrichten und diese, auch von Sir Martin Conway wohlwollend gebilligte Tätigkeit nun durch das „eitle Bestreben, die Weltherrschaft zu erlangen, für wenigstens ein Menschenalter vernichtet" haben —!

So sei denn, in der Hoffnung, daß, so wie uns jener Aufsatz des „Burlington Magazine" nicht entgangen ist, auch diese Zeilen den Herren drüben zu Gesicht kommen mögen, ihnen folgendes mitgeteilt: Das „zum Untergang verdammte Unternehmen" über die „Bayerischen Kirchenschätze" schreitet ohne Stockung fort. Professor Bassermann-Jordan beschäftigt sich jetzt mit der Drucklegung des zweiten Bandes und den Vorarbeiten für spätere Bände.

Auch die Unternehmungen des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft sind nicht ein für allemal tot und erledigt; die angefangenen Arbeiten nehmen ihren ruhigen Fortgang, und gerade für eine wichtige neue Veröffentlichung, nämlich „Die Deutschen Kaiser-Pfalzen" ist letzter Tage das umfangreiche Material zum ersten Bande vom Herausgeber dem Verleger übergeben worden, so daß die Drucklegung nächstens beginnen wird. Bekanntlich läßt sich ja auch unser großes Künstlerlexikon durch den Krieg nicht stören; mit ruhiger Sicherheit ist der elfte Band während des Krieges ausgegeben worden und der zwölfte derzeit unter der Presse.

Wohingegen es auf dem französischen Büchermarkte sehr böse auszusehen scheint: Nach den sicheren Nachrichten, die wir fortlaufend über den Inhalt der „Bibliographie de la France" erhalten, erscheint seit Kriegsausbruch ernsthafte, gewichtige Literatur in Frankreich nur noch spärlich; daß die „Gazette des Beaux Arts" ihr Erscheinen schon seit einem Jahre unterbrochen hat, wissen unsere Leser ja bereits. Auf dem englischen Büchermarkte werden die Veränderungen verhältnismäßig weniger stark sein, weil, wie Conway uns ja selbst hier bestätigt, schon im Frieden die englische Produktion an bedeutenden wissenschaftlichen Unternehmungen gering war, sogar die größeren Werke oft nur durch Mithilfe von amerikanischen Verlegern zustande zu kommen pflegten.

Wenn ein kluger und uns vor dem Kriege als deutschfreundlich bekannter Mann wie Sir Martin Conway sich so wenig Mühe gibt, von den Dingen jenseits des Kanals klare Vorstellungen zu haben, gleichzeitig aber in seiner eigenen Heimat, die er doch sicher gut kennt, solche Lücken findet, so dürfen wir es getrost abwarten, in welchem Lande das wissenschaftliche Geistesleben bald als eine Periode bezeichnet werden muß, „die ebenso tot und vergangen ist, wie die Feudalzeit".

Bürger-Miszellen. I. Bürger in Gespräch und Vortrag. — A. W. v. Schlegel (vgl. J. Minor, „Friedr. Schlegel", Bd. 2. Wien 1882, S. 222) hat uns folgendes über Bürger überliefert: „Wenn Bürgern ein neues Buch von der Art vorkam, die einen weder warm noch kalt macht, so pflegte er zu sagen: es verdiene in der Bibliothek der schönen Wissenschaften gepriesen zu werden." — H. Döring („Bürgers Leben". Berlin 1826, S. 193 Anmerkung) macht folgende interessante Bemerkung: „Selten entging *Bürgern* irgend eine schöne poetische Stelle, selbst aus Büchern, die er im ganzen nicht achtete, wußte er dergleichen geduldig aufzulesen und sich anzueignen. So pflegte er öfters aus *Alxingers* „Doolin von Mainz" mit inniger Rührung die Stanzen zu rezitieren, worin der Eindruck beschrieben wird, den der Tod des Einsiedlers auf des Waldes Umgebung macht; und bloß ihretwegen gedachte er jenes Gedichtes mit Freundlichkeit." — Die 1. Auflage, die Bürger besessen haben muß, erschien 1787; gemeint ist die Strophe 28 im ersten Gesang die lautet:

„Der Graf, der schon kein Jägerherz mehr hat,
Beweinet auch das Tier, und beider Toten Reste
Verscharret er in eine Ruhestatt.
Die Nachtigall klagt durch das Laub der Äste,
Der Nußbaum streuet in das Grab,
Statt eines Leichentuchs, sein breites Blatt hinab,
Der Wind weht schaurig, und auf den glatten Kieseln
Beginnt der Bach ein Trauerlied zu rieseln."

E. Ebstein.

Katalogblüte.

Bücherei aus dem Nachlaß des Herrn Justizrat Erich Sello-Berlin. Versteigerung: Dienstag den 26. Oktober 1915 und folgende Tage. Rudolph Lepkes Kunstauktionshaus, Berlin W. Nr. 1045: Fr. A. Lange, Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Iserlohn 1882, und Der Materialist oder praktische Anleitung, diesen Handelszweig mit Vorteil zu betreiben. Crimmitschau 1847. Titel schmutzig und ausgebessert. G. A. E. B.

Digitized by Google

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Basler Buch- und Antiquariatshandlung vorm. Adolf Geering in *Basel.* Nr. 225. Neueste Erwerbungen. 2179 Nrn.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 635. Nationalökonomie. Teil I, Zweite Abteilung. Nr. 1694–5475.

Oskar Gerschel in *Stuttgart.* Der Bücherkasten Nr. 2–4. Nr. 882–3244.

Paul Graupe in *Berlin W 35.* Nr. 77. Moderne Bücher und Exlibris. 619 Nrn.

Wilhelm Heims in *Leipzig.* Nr. 27. Geschichte — Kultur — Kunst — Sitte — Sprache — Volksdichtung — Ältere deutsche Literatur. 482 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 439. Rußland — Polen — Österreich-Ungarn — Die Türkei und die Balkanländer mit vielen Seltenheiten, darunter ein Portulan-Atlas von Battista Agnese (Venedig, 8. Aug. 1559, Preis 90000 M.), 2404 Nrn.

Karl Ernst Henrici in *Berlin W 35.* Nr. 20. Ansichten — Trachtenbilder — Historische Szenen. 523 Nrn.

Wilh. Jacobsohn & Co. in *Breslau V.* Nr. 257. Vermischtes.

Jürgensen & Becker in *Hamburg 36.* Vermischtes — Bilder — Karten und Pläne — Hamburgensien. 2323 Nrn.

S. Kende in *Wien I.* Kunst-Katalog Nr. 36. Ansichten — Porträts — Militaria, 358 Nrn.

List & Francke in *Leipzig.* Nr. 455. Musikliteratur — Musikalien — Theater. 2776 Nrn.

Alfred Lorentz in *Leipzig.* Nr. 235. Vermischtes. 3594 Nrn. — Anzeiger Nr. 93. 1331 Nrn.

Franz Malota in *Wien IV.* Nr. 93. Vermischtes. 1717 Nrn.

Edmund Meyer in *Berlin W 35.* Nr. 37. Geschichte. 1504 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 129. Deutsche Literatur und Verwandtes — Studentica. 502 Nrn.

Oskar Röder in *Leipzig.* Neueste Erwerbungen. Nr. 4. Moderne Literatur — Kunst — Musik. 406 Nrn.

Antiquar.-Verzeichnis I: Schöne Bücher, Luxusdrucke versendet unberechnet **A. Hoennicke, Charlottenburg,** Pascalstraße 16 II.

Akademische Auskunftstelle Göttingen

(Bezirk Niederdeutschland)

ersucht um Überlassung aller

amtlichen Drucksachen

von Universitäten, Technischen Hochschulen und allen sonstigen Bildungsanstalten.

Göttingen, Postfach 27.

Soeben erschien:

Bernd Isemann

Der Musikantenstrauch

Märchenerzählungen

Mit acht ganzseitigen Bildern von

Max Schwerdtfeger

In Halbpergament gebunden Mark 5.—

20 Exemplare wurden auf holländisch Bütten abgezogen, die Bilder auf kaiserlich Japan. Nr. 1–8, denen je eine Originalzeichnung von Max Schwerdtfeger beigefügt ist, sind mit der Hand in Pergament gebunden. M. 75.— das Exemplar. Nr. 9–20 sind in Pergament gebunden M. 25.— das Exemplar. Der Pergament-Einband ist mit einer vom Künstler handkolorierten Vignette versehen.

Literarische Anstalt Rütten & Loening

Frankfurt a. M.

KARL ERNST HENRICI

BERLIN W. 35

Soeben erschienen:

Lagerkatalog 20:

Städteansichten, Historische Szenen usw.

Demnächst erscheint:

Lagerkatalog 21:

Historische Bildnisse

Dem vorliegenden Hefte der „Zeitschrift für Bücherfreunde" ist der

Weihnachtsprospekt

der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf.

in Stuttgart

beigegeben.

Digitized by Google

H. HAESSEL VERLAG LEIPZIG

Soeben ist erschienen:

COMEDIA
von
zweien jungen Eheleuten
gestellt durch
Tobiam Stimmer von Schaffhausen, Maler
ANNO 1580,
den 22. Dezember
Nunmehr von neuem auf die Bahn gebracht
durch
Georg Witkowski

Leipzig 1915,
verlegts H. Haessel

Mark 1.20

Jakob Baechtold urteilte: „Das ganze Motiv, mit wahrer Komik behandelt, ist für jene Zeit so gut wie neu, die Durchführung ungewöhnlich gewandt. Wäre die Diktion graziöser, möchte man fast sagen, das Stimmersche Lustspiel trage etwas Shakespearisches an sich. Aber auch so halte ich es für die beste Komödie des Jahrhunderts."

Das „Berliner Tageblatt" schreibt: „Comedia von zweien jungen Eheleuten, wie sie sich in fürfallender Reis' beiderseits verhalten". Verfasser ist der Maler Tobias Stimmer aus Schaffhausen (1539—1584), ein Freund Fischarts und Nachahmer Holbeins. Sein „nüw schimpff spil" hat Georg Witkowski „nunmehr von neuem auf die Bahn gebracht" (Leipzig, H. Haessel). Das altertümelnde Büchelchen bringt auch die zum Stück gehörigen reizenden Zeichnungen Stimmers. Es treten acht Personen auf: der Schalksnarr, der Prolog und Epilog spricht, dann das Ehepaar Honoratus Hospes und Amorosa, die Magd Ancilla, ein Bote Currius, ein Kaufmann Mercurius, ein Bauer Gorgus. Bei der offenkundigen Deutsamkeit dieser Namen fällt es auf, daß der scheinheilig-lüsterne Pfarrer, der den Ehefrieden stört, Herr Hans heißt. Die Strafen für begangene Missetaten sind für Hans wie für Amorosa Prügel.

Ernsthaften Sammlern
sende ich meinen
Katalog Moderne Graphik
unberechnet
E. A. SEEMANN, VERLAG IN LEIPZIG

Digitized by Google

Menzels hundertster Geburtstag

8. Dezember 1915.

Im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig erschien:

DAS KINDERALBUM

VON ADOLPH VON MENZEL

25 Gouachen und Aquarelle in der Königlichen Nationalgalerie zu Berlin

Faksimile-Ausgabe in der genauen Größe und Farbe der Originale in Farbenlichtdruck. Dreihundert numerierte Exemplare in Groß-Folio, Ganz-Pergament-Mappe 250 Mark

„Die Reproduktionen wirken so überzeugend und lebendig, daß man sich eine Steigerung beim Original kaum vorzustellen vermag. So könnte man die fünfundzwanzig Blätter der Reihe nach hernehmen und würde bei jedem etwas zu bewundern finden." (Neue Freie Presse, Wien)

„Wer diese Blätter in ihrer hohen Kunst betrachtet, ein königliches Spiel mit der Natur, leicht aber treffsicher in der Beobachtung hingeworfen, farbenleuchtend, anmutig und zwanglos aufgebaut, der erkennt mit zwingender Gewalt, daß dieses Kinderbuch ein Juwel ist der deutschen Kunst . . ." (Kölnische Zeitung)

„Wer diese Blätter ansieht, wird gegen die schiefen Urteile über Menzel, die verbreitet sind, von früher und von heute, immun sein. Und er wird vergnüglich durch Wald und Feld und den Zoo wandern und tausend Dinge schärfer, feiner, künstlerischer sehen als in der Wirklichkeit, und doch in eine sichere Form gefaßt. Die Wiedergaben in Lichtdruck, bei Frisch ausgeführt, sind das Beste, was man überhaupt machen kann." (Berliner Tageblatt)

„Einen Triumph der Technik stellt das Album dar, und wird man einst eine Geschichte der Reproduktionskunst schreiben, so gebührt diesem Werke in der Darstellung der Entwicklung ein Ehrenplatz." (Kölnische Volkszeitung)

„Das Werk eines der größten deutschen Talente und eines Meisters, dessen Fülle immer aufs neue staunen macht." (Der Tag, Berlin)

„Die Gesamterscheinung des Werkes dürfte an Vornehmheit kaum zu übertreffen sein." (Zeitschrift für Bücherfreunde)

„Unter diesen Bildern sind vielleicht die künstlerisch wie technisch vollkommensten Aquarelle, die Menzel überhaupt geschaffen. Das will Einiges heißen! — Von den Reproduktionen kann man nur das eine sagen, daß sie die Originale absolut täuschend nachbilden. Man sieht alle Feinheiten und pikanten Zufälligkeiten der Wasserfarbenmalerei unverändert wieder, glaubt die Deckfarbe von einem Aquarell zu unterscheiden, kurz, man kann an den Nachbildungen jene Freude genießen, welche die Originale schenken." (Münchener Neueste Nachrichten)

Ein köstlicher Besitz für jeden Bücher- und Kunstfreund

Digitized by Google

Deutsche Künstler
des 19. Jahrhunderts

Handzeichnungen – Kupferstiche
Holzschnitte – – Lithographien

Ludwig Richter * Ad. Menzel

Illustrierte Bücher
Moderne Graphik

Katalog 272

Versendung erfolgt portofrei durch

v. Zahn & Jaensch/Antiquariat
DRESDEN-A., WAISENHAUSSTR. 10

HEINRICH HEINE
DEUTSCHLAND

Ein Wintermärchen

Faksimile-Steindruck
nach der Handschrift des Dichters nebst vier Blättern des Brouillons aus dem Nachlasse der Kaiserin Elisabeth von Österreich

Mit einem Nachwort herausgegeben von
Prof. Dr. Friedrich Hirth-Wien

Quart-Band in Halbpergam. mit Pergamentschließen
Auflage: 600 numerierte Exemplare
Preis: 25 Mark

FELIX LEHMANN, VERLAG
BERLIN-CHARLOTTENBURG, Kantstr. 6

Die Karikatur im Weltkriege

von

Ernst Schulz-Besser

Ein stattlicher Band in handlichem Oktav, mit 115, zum Teil farbigen Abbildungen der vorzüglichsten Spottbilder, die in Deutschland, Österreich, England, Frankreich, Rußland, Skandinavien, Amerika, Holland, Italien, Spanien, Japan und der Türkei über den Weltkrieg erschienen sind

Mit farbigem Umschlagbild von Erich Gruner

Preis M. 1.80

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig

Digitized by Google

E. A. ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATALOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTENWERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNGFEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNSTLER · ÜBERNIMMT AUFTRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDERARBEIT IN JEDER TECHNIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

Dem vorliegenden Heft der „Zeitschrift für Bücherfreunde" sind eine Reihe von Prospekten größerer Verlagsbuchhandlungen beigegeben.

Das **Bibliographische Institut in Leipzig und Wien** zeigt die neue und vermehrte Auflage von Karl Woermanns berühmter „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker" an, von der uns der erste Band, vorzüglich ausgestattet, bereits vorliegt (vergleiche oben Spalte 431). Der Preis für das vollständige, in sechs Leinenbänden erscheinende Werk wird etwa 75 Mark betragen.

Der **Insel-Verlag in Leipzig** kündigt eine größere Reihe von Veröffentlichungen an, die besonders als Weihnachtsgeschenke außerordentlich geeignet sind. Wer Näheres über die Ausgaben des genannten Verlages erfahren will, schaffe sich den Insel-Almanach auf das Jahr 1916 für 50 Pfennige an.

Der Verlag **Hermann A. Wiechmann in München** beschreibt seine Weihnachtsbücher 1915, darunter die Werke von Max Jungnickel; über diesen Dichter haben bereits angesehene Tageszeitungen, wie die „Frankfurter Zeitung" und das „Berliner Tageblatt", längere Würdigungen veröffentlicht. Die Heimatbücher des Verlages möchten wir unsern Lesern besonders zur Anschaffung empfehlen.

Der Verlag von **Reimar Hobbing in Berlin SW. 61** gibt einen Prospekt bei, der sich mit Friedrich dem Großen beschäftigt. Die erste große deutsche Ausgabe der „Werke König Friedrichs des Großen" sowie der „Briefe König Friedrichs des Großen", von den besten Übersetzern bearbeitet, in der Reichsdruckerei gedruckt und mit Bildern von A. v. Menzel versehen, wird angeboten. Aber auch eine Volksausgabe unter dem Titel „Ausgewählte Werke König Friedrichs des Großen".

Der Verlag von **Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) in Berlin W. 35** zeigt die von Hans von Müller herausgegebenen Tagebücher E. T. A. Hoffmanns an, die das Wesen und Leben des großen Romantikers unmittelbar aus den Primärquellen zeigen. Wir brauchen unsere Bibliophilen nicht erst noch besonders auf diese bedeutende Veröffentlichung hinzuweisen.

E. A. Seemann in Leipzig ist der Verleger des nach der großen Winterschlacht von Professor Hugo Vogel gemalten Bildes des Generalfeldmarschalls von Hindenburg. Wir besitzen kein machtvolleres Bildnis des großen Heerführers als dieses, das er selber besonders hoch schätzt. Alles Nähere sagt der beigegebene Prospekt.

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

VII. Jahrgang | Januar 1916 | Heft 10

Römischer Brief.

Der von mir an dieser Stelle mehrfach berührte Streit um die deutschen Ausgaben griechischer und römischer Klassiker an den italienischen Schulen geht in Italien ungeschwächt weiter. Das darf nicht wundernehmen, ist er doch nur ein kleiner Bruchteil jenes großen Feldzuges gegen alles Deutsche, den die italienischen Nationalisten mit Ausbruch des europäischen Krieges in wildester Form entfacht haben. Die eigentümlichen inneren Verhältnisse in Italien haben es mit sich gebracht, daß es dem sozialdemokratischen „*Avanti*" vorbehalten blieb, in dieser Zeit häufig der Ansicht von Millionen von Italienern Ausdruck zu geben, die politisch mit der sozialdemokratischen Partei und ihren Ideen nicht das geringste gemein haben. So hat kürzlich *Giovanni Zibordi* in den Spalten des „Avanti" in ebenso kluger wie scharfer Weise zu der heute in Italien geradezu fanatischen Verfolgung alles Deutschen Stellung genommen. Der Anlaß dazu war ein ganz besonderer: Die Genueser Zeitung „Secolo XIX" berichtete aus Spezia, daß dàs dort für eine Gedenktafel für Richard Wagner gesammelte Geld dem Roten Kreuz überwiesen worden sei, und knüpfte daran einen Kommentar, der in dem Satz ausklingt: In Italien ist jetzt und auf lange Zeit hinaus kein Platz mehr für „Deutschmeierei". Hier setzt Giovanni Zibordi zu seinem sarkastischen Leitartikel gegen die Eiferer, deren Haß auch vor den höchsten geistigen Gütern des Gegners nicht haltmacht, ein: „Die Kunst Richard Wagners eine Deutschmeierei! Sehen denn diese Leute nicht, daß sie auf diese Weise die Kunst Italiens selbst entehren und sich auf die niedrige Stufe jener stellen, welche in brutaler und zweckloser Weise alte Meisterwerke zerstören? Nur so fort, und man wird bald dahin kommen, die Poesie Goethes und Heines, oder die Philosophie Kants als „Deutschmeiereien" zu bezeichnen. Der Kreuzzug gegen die Ausgaben der griechischen und römischen Klassiker, die von den deutschen Philologen mit der größten Sorgfalt besorgt worden sind, ist bereits eröffnet. Ist denn vielleicht Genauigkeit eines Textes auch eine politische Überzeugung! Dabei gibt man sich den Anschein, als ziehe man weniger gute italienische Ausgaben den Leipziger Texten vor, ohne sich darüber klar zu werden, daß der einzig mögliche und verständige Weg zur Emanzipation von allem Fremden der ist, selbst ebenso Gutes oder gar Besseres zu schaffen, und ohne einzusehen, welche Armut und Beschränktheit sich in diesem Verquicken von Kunst und Wissenschaft mit den schwankenden Leidenschaften des Tages offenbart. Ich weiß, daß man mich wegen dieses Protestes im Namen der Würde unserer Kultur als einen Germanophilen brandmarken wird, aber das kümmert mich wenig, im Gegenteil fühle ich mich dadurch geehrt. Die angebliche Deutschfreundlichkeit der Sozialisten, die an sich eine unvernünftige Legende ist, muß doch einen richtigen Kern haben, denn sie zeigt, daß die, welche sie verbreiten und sich brüsten, rechte und reine Italiener zu sein, weder hierzu die Fähigkeit haben, noch dazu, italienische Internationalisten zu sein, wie wir es sind. Sie beweist nur, daß sie an andere Nationen gekettet sind und nicht begreifen, daß es Menschen geben kann, die gleichzeitig Italien und die Menschheit vor Augen haben. Daher muß man notgedrungen, wenn man nicht fanatischer Franzosenfreund ist, österreich- oder deutschfreundlich sein, kurz Diener von irgend jemandem, denn für Menschen der Art ist die Livree ein leibliches Bedürfnis. Die interventionistische Mode verlangt heute, daß man in den Teller spucke, aus welchem man aus Indolenz, Kriecherei oder Pose lange Zeit gegessen hat. Die deutsche Kultur, die deutsche Kunst, die deutsche Disziplin, kurz alles, was so vielen von uns ein für das bettelhafte Italien blindlings nachzuahmendes und besser oder schlechter zu kopierendes Vorbild erschien, wird nun in einem Bündel auf den Misthaufen geworfen. So verlangt es die herrschende Unsitte, und die Orgeldreher der Politik und der Presse, die ihr Instrument nach dem Winde, der gerade weht, stellen und die Melodie aufspielen, die der Galerie gefällt, schimpfen auf Deutschland los. Sie werfen ihm seinen Imperialismus vor, während sie selbst dabei sind, den lächerlichen Nationalismus von Pygmäen, die Riesen sein möchten, aufzurichten. Denn wenn im August 1914 — wie nicht wenige der heutigen Deutschenfresser offen verlangten, oder im geheimen hofften — Italien mit den Zentralmächten marschiert wäre, hätten jene Drehorgelspieler gleichmütig ihr Geklimper gegen die gewalttätige Kultur und die aufgeblasene künstlerische Hegemonie Frankreichs losgelassen, die Italien ebenfalls knechtisch kopierte, feige duldete und zwar mit nicht geringerem Schaden, als dem, den uns die massiven deutschen Vorbilder verursacht haben. Kultur und Kunst müssen, wenn sie Aufrichtigkeit und Eigenart

Digitized by Google

zeigen wollen, in ihren Ursprüngen national sein, international hingegen um zu wachsen und in ihrem Verständnis und in ihrer Entwicklung Gemeingut zu werden." — So erstaunlich es ist, daß die italienische Zensur diese ungewöhnlich scharfen Ausführungen zugelassen hat, so sicher ist es, daß sie die Ansicht von Millionen von Italienern gerade aus den gebildeten Kreisen widerspiegeln, denen es in dieser Zeit an Mut oder Gelegenheit gebricht, ihr Ausdruck zu geben.

Die Zeitung Il „*Corriere del Mattino*" in Mailand brachte kürzlich einen kleinen Aufsatz über geographische Kenntnisse und Kartographie in Italien. Nachdem der Verfasser auf die sauberen und genauen, in Deutschland hergestellten Landkarten anerkennend hingewiesen hat, bemerkt er, daß indessen Kartographie und Erdkunde auch *Objektivität* erfordern, die freilich hier wie in zahllosen anderen Dingen nicht als eine „teutonische" Tugend erscheint und fährt fort: „Wenn wir zum Beispiel einen der bei Perthes in Gotha erscheinenden Atlanten von Stieler oder Berghaus zur Hand nehmen, die bei uns sehr verbreitet sind, haben wir bald einen schlagenden Beweis für diese Behauptung. Die Karte Nr. 13 der Ausgabe von 1897 (!) gibt eine Übersicht über die Verteilung der Sprachen und Dialekte in Italien. Mit größter Sorgfalt sind hier einige ganz unbedeutende deutsche Sprachinseln im westlichen Venezien scharf hervorgehoben, während die zahlreichen und viel bedeutenderen italienischen Ansiedlungen in Dalmatien nur schwer erkenntlich sind. Wer jene Karte prüft, ist geneigt zu glauben, daß die Italiener in Istrien nur eine kleine Minderzahl ausmachen und daß sie aus Dalmatien vollständig verschwunden sind; während in Wirklichkeit selbst aus der österreichischen Volkszählung, die uns schon so ungünstig wie möglich ist, hervorgeht, daß in Istrien ohne Triest 147000 Italiener leben und daß Dalmatien 18000 eingeborene Italiener zählt. Über die Zuverlässigkeit dieser Ergebnisse genügt es zu sagen, daß nach dem Urteil von ‚Kennern' Dalmatiens die Italiener dort nicht 18000, sondern gut 60000 zählen. Zum Beleg dafür sei an eine Anekdote erinnert: Ein Franzose, der vor einigen Jahren in Spalato war, erwiderte einem slawischen Bekannten, der behauptet hatte, daß in Dalmatien jetzt nur noch Slaven seien, da es keine Italiener mehr im Lande gebe: ‚Dann tut es mir leid, daraus schließen zu müssen, daß die dalmatinischen Slawen alle stumm sind, denn seitdem ich in Dalmatien bin, habe ich nur italienisch sprechen hören.' . . ."

Auf Grund der neusten Angaben haben die Sammlungen von Lesestoff für die italienischen Soldaten bis jetzt die Zahl von 170000 Bänden erreicht und zahlreiche weitere Gaben von Privatpersonen und Vereinen sind bereits angeboten. Interessant ist, daß die Vereinsdruckerei in Mailand eine eigens zur geschenkweisen Verteilung an die Soldatenbibliotheken bestimmte Ausgabe von Manzonis „*Promessi Sposi*" vorbereitet, die eine Auflage von fünfhundert Exemplaren haben soll, und nicht in den Handel kommen wird. Der bekannte Verleger Laterza in Bari hat eine stattliche Zahl von Bänden seiner eigenen Verlagswerke zur Verfügung gestellt und andere Verleger sind seinem Beispiel gefolgt. Bei der Verteilung des Lesestoffs ist in ausgiebigem Maße auch an die Angehörigen der Marine gedacht. Sämtliche Gaben — die Sammelstelle befindet sich bei der Biblioteca di Brera in Mailand — werden in ganz Italien umsonst befördert.

Wie deutsche und französische Verlagshäuser hat nun auch die italienische Verlagsgesellschaft „Dante Alighieri" kleine Wörterbücher für die italienischen Soldaten herausgegeben. Sie enthalten auf wenigen Seiten diejenigen Worte und Redewendungen mit Übersetzung und Aussprachebezeichnung, deren Kenntnis für den italienischen Soldaten beim Patrouillendienst und beim Aufenthalt in den irredentistischen Gebieten notwendig ist.

Über den Ursprung der Weiß-, Gelb- und anderfarbigen Bücher, wie sie in dieser Zeit vielfach den Parlamenten von den verschiedenen Regierungen vorgelegt werden, finden sich im „Giornale della Libreria" interessante Notizen. England war der erste Staat, der derartige diplomatische Bücher herausgegeben hat. Seit dem XVI. Jahrhundert gibt es dort sogenannte *Blau*bücher, die jedoch nicht nur eine Sammlung diplomatischer Aktenstücke sind; vielmehr wird alles, was den beiden Häusern im Auftrag des Königs mitzuteilen ist, darin vereinigt und mit einem blauen Umschlag versehen, der dem Buch den Namen gibt. Die Zahl der Blaubücher in einer Session beläuft sich so auf mehrere hundert. Diese Sammlungen betreffen sowohl die Ereignisse der inneren wie die der äußeren Politik. Die französische Republik hat Gelbbücher, die unter dem zweiten Kaiserreich entstanden. Im Jahre 1861 ordnete Napoleon III. in einer gewissen Nachahmung des englischen Brauches an, daß den gesetzgebenden Körperschaften eine Sammlung diplomatischer Dokumente übergeben werde, die einen gelben Umschlag hatte und daher den Namen *Gelb*buch erhielt. Ob die gelbe Farbe eine bestimmte Bedeutung hatte und warum sie gewählt wurde, ist nicht bekannt. Wenig später versprach Cavour auf Anregung des Abgeordneten Audinot, bei der Diskussion, die sich über die Ausrufung Roms zur italienischen Hauptstadt entsponnen hatte, dem Parlament eine Sammlung diplomatischer Akten vorzulegen. Er fügte jedoch gleich hinzu, daß man nicht erwarten solle, große Dinge daraus zu erfahren, da die Dokumente vertraulichen Charakters nicht veröffentlicht werden könnten. Cavour starb, bevor er sein Versprechen ausführen konnte. Später wurde in Italien der Brauch eingeführt, dem Parlament Sammlungen diplomatischer Akten zu unterbreiten; sie trugen einen grünen Umschlag und wurden daher *Grün*bücher genannt, das Grün wurde gewählt als eine der Farben der italienischen Flagge. In Österreich-Ungarn hat zuerst der Minister Beust den Delegationen derartige Aktensammlungen vorgelegt, die einen roten Umschlag erhielten, da diese Farbe sowohl im österreichischen wie im ungarischen Wappen wiederkehrt. Die entsprechende Einrichtung in Deutschland sind die *Weiß*bücher, in Rußland die *Orange*bücher.

Trotz des Krieges haben die Buchgewerbeschulen in Mailand und die Königliche Buchdruckerschule in Turin ihre Winterkurse unverändert eröffnet und kün-

Digitized by Google

digen beide umfangreiche Programme für ihre Besucher an; besonders die Königliche Buchdruckerschule in Turin weist einen sehr vielseitigen Lehrplan auf, der umfaßt: Handsatz, Maschinensatz auf verschiedenen Systemen, Buchdruck, Schriftgießerei, kunstgewerbliches Zeichnen, italienische und französische Sprache, Anfangsgründe des Lateinischen und Stenographie.

In der italienischen Presse wurde kürzlich ein Brief wieder abgedruckt, der sich mit merkwürdigen Petrarca-Reliquien beschäftigt und am 30. Juni 1874 aus Czerpowody in Polen an eine italienische Zeitschrift gerichtet wurde. Der Schreiber ist ein Doktor Stanislaus Krzyzanowski und der in leidlichem Italienisch abgefaßte Brief lautet: „Der Graf Stanislaus Dunin Borkowski, Kammerherr des Kaisers von Österreich, erzählt in seiner italienischen Reise, die er in den Jahren 1815 bis 1816 gemacht hat, daß ein Verehrer Petrarcas einige Jahre vorher aus dem Sarkophage in Arquà, wo der Dichter begraben liegt, dessen rechte Hand entwendet habe, ohne daß es gelungen sei, den Urheber dieses schwärmerischen Diebstahls zu ermitteln. Elisabeth, Fürstin Zsartoryska bewahrte im grünen Zimmer ihres Museums, dem sogenannten Gothischen Hause, in Putavy eine Anzahl Knochen von der Hand der Donna Laura und einen Teil vom Sarge Petrarcas, sowie kleine Stücke von Petrarcas Haus und ein Porträt des Dichters. Alle diese Gegenstände befinden sich jetzt im Palais Lambert in Paris, wohin sie im Jahre 1831 gebracht wurden." — Ob diese Angaben irgendwelchen Anspruch auf Authentizität machen dürfen, oder ob sie in das gleiche Gebiet zu verweisen sind wie die „Dante-Reliquien", die auch ab und an unter den abenteuerlichsten Umständen an den verschiedensten Enden der Welt auftauchen, ist ohne weiteres nicht festzustellen.

In Mailand hat am 21. November unter sehr reger Beteiligung von Senatoren, Abgeordneten und Behörden eine große Sitzung der Vereinigung zur Bekämpfung der Pornographie in Bild und Schrift stattgefunden. Unter den Anwesenden finden sich Namen von erstem Klang. Den Vorsitz führte Senator Greppi, Präsident des italienischen Schulvereins, der in seiner Eröffnungsrede besonders darauf hinwies, wie die Regierung sich dem Drängen der Gesellschaft gegenüber erst zögernd verhalten habe, wie sie aber jetzt laut dem Versprechen des Ministerpräsidenten Salandra entschlossen sei energisch vorzugehn. Luzzatti, der als Minister zuerst den Feldzug gegen die Pornographie ins Leben gerufen hatte, und der Präsident der Kammer, Marcora, hatten schriftlich ihr Einverständnis mit den Beratungen erklärt. Viele Vereinigungen mit ähnlichen Bestrebungen waren durch Abordnungen vertreten. Das Hauptreferat erstattete der Professor für internationales Recht an der Universität Pavia, *G. C. Buzzati*. Die Beratungen gipfelten in einem Appell an die Regierung, in Zukunft die vorhandenen Gesetze gegen Herstellung und Vertrieb pornographischer Bücher und Abbildungen wirksamer und rücksichtsloser zu handhaben.

Zu der gleichen Frage hat auch der Verein römischer Verleger in seiner Novembersitzung Stellung genommen und beschlossen, die Regierung zu ersuchen, mit allen Mitteln der Gesetze gegen pornographische Erzeugnisse jeder Art vorzugehen. In der gleichen Sitzung kam auch die unvermeidliche Frage der ausländischen Schulausgaben griechischer und römischer Klassiker zur Sprache. Ferner wurde ein Beschluß gefaßt, die Mitglieder des Vereins zu ersuchen, je ein Exemplar aller in ihrem Verlage erscheinenden Publikationen über den gegenwärtigen Krieg *umsonst* an das Nationalkomitee für die Geschichte der Erhebung Italiens zu geben, das diese Veröffentlichungen seinen früheren großen Sammlungen auf diesem Gebiete anreihen wird.

Zürich, den 1. Dezember 1915.

Ewald Rappaport.

Wiener Brief.

Der Weihnachtsmarkt hat dieses Jahr mit wenigen neuen Gaben seine Schaukästen geschmückt und wird sich mit dem hohen Markkurs abfinden. Das Wertvolle liegt doch im Hinterlande der Bücher, abseits von der Durchschnittsliteratur, und dort begeht der verwöhnte, unverbesserliche Bücherfreund sein Fest. Der wissenschaftliche kommt diesmal am besten davon mit *M. Hoernes' Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr.* Die Akademie der Wissenschaften ermöglichte diese zweite Auflage; sie ist bei *Anton Schroll & Co.* in Wien erschienen und erledigt einen alten Wunsch. Die erste Auflage von 1898 war völlig vergriffen und als einzige zusammenfassende Darstellung der vorgeschichtlichen Kunst Europas eifrig gesucht. Jetzt ist sie im einzelnen sehr bereichert und an nicht wenigen Stellen verändert. Hoernes vertritt auch in dem neugeschaffenen Buche die Ansicht, daß die geographisch gesonderten Gruppen der Menschheit *vollständig* die Stufen ihres prähistorischen Kulturlebens erstiegen und damit *„wirklich autochthone Kulturen"* gezeitigt haben, deren Grundlagen sich dem Forscher aus anthropologischen, psychologischen und auch historischen Ergebnissen klären, aber keine Beweise zur Abhängigkeit von fremden Kulturkreisen ergeben. Wie käme es sonst, daß die ältesten Anfänge zwischen den Golfen von Genua und Biskaya als Kunststätten auftauchen, hierauf der Bereich zwischen Pontus und der oberen Adria, bevor die Inseln des Ägäischen Meeres ihre Schätze dem Forscher verraten? Mit sehr bestimmten Worten erklärt Hoernes die Kunstgeschichte als *Teilgebiet der Kulturgeschichte* und läßt nicht — wie das von mancher Seite gefordert wurde — diese nur als Hilfswissenschaft für den Geschichtschreiber der Kunst gelten. Gegenüber der geo- und ethnographischen Richtung der Urgeschichte der Kunst stellt er die seine als die anthropologische hin. In nunmehr sieben Abschnitten geht er von der Prähistorie zum Jägertum des Westens, dann nach Mitteleuropa zu der geometrischen Kunst des Bauerntums und von hier in die klassischen Zeitalter der Metalle. Fast

Digitized by Google

anderthalb Tausend Abbildungen begleiten diesen langen Weg. Wer ihn verfolgt, wird viel sehen und erkennen.[1]

An die Urgeschichte knüpft die *neueste* mit den letzten Veröffentlichungen der *Gesellschaft für vervielfältigende Kunst*, dem künstlerisch Besten, was ich in diesem Briefe vorzubringen habe. Im 3. Heft ihrer Zeitschrift „*Die graphischen Künste*" setzt *Hermann Voß* seinen Bericht über die Erste internationale graphische Kunstausstellung in Leipzig (1914) fort und schließt mit dem Beweise, daß die Graphik der germanischen Länder die Arbeiten der romanischen Künstler in Schatten stellt, innerhalb der germanischen Gruppe Deutschland und Österreich immer deutlicher die Führung ergreifen und das erstarrende England verdrängen. Drei Tafelbeilagen gehören dem Aufsatze an: zwei farbige Originalholzschnitte von *Heine Rath* („Nelken") und die sehr schöne Arbeit von *Karl Thiemann* („Bach im Winter"). Nach Voß haben wir als Stütze für das Vorherrschen der germanischen Graphik besonders die rege Teilnahme Skandinaviens zu betrachten, von der *Ernst Küsel* mit einem interessant radierten Tierstück eine Probe vorlegt. *Toni Stadler*, dessen Lithographien in letzter Zeit die Sammler stark beschäftigen, erhält durch E. W. Bredt eine längere Würdigung und eine sehr willkommene Bibliographie. Ganz unaufdringlich gibt *E. Waldmann* einen wichtigen Beitrag zum Werke des *Albrecht Altdorfer*, indem er an einem bisher völlig unbekannt gebliebenen Blatte der Pariser Nationalbibliothek nachweist, daß Altdorfers kleiner, sehr seltener Stich „*Die Frau mit dem Federhut*" (W. Schmidt bei Meyer Nr. 66) nur das obere Stück des Pariser Stiches enthält, der die Bestrafung des Amor vorstellt. Die „Dame mit dem Federhut" ist niemand anders als die gestrenge Venus, die den linken Arm zur Ohrfeige für den heulenden, losen, eigensinnigen Knaben ausholt.

Für die Mitglieder der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst hat *Albin Egger-Lienz* seine erste Steinzeichnung geschaffen, ein großes Andenken an den Krieg, „*1915*" benannt. In drei Reihen stürmen Tiroler heran, wie die Riesen sehen sie aus, wie Keulen ihre quer vorgehaltenen Stutzen. Es ist wahr, das Blatt ist wuchtig, doch werden viele ein Zuviel an Masse daran finden, fast eine Übertreibung der bekannten Art des Künstlers. Aber die Zeit hat daran mitgearbeitet und sie kann nicht leicht über eine so starke Schöpfung endgültig aburteilen.

Da ist die Jahresgabe der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst ungleich günstiger daran. *Alfred Coßmann* ging nach Seldwyla und kehrte mit sechs berückend feinen *Radierungen zu den „drei gerechten Kammachern"* heim. Mit Recht sind jene „Illustrationen" in Mißkredit gekommen, die Wörter in Zeichen übersetzen wollten. Mit freien Phantasien kommen wir gut aus. Die großen Dichter zeigen Gestalten, die sich in dem, was über sie geschrieben steht, nicht erschöpfen. Es bleibt noch viel übrig, was nirgendwo in den Büchern zu lesen ist, auch nicht bei den Philologen. Sehr schön, wenn da einer das malen kann. Coßmann ist es sehr fein gelungen, auch der unheimliche Ernst hinter dem Humor des Dichters ist ganz wundersam hervorgekommen, namentlich auf dem letzten Blatte beim Kopfe des armen Teufels Jobst. Die Bilder wären schon als einzelnes Mappenwerk wirksam gewesen. Sollte ein Käufer noch nichts von Dietrich und seiner Züs Bünzlin gewußt haben, dann hätte er das Buch in Gottes Namen aus Cottas Handbibliothek beziehen können.

Theodor von Frimmel eröffnet den 2. Band seiner *Studien und Skizzen zur Gemäldekunde* mit einem Doppelheft und acht Bildertafeln, Beiträgen zu bisher unbekannten Arbeiten Jacometto Venezianos (in der Liechtensteinschen Galerie) und eines italienischen Anonymus in der Würzburger Universitätssammlung. Es handelt sich hier um das Selbstbildnis eines Malers, der sich bei der Porträtierung eines Geometers (oder Architekten) porträtierte und so ein sehr interessantes Doppelbild schuf. Frimmel vermutet (dem Stile nach) darin ein Werk des Sienesers Domenico Beccafumi aus der Zeit um 1510. Man müßte Frimmels Scharfsinn schlecht kennen, um zu glauben, daß er sich mit dieser Feststellung begnügte. Auch der porträtierte Baumeister mußte sich vorstellen und richtig hat ihn Frimmel in Giovanni Batt. Peloro erkannt oder zumindest durch das beigebrachte stichhaltige Material mehr als wahrscheinlich gemacht. Von besonderem Werte sind in den Gemäldestudien außer den Fachnotizen die Übersichten als die einzige Sammelstelle für viele sonst verlorene Nachrichten über verstorbene und lebende Künstler. Vielfach zieht Frimmel auch die ausländischen Blätter heran, wofür ihm gerade in der gegenwärtigen schwierigen Zeit erhöhter Dank gebührt. Auf Seite 43 des genannten Heftes lesen wir den interessanten Nekrolog auf *Alfred von Wurzbach* († 12. Mai 1915), der durch persönliche Erinnerungen ebenso farbig wirkt wie Frimmels kürzlich in der „Neuen Freien Presse" veröffentlichter Nachruf auf *Gabriel Max* († 24. November 1915) von zahlreichen andern Artikeln über den verstorbenen Meister vorteilhaft abstechend.

Eigentliche Kriegskunst treffen wir diesmal weniger. Von offizieller Seite wird das groß angelegte Lieferungswerk „*Viribus unitis*" angezeigt. Dazu kommt ein bei *Halm & Goldmann* in Wien erschienenes Mappenwerk „Heil und Sieg", 35 Zeichnungen mit Szenen des östlichen Kriegsschauplatzes, von *Ludwig Heßhainer*, nach Originalen im Besitze des Erzherzogs Friedrich.

Von literarischen Erscheinungen ist zunächst die von Otto Abeles besorgte Ausgabe der *Gedichte Hugo Zuckermanns* zu nennen (Verlag von *R. Löwit* in *Wien*), in ihrer Auswahl ein Bild des rasch bekannt gewordenen Dichters, der in seinen Soldatenversen weiter leben wird.

Unter der literarischen Leitung von Ferdinand Gruner in Trautenau läßt der Warnsdorfer Verleger *Robert Strache* eine Reihe *Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen* erscheinen, von der bisher fünf

[1] Das wichtige Werk von Hoernes wird an dieser Stelle auch noch durch einen Fachmann besprochen werden.
Die Redaktion

Digitized by Google

Hefte vorliegen. Nationalökonomische und historische Untersuchungen an der Gegenwart von *Friedrich Wieser* („Die Lehren des Krieges"), *Ottokar Weber* („Österreich und England") und andere. Auch *Peter Rosegger* hat dafür eine Schrift „Heim zur Scholle" verfaßt.

Besonders fleißig war man um *Grillparzer*. Der 6. Band der III. Abteilung der großen *Sauerschen Ausgabe* ist in diesen Tagen erschienen und enthält die vom Dichter in seinen 43 Dienstjahren bearbeiteten Akten. Rudolf Payer von Thurn hat seiner mühsamen, gewiß nicht allzu begeisternden Herausgabe eine erschöpfende Darstellung von *Grillparzers Beamtenlaufbahn* als Einleitung mitgegeben, die auch als Sonderdruck (im Selbstverlage des Verfassers) zu erlangen ist. Am wertvollsten ist Payers Ausführung (S. XV ff.), wie sich das dramatische Schaffen des Dichters in die Beamtentätigkeit einordnet und welche Last ihm diese gerade in den besten Tagen seines Schaffens aufbürdete.

Auf die *Grillparzer-Erinnerungen von Frau Ebner-Eschenbach* („Westermanns illustrierte Monatshefte", November und Dezember,) brauche ich wohl nicht erst näher hinzuweisen. Leider sind die Signaturen der Bilder nicht beigefügt. Zu der köstlichen Geschichte mit den Rasiermessern ist zu erwägen, ob dabei nicht auch der alte Aberglaube in Rechnung kommt, wonach Messer als Geschenke „die Freundschaft zerschneiden". *E. K. Blümml*, der bald ein umfangreiches Werk über Grabinschriften und -Sprüche herausgeben wird, liefert in der „Wiener Zeitung" vom 31. Oktober 1915, Nr. 253 einen hübschen Aufsatz: *„Grillparzer und die deutsche Friedhofsdichtung"*, der die literarische Tradition und die Wanderungen der Grabverse Grillparzers auf die kleine Daffinger behandelt.

Auch *Richard Smekals* demnächst in der „Österreichischen Bibliothek" des Insel-Verlags erscheinendes Büchlein über das Burgtheater berührt in der Einleitung unsern Klassiker. Smekals gründlicher Aufsatz *„Götz von Berlichingen auf der Wiener Bühne"* („Der Merker", 1. Dezember 1915. VI. Jahrgang, Heft 23) verspricht eine Arbeit über den Wiener Theatermann *Franz Karl Grüner*, der noch bei Goethe in die Schule gegangen war und am 18. März 1809 den „Götz" auf die Bühne des Theaters an der Wien reiten ließ.

Über *Heinrich Laube in seinem Verhältnis zum französischen Theaterstücke* schrieb *Rudolf Stritzko* im 1. Dezemberhefte der „Österreichischen Rundschau". Zum erstenmal wird hier einiges über den Vertrag mit Frankreich zur Sicherung des literarischen Eigentums bekannt. Laube tritt sozusagen als Mitwirkender an der Gesetzgebung des österreichischen Staates auf und gerät schließlich, was bisher niemand wußte, auf die Liste der Herrenhauskandidaten.

Eine der besten österreichischen Zeitschriften, die *„Deutsche Arbeit"* in Prag, ziert das erste (Oktober-) Heft des 15. Jahrgangs mit dem Bildnisse ihres geistigen Urhebers *August Sauer* (nach dem Porträt von Karl Wagner) und widmet dem Sechzigjährigen einen dankbaren Textartikel, dessen Schilderung der völkischen Wirksamkeit Sauers leider der Zensur zum größten Teil zum Opfer fallen mußte. In der dem Hefte beigefügten „Rundschau" hält Adolf Hauffen dem toten Heldensänger *Ferdinand Bernt* einen Nachruf, dem wir hoffentlich noch einmal anderwärts ohne die weißen Flecken des Zensors begegnen.

Die bei Anton Schroll & Co. erscheinenden *Mitteilungen der K. K. Zentralkommission für Denkmalpflege* bringen im achten Hefte des XIV. Bandes Ausführungen *Tadeusz Szydtowskis* über die Verheerungen des Krieges an Kunstdenkmälern in Galizien, besonders an der Dunajeclinie sowie in den Tarnower und Gorlicer Bezirken. Schubert-Soldern liefert als ernstes Gegenstück Zeugnisse, wie der Friede mit Plakaten, Firmenschildern, Wandtafeln und anderm die schönsten Stadtbilder entstellt. Für Wien sehr beachtenswert!

Mit dem Jahre 1915 hörte die von der Leo-Gesellschaft herausgegebene Vierteljahrschrift *„Die Kultur"* zu erscheinen auf. Trotz dem begrenzten Zwecke hatte so mancher Beitrag allgemeine Bedeutung: so die Tagebücher des Kantianers Reinhold, die letzten Aufsätze über Brahms und Wagner. Als Ersatz dient das *„Kultur-Jahrbuch"* und das monatliche „Allgemeine Literaturblatt".

Die Universität hat nun doch die *Bibliothek Friedrich Jodls* erworben, mit der ein philosophisches Seminar eingerichtet werden soll, doch fehlen im Augenblicke noch die näheren Bestimmungen darüber.

Moritz Epstein, der am 16. November 1915 verstorbene Lustspieldichter und Redakteur des „Neuen Wiener Tagblatts" fand überall ehrende Nachrufe, die besonders seine Werbetätigkeit für das zu erwartende Wiener Lessing-Denkmal betonten.

Merkwürdigerweise hat man vom Tode des Indologen und vielgelobten Nachdichters Gotamos *Carl Eugen Neumann* so gut wie nichts vernommen. Der im Jahre 1865 geborene Sohn des bekannten Theaterleiters und Wagnerapostels Angelo Neumann hat in abgeschiedener, etwas verbitterter Gelehrsamkeit eine ganze Reihe von Büchern verfaßt: ein „Leben Buddhos", „Die mittlere Sammlung der Reden Buddhos" sowie „Die Lieder der Mönche und Nonnen Buddhos", blieben zum Teil auch außerhalb der Fachkreise nicht ohne Wirkung.

Wien, den 5. Dezember 1915. *Erich Mennbier.*

Amsterdamer Brief.

Von dem für die Geschichte der Amsterdamer Buchdruckkunst im XVI. Jahrhundert unentbehrlichen und grundlegenden Werke, das von *E. W. Moes* begonnen und dann von *C. P. Burger* fortgeführt wurde, liegt nun auch der vierte und letzte Band abgeschlossen vor: „De Amsterdamsche Boekdrukkers en Uitgevers in de zestiende eeuw begonnen door E. W. Moes. Deel IV door Dr. C. P. Burger jr. s'Gravenhage, M. Nijhoff." Da das Werk chronologisch vorgeht, werden in dem letzten Teil nur Buchdrucker aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts behandelt und ferner verschiedene Ausgaben unbekannter Amsterdamer Buch-

Digitized by Google

drucker, die zum Teil noch im Anfang des Jahrhunderts tätig waren, sowie einige anonyme Amsterdamer Landkarten. Außer einer genauen Beschreibung aller Amsterdamer Drucke der Periode, enthält das Werk auch ausführliche Lebensbeschreibungen der einzelnen Drucker und Verleger, und liefert so wichtige Beiträge für das geistige Leben im Amsterdam jener Zeit. Besonders eingehend wird die Tätigkeit von *Caspar Coolhaes* behandelt, einem aus Köln gebürtigen Karthäusermönch, der in Düsseldorf studiert hatte, dann zum neuen Glauben übertrat, in Leiden Prediger wurde, aber wegen seiner freien Auffassung sein Amt verlor und dann in Leiden, später in Amsterdam als Buchdrucker, Verleger und Verfasser religiöser Traktate eine Rolle spielte; Coolhaes hat auch zwei interessante religiöse Holzschnitte herausgegeben, von denen Reproduktionen gegeben werden. Ein anderer wichtiger Verleger, dem ein großer Raum gewidmet wird, ist der auch als Schriftsteller und Dichter bekannte *Zacharias Heyns*, dessen Tätigkeit ebenso wie die von Coolhaes noch weit in das XVII. Jahrhundert hineinreicht; gemäß dem Plane des Werkes sind aber nur die Ausgaben des XVI. ausführlich beschrieben. Von den von ihm verlegten Werken interessieren hier vielleicht am meisten eine Übersetzung von Vergils „Bucolica" durch den Maler-Schriftsteller van Mander, den holländischen Vasari, die den wörtlichen holländischen Untertitel trägt: „Ossenstal- en Landtwerck" (1597) und ferner einige Atlanten, worunter eine kleine Ausgabe des großen Weltspiegels von Abraham Ortelius, mit in Holz geschnittenen Landkarten (1598) und ein Taschenatlas von Niederland („Den Nederlandtschen Landtspiegel" 1599), ebenfalls mit in Holz geschnittenen Landkarten, die aber größtenteils schon in dem erstgenannten Werke vorkommen. Auch die Beschreibung der Reise, die kühne niederländische Seeleute in den Jahren 1596—1600 um das Kap Magellan unternommen hatten, fand in Zacharias Heyns ihren Verleger und ihren Bearbeiter. Die übrigen Ausgaben von Heyns während seiner Amsterdamer Tätigkeit bestanden aus Schulbüchern und einigen lateinischen Werken. Diesen letzteren, die für das Amsterdam des XVI. Jahrhunderts etwas sehr Besonderes waren, verdankt es Heyns, daß er auch in deutschen Meßkatalogen jener Zeit genannt wird, als der erste Amsterdamer Verleger überhaupt, dem wir dort begegnen. Diese lateinischen Werke finden sich daher auch auf zahlreichen deutschen Bibliotheken, während die Hunderte niederländischer Bücher, die im XVI. Jahrhundert in Amsterdam erschienen sind, außerhalb Hollands eine große Seltenheit sind.

Von anderen Amsterdamer Verlegern des ausgehenden XVI. Jahrhunderts nimmt noch *Peter Gevaerts* eine besondere Stellung ein; seine Flugschriften mit Beschreibungen aktueller Ereignisse und wunderbarer Erscheinungen, und die bei ihm herausgegebenen Prophezeiungen des Hamburgers Paulus Secundus sind kulturgeschichtlich sehr merkwürdig, weil sie uns einen Einblick gewähren in die abergläubische Vorstellungswelt des großen Haufens, für den derartige „Zeitungen" neben Bibel und Kalendern die einzige geistige Nahrung bildeten. Politische Traktate erschienen auch bei *Harmen Allertsz*, der außerdem auch Karten und Darstellungen zeitgenössischer kriegerischer Begebenheiten verlegte; von seinen Karten verdient die meiste Beachtung eine große Ansicht von Amsterdam aus der Vogelschau, die von Pieter Bast nach der Erweiterung der Stadt im Jahre 1593 gestochen ist. — Die kleineren Verleger können wir hier übergehen. Von den anonymen Ausgaben nennen wir das seltsame Büchelchen „Olandie Gelrieque bellum", in dessen Drucker Burger den in Band I behandelten Pieter Jansz Thibaut sieht; demselben Drucker wird ein anderes ohne Namen des Druckers und sogar des Druckortes erschienenes Buch zugeschrieben, eine Instruktion Karls V., die mit seinem hier wiedergegebenen Brustbildnis als junger Mann in Holzschnitt geschmückt ist. Burger erwähnt nur das Exemplar der Amsterdamer Universitätsbibliothek; ein zweites befindet sich im Amsterdamer Kupferstichkabinett. Dann werden noch verschiedene anonyme Drucke nach 1598 beschrieben, worauf eine ganze Reihe ohne Namen des Verlegers erschienene Landkarten folgen, wovon mehrere, wenn auch natürlich nur in Bruchstücken, abgebildet sind. Verschiedene sind Arbeiten von *Petrus Plancius*, in Kupfer gestochen sind weitaus die meisten von *Joh. van Doetechum*. Im ganzen sind 750 Amsterdamer Ausgaben in dem vierbändigen Werke beschrieben; in einem in Aussicht gestellten Supplementbande soll dann noch auf Grund des zusammengebrachten Materials eine kurze historische Übersicht über die Bücherproduktion in Amsterdam im XVI. Jahrhundert gegeben werden; außerdem soll dieser Schlußband noch ein Generalregister enthalten. Erwähnt sei ferner, daß das große Werk, das auf van Geldersches Papier übersichtlich und deutlich gedruckt ist und buchtechnisch einen angenehmen Eindruck macht, während des Erscheinens des IV. Bandes aus dem Verlag von C. L. van Langenhuysen in Amsterdam in den von Martinus Nijhoff im Haag übergegangen ist.

In dem Jahresbericht der *Königlichen Bibliothek* im *Haag* über das Jahr 1914 fehlt diesmal wegen des durch die Mobilisation hervorgerufenen Beamtenmangels die sonst immer sehr ausführliche Beschreibung der neuerworbenen Handschriften. Doch ist mit der Ausbreitung dieser Sammlung fortgegangen; die wichtigsten Bereicherungen werden nur kurz genannt. Sie betreffen vornehmlich die holländische Geschichte. Erwähnt werden ferner einige Briefsammlungen, die für das geistige Leben des XVIII. Jahrhunderts von Interesse sind; darunter befinden sich zum Beispiel Briefe von Frau de Charrière und dem Genfer Philosophen Bonnet. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die Ankäufe der Handschriftenabteilung im vorhergehenden Jahre hingewiesen, was seinerzeit versäumt wurde. Außer zahlreichen Stücken, die nur für die politische und literarische Geschichte der Niederlande bemerkenswert waren, wozu unter anderen eine Reihe von Urkunden gehört, die aus der Leicesterischen Periode des niederländischen Freiheitskampfes stammen, und einer Anzahl eigenhändig geschriebener Gedichte niederländischer Poeten, kamen unter den Erwerbungen

Digitized by Google

verschiedene Dokumente vor, die auch für Nichtniederländer von Interesse sein können, so eine Sammlung Briefe und Billetts an und von Mirabeau und seine Geliebte, die Marquise de Monnier; dann ein deutsch geschriebenes Album mit Aufzeichnungen in Versen und Prosa, die sich größtenteils auf Berliner Hoffeste in den Jahren 1812—1817 beziehen, ferner verschiedene deutsch geschriebene Briefe von Gentz, dem berühmten Publizisten der Reaktion, ein kurzes Schreiben von dem Historiker Berthold Georg Niebuhr, sowie ein zwei Seiten langer Brief des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg an Freiherrn von Fürstenberg in Münster, mit einer Nachschrift der Fürstin von Gallitzin, der in den Mitteilungen aus dem Briefwechsel und dem Tagebuch der letzteren veröffentlicht ist. — Von den im letzten Jahresbericht (über 1914) aufgezählten Büchern verdient besondere Beachtung eine kleine Sammlung von seltenen auf Goethe bezüglichen Werken, wovon hervorgehoben seien: das kleine mit Vignetten geschmückte Büchelchen (C. v. Reitzenstein), Lotte bei Werthers Grab, Wahlheim 1775, und (Wolff, O. L. B.) Das Büchlein von Goethe. Penig 1832. Auch ein paar empfindliche Verluste hat die Bibliothek infolge des Krieges zu verzeichnen, bei dem Brand der Löwener Bibliothek wurden zwei nach Löwen ausgeliehene Handschriften Opfer der Flammen, nämlich eine von Ruysbroecs Geestelijke Bruiloft und eine von Brinckerincks Collatien. Über die Benutzung der Bibliothek ist zu bemerken, daß die Zahl der Personen, die von der Bibliothek Gebrauch gemacht haben, wieder gestiegen ist; und zwar von 94060 auf 95764; abgenommen hat nur die Zahl der Besucher des Lesesaales, statt 63639 im Vorjahre hat man diesmal nur 59517 gezählt, vielleicht eine Folge des Kriegszustandes. Dagegen ist die Zahl der entliehenen Bücher wieder gewachsen von 43117 auf 48646.

Im Juliheft des *„Gids"* übt ein Nichtfachmann, F. E. Posthumus Meyes, scharfe Kritik an der 1912 erschienenen, von Professor Oort in Leiden veranstalteten modernen holländischen Übersetzung des *Neuen Testaments*; er betrachtet diese Arbeit nicht vom theologischen oder philologischen Standpunkt, sondern lediglich in bezug auf ihre literarischen und artistischen Qualitäten und vergleicht sie vor allem mit der alten Statenbijbel; dieser Vergleich fällt zugunsten der alten Übersetzung aus, die als sprachliches Kunstwerk auch heute noch unerreicht dasteht. Auch als Erbauungsbuch findet Posthumus Meyes die alte Bibel, durch die Macht und Schönheit und den dichterischen Schwung der Sprache unendlich wirkungsvoller als die pedantische, trockene, aber vielleicht richtigere moderne Übersetzung.

Von den Artikeln im Augustheft sei hingewiesen auf einen sehr beachtenswerten Aufsatz von R. C. Boer über ein Ibsensches Frühwerk *„Olaf Liljekrans"* (1856), das eine besondere Stellung unter Ibsens Arbeiten einnimmt und das hier einer eingehenden Analyse unterzogen wird, die auf Ibsens Doppelnatur ein neues Licht wirft.

Im Septemberheft wird die Ottmar-Rutzsche Gesang- und Stimmtheorie von N. van Wyck sehr eingehend auseinandergesetzt. Ferner wird hier eine kürzlich erschienene neue holländische Übersetzung von *Vergils Aeneis* in Hexametern, ein Werk des Amsterdamer Advokaten P. W. de Koning, von P. H. van Moerkerken besprochen; diese Kritik ist deshalb von allgemeinem Interesse, weil hier wieder einmal darauf hingewiesen wird, daß der Hexameter in einer modernen Sprache immer unbefriedigt läßt.

Im Oktoberheft schreibt über *Lamprecht* unter dem Pseudonym van Outhoorn jemand, der mit dem großen Leipziger Historiker sehr gut bekannt gewesen sein muß; dieser Vertrautheit mit Lamprechts Persönlichkeit entlehnt der Aufsatz sein besonderes Interesse. Van Outhoorn erzählt darin, wie er *Gaston Riou*, den bekannten französischen Schriftsteller und Reformator, den Herausgeber von „Foi et Vie", der von einem protestantisch gewordenen Frankreich alles Heil erwartete, mit Lamprecht bekannt gemacht habe. Riou sollte im Auftrage des „Figaro" Deutschland bereisen, um dann in diesem Boulevardblatte über seine Eindrücke, besonders in den Kreisen der Intellektuellen zu berichten. Niemand schien nun, nach van Outhoorn, einen besseren Einblick in die Ideenwelt dieses Deutschland und zugleich Empfehlungen an andere bedeutende Männer verschaffen zu können als gerade Lamprecht; und beide, Lamprecht wie Riou, scheinen von dieser Bekanntschaft reiche Anregung erhalten zu haben. Jedenfalls muß bis zuletzt zwischen Deutschlands eminentestem Historiker und Frankreichs populärstem Dichter in Prosa innige Fühlung bestanden haben. Rious Aufzeichnungen über Deutschland lagen schon einige Monate vor dem Krieg druckfertig bei dem Verleger Grasset vor. Der „Figaro" hatte sie nicht veröffentlichen wollen, vermutlich, weil sie zu viel Aufsehen erregt haben würden. Ebenso lag druckfertig eine französische Übersetzung von Lamprechts Schrift über den deutschen Kaiser von der Hand von Mademoiselle de Laveley. Weshalb beide Werke nicht mehr erschienen sind; ob aus politischen oder persönlichen Gründen, das entzieht sich vorläufig unsrer Beurteilung. Die teilweise so entgegengesetzten Ideale von Riou und Lamprecht, die als typische Vertreter ihrer Rassen gelten konnten und die beide von einer geistigen Führerschaft und Kulturmission ihrer beiderseitigen Völker träumten, werden dann charakterisiert. Hierauf läßt van Outhoorn eine scharfe Kritik von Lamprechts erster und letzter Kriegsrede folgen, wo derselbe besonders an Lamprechts Versuch Anstoß nimmt, die Deutschfreundlichkeit und Deutschfeindlichkeit der verschiedenen Völker auf die nähere oder entferntere Verwandtschaft mit dem germanischen Kernvolk zurückzuführen. Van Outhoorn glaubt, daß Lamprecht der erste gewesen wäre, der die Berechtigung von van Onthoorns Kritik eingesehen haben würde; deshalb glaubt er am besten Lamprechts Andenken zu ehren, indem er auf Schiefheiten in dieser Rede aufmerksam macht und die Ansprüche einer deutschen Hegemonie auf kulturellem Gebiet in ihre Schranken zurückweist.

Die letzten Hefte der *„Beweging"* enthalten wie immer viel Poesie von den jüngeren Dichtern und Dichterinnen des Verweyschen Kreises, so ein kleines dramatisches Gedicht „Praxiteles en Phryne" von P. N.

Digitized by Google

van Eyck und ferner Gedichte und Lieder von Käthe Musche, Nina van der Schaaf und Gerda van Beveren. Im Augustheft findet sich ein längerer Aufsatz über *Sully Prudhommes* großes Gedicht „La Justice" von C. Kramer und außerdem ein Artikel betitelt „*1870 en 1914*" von C. van Lintum, wo sich der Verfasser gegen die geschichtsphilosophischen Theoretiker wendet, die zwischen Perioden materiellen Aufschwunges und vorhergegangenen großen Kriegen einen ursächlichen Zusammenhang konstruieren wollen. Nach van Lintum ist die Ursache des großen wirtschaftlichen Aufschwunges nach 1870, an dem außer Deutschland auch West- und Nordeuropa teilgenommen haben, nicht eine Folge des Krieges von 1870, sondern in erster Linie eine Folge der Verlegung des Weltverkehrs, der durch die Eröffnung des Suez-Kanals (1869), des St. Gotthardt-Tunnels und des Neuen Rotterdamer Wasserweges (1880) wieder über Mitteleuropa geleitet wurde. Das wird im einzelnen ausgeführt. Ebenso fällt die Periode des größten Niederganges, den die deutsche Geschichte kennt, das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges, zusammen mit einer Verlegung des Weltverkehrs von Deutschland nach den Ländern am Atlantischen Ozean. Der jetzige Krieg wird nicht begleitet von so radikalen Verlegungen des Weltverkehrs; aber was wir jetzt erleben, zeigt mehr Ähnlichkeit mit dem Dreißigjährigen Krieg als mit 1870, wenn wir nämlich an die jetzt erfolgte Fertigstellung des Panamakanals denken, der Amerika zum Hauptvermittler des Verkehrs machen wird. — Im Oktoberheft schreibt Maurits Uyldert sehr ausführlich über *Gustav Mahlers „Lied von der Erde"*, besondere Aufmerksamkeit schenkt er dabei den von Mahler ausgewählten Texten.

Das neusprachliche Studium, dem durch die vor einigen Jahren geschaffenen Lehrstühle für die drei modernen Sprachen an der Amsterdamer Universität auch in der Hauptstadt des Landes endlich die lang erstrebte offizielle Anerkennung geworden ist, hat sich jetzt in der Vierteljahrsschrift „*Neophilologus*", die bei I. B. Wolters in Groningen herauskommt (Preis des Jahrganges 3,50 fl.) ein eigenes Organ geschaffen. Redigiert wird das neue Blatt von den Professoren Frantzen, Salverda de Grave, Scholte, Sneyders de Vogel und Swaen. Die Aufsätze sind jedesmal in der Sprache geschrieben, der der behandelte Gegenstand angehört, was die Brauchbarkeit der Zeitschrift natürlich erhöht. In dem mir vorliegenden ersten Hefte finden sich unter anderem auch verschiedene Beiträge zur deutschen Philologie von Frantzen und Scholten, außerdem Buchbesprechungen und eine Übersicht der Fachpresse. Frantzen schreibt zum Walterfunde, über Goethe und Beaumarchais und G. Richert, Die Anfänge der romanischen Philologie und die deutsche Romantik. *Scholte* hat diesmal seinen Gegenstand nicht dem XVII. Jahrhundert entnommen, das er zu seinem Hauptarbeitsfeld gewählt zu haben scheint. War doch seine Habilitationsschrift der Grimmelshausenforschung gewidmet, galt seine Antrittsrede einer deutschen Bearbeitung von Heinsiussens „Vermakelyken Aventurier" und bildeten das Thema einer Reihe öffentlicher Vorlesungen, mit denen er sich im vergangenen Winter an ein größeres Publikum wandte, drei Schriftsteller derselben undankbaren Periode, nämlich der Dramatiker Gryphius, der Schwarmgeist Kuhlmann und der Dichter und Geschichtsschreiber Philipp von Zesen, die alle in Holland für ihre weitere Entwicklung fruchtbare Anregungen empfangen haben. Aktueller und auch für den Nichtfachmann von Interesse ist der Artikel in dem „Neophilologus", der sich mit dem Verhältnis zwischen zwei Goetheschen Meisterwerken, dem *„Urmeister"* und den *„Lehrjahren"* beschäftigt. Scholte sucht hier nachzuweisen, daß der Titel dieser ersten Fassung „Theatralische Sendung" wirklich den Grundgedanken des Werkes ausdrückt: auf der Bühne sollte Wilhelm seine Mission erfüllen und sich zum „Meister" bilden; und wie Scholte aus der Vision der „Amazone" bei dem mechanischen Unterschreiben des Kontraktes (im Schlußkapitel) scharfsinnig folgert, sollte die Amazone, die Scholte mit dem unbekannten Frauenzimmer identifiziert, das Serlo als zukünftige Kollegin von Wilhelm geheimnisvoll ankündigt, ihm dabei zur Seite stehen und zugleich auch das Liebesleben des Helden zu einem Ruhepunkt leiten. Die Schlußszene in der Sendung nennt Scholte den Angelpunkt des Ganzen. Was in der „Sendung" Hauptsache und Ziel ist, die Verbindung mit dem Theater, wird in den „Lehrjahren" zu einem Durchgangspunkt, zu einer vorbereitenden Entwicklungsstufe, ja eigentlich zu einer Verirrung. Durch diese Verschiebung des Mittelpunktes wird in erster Linie natürlich der Charakter von Wilhelm modifiziert, der statt ein Meister zu werden, in den „Lehrjahren" natürlich ein Schüler bleiben muß; und in zweiter Linie dann die Amazone und die mit ihr verbundene Gruppe von Personen, Lothario, die schöne Seele, die Gräfin und Friedrich, von deren gegenseitiger Verwandtschaft in der „Sendung" noch nichts verlautet. Die übrigen Personen bleiben sich nach Scholte im Wesensgrunde gleich, auch Mignon, die durch Scholte gegenüber E. Wolffs Versuch, der in ihr den nächtlichen Liebesgast sehen will, in ihrer Ehre wiederhergestellt wird.

Amsterdam, Ende November 1915.

M. D. Henkel.

Von den Auktionen.

Bei *R. W. P. de Vries* in *Amsterdam* wurde vom 25.—27. Oktober die Bibliothek von *A. W. Sijthoff* versteigert. Die wichtigsten Preise der bibliographischen und kunstwissenschaftlichen Werke folgen hier; Nr. 27. J. Eliot Hodgkins, Rariora . . ., collected by John Eliot Hodgkins, London 1900, 22 fl.; 38. E. Rouveyre, Connaissances nécessaires à un bibliophile, Paris 1899, 16 fl.; 39. J. C. Schäffer, Proefnemingen . . . om papier te maken, Amsterdam 1770, 14 fl.; 69. W. Younger Fletcher, English bookbindings, London 1895, 31 fl.; 70. Ders., Foreign bookbindings, London 1896, 36 fl.; 74. Henry B. Wheatley, Les reliures ... du Musée Britannique, Londres 1899, 10 fl.; 76. Een gulden onderwysinge . . ., Nurenberch 1525, in schönem holländ.

Digitized by Google

Kalbslederband des XVI. Jahrhunderts mit kupfernen Schließen und Ecken, 50 fl.; 77. Floris van Haarlem, Den wech des levens..., Antwerpen, Henrick Peetersen van Middelburch, 1544, in kalbsledernem Stempelband mit der Opferung Isaaks auf der Vorderseite, 16 fl.; 81. Evangelium secundum Matheum, Basel, S. Henricpetri, 1582, in altem Kalbslederband, 20 fl.; 87. Holländischer Einband des XVII. Jahrhunderts, in der Art von Magnus, olivengrünes Marokkoleder, enthält die Colloquia familiaria des Erasmus, 55 fl.; 88. Ad. Schoonebeek, Nette afbeeldingen der dragten van alle geestelyke ordens, Amsterdam 1688, die Kupfer mit der Hand koloriert, in altem holländischen Maroquinband, 60 fl.; 103. J. B. Silvestre, Universal Palaeography, London 1849—50, 200 fl.; 104 u. 105. Die 18 Faksimileausgaben griechischer und lateinischer Handschriften mit den IX Supplementausgaben, Leyden, Sijthoff, 1897—1913, 1100 fl.; 107. Talmud Babylonicum nach der Münchener Handschrift, Leyden, Sijthoff, 205 fl.; 111. Les évangiles des dimanches et fêtes de l'année, Texte revu par Delaunoy, Paris 1864, 100 fl.; 112. Breviaire Grimani, Reproduction photographique, Leyde, Sijthoff, 1903—10, mit Text, in Mappen, 500 fl.; 113. Dasselbe, in roten Sammetbänden, 770 fl.; 114. Dasselbe, nur die 300 farbigen Reproduktionen, 240 fl.; 120. D. Delisle, Les grandes heures de la reine Anne de Bretagne, Paris 1913, 26 fl.; 122. Officia ecclesiae, Lateinische Handschrift um 1500, vergoldete und kolorierte Initialen, einige Blätter mit Blumenumrahmungen, 100 fl.; 123. Holländisches Stundenbuch aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts, vergoldete und kolorierte Initialen, 120 fl.; 124. Lateinische Handschrift aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts, 40 fl.; 125. Moderne arabische Handschrift des Koran, 1860, 55 fl.; 128. Album amicorum des Johann Heinrich Lichtenthaler von Sulzbach, Nürnberg 1770—1784, einige Blätter herausgerissen, 25 fl.; 134. Die Kunst, München, Bruckmann, 1905—10, 50 fl.; 143. The Studio, Vol. 1—59, London 1893—1913, in Originalbänden, 75 fl.; 145. Zeitschrift für bildende Kunst, Jahrgang I—XXIV, Leipzig 1866—89, mit Kunstgewerbeblatt, Jahrgang I—V, Leipzig 1885—89, schöne Bände, 100 fl.; 146. Karl von Lützow, De Belvedere-Galerie, mit 40 Radierungen von W. Unger, holländische Ausgabe, Leiden 1894, 50 fl.; 148. E. Montrosier, Les chefs d'oeuvre d'art du Luxembourg, Paris 1881, 17 fl.; 150a. Grands peintres français et étrangers, Paris, H. Launette et Goupil, 1884, 25 fl.; 151a. Société d'aquarellistes français, Paris, Launette et Goupil, 1883, 40 fl.; 153. P. et G. Tretjakobuch, Reproductions d'eaux-fortes et de gravures russes, Livr. 1—36, Moscou, 23 fl.; 163. L. Delteil, Le peintre-graveur illustré, Paris 1906—10, 80 fl.; 166. G. Engelmann, Traité théorique et pratique de lithographies, Mülhause, 50 planches, 29 fl.; 177. Ph. G. Hamerton, Man in art, London 1892, 24 fl.; 179. J. Immerzeel, De levens... der Hollandsche en Vlaamsche Kunstschilders, Amsterdam 1842, Maroquinband, 24 fl.; 180. C. Kramm, De levens ... der Hollandsche en Vlaamsche Kunstschilders, Amsterdam 1857—64, Pappbände, 27 fl.; 184. G. Lecomte, L'art impressioniste, Paris 1892, 19 fl.; 187. J. Leisching, Schabkunst, Wien 1913, 64 fl.; 190. J. Model und J. Springer, Der französische Farbenstich, Berlin 1913, 55 fl.; 203. R. R. M. Sée, English pastels, 1750—1830, London 1911, 27 fl.; 215. P. Lafond, Hieronymus Bosch, Bruxelles 1914, 40 fl.; 222. Henri Boutet, Album de 70 lithos et eaux-fortes montées sur carton, 64 fl.; 236. Handzeichnungen von Albrecht Dürer aus der Albertina, Nürnberg, J. L. Schrag, 65 fl.; 244. A. Jullien, Hektor Berlioz, Paris 1888, mit 14 Lithographien von Fantin-Latour, 20 fl.; 245. Ders., Richard Wagner, Paris 1886, mit 14 Lithographien von A. Fantin-Latour, 21 fl.; 250. Histoire des quatre fils Aymon, Paris 1883, mit farbigen Illustrationen von E. Grasset, 30 fl.; 294. Hans Memling, Chefs d'oeuvre, farbige Faksimilereproduktionen, Leiden, Sijthoff, 96 fl.; 311. E. Hofstede de Groot, De Rembrandt Tentoonstelling te Amsterdam, Amsterdam 1898, 80 fl.; 312. C. Hofstede de Groot, De Rembrandt Tentoonstelling te London, Amsterdam 1899, 80 fl.; 321. J. van Lennep, De vermakelyke spraakkunst, Sammlung von 63 Originalzeichnungen von Alfr. Ronner, 61 fl.; 322. Ders., Grammatica latina, Sammlung von 50 Originalzeichnungen von A. Ronner, 50 fl., 329—352. Die Werke des Illustrators Alexander Verhuell in den Originalausgaben, in schönen Bänden, 320 fl.; 359. G. Albertolli, Ornamenti diversi etc., 3 Teile in 1 Band, 1782—96, 27 fl.; 360. L'art, la décoration et l'ornement des étoffes ... av. introduction de Dupont Auberville, 30 fl.; 368. D. Guilmard, Les maîtres ornemantistes, Paris 1880, 22 fl.; 370. H. Havard, Histoire de la faience de Delft, Paris 1878, 50 fl.; 375. Ch. Louandre, Les arts somptuaires, Paris 1854, 50 fl.; 385. Champfleury, Les vignettes romantiques, Paris, 26 fl.; 388. Catalogue des livres ... composant la bibliothèque Champfleury. — Catalogue des eaux-fortes ... formant la collection Champfleury, 16 fl.; 403. Kokka, Tokyo, 1889—1907, Année I—XVII, 450 fl.; 404. L. Gonse, L'art Japonnais, Paris 1883, 2 vol., 140 fl.; 408. J. Kurth, Utamaro, Leipzig 1907, 18 fl.; 414. Biographies des artistes Japonnais dont les oeuvres figurent dans la collection Pierre Barboutan, Amsterdam 1905, 18½ fl.

M. D. H.

Neue Bücher.

Andreas Aubert, Caspar David Friedrich. „Gott, Freiheit, Vaterland". Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben im Auftrage des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft von G. J. Kern. Übersetzung aus dem Norwegischen von Luise Wolf. Verlag *Bruno Cassirer* in *Berlin*, 1915,

„Das Jahr 1810 ist in der Geschichte der deutschen Romantik ein Merkjahr für die Malkunst, wie es in der deutschen Literatur in der Mitte liegt zwischen dem Jahre 1808, in dem Arnim und Brentano ‚Des Knaben Wunderhorn' abschlossen, und 1812, in dem Jakob und Wilhelm Grimm die ersten ‚Kinder- und Hausmärchen' herausgaben. Gegen Ausgang des Jahres 1810 treffen *Friedrichs* Ruhm und Runges Nachruf in Heinrich von Kleists „Berliner Abendblättern" zusammen." Mit diesen uns rasch in die Zeitstimmung versetzenden Worten

Digitized by Google

beginnt dasjenige Kapitel der geplanten Friedrich-Monographie, das Aubert selbst wenige Monate vor seinem Tode als „nahezu druckreif" bezeichnete. Die Monographie, ein Werk zwanzigjähriger Studien, ist Fragment geblieben. Sie wäre, wie Kern in seinem Vorwort sagt, vielleicht ein Gegenstück zu Karl Justis Arbeit über Winckelmann und seine Zeitgenossen geworden. So beschränkte sich der Deutsche Verein für Kunstwissenschaft darauf, das einzige vollendete Kapitel des wertvollen literarischen Torsos als diesjährige Jahresgabe herauszugeben. Die Arbeit wirkt nicht als Fragment. Sie behandelt das Verhältnis des Malers zu den deutschen Patrioten und beider Stellung zur deutschen Romantik. Die Überschrift „Gott, Freiheit und Vaterland" bekundet als weithin sichtbares Zeichen die Absicht des Verfassers, der historischen Karikatur des Meisters, die sich in den letzten Jahren durch die Betriebsamkeit einer voreiligen Kritik gebildet hätte, den „echten unverfälschten Friedrich" entgegenzustellen. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß die schon lange geplante und aus redaktionellen Gründen mehrfach verschobene Herausgabe in die Tage großer politischer Ereignisse fällt. Wir schauen aus der durch den Weltkrieg nicht gestörten Bequemlichkeit unseres Lebens mit Ergriffenheit in die Zeit der Not, Armut und Schmach unsres Vaterlandes zurück, die schwere Zeit, in der die Worte „Freiheit" und „Deutschland" nur unter Zorn und Tränen ausgesprochen werden konnten. Aus dieser Zeit und einem an Einfluß wichtigen Freundeskreis — Runge, Kleist, G. H. von Schubert, Körner — erwächst uns groß die künstlerische Erscheinung Friedrichs. Nur wenige — der König von Preußen war unter ihnen — verstanden diese stille, stolze Kunst, zu der auch spätere Generationen erst langsam ein Verhältnis fanden. Heute erscheint sie uns als eine bedeutsame Offenbarung echt deutschen Wesens. Die schöne Jahresgabe, zu deren trefflichem Text sich überaus sorgfältig hergestellte Abbildungen gesellen, sei daher mit herzlichem Dank begrüßt. M. E.

Benvenuto Cellini, Mein Leben, in der Übersetzung von Goethe, mit 303 Originallithographien von *Max Slevogt*. Verlag von *Bruno Cassirer* in *Berlin*.

Meisterliche Kampf- und Raufszenen und kriegerisches Getümmel, wie es in den Geist dieser Tage paßt, gibt Max Slevogt in seinen lithographischen Zeichnungen zu der berühmten Lebensgeschichte des rauflustigen Benvenuto Cellini, die durch Goethes klassische Übersetzung ein Gemeingut der deutschen Nation geworden ist. Der Verlag Bruno Cassirer in Berlin bringt das Cellinische Werk mit den in den Text gedruckten Steinzeichnungen Slevogts in einer sehr würdigen Form heraus. Der Verlag hat die Steinzeichnungen außerdem einzeln auf Chinapapier abziehen lassen und in einer Mappe vereinigt. Diese China-Drucke zu betrachten ist ein besonders hoher Genuß.

Slevogts Lithographien sind seit langem eine besondere Freude der Kenner. Vermutlich wird die Zukunft einmal die Bedeutung dieses Künstlers in erster Linie nach seinen Lithographien beurteilen. Sie sind das künstlerisch Reinste und Selbstverständlichste, was man sich denken kann. Die Blätter des „Benvenuto Cellini" sind von besonderer Reife und bei all ihrer äußeren Kleinheit doch von einer ganz bezwingenden inneren künstlerischen Größe. Sie sind das Konzentrierteste, was dem Künstler bisher gelungen ist, sie sind frei von Leerheiten und unbezwungenen Stellen, die man auf früheren, räumlich größeren Blättern des Künstlers antreffen konnte. Der oft bis zum Genialen abgekürzte Stil der Benvenuto Cellini-Blätter hat etwas Faszinierendes. Diese von einer großen Leichtigkeit der Hand und von einer genialisch spielenden Intuition diktierten Zeichnungen stehen, bei all dem individuellen Stil, den sie besitzen, doch im festen und klaren Zusammenhang mit einer großen künstlerischen Tradition. Sie weisen auf Menzel zurück, sie haben Rembrandt und Daumier zu Ahnen, aber der wesentliche Kern in ihnen ist doch immer reinster und bester Slevogt. Die Blätter sind von einer inneren geistigen Lebendigkeit und bei aller Tradition von einer impressionistischen Freiheit des Ausdrucks, daß wir ihnen unsere Bewunderung nicht versagen können. Beschwingte Phantasie und dabei klare Erfassung der Situation kennzeichnen in gleicher Weise Slevogts souveränes Talent, dem die glücklichen Einfälle nur so zuströmen und das um immer abwechselungsvolle szenische Entfaltung niemals verlegen ist. Erregte Szenen liebt dieser Künstler am meisten, menschliche Körper in starken Bewegungen interessieren ihn vor allem, und man meint zu sehen, wie sein temperamentvoller Griffel nur so dahinsaust, um in eiliger, unbekümmerter und doch meisterlich überlegener Art die Fülle der Gesichte zu bannen. Der Impressionismus Slevogtscher Illustration hat etwas Monumentales. Und merkwürdig: niemals war diese Monumentalität so groß wie gerade in den räumlich so kleinen, fast nur wie Notizen oder wie launige Improvisationen wirkenden Blättern des „Benvenuto Cellini".

Slevogt hat sich in diesen Blättern das erste Mal der wenig angewendeten lithographischen Tusche bedient. Der Pinsel hat ein stark malerisches Moment in die Illustrationen hineingetragen und ihnen etwas Fülliges in der Form und eine energische Kontrastierung von Schwarz und Weiß gegeben. Die wahre Schönheit der Blätterfolge geht einem aber erst bei Betrachtung der mit der Hand gedruckten China-Abzüge auf. Die Drucke im Text des Cellinischen Buches sind auf maschinellem Wege hergestellt und lassen manchen Reiz zurücktreten. — Etwas Schöneres, Meisterlicheres als dieses Werk von Steinzeichnungen hat der Illustrator Slevogt bisher nicht geschaffen. *Hans Bethge.*

Das große Jahr 1914—1915. *S. Fischer* Verlag, *Berlin*. 320 Seiten, mit 79 Abbildungen. In Pappband M. 1.

Der seit dem 25. Jahre des Verlags S. Fischer erscheinende Almanach gibt, nach der durch den Kriegsausbruch bedingten Pause, nun wieder von der regen und zielbewußten Tätigkeit einer Hauptstelle

Digitized by Google

modernen literarischen Lebens die gewohnte Kunde. Selbstverständlich spiegelt auch dieses Bild die Flammen der großen Zeit, aber nicht in der getrübten Dunstigkeit der schaudervollen Kriegsdichtung, deren Massen sich wie Nebelschwaden vor das wahrhafte Erleben legen. Künstlerischer und politischer Ernst sind die Kennzeichen der zahlreichen Publikationen, durch die der Verlag S. Fischer das Seine zum Ausdruck und zur Klärung der Zeitstimmungen beigetragen hat, in erster Linie durch die Inhalte seiner führenden Zeitschrift, der „Neuen Rundschau", und durch seine, an der Spitze der Kriegsliteratur marschierenden „Schriften zur Zeitgeschichte". Daß daneben auch die zeitlose, reine Kunst nicht verstummt ist, bezeugen neben der Bibliographie am Schlusse des stattlichen Bandes viele der 63 Beiträge, die ein Lesebuch von gediegener und unterhaltender Fülle formen, wie es zu diesem Preise schwerlich noch einmal zu finden wäre. Die kleinen, aber scharfen Bilder der Autoren gewähren als Zugabe eine Porträtgalerie unseres geistigen Generalstabs.

G. W.

Gottfried Kellers Leben. Mit Benutzung von Jakob Baechtolds Biographie, dargestellt von *Emil Ermatinger*. Mit einem Bildnis. (Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Erster Band.) *Stuttgart und Berlin* 1915. *J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.* X, 677 Seiten. Geheftet 17 M., in Leinenband M. 19,50.

Als Keller dahingegangen war, trat bald darauf das allbekannte große Werk hervor, in dem Baechtold dem befreundeten Dichter aus seinen Briefen und Tagebüchern, verbunden durch die Lebensschilderung, den Kranz der Erinnerung flocht. Die verhältnismäßig bescheidene Zutat Baechtolds wurde später, um dem Bedürfnis einer Biographie zu genügen, aus den drei Bänden zu einem selbständigen Buche ausgeschieden und diente eine Reihe von Jahren dem Zwecke eines zuverlässigen, liebevollen Berichts über Kellers äußeres und inneres Schicksal. Inzwischen wuchs die Gestalt in die Ewigkeitssphäre hinein, erschien hier in anderem Lichte als sie den Mitlebenden vor Augen gestanden hatte und wurde zugleich durch eine schnell heranblühende Sonderforschung in ihrem Denker- und Künstlertum aufs intensivste durchleuchtet. Damit war das Recht und die Pflicht einer gründlichen Erneuerung der trefflichen Leistung Baechtolds gegeben. Keine bessere Kraft hätte dazu gewonnen werden können als die Ermatingers. Es gewährt ein hohes Vergnügen, das alte Buch mit dem seinigen Blatt für Blatt zu vergleichen und allenthalben, fast auf jeder Zeile, die Verbindung von Pietät und sicherem Weiterbauen zu beobachten, die hier gewaltet hat. Nur so konnte das viele, was in Baechtolds Schilderung des Erhaltens wert ist, mit allen inzwischen gewonnenen Erkenntnissen zu der Einheit verschmolzen werden, die nirgend etwas von den Schwierigkeiten der Umformung spüren läßt und dieser Keller-Biographie mit der wissenschaftlichen höchsten Zuverlässigkeit zugleich auch einen hohen Rang als Kunstwerk verleiht. Ein zweiter und dritter Band werden die Briefe und Tagebücher nebst den Anmerkungen zum ersten enthalten, während Entwürfe und Materialien, die Baechtold seinem Werke einverleibt hatte, nun mit Recht der für die nächste Zeit angekündigten kritischen Gesamtausgabe vorbehalten bleiben.

G. W.

Letzte Bilder von *Herbert Eulenberg*. Erste bis dritte Auflage. Verlag von *Bruno Cassirer, Berlin* 1915. XIV, 305 Seiten, 4 M., gebunden 5 M., in Leder 7 M.

Den beiden, mit vielem Beifall aufgenommenen Bänden seiner „Schattenbilder" und „Neuen Bilder" läßt Herbert Eulenberg einen dritten folgen, der sich als Schlußband ankündigt, auf dem Titel und in einem als Selbstkritik klug alle Einwände vorwegnehmenden Vorwort. Dahinter zieht wieder eine stattliche Reihe von Gestalten, 22 an der Zahl, auf, jede in einem ihrer Eigenart angepaßten Rahmen stark dekorativ gefaßt. Sachkenntnis, Anmut, Witz bester Art wird man auch in dieser Reihe nicht vermissen; doch sprudeln die inneren Quellen nicht mehr so reich und so drucklos wie früher. Im ersten Bande waren es gesprochene Worte, die einem Zuhörerkreis, der nach anregender Belehrung verlangte, die Grossen der Kunst lebendig machen wollten; jetzt merkt man die Entstehung am Schreibtisch, die eigenartige, durch den Zweck ursprünglich bedingte Form droht zur Manier zu erstarren. Immerhin bietet doch auch in diesem Bande Eulenberg soviel Reizvolles und durch seine Fähigkeit der Einfühlung Wertvolles an scharfer Charakteristik und anziehender Schilderung, daß man seine Absicht, nun damit ein Ende zu machen, bedauern muß. Zum Glück gilt ja aber von solchen Schwüren der Schriftsteller dasselbe wie (nach dem gewiß zuverlässigen Zeugen Ovid) von denen der Verliebten: Jupiter lacht ihrer. Und so wollen wir hoffen, daß der Erfolg dieses dritten Bandes doch, allen Vorsätzen zum Trotz, einem vierten und noch manchem späteren zum Leben verhelfe. Warum soll denn diese Reihe nicht mit der Zeit das deutsche Gegenstück zu den, bei aller äußerer Verschiedenheit der Absicht nach verwandten „Causeries de lundi" Sainte Beuves werden? Dazu fehlt aber, was den Umfang betrifft, noch viel.

G. W.

Dresdner Bibliothekenführer. Herausgegeben im Auftrage der Königlichen öffentlichen Bibliothek von Dr. *Bruno Faaß*. *Dresden* 1915, Verlagsbuchhandluug *C. Heinrich*. IV, 151 Seiten, M. 2.

Zu den, vor einigen Jahren erschienenen Führern durch die Bibliotheken Berlins und Leipzigs gesellt sich jetzt dieser dritte im Bunde, der ebenfalls eine stattliche, für die meisten Leser wohl überraschende Zahl von Büchersammlungen beschreibt, im ganzen 111. Er will in erster Linie die Beamten der größten unter ihnen, der Königlichen öffentlichen Bibliothek, entlasten, indem er nachweist, wo Spezialwünsche am besten befriedigt werden können. Übrigens hatte er bereits einen Vorgänger in dem 1843 und erweitert 1846 von Julius Petzhold herausgegebenen „Wegweiser für Dres-

Digitized by Google

dens Bibliotheken". Für Auswärtige kommt in erster Linie die sehr ausführliche Behandlung der Königlichen öffentlichen Bibliothek in Betracht. Sie enthält in musterhafter Bearbeitung alle wünschenswerten Angaben über diese hervorragende Sammlung, deren Schätze mit größter Liberalität jeder wissenschaftlichen Arbeit dienstbar gemacht werden. Aber auch die Mitteilungen über die Spezialbibliotheken werden so manchem Forscher von erheblichem Nutzen sein. G. W.

Bruno Frank, Die Fürstin. Roman. Verlag von *Albert Langen* in *München.* Geheftet 3 M., in Halbpergament 4,50 M.

Ganz im Osten des Reiches, wo die Knutengewalt noch über die Grenze droht, hebt der Roman Bruno Franks an. Und der Geist selbstverständlicher Unterwürfigkeit, wie er den östlichen Völkern eignet, beherrscht den Helden des Buches. „Matthias zeigte sich umsichtig und ergeben, wie einer jener chinesischen Diener, von denen die Reisenden berichten": so hat ihn der Dichter treffend charakterisiert. In allem Dienen quält ihn der Gedanke noch, ob auch sein Dienst der rechte sei, ob er nicht als Geschenk hinnimmt, was er durch Marter und Kasteiung sich verdienen müßte. Seine Schönheit macht ihn zum Frauenliebling, zum Weiberknecht. Er liebt nicht; die Frauen nehmen ihn hin und er dient ihnen mit seiner Männlichkeit. Bis eines Tags die Leidenschaft in ihm erwacht; aber als er zum ersten Male als Herr geben will, was man von ihm, dem Diener, nahm, da weiß er seine Rolle nicht zu spielen. Er reißt sich los, um durch eine große Tat zu dienen: die herrische Geste einer Fürstin zwingt ihn zur alten Selbsterniedrigung. Das Schicksal hat Erbarmen mit diesem seltsamen Knecht, wunderbar wird er erhöht. Er darf als Wärter eines Seeaquariums der Wissenschaft dienen. Nun ist er ganz dem Leben der winzigen Wesen in den großen Wasserbecken hingegeben. All seine dienende Liebe darf er ihnen opfern. Und in dieser Tätigkeit findet er seinen Frieden.

Nicht immer ist das Leben des Matthias glaubhaft, so fein und klar auch der Dichter die Linien seiner seelischen Entwicklung zeichnet. Auch sind die im Grunde widerwärtigen Szenen knechtischer Hingabe an die Frauen nicht überall künstlerisch beherrscht. Besonders da, wo der Dichter den in „Romanen" ausgebeuteten schlüpfrigen Boden Nizzas betritt, gleitet er aus: die Fürstin-Szene wirkt ebenso romanhaft wie der auf einsamer Bank vergessene Dolch, auf dessen krummem Stahl sich das fahle Frühlicht spiegelt. Auch das Auftreten des Professors Kostamarow, der dem schlafenden Matthias als Deus ex machina erscheint, ist wenig überzeugend, obgleich dieser stille, gütige Gelehrte zu den eindrucksvollsten Gestalten des Buches gehört. Er vollendet das Leben des Dieners Matthias, dem die Liebe der Schauspielerin Lena Gontard Aufschwung gab. Man wünschte fast, der Matthias des Aquarium-Friedens möchte ihr noch einmal begegnen und nicht der so viel unbedeutenderen Fürstin. Dann würden sich die ragenden Pfeiler des schönen Baues zur Kuppel runden und die Dichtung ihre Vollendung finden. F. M.

Franz Grillparzer, Der arme Spielmann. *K. k. Hof- und Staatsdruckerei, Wien* 1915. 4°. 81 Seiten, M. 20,—.

Im vorigen Jahrgang, Beiblatt Seite 439, habe ich über die höchst reizvolle Ausgabe von Stifters Skizzen „Aus dem alten Wien" berichtet, die von der k. k. Hof- und Staatsdruckerei als erstes Ergebnis ihres Wettbewerbs um neue Druckschriften herausgegeben wurde. Heute liegt nun bereits der zweite der preisgekrönten Entwürfe in einer ebenso stattlichen Probe vor, für die wiederum ein feines Erzählerwerk wienerischen Ursprungs als Unterlage gewählt wurde. Aber die völlige Einheit von Form und Inhalt, die dem Vorgänger nachzurühmen war, hat sich diesmal nicht eingestellt. Wohl ist die von Professor *Viktor Mader* gezeichnete Schrift eigenartig, schön und kraftvoll. Ihr Gesamteindruck gemahnt, ohne alles absichtliche Archaisieren, an alte gotische Lettern aus der Frühzeit der schwarzen Kunst. Für ein Gebetbuch, eine Bibelausgabe, Nibelungenlied oder Hans Sachs würde sie sich trefflich eignen. Für Grillparzers zarte Erzählung hat sie zu viel Fleisch, zu wenig Romantik. Das gilt auch von den Rahmen, dem Vorsatz und dem prunkhaften, doch nicht protzigen Einband, den Beigaben Professor *Josef Hoffmanns* zu der Publikation, die in allem Technischen wieder die fast unvergleichliche Höhe bezeugt, die unter den ersten Offizinen der Welt die k. k. Hof- und Staatsdruckerei errungen hat. Das Können und der kühne, aus einem modernen Kunstempfinden entspringende Wagemut machen das Wirken dieser großen Staatsanstalt zu einem Vorbild für alle verwandten Unternehmen und befruchten nicht nur das gesamte Druckgewerbe Österreichs, sondern fördern auch die Volksbildung auf einem der Gebiete, wo sonst von Staats wegen am wenigsten dafür geschieht, der Freude am schönen Buche. Dafür kann niemand wärmeren Dank hegen als wir, deren Absichten ja völlig in der Richtung dieses Bestrebens liegen. G. W.

Hanns Johst, Stroh. Eine Bauernkomödie. *Verlag der Weißen Bücher* in *Leipzig*, 1916. Geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Während der Lyriker Johst in den knappen Szenen seines Erstlings „Die Stunde der Sterbenden" die Gestalten der todwunden Krieger in Nacht hüllt, aus der nur die Worte klingen und von den Kämpfen der Seelen Kunde geben, stellt der Dramatiker des „Stroh" die nur zu lebendigen „Heimkrieger" in das helle Taglicht der Komödie: Bauern, die durchaus nicht einsehen wollen, warum sie ihr schönes Korn den „Herren Städtern" hingeben sollen; die also aus dem Korn in ihren Angaben Stroh werden lassen und sich vergnügt ob ihrer Bauernschlauheit die Hände reiben. Aber da kommt ein durchtriebener Vagabund, der sich bei dem

Digitized by Google

Hauptgauner, dem Müllerbauer, verdingt und zusammen mit einem alten scheinheiligen Halunken den Strohbauern dermaßen in die Enge treibt, daß er schweren Herzens seinen Geldbeutel leeren muß, nur damit die hohe Obrigkeit ihn nicht weit empfindlicher strafe.

Es ist ein rechter Komödienstoff, den Johst da unserer bitterernsten Zeit abgewonnen hat. Freilich ist die Gestaltung dieses Stoffes, die Architektonik des Dramas, nur zum Teil gelungen. Der zweite Akt ist unglaublich unbedeutend, dünn und — überflüssig. Und auch im dritten Akt finden sich recht entbehrliche Längen. Für all diese Mängel entschädigt aber die ausgezeichnete Charakteristik der Menschen und ihrer Welt. Dies sind einmal keine Theaterbauern, sondern ganze Kerle. Der Müllerbauer Anton ist besonders treffend gezeichnet: unsagbar grob, großschnäuzig, dabei verschwiegen, wenn es darauf ankommt, listig und — trotzdem schließlich der Betrogene. Wenn er, nachdem er den letzten Taler dem scheinheiligen Franz in den Rachen geworfen hat, mit seiner Alten am Ofen sitzt, und sie die Rechnung aufstellt: „Nu is alles furt... De Kinger , . . 's Gesinde . . . De Pfere . . . un ooch's Gäld!" — da macht er einen kräftigen Schlußstrich: „Nu hab'n mer bloß noch 'n Krieg un de Wanzen!" Und in diesen Worten voll verhaltener Wut liegt die echte Komik des Menschlichen, Allzumenschlichen.

Man wird viel gegen die Komödie einwenden können, schon weil zarteres Gefühl durch den Stoff verletzt werden dürfte. Trotzdem bleibt das Stück ein verheißungsvoller Auftakt zu dem Dorfroman, den uns der Verlag von Hanns Johst verspricht, vielleicht für diesen Sittenschilderer eine noch brauchbarere Form als das Drama. F. M.

Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung, herausgegeben von ihrem jetzigen Eigentümer *Gotthold Lessing*, Rittergutsbesitzer zu Meseberg bei Gransee. Zweiter Band. Handschriftensammlung Teil 2: Deutschland. Bearbeitet von *Arend Buchholtz*. *Otto von Holten*, Kunst- und Buchdruckerei in *Berlin*, 1915.

Der zweite Band dieses groß angelegten und großzügig durchgeführten Büchereiverzeichnisses beschreibt einen Teil der Lessingschen Sammlung, dessen Hauptbestand wiederum auf der Benoni Friedländer-Sammlung beruht. In ihr war eine Handschrift von Friedrichs des Großen „Antimacchiavel" enthalten, der Schatz der Humanisten- und Reformatoren-Briefe, Kants Briefwechsel mit Marcus Herz und der Mendelssohns mit Lavater, die Briefe Lavaters und Wielands, Gleims und Lichtenbergs an Nicolai, die Goethe- und Schiller-Briefe, die Briefe der Brüder von Humboldt, E.T.A. Hoffmanns Notatenbuch und manches andere kostbare Stück noch. Auch der von Carl Robert Lessing erworbene Gubitzsche Nachlaß bereicherte seine Handschriftenschätze mit begehrenswerten Hauptstücken, er und der jetzige glückliche Besitzer der Lessing-Bibliothek waren und sind daneben aufmerksam bedacht, wertvolle Einzelstücke, die dem Charakter der Sammlung entsprechen, zu erwerben, ihr anzugliedern und einzufügen. Es wird bei Beendigung dieses Katalogprachtwerkes ausführlicher über Geschichte und Inhalt der Lessingbibliothek zu berichten sein. Denn diese Familienbibliothek im schönsten Wortsinne ist keine durch Aufwendung großer Geldmittel schnell geschaffene Prunksammlung, sie ist durch Generationen gewachsen und ihre Urbestände sind nicht willkürlich von einem wohlhabenden Manne, der die günstigen Gelegenheiten nutzte, zusammengekaufte Bücher- und Handschriftenmassen, sondern von einem glücklichen und verständnisvollen Sammler zusammengepaßte Glieder eines Ganzen, dessen Ebenmaß, in der Familientradition begründet, den Bücherfreund immer von neuem entzückt. Es gab und gibt nicht viele Privatbibliotheken, die sich einer solchen inneren Geschlossenheit erfreuen wie die Lessingsche, die auch durch ihre Aufstellung in den alten schönen Räumen ihres Begründers noch ihre eigene Stellung in der Geschichte der deutschen Bibliophilie wahrt. Daß die Lessing-Bibliothek in glänzenden Reihen viele Kostbarkeiten und Seltenheiten enthält, darin liegt nicht ihr Hauptwert, den ihr deshalb vielleicht mancher beim Durchblättern der Katalogbände überraschte Kenner zubilligen wird. Als ganze, in sich geschlossene Sammlung ist sie, das Werk ihres Begründers, der allen seinen Freunden als das Beispiel eines vornehmen Mannes galt, in der Geschichte der deutschen Bibliophilie eine ihrer hervorragendsten Schöpfungen. Und deshalb dürfen die deutschen Bücherfreunde dankbar, doppelt dankbar in der jetzt durchlebten Zeit, dafür sein, daß der nunmehrige Besitzer ihr Fortbestehen auch durch die Herausgabe eines ihr angemessenen Verzeichnisses sichert. Die Ausstattung, der Druck von Otto von Holten, der Einband von Hübel & Denk, entspricht dem Wert der Bearbeitung auch dieses zweiten Bandes, der nicht allein eine erwünschte Bereicherung der Forschung durch die Nachweisung der in ihm beschriebenen Handschriften bringt, sondern dazu noch durch den Abdruck zahlreicher bisher nicht oder nicht ausreichend veröffentlichter Schriftstücke die Nutzung des reichen Besitzes der Wissenschaft erschließt. G. A. E. B.

(*Dr. Rudolf Payer von Thurn*), Grillparzers Ahnen. Eine Festgabe zu August Sauers 60. Geburtstage, herausgegeben vom Literarischen Verein zu Wien. *Wien* 1915, *Verlag des Literarischen Vereins in Wien*. 4°. 56 Seiten, mit einer Ahnentafel und 6 anderen Tafeln. (Nicht im Handel.)

Keine passendere Gabe hätte dem verdientesten Grillparzer-Forscher dargebracht werden können als diese neuen Feststellungen über die Vorfahren des Dichters, dem Sauer den größten Teil seiner Lebensarbeit geweiht hat. Dank einer staunenswerten, methodischen Archivforschung ist es Payer von Thurn gelungen, bis in den Anfang des XVII. Jahrhunderts die Geschichte der Familie Grillparzer zurückzuverfolgen und damit nicht nur eine Reihe wertvoller Urkunden, sondern auch, was wichtiger erscheint, die Unterlagen für die Ableitung des seltsam gemischten Charakters

Digitized by Google

ihres größten Sprößlings zusammenzutragen. Dafür ist ihm der Dank aller, die Grillparzer aus Neigung oder Beruf ernste Teilnahme zuwenden, gewiß. Auch durch ihr Äußeres erscheint die stattliche Schrift des festlichen Zwecks, dem sie dienen sollte, würdig. G. W.

Rankes Meisterwerke in zehn Bänden. Sechster bis achter Band: Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten. *Duncker & Humblot, München und Leipzig* 1915. Wohlfeile Ausgabe: jeder Band in Pappe 3 M., in Leinen 4 M.; Vorzugsausgabe: jeder Band kartoniert 10 M., in Ganzleder 30 M.

Was über die ersten fünf Bände dieser billigen Ausgabe einiger Hauptwerke unseres größten Geschichtschreibers früher (Beiblatt Februar 1915, Seite 438ff.) gesagt wurde, trifft auch auf die Fortsetzung zu. Sie wird Fachleuten und solchen Laien, die nach edler Geistesnahrung verlangen, willkommen sein, weil die meisterhafte Schilderung der neueren Entwicklung der katholischen Kirche historisch besonders wichtig ist, tief auf das geistige und staatliche Leben bis zur Gegenwart eingewirkt hat. Auch für dieses große Werk ist nun, da es zu mäßigem Preise dargeboten wird, eine Wirkung, weit über den früheren Leserkreis hinaus, zu erhoffen. G. W.

Adolf Schinnerer. Sein Graphisches Werk von Dr. *Ludwig Gorm.* Mit einer Einleitung von Dr. Hans M. Sauermann. *Graphik-Verlag G. m. b. H. München.* München 1915.

Der ursprünglich als „Verkaufsverzeichnis" geplante Katalog vom graphischen Werk Schinnerers hat sich zu einem fast vollständigen, gewissenhaften, unter Anteilnahme des Künstlers gearbeiteten Gesamtkatalog ausgewachsen. Sauermann und Gorm suchen in leisen, wägenden, von warmer Sympathie getragenen Worten das Wollen des Künstlers klarzulegen, das sich in den radierten Zyklen „Simson" (2 verschiedene Fassungen), „Zeichnungen eines Verliebten" (1902—04), „Reise des jungen Tobias" (1905—08), „Teich Bethesda" (1912), „Geträumtes Paar" (1913) am klarsten ausspricht. Schinnerer, der Schmid-Reutte-Schüler, findet nach tastenden Versuchen als Dichter und Musiker in der bildenden Kunst sein eigentlichstes Ausdruckselement. Als Illustrationen zu seinem Leben, ganz Form geworden und entmaterialisiert, aber verankert in unmittelbarstem Erleben, Fühlen, Träumen wollen seine Blätter aufgefaßt werden. Von 1899 bis 1915 sind 408 graphische Blätter in verschiedenen Fassungen entstanden. Die Radierung ist die Schinnerer gemäßeste Ausdrucksform, Lithographien setzen 1901 ein, doch sind nur einige vierzig entstanden. — Die Absicht besteht, nach dem Kriege eine zweite Ausgabe des Kataloges mit 50 Abbildungen zu veröffentlichen. Dr. *Rosa Schapire.*

Burg Kreuzenstein. Herausgegeben von *Alfred Ritter von Walcher*, mit einer historischen Einleitung von Johann Ritter von Paukert. 18 Seiten Text und 200 Foliotafeln mit 417 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen auf Velinpapier. Verlag von *Schroll u. Co.* in *Wien*, 1914. 42 M. (50 Kr.)

Es ist ein wuchtiger Band, der vor uns liegt, und dennoch umfaßt er noch bei weitem nicht den Hauptteil der umfangreichen, auf dem malerischen Kreuzenstein an der Donau vereinigten Sammlungen des als Kunstfreund und Kunstkenner gleicherweise berühmten Grafen Wilczek. Zwei Gebiete sind darin hauptsächlich berücksichtigt: die Glasmalerei und das Mobiliar. Von den Gemälden und Skulpturen konnten nur einige Stücke gezeigt werden. Es fehlt die Sammlung der Graphik, der Waffen, der Bibliothek. Die Graphik vermissen wir jetzt besonders schmerzlich, nachdem ein großer Teil davon, darunter kostbare Stücke, bei dem Brand im vorigen April zerstört wurde. Aber in einem Band hätte sich die Fülle des Vorhandenen auch unmöglich vereinigen lassen. Und so müssen wir es mit Dank begrüßen, daß vorläufig ein Teil zur Veröffentlichung kam. Vielleicht wäre sogar eine noch strengere Begrenzung auf die zwei hauptsächlich darin behandelten Gebiete wünschenswerter gewesen. Als Mangel empfindet man die Sparsamkeit des Textes, der sich, mit Ausnahme der geschichtlichen Einleitung lediglich auf die Bildunterschriften beschränkt. Kunstgeschichtlich von großer Wichtigkeit sind die *Glasgemälde*, die nahezu alle abgebildet wurden. Durch ihre Veröffentlichung wird die bei uns noch viel zu wenig bekannte österreichische Kunst des Mittelalters in einigen ihrer wertvollsten Erzeugnisse der Forschung näher gerückt. Unter den Scheiben befinden sich vorwiegend schöne Stücke aus der Klosterneuburger Schule des XIV. und XV. Jahrhunderts. Aus der gleichen Zeit sind noch mehrere Werke andrer Schulen erhalten, bei denen wir uns mit der Pauschalbezeichnung „Österreichisch" begnügen müssen. Eine gründliche Untersuchung dieses sehr interessanten, aber allerdings — da mehrere Scheiben aus verschiedenen Funden gestückelt sind — nicht immer leicht zu behandelnden Materials wäre außerordentlich wünschenswert.

Einen genußreichen Überblick gewährt die *Mobiliarsammlung*. Die Stühle wurden in Sitzhöhe, die Tische in Tischplattenhöhe aufgenommen, um dem Beschauer ihre Konstruktion deutlicher vorzuführen. Es dürfte nicht viele Sammlungen geben, die in gotischen Giebelschränken, Kredenzschränken, Truhenschränken, Stollenschränken, Waschkästen, Truhen, Truhenbänken, Feldbänken, Armsesseln, Klappstühlen, Lehnschemeln, Stollen-, Bock-, Kasten-, Wand- und Schragentischen eine so reiche und qualitätvolle Auswahl besitzen.

M. E.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Bibliophiliana XXXVII. Kataloge von Privatbibliotheken lassen sich, nach ihrer Bearbeitung und ihrem Inhalt, in zwei große Hauptgruppen sondern, in die Aufnahmen eines Bestandes von Büchern, die Inventare, die Antiquariats- und Auktionskataloge, die meistenteils mehr oder minder genaue, unabgeschlossene Verzeichnisse eines gerade vorhandenen, oft zufällig zusammengekommenen Büchervorrates sind, und in die nach bestimmtem Plan beschriebene und geordnete Auswahl einer zweckmäßig gesammelten Büchermasse. Die letztgenannten Büchereiverzeichnisse, in nicht allzugroßer Zahl veröffentlicht, sind die Bibliophilenkataloge im eigentlichen Sinne, die anderen können auch oft Personal- oder Familienbibliotheken, die sich unter dem persönlichen Einfluß einzelner Sammler der verschiedenen Geschlechter schichteten, enthalten, aber die Sicherheit der Vollständigkeit geben sie weder dahin, daß aller persönlicher Bücherbesitz in ihnen verzeichnet worden ist, noch dahin, daß kein fremder hinzugefügt wurde. Immerhin sind es hauptsächlich sie, auf die Betrachtungen über die Büchersammlungen hervorragender Persönlichkeiten angewiesen sind, Betrachtungen, die in der verschiedensten Art aufschlußreich sein können, wofern man nur nicht vergißt, daß die Tatsache, ob jemand ein Buch besaß oder nicht besaß, noch nicht dafür beweisend zu sein braucht, daß er dieses Buch nun auch gelesen oder nicht gelesen hat. Eine Tatsache, die zwar unbestreitbar ist, trotzdem aber gelegentlich übersehen wurde, so bei der Statistik meist beachteter Bücher, die aus dem Durchschnitt vieler Kataloge mit den meist angeführten Büchern die Hauptrichtungen des literarischen Geschmackes einer bestimmten Epoche erweisen wollte. Wobei dann, um dieses Verfahren auf unsere Gegenwart anzuwenden, das Allerweltsbuch, das Konversationslexikon, nicht nur als der Klassiker aller Klassiker erscheinen würde, sondern auch das, was die meisten Leser tagaus tagein am längsten beschäftigte, die Zeitungen, dazu noch die Flugschriften und die Modebücher, kaum Erwähnung finden könnten, da sie in den Büchersammlungen häufig gar nicht aufbewahrt und also auch nicht mit ihren Verzeichnissen erhalten wurden. Ohne den eben angedeuteten allgemeinen Vorbehalt einer kritischen Methode bei der Benutzung fast aller Kataloge von Privatbibliotheken weiter ausführen zu wollen, sei er ein für allemal auch für die folgenden Betrachtungen gemacht, die nur unter den von ihm jeweilig bedingten Einschränkungen Geltung haben könnten.

Den Engländern ist nicht der Geschmacksrichter Dr. Samuel Johnson teuer, der 1708 als der Sohn eines Buchhändlers zu Lichfield geboren wurde und 1784 in London als ein Bücherherrscher starb, nicht der Mann, dessen Nachruf in den Zeitungen lautete: „Georg III. hat seinen berühmtesten Untertan verloren", nicht der Verfasser des Wörterbuches der englischen Sprache, nein, einen ganz anderen Johnson verehren sie als den „old Doctor" und den geachtetsten Besucher der Mitre tavern in der Fleet Street. Dr. Samuel Johnson ist das bemerkenswerteste Beispiel für die Macht der Biographie, das die neuere Schrifttumsgeschichte kennt und in dem der Beschreibung seiner Lebenszüge gewidmeten Buche hat sein Biograph der britischen Persönlichkeit ihr Denkmal gesetzt. So ist Samuel Johnson zur Verkörperung altenglischen Wesens geworden. Vergleiche hinken, nicht am wenigsten solche der Zeitgenossen verschiedener Länder. Aber vielleicht würden auch wir Deutsche, wie die Engländer von ihrem Johnson, von unserem Gottsched reden, wenn dieser ebenfalls seinen Boswell gefunden hätte. Der Vergleich bedarf keiner umständlichen Ausführung, um zu zeigen, worauf es bei der Beurteilung der Büchersammlung Johnsons [der unter anderem ein Essay Austin Dobsons gewidmet ist] doch wohl etwas anzukommen scheint. Der in allen Ländern englischer Zunge noch heute urlebendige Dr. Samuel Johnson ist in seinem Bücherverzeichnisse ein weiland gelehrter längst Verstorbener. Man sollte deshalb dieses Bücherverzeichnis auch der Biographie Boswells als ein ausgleichendes Gegengewicht einverleiben, die als ein klassisches Werk in vielen kritischen Ausgaben vorliegt. (Nebenbei gesagt: auch diese berühmte Lebensbeschreibung erläutert Goethes Äußerung vom 11. Juni 1822: „Ein Buch, das große Wirkung gehabt, kann eigentlich gar nicht mehr beurteilt werden". Sie ist die anerkannte, die klassische Biographie eines Klassikers, der ohne sie höchstwahrscheinlich gar kein Klassiker geworden wäre.)

Wir wissen, daß dem Dr. Samuel Johnson jener Büchersinn nicht gegeben war, den man den guten Geschmack des Bibliophilen nennen kann. Und auch den Eifer oder die Eitelkeit eines Büchersammlers hatte er nicht. Er behandelte die Bücher, die er las, so gut, als das seine Bequemlichkeit erlaubte, das heißt recht schlecht. Und er las auch beim Essen oder riß die Bogen auseinander, anstatt sie langsam aufzuschneiden. Ja, er machte darin keinen Unterschied zwischen den eigenen und den entliehenen Büchern, die er nicht immer gern zurückgab, was seine Freunde wohl wußten. In Staub und Unordnung lagen die Bände der Bibliothek Johnsons durcheinander, deren Wahl keineswegs auf die Äußerlichkeiten bedacht gewesen war und nicht die besten und schönsten Ausgaben herausgesucht hatte, einer Bibliothek, die für die Arbeit am Dictionary angelegt worden ist. Es läßt sich behaupten, daß der alte Doktor in seinem Verhältnis zu den Büchern weder ein Elegant noch ein Pedant gewesen ist und vielleicht war dieser ihm auch mit Voltaire gemeinsame Grundzug seines Wesens (auch der große französische Kritiker besaß, wie später zu zeigen sein wird, weder ein Bücherherz noch eine geordnete Büchersammlung) eine Äußerung der Mißachtung bedruckten Papiers, die viele Polygraphen bewiesen haben.

Nach Dr. Samuel Johnsons Tod wurde seine Bibliothek in Mr. Christies großem Auktions-Saal in Pall Mall am 16. Februar 1785 versteigert. Der Katalog, eine gesuchte Seltenheit, die durch einen 1892 für den Johnson Club in Oxford hergestellten Faksimileneudruck bekannter wurde („A Catalogue of the Valuable Library of Books, of the late learned Samuel Johnson, Esq., LL.D.; Deceased"), zählt, außer den Stichen, 650 Lose auf, die ihrerseits wieder eine größere

Digitized by Google

Anzahl von Bänden unter einer Nummer vereinten. Er verzeichnete auch nicht den ganzen Büchernachlaß Johnsons, der eine Anzahl von Werken seinen Freunden vermacht hatte, von denen Reynolds unter anderem das Handexemplar der letzten Ausgabe des Wörterbuches erhielt. Buntscheckig, unpersönlich, unvollständig ist dieser Auktionskatalog, in dem sogar eigene, ihm gewidmete oder von ihm lobend erwähnte Schriften des berühmten Kritikers und Lexikographen ebenso fehlen wie fast kein Buch dieser Versteigerung als eine den Liebhabern schätzenswerte Kostbarkeit oder Seltenheit erschien. Sie ging auch ziemlich unbeachtet vorüber, nicht einmal „London Chronicle", Dr. Samuel Johnsons Leib- und Magenblatt, erwähnte sie, ihr Erlös, 247 Pfund, 9 Schillinge, war nicht gerade bedeutend. Vielleicht hatten sich bei ihr selbst die Freunde nicht beeilt, ein Andenken zu erstehen. Denn der gelehrte Doktor hatte ja die von den Freunden entliehenen Bücher wie die eigenen behandelt und sie mit seinen durchaus nicht verschönernden Randbemerkungen zurückgegeben, in denen er den Stoff für das Wörterbuch anhäufte.

Aber wenn der Auktionskatalog der „Johnson Library", deren Bestandteile nun von den englischen Büchersammlern gesucht und hochbezahlt werden, auch keine ausreichende Übersicht ihres Inhaltes gibt, einen hinreichenden Einblick in ihre Zusammensetzung läßt er immerhin zu. Und wenn man wohl sagen darf, daß der alte Kritiker, anders als mancher seiner Nachfolger, es verschmäht hat, einen blendenden Bücherschatz auszustellen, so darf man ebensowohl behaupten, daß er, der die Beschäftigung mit den Büchern als einen Bestandteil der Bildung in seiner eigenen Tätigkeit voraussetzen wollte, die äußeren Zeugnisse dieser Bildung bei sich weit weniger zu Hause gehabt hat als andere erheblich weniger bekannt gewordene Landsleute seiner Zeit. Und das macht die Durchsicht dieses dünnen Heftes mit der Liste von Büchern aus Samuel Johnsons Besitz immerhin lehrreich genug.

G. A. E. B.

Zu Joh. Chr. Krügers Komödie „Die Geistlichen auf dem Lande". Die im Jahre 1743 anonym erschienene Komödie „Die Geistlichen auf dem Lande" des Schauspielers und Dichters Johann Christian *Krüger* bespricht Wittekindt in seiner Monographie (Berlin 1898) ausführlich. Er gibt (Seite 33) zwei zeitgenössische Zeugnisse, die die Autorschaft Krügers beglaubigen: einen Brief A. G. Uhlichs an Gottsched vom 12. Februar 1744 und Lessings Vorwort zu den „Vermischten Schriften" von Mylius (Berlin 1754). Er führt auch zwei Besprechungen aus dem Jahre 1743 an, die sich heftig gegen die unwahre Zeichnung der beiden Geistlichen wenden. Dazu findet sich im 13. Bande der „Hamburgischen Berichte von den neuesten gelehrten Sachen" (1744) weiteres Material. Hier wird in Nummer XIII. „Von einem ungenannten Orte" eine ausführliche Besprechung mitgeteilt. Nachdem zuerst der Inhalt erzählt ist, heißt es: „Wan man den Verfasser nach seiner Gemütsbeschaffenheit beurtheilen wolte, hätte man Gelegenheit viel Lächerliches, Bitteres, oder Ernsthaftes von ihm zu sagen. Man hat uns auch versichert, daß dies Lustspiel in den sächsischen Ländern verboten worden. Überhaupt zu urtheilen, so hat der Verfasser das Spiel selbst ganz gut eingerichtet. Der Knote ist wol geflochten. Der Leser vermeinet in der Mitte die Auflösung desselben schon voraus zu sehen, doch wird er so künstlich wieder verwickelt, daß die völlige Auflösung erst zuletzt, auf einmal, und mit gnugsamer Deutlichkeit erfolget. Mehrentheils erhalten sich auch die Personen beim Reden in dem Charakter, der ihnen gegeben worden. Aber seinen Lehrvorsatz zu erreichen, hat er sich nicht gnugsam geschikte Mittel erwehlet. Er will zeigen: eine verstellete Frömmigkeit werde oft als ein Gewerbe getrieben. Dies ist leider ietzt mehr als zu gewöhnlich. Dies lasterhafte Wesen wil er auf der Schaubühne lächerlich machen. Wir müssen es ihm erlauben, so lange der Satz: die Schaubühne ist eine, in einer wol eingerichteten Republik fast unentbehrliche, Schule der Tugend, so viele Vertheidiger findet. Allein hiebei begehet er den Fehler, den die Satyren selten vermeiden. Er mahlet seine tadelnswürdigen Personen so, wie es etwan nicht ganz unmöglich wäre, wan man sie sich im höchsten Grade lasterhaft aussinnen wolte. Dies macht von der einen Seite zwar das Tadelnswürdige recht merklich: allein von der andern Seite macht es diejenigen, die man doch bessern wil, sich selbst unkentlich: diese sehen das Laster in der allerheslichsten Gestalt ihnen vorgebildet; sie haben es würklich in einem so hohen Grade nicht an sich: folglich meinen sie, die ganze Vorstellung träfe ihre Personen nicht. Die Scheinheiligen werden in diesem Lustspiele zuletzt Teufelsbanner, und die ärgsten Bösewichter. Bei nahe wird unter Muffels Namen die Geschichte des P. Girard mit der Cardière aufgeführet. So weit gehet doch gotlob! in unsern Gegenden die Scheinheiligkeit nicht". Hier ist also die sachliche, ausführliche Besprechung, welche Wittekindt vermißt. (Der erwähnte Girard ist der Pariser Jesuitenpater, dessen Liebesaffairen mit seinem Beichtkind durch den Skandalprozeß in ganz Europa bekannt wurden, und den noch Goethe in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" neben den Verbrechern Cartouche und Damiens nennt.)

In den gleichen „Hamburgischen Berichten" findet sich zu dieser Besprechung in Nummer LI (vom 30. Juni 1744) eine Ergänzung; es wird dem Blatte aus Berlin geschrieben: „Von der fast schändlichen Comödie: Die Geistlichen auf dem Lande, kan ihnen die Nachricht geben, daß der Verfasser ein Comödiant sey, welcher sich vor einiger Zeit in Berlin aufgehalten hat, und C—r heißet; er hat eine zeitlang auf einer hohen Schule studiret". Den vollen Namen gibt erst das Register zu dem betreffenden Jahrgang der Berichte, wo es heißt: „Crüger ist Verfasser einer schändlichen Comödie". Hier wird also 10 Jahre vor Lessing (siehe oben) bereits öffentlich die Anonymität halb und schließlich ganz beseitigt. *Friedrich Michael.*

Digitized by Google

Zu Clérys Tagebuch über die Gefangenschaft Ludwigs XVI. Auf Spalte 345 des vorigen Heftes dieser Zeitschrift regt L. Liebmann an, die „so einfach geschriebenen, aber gerade dadurch glaubhaften Aufzeichnungen" des treuen Kammerdieners Ludwigs XVI. neu erscheinen zu lassen. Es ist ihm offenbar unbekannt geblieben, daß dies bereits im Jahre 1907 geschehen ist. Diese neueste Übersetzung von Ludwig Koehler ist bei H. Schmidt & C. Günther in Leipzig herausgekommen. Auch findet sich das Tagebuch keineswegs, wie es nach Liebmanns Notiz scheinen könnte, nur in dem umfangreichen Werke von Friederich, sondern es sind schon früher neben zahlreichen französischen und englischen auch einige deutsche Sonderausgaben erschienen, nämlich London o. J., Hamburg, Campe 1798 und Wien, Gerold 1812.

Kl. Löffler.

Jens Baggesen und Eduard Allwill. Bücher mit eigenhändiger Widmung des Verfassers haben einen eigenen Reiz, das nahe Verhältnis zwischen Urheber und Empfänger sichert dem Buche ein individuelles Leben, emporgehoben aus allen Stücken der Auflage. Alle übrigen brauchten nicht mehr da zu sein. Noch höher steigert sich die Individualität, gibt der Empfänger sein Sinnen im geschenkten Buche kund. Selten mag ein Buch so zur Vertiefung in die Seelen der beiden Persönlichkeiten einladen, wie ein Exemplar von Friedrich Heinrich Jacobis „Eduard Allwill" von 1792, das ein glücklicher Sammler, Herr Walter List in Leipzig, besitzt. „Meinem inniggeliebten Freunde Baggesen. Wandsbeck d 24t. Juni 1797. F. H. Jacobi" steht auf dem Titelblatt, und außer Strichen und Kreuzen findet sich über dem letzten, 21. Briefe „Luzie an Eduard Allwill" von Baggesens Hand mit Tinte eingetragen: „Darstellung meiner Jugend". Nun ist daraus nicht etwa zu schließen, daß Baggesen für F. H. Jacobi als Modell gedient habe. Bekanntlich ist Eduard Allwills Briefsammlung geschrieben, als Baggesen noch ein Kind war, vielmehr ist das Werk eine Spiegelung Goethes. Aber zwanzig Jahre später beobachten wir ein paralleles Geschehen, wieder spiegelt sich ein genialer Mensch in diesem Buche, und auch seine Freunde beziehen es auf ihn. Es war im Jahre 1797 kein Zufallsgeschenk!

Der Philosoph Karl Leonhard Reinhold in Jena, Wielands Schwiegersohn, hatte dem Freunde Baggesen am 28. März 1792 unter den Schriften von Jacobi, „der größten und liebenswürdigsten Geister, die ich kenne, einem der größten und liebenswürdigsten", auch „Allwills Papiere" aufgezählt, Baggesen antwortete am 7. Juli: „Noch vor Deiner ersten Recommandation hatte ich Allwill's neue Briefsammlung einmal allein, und einmal vorgelesen. Es war gerade das erste Buch, das ich mir für diese Messe notirt hatte. Daß ich den Schriftsteller Jacobi kenne — und, natürlich! liebe — danke ich meiner Sophie, deren Lieblingslektüre Allwill's Papiere, der Kunstgarten, und zum Teil auch Woldemar schon früher war. Ich lese dieses Alles mit Entzücken; aber, sonderbar genug, ohne Zufriedenheit. Nur hier und da ist meine Vernunft ebenso befriedigt als mein Herz. Jacobi's beste Werke sind eigentliche Kritiken des Herzens". Als sich Baggesen und Jacobi persönlich kennen gelernt hatten, wollte Jacobi dem neuen Freunde den „Allwill" schenken, bekam aber zunächst, wie er am 23. November 1796 schreibt, kein Exemplar. Am oben angeführten Tage gab er das Buch seinem Gaste in Wandsbek, als dieser sich nach dem Tode seiner Sophie in der trostlosesten Verfassung befand. „Am Ende liebt mich doch wohl kein Mensch auf Erden so warm wie Jacobi," schrieb Baggesen in diesen Tagen an die Freundin seiner Gattin, die er gleich nach deren Tode mit irrer Werbung quälte. Ratlos sahen die Freunde seinen Zustand an und waren nahe daran, an ihm zu verzweifeln. Endlich, als er von der Schweiz aus sich in einem langen Briefe ergossen hatte, schrieb ihm Jacobi am 21. Oktober 1797: „Reinholds schwankender Unglaube an dich, und was ich von ihm über dich hörte, ließ mich ziemlich unbewegt; aber ganz ähnliche Urteile von Niebuhr erschütterten mich. Von diesem erfuhr ich erst, welchergestalt alle deine Freunde dich aufgegeben, und unter diesen auch Ernst Schimmelmann. Sie zählen dich zu der Menschenklasse, die ich in Allwill's Briefsammlung S. 217—220 beschrieben habe, und sie zweifeln daran, daß ein Mensch, mit dem es dahin gekommen, je wieder umkehren könne." Diese Stelle befindet sich im 19. Briefe, Sylli an Amalia (Ausgabe letzter Hand S. 176—179). Baggesen geht in seiner Antwort vom 24. November darauf ein, auch mit Hinweis auf Goethe. Hier sei nur erwähnt, daß Sylli von der Gattung Allwill schreibt: „Der ganze Mensch, seinem sittlichen Teile nach, ist Poesie geworden; und es kann dahin mit ihm kommen, daß er alle Wahrheit verliert und keine ehrliche Faser an ihm bleibt." Diesen Satz hat Baggesen — aber wahrscheinlich erst später — am Rande angekreuzt. Er antwortet darauf: „Was ich bin, oder nicht bin — Jacobi! ich bin ehrlich, gegen dich, gegen andere, wenn auch nicht immer gegen mich selbst; und es ist nicht mit mir dahin gekommen, daß ich alle Wahrheit verloren habe, obgleich ich bis über die Ohren in Poesie stecke. Ich habe nie anders als selbst betrogen betrogen, und so natürlich mir die Täuschung ist, so unnatürlich ist mir die Lüge." Am 10. April 1799 scheint er darauf zurückzukommen: „Die Lüge, die in mich gekommen war — kannst du es glauben — fängt an, aus mir herauszufahren; heimlich sage ich: ist aus mir herausgefahren. Nur wird mir vermutlich die Miene und der Ton der Lüge noch lange ankleben — und was ich wahr sage, wird nicht wahr klingen." Den Schluß der Seite 220, an deren Anfang der oben wiedergegebene Satz steht, hat Baggesen gleichfalls angekreuzt. Da er aber nichts darüber an Jacobi schreibt, da vielmehr die beiden Randzeichen dieser Seite mit denen zum 21. Briefe gleichzeitig zu sein scheinen, die aus späterer Zeit stammen, so ist anzunehmen, daß er sich bei wiederholter Lesung wieder durch die Seite 220 getroffen gefühlt hat. Die letzte Stelle lautet: „Jede leidenschaftliche Bewegung ist, ihrer Natur nach, eigensüchtig. Daher kann man in der Regel annehmen, daß überhaupt der empfindsamere Mensch, als solcher, auch der eigensüchtigere

Digitized by Google

ist. Nicht, daß er es wollte; im Gegenteil: er möchte gern sich aufopfern; aber er kann nicht, weil er so über alle Maßen zuerst von sich selbst gerührt ist." Erwähnungen des „Allwill" scheinen bei Baggesen später selten zu sein, ich finde nur eine Lene Jacobi gegenüber von 1801: „Thun Sie doch die Augen recht über mich auf, und betrachten Sie genau meine eigentliche schwache Seite, meine Allwillheit, Allwilligkeit und Allwildheit." In diese Zeit mögen wohl die Randzeichen zum letzten Briefe gehören, dem Strafgericht, das Luzie, eine Freundin Allwills, über diesen abhält: „Darstellung meiner Jugend". Der erste Satz, den er anmerkt, lautet: „Ein vortrefflicher Schriftsteller sagt irgendwo: ich wüßte nichts preiswürdiges, wozu nicht auch der äußerst mißratene, durchaus fehlerhafte Mensch zuweilen sich erheben könnte — Ordnung, Mäßigung und Beständigkeit ausgenommen." Am Rande steht „Fanny!" der Name von Baggesens zweiter Frau! Bei dem Ausruf „Lieber, offener — königlicher Jüngling! Ach, so tief herabgewürdigt — zum bangen, schielenden Sophisten!" stehen zwei Striche am Rande. Seite 256 lautet: „Allwill! Sie wurden dennoch nicht weiser; und so mußten Sie bald nur desto törichter, desto unglücklicher werden. Es kann nicht anders seyn, die unbesonnene Heftigkeit, womit Sie überall sich anwerfen, so vielfach sich zertrennen, muß die ungereimteste Verwirrung in Ihrem Wesen verursachen, der gänzlichen Zerrüttung es immer näher bringen. Alle Hände voll, wollen Sie noch immer *mehr* greifen, und können dann weder *fassen* noch *halten*. Überdem soll sich jeder Gegenstand des Genusses Ihnen noch in jedem andern Gegenstande vervielfältigen. *Sie* sind gerade der Mann, über den Sie spotteten, der von einem Pomeranzenbaume *Kastanien*, und von einem Kastanienbaum *Pomeranzen* verlangt; die leichtfertige Dirne soll auch die hohen Reize, alle Tugenden, die *Liebe* eines frommen Mädchen; und das fromme Mädchen wieder, die schnöden Annehmlichkeiten, die ganze Torheit der leichtfertigen Dirne besitzen; und wenn dergleichen sich nicht findet, dann ist es eine Not, ein Jammer, daß man zweifelt, ob auch wohl diese Welt einen *Gott* zum Urheber haben könne?" Da hat Baggesen neben einem langen Strich an den Rand geschrieben: „Der ehemalige Baggesen (wolle Gott nicht der dermahlige) von Jacobi dargestellt." Seite 263 unten, 266 die Mitte, 268 „Ich weiß . . .", 270 erste Hälfte, 271 letzter Absatz mit dem Geheimnis des Frevels und der Schande sind durch Striche hervorgehoben. „Eine fürchterliche Bestimmung", heißt es Seite 260, von Baggesen angemerkt, „dieser Eduard Allwill zu seyn! Unaufhörlich, auf so mancherley Weise bis ins Mark erschüttert; und die Menge tiefer Leiden in der Folge. Armer! — daß du nicht endlich mit zu Grunde gehest bei den Stößen, da alles an dir zerschellt; oder nicht erstickest unter dem Schutte. — Könnte ich nur jedes liebe unschuldige Geschöpf aus deinem Bann entfernen! Ach, wie viele der Unglücklichen du noch machen wirst, die du ihrer eigentlichen Bestimmung, ihres natürlichen Verhältnisses entsetzen, sie aller Haltung für ihr künftiges Leben verlustig machen wirst! — Gutes Mädchen, das sage ich nicht, daß er dich nicht liebt. Er liebt dich gewiß; mit mehr Wahrheit vielleicht, als kein anderer Mensch dich lieben könnte; liebt gerade alles wahrhaft Schätzbare an dir, gerade das, worin deine gutgeschaffene Seele ihre angemessenste Tätigkeit, ihre eigenste Wonne, fühlet. Nicht wahr, das fühlst du, das sichert dich, daß er dich innig liebt, *wie du dich selbst*, und wie du *ihn* liebest; und du hast Recht so an ihn zu glauben; dein ist seine *ganze Liebe*. Aber, armes Kind! Allwill liebt nie anders; er ist immer seinem Gegenstande *ganz*; morgen vielleicht — der Ehre; einem vortrefflichen Manne; einer Kunst; vielleicht — einer neuen Geliebten. — (All dies ist von Baggesen noch besonders angekreuzt.) Sieh, dieser Allwill — der Unglückliche! muß unstät und flüchtig seyn; er ist verflucht auf Erden — *aber gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an ihn zu legen wagt.*" Als solche von Gott Gezeichneten nennt Baggesen brieflich sich selbst und Goethe. H. S.

Ein neuer Platner-Fund. Im Januar-Hefte 1915 ist etwas *von* Platner veröffentlicht, in der Psychiatrisch-Neurologischen Wochenschrift gibt *Erich Ebstein* in mehreren Juni-Nummern neues *über* Platner bekannt. Zunächst bisher unbeachtete Bemerkungen des Physiologen Karl Friedrich Burdach (Rückblick auf mein Leben, Leipzig 1848, Seite 46f.) über ihn als Lehrer und Persönlichkeit, dann aber und hauptsächlich das Tagebuch, das ein Arzt, Dr. Hebenstreit, zwei Monate hindurch über Platners letzte Krankheit geführt hat. Der Philosoph war um Pfingsten 1818 in Wahnsinn verfallen, gegen Ende des Jahres ist er gestorben. Es ist nun sicher vom medizinischen Standpunkte, aber auch sonst interessant, die Äußerungen des Leidens zu verfolgen, da manche Züge des Gesunden hier stärker betont wiederkehren, wie etwa seine Eitelkeit. Man hatte die Störnng seines Geistes auf den Einfluß der Frau von Krüdener zurückführen wollen, die er 1817 kennen gelernt habe. W. His hat dies in seiner Geschichte der medizinischen Klinik zu Leipzig zurückgewiesen. Im Tagebuch vom 2. Juli heißt es: „Es begann das gewöhnl. Umherwandeln, im gewöhnl. Verlangen nach der K." Damit kann aber nicht Frau von Krüdener gemeint sein, denn am 18. Juli steht im Tagebuch: „gegen 4 Uhr, wo die K. u. Dem. Zopf. um die Stuben zu reinigen, zu ihm hinter kamen." Es wird wohl die Köchin gemeint sein, die für ihn eine besondere Rolle spielte: „. . . beschäftigte sich seit langer Zeit wieder mit der Köchin, indem er mit ihr die Vorstellung einer Gräfin (am 5. August: Fürstin), und eines vollkommenen Ideals verband." Der in dieser Zeitschrift abgedruckte Aufsatz Platners handelt von naturmäßigen Vorzügen des weiblichen Geschlechts vor dem männlichen. Im Krankheitsbilde finden wir diese Anschauung gesteigert: Er halluziniert ein außerordentlich vollkommenes weibliches Wesen, seine Phantasie war so stark, daß er sich diese Person nicht nur in seinen Betten liegend, sondern auch neben ihm auf dem Stuhle sitzend, vorstellen konnte. „Tanty" war der Name dieses ätherischen Gebildes, das die höhere reinere Stelle seiner Gemahlin spielte. Daß sein Aufsatz über

Digitized by Google

die Vorzüge des weiblichen Geschlechts vom September 1796 nicht eine nur augenblickliche Huldigung — im Gedenken an die etwas auffällig verehrte Herzogin von Schleswig-Holstein — war, sondern seine stete Meinung war, bezeugt Hebenstreits Tagebuch: „Sie (Tanty) war es auch, welche der Herr Hofrat nicht nur ungleich höher an Kenntnissen, Tugenden pp. über sich setzte, sondern ihr unbedingten Gehorsam selbst in den unbedeutendsten Dingen leistete. Ohnerachtet der Herr Hofrat beym Ansichtwerden eines jeden Frauenzimmers sich unter derselben seine der Wohltätigkeit u. Menschenfreundlichkeit wegen verkleidete Tanty dachte, so darf dieses wohl keineswegs so verstanden werden, als ob Sinnlichkeit die vornehmste Triebfeder dieser Geistestätigkeiten sey, sondern weil nach seinen selbst in gesunden Tagen dargethanen Begriffen das weibl. Geschlecht vorzugsweise zu einem tugendhaften Lebenswandel und einem guten Herzen geneigter sey, als das männliche Geschlecht." Über den „fast magnetischen Einfluß junger, schöner Dames" konnte der Arzt Beobachtungen anstellen. Unter den Beschäftigungen des Kranken findet sich auch verzeichnet ein auffallendes Durcheinanderwühlen der Bücher und Aufzeichnung einiger Bücher aus sich vorfindenden Büchercatalogis. H. S.

Zu Heinrich Heines „Harzreise". Eine der drolligsten Szenen in Heines „Harzreise" bietet das Abenteuer der beiden in Schönheit, Punsch und Poesie delirierenden Jünglinge auf dem Brocken, die in die dunkle Nacht hineinwandeln wollen, um den Hauch der Wolken und die Strahlen des Mondes einzuatmen. Statt jedoch in Gottes freie Natur zu kommen, geraten sie in eine dunkle Kammer, öffnen statt des Fensters einen großen Kleiderschrank, pflegen erhebende Zwiesprache mit den Lüften der dämmernden Nacht und halten sogar eine im Schrank hängende gelblederne Hose für den Mond.

Eine ganz ähnliche Situation bietet eine Anekdote aus dem XVIII. Jahrhundert, die ich gerne neben Heines Schwank stellen möchte, ohne dabei gerade einen Zusammenhang konstruieren zu wollen. Es wird sich schwer entscheiden lassen, ob bei Heine Erlebnis, Erfindung oder Anlehnung an die Anekdote vorliegt. Im „Antihypochondriakus" (12. Porzion. Erfurt 1794, Seite 118f.) ist zu lesen:

„Zwei Handwerksburschen kehrten in einem Wirtshause zu L. ein, und da sie sehr müde waren, gingen sie recta in das Bette. Man leuchtete ihnen in eine dunkle Kammer ohne Fenster und bekümmerte sich weiter nicht um die armen Schlucker. Des andern Morgens erwachten sie, doch nicht durch des Tages Licht, sondern durch die gewöhnliche Zeit ihres Aufstehens getrieben. „Kunz", sagte der, welcher zu hinterst lag, „gehe doch hin, öffne die Thüre und sieh, wie spät es am Tage ist". Kunz ging, öffnete aber statt der Kammerthüre die eines alten Kleiderschranks. „Es ist noch dunkel", schrie er, und schlug die Thüre wieder zu, „wir haben noch lange zu schlafen". Und so trösteten sich die beiden immer von Zeit zu Zeit in ihrer abgelegnen Kammer. Der Wirt, der unterdessen wichtigere Gäste bekommen hatte, hatte die beiden Wanderer längst vergessen, und sie würden vielleicht noch lange darinnen geschmachtet haben, wenn ihnen nicht der Zufall die rechte Thüre in die Hände geführt und sie ihren Irrthum erkannt hätten." *C. G. v. Maassen.*

Der Verleger Ludwig Giese. Heinrich *Heines „Atta Troll"* erschien zunächst in einer nicht sehr durchgefeilten Fassung im Jahre 1843 in der „Zeitung für die elegante Welt", deren Redaktion Heinrich *Laube* eben übernommen hatte. Die Buchausgabe, deren Verlag Hoffmann & Campe in Hamburg übernahmen, verzögerte sich infolge der durchgreifenden Änderungen, die Heine vornahm, durch mehrere Jahre, bis sie 1847 erschien. Der unveränderte Text ging gleichzeitig in eine zweite Ausgabe über, die sich auf dem Titelblatte bloß dadurch von der Originalausgabe unterschied, daß hier als Verleger *Ludwig Giese* angegeben war. Im Antiquariatsbuchhandel spielt diese Giesesche Ausgabe des „Atta Troll" noch heute eine große Rolle, indem sie als etwas besonders Merkwürdiges immer wieder angepriesen erscheint. Was es mit diesem Verlage Ludwig Giese für eine Bewandtnis habe, und wie es kam, daß dasselbe Werk Heines in unveränderter Fassung von zwei verschiedenen Verlegern herausgegeben werden konnte, war bisher in völliges Dunkel gehüllt, kann aber jetzt auf Grund von Aktenmaterial, das sich im Archive des k. k. Ministeriums des Innern in Wien befindet, aufgeklärt werden.

Im Verlage von Ludwig Giese ist außer Heines „Atta Troll" nur noch ein zweites Werk erschienen, und schon dieser Umstand deutet darauf hin, daß Ludwig Giese ein Deckname sein müsse (den freilich Wellers Lexikon der maskierten Druckorte nicht enthüllt). Dieses zweite Werk ist eine Broschüre, die im Vormärz das größte Aufsehen erregte. Sie heißt „Österreich und seine Zukunft" und rührt von dem Baron Viktor *Andrian Werburg* her. Dieses Schriftchen, das mit schonungslosem Freimut in die im Vormärz nicht sehr erfreulichen politischen Verhältnisse Österreichs hineinleuchtete, erregte begreiflicherweise den Zorn der österreichischen Regierung, die sofort das Damnatur (das heißt das unbedingte Verbot der Verbreitung) aussprach. Diese schärfste Form der Inhibierung schloß sogar die Einfuhr dieser Schrift nach Österreich ein, die, wenn sie Buchhändlern zugesandt wurde, gleich an den Grenzen von den Maut- und Zollämtern konfisziert werden mußte. Nun veranlaßte aber das große Aufsehen, das Baron Andrians Buch machte, den Verfasser, in einem zweiten Teile die Gedanken des ersten Teiles näher auszuführen. Wie bei dem ersten Teile übernahmen auch bei dem zweiten Hoffmann & Campe in Hamburg den Verlag, die in den vierziger Jahren des XIX. Jahrhunderts überhaupt die anti-österreichische Broschürenliteratur stark pflegten. Stärkstes Interesse mußte natürlich eine Fortsetzung der Andrianischen Schrift gerade in Österreich finden, und ihr dort Eingang zu verschaffen, mußte das Bestreben des Verlegers

Digitized by Google

sein. Deshalb wiederholte er denselben Kunstgriff, den er sich schon etwa 15 Jahre vorher erlaubt hatte, als Börnes Werke mit einem Generalverbote belegt wurden. Er gab dessen „Briefen aus Paris" den harmlosen Titel „Zur Länder- und Völkerkunde" und fingierte einen Verleger L. Brunet in Offenbach, beziehungsweise Paris. Auch Andrians Schrift „Österreich und seine Zukunft" mußte sich auf dem Titelblatte eine Verlegeränderung gefallen lassen, indem statt der berüchtigten Firma Hoffmann & Campe plötzlich ein weiter unbekannter L. Giese als Verleger figurierte. Damit war wenigstens das eine gewonnen, daß die Sendungen der Broschüre nicht gleich an den österreichischen Grenzen abgefangen wurden und die Buchhändler ihre Bücherpakete erhielten, die dann, trotz einem selbstverständlich rasch zu gewärtigenden Verbote der österreichischen Zensur, doch heimlich, unter der Hand an ihnen bekannte Kunden einzelne Exemplare verkaufen konnten.

Nun muß man freilich die Frage stellen, ob denn die Beamten an den österreichischen Grenzen nicht angewiesen waren, eine Broschüre mit dem Titel „Österreich und seine Zukunft" unter jeder Bedingung zu konfiszieren, sondern nur dann, wenn sie im Verlage Hoffmann & Campe erschienen war. Aus dem hier mitzuteilenden Aktenmateriale geht wirklich hervor, daß nur der Hamburger Verlag auf der österreichischen Proskriptionsliste stand, so daß also ein bereits verbotenes Buch, wenn es in einen anderen Verlag überging, wenigstens die Grenzen Österreichs frei passieren konnte. (Sobald es in eine österreichische Provinz kam, mußte es freilich dem sogenannten Bücherrevisionsamte vorgelegt werden und dann erst wurde es von einem Verbote ereilt. Aber für den Verleger war doch schon etwas gewonnen, wenn ein Buch wenigstens die schwarzgelben Grenzpfähle überschritten hatte.) So war es also eine recht einfache Spekulation Julius Campes, seinen Verlegernamen verschwinden zu lassen und einen erdichteten unterzuschieben. Man darf nicht einmal sagen, daß dieses Verfahren unehrenhaft gewesen sei; der Krieg gegen die rückständigen Zensureinrichtungen im vormärzlichen Österreich mußte mit allen Mitteln der List unermüdet geführt werden, weil nur so auf Erfolg zu rechnen war. Hätte man in Österreich im Vormärz wirklich nur das gelesen, was die Regierung gestattet hatte, so wäre die große Märzrevolution niemals ausgebrochen, die mitherbeigeführt zu haben sich zahlreiche Schriften des Verlages von Hoffmann & Campe rühmen dürfen.

Der Enthüllung, die sich aus den im folgenden mitzuteilenden Akten ergibt, — daß Ludwig Giese und Julius Campe durchaus identisch waren, und die Firma Giese nur auf den für Österreich bestimmten Exemplaren der Broschüre „Österreich und seine Zukunft" und des Heineschen „Atta Troll" erschien, — gesellt sich eine zweite sehr bedeutungsvolle hinzu, daß nämlich der gesamte Verlag von Hoffmann & Campe seit 1846 für Österreich verboten war. Diese Tatsache ist neu und überraschend. Ein Generalverbot der Werke dieses Verlages bestand für Preußen bis zum großen Brande von Hamburg im Jahre 1842; damals wurde es von König Friedrich Wilhelm IV. aufgehoben, um

Campe für die zahlreichen Verluste, die er durch den Brand erlitten hatte, zu entschädigen. Wie es aber kam, daß 1846 in Österreich ein Generalverbot die Campeschen Verlagsartikel betraf, lehrt ein Brief des Staatskanzlers Fürsten Metternich an den damaligen Präsidenten der „Zensurhofstelle", Grafen Sedlnitzky, aus dem folgendes hervorgeht (Original im Wiener Ministerium des Innern):

Österreichs seit einigen Jahren zur Ruhe gekommene Erbitterung gegen Campe war seit November 1846 wieder erwacht. Man hatte einen Brief von Campe an den recht übel berüchtigten Schriftsteller Braun von Braunthal aufgefangen, worin Campe schrieb (23. Oktober 1846), für Gedichte interessiere er sich nicht; er habe den Schäferstab in den Winkel geworfen und sich von den ideellen zu den realen Dingen gesellt, wozu die Wirren in Holstein und Schleswig, Österreich und Polen die Motive böten.

An diesen Brief knüpft Metternich in seinem Schreiben vom 15. November 1846 an Sedlnitzky an und befragt ihn, ob nicht der Verlag von Campe zu verbieten wäre.

Sedlnitzky ist sofort, am 6. Dezember 1846, zur Erlassung des Verbotes freudig bereit, „da diese Buchhandlung seit langem und besonders in der letzteren Zeit es sich zur Aufgabe gemacht hat, die feindseligsten Schriften gegen Österreich aufzulegen und zu verbreiten."

Am 18. Dezember stimmt Metternich zu, daß alle Hoffmann & Campeschen Verlagsartikel (wie schon früher die von Otto Wigand und Reclam in Leipzig) für Österreich verboten werden sollten.

Am 24. Dezember 1846 erfolgt die allerhöchste Entschließung des Kaisers Ferdinand, daß alle Verlagsartikel von Ernst Keil und Hoffmann & Campe (namentlich wegen der Schriften von Schuselka „Vor- und Rückschritte in Österreich" und „Die deutsche Volkspolitik") in Österreich verboten sind und zwar nicht nur in den innerösterreichischen Provinzen, sondern auch in Galizien, Venezien und der Lombardei; dieses Verbot erfolgte, wie es in dieser „allerhöchsten Resolution" heißt, unter ausdrücklicher Verantwortung der Buchhandlungen, die demnach zur Verantwortung gezogen werden sollten, wenn doch durch irgendeinen unerklärlichen Zufall irgendeines der verpönten Verlagswerke der genannten Firmen Eingang nach Österreich gefunden hätte.

Dieses Generalverbot seiner Verlagsartikel drängte Campe, den seit 1847 bei ihm erschienenen Werken den Namen Ludwig Giese als Verleger vorzudrucken, und so gelang es ihm in der Tat, die Andriansche Broschüre und Heines „Atta Troll" nach Österreich einzuführen. Aber bald kam man ihm darauf, und nun entspann sich ein ungeheurer Aktenwechsel in dieser Angelegenheit, der damit begann, daß sich die österreichische Regierung an den Leipziger Generalkonsul wandte, der erforschen sollte, wer der Buchhändler Ludwig Giese in Hamburg sei. Dieser erwiderte, er könne über die im Dezember 1846 zu Hamburg errichtete neue Buchhandlungsfirma einstweilen keine Auskünfte geben. Wie der Leipziger Generalkonsul dazu kam, von der Er-

Digitized by Google

richtung einer Firma Giese zu sprechen, muß rätselhaft bleiben; aber er verharrte bei dieser unwahren Behauptung auch noch in einem zweiten Berichte. Der Hamburger Generalkonsul, der natürlich in dieser Affäre ebenfalls bemüht wurde, konnte nur eine Auskunft geben, die sich mit der seines Leipziger Kollegen nicht deckte, indem er wahrheitsgemäß behauptete, eine Firma Ludwig Giese existiere nicht, sie sei vielmehr mit der Firma Hoffmann & Campe identisch. Metternich schenkte aber dem Leipziger mehr Glauben und dekretierte am 24. März 1847 (Note an Sedlnitzky): „Nur die zum Vertriebe in den k. k. Staaten bestimmten Exemplare wurden, höchst wahrscheinlich im betrügerischen Einverständnisse mit Ludwig Giese, mit des letzteren Firma versehen, während die in Leipzig selbst oder anderwärts zum Verkauf ausgebotenen Exemplare als Verlagsartikel der Hoffmann & Campeschen Buchhandlung bezeichnet sind." Dennoch sollte kein Generalverbot der Gieseschen Verlagsartikel angeordnet werden, da noch immer geglaubt wurde, Giese und Campe seien verschiedene Personen.

Erst am 4. April 1847 konnte der Leipziger Generalkonsul feststellen, daß eine Firma Giese nicht existiere und diese Firma erdichtet sei.

Nun hatte Metternich die Handhabe, gegen Giese, richtiger gegen Campe einzuschreiten, wenn er sich als Giese maskierte, und folgender Erlaß machte der neuerstandenen Firma Giese in Österreich ein Ende:

„In der jüngsten Zeit ist zu Hamburg unter der Verlagsfirma ‚Ludwig Giese' der 2. Teil des im Jahre 1843[1] bei Hoffmann & Campe daselbst herausgekommenen Werkes „Österreich und dessen Zukunft" erschienen und seines höchst anstößigen Inhaltes wegen in der hierortigen Zensur mit Damnatur unter gleichzeitiger Anordnung der Beschlagnahme, wie dies auch bei dem ersten Teil der Fall war, erledigt worden.

Es drängte sich mit Rücksicht auf die Veränderung der Verlagsfirma bei diesem 2. Teile der Verdacht auf, ob nicht die Verleger des 1. Teiles, Hoffmann & Campe in Hamburg, eigentlich auch die Verleger des 2. Teiles seien, und nur zur Paralysierung des in k. k. Staaten in der neueren Zeit gegen ihre sämtlichen Verlagsartikel verhängten Debitsverbothes eine solche Firma auf dem Titel anzusetzen sich unterfangen haben.

Dieser Verdacht wurde durch die von hieraus veranlaßten Erhebungen außer allen Zweifel gestellt, und es ist erwiesen, daß nicht nur der 2. Teil der Druckschrift „Österreich und dessen Zukunft" ein Verlagsartikel der Buchhandlung Hoffmann & Campe und die Firma „Ludwig Giese" eine in Hamburg nicht existierende und daher eine durchaus erdichtete, sondern daß auch die in Hamburg mit derselben erdichteten Firma jüngst erschienene Heinische Broschüre (sic!), betitelt „Atta Troll, ein Sommernachtstraum", aus dem Verlage der Buchhandlung Hoffmann & Campe hervorgegangen sei, und daß der Buchhändler Campe kein Hehl daraus mache, sich dieses Ausweges unehrlicher Mittel zur Umgehung des von der österreichischen Regierung gegen seine Firma Hoffmann & Campe erlassenen Verlagsverbothes auch ferner noch bedienen zu wollen.

[1] 1843 erschien bereits die dritte Auflage, 1841 die erste.

Um jeden Versuch der solcherart bezielten Eludierung des eben erwähnten a. h. Verbotes hintanzuhalten, erscheint es demnach unumgänglich notwendig, dieses Verbot auch auf sämtliche unter der Firma des Ludwig Giese erscheinenden Verlagsartikel auszudehnen, überhaupt aber auf sämtliche nicht unter bekannten Firmen in Hamburg oder anderwärts erscheinende Druckschriften ein sorgfältiges Augenmerk zu richten.

Indem ich daher Ew. . . . mit Beziehung auf mein Schreiben vom 29. Dezember v. J. ersuche, sowohl die mit der Zensur und Revision der Druckschriften beauftragten k. k. Behörden als mittels dieser die dortländigen Buchhändler von der hieramts beschlossenen Ausdehnung des gegen die Buchhändler Hoffmann & Campe in Hamburg bestehenden a. h. Debitsverbothes auf sämtliche unter der Firma Ludwig Giese erscheinenden Verlagsartikel zur genauen Darnachachtung verständigen und die ersteren zugleich auffordern zu wollen, auf alle nicht unter bekannten Firmen in Hamburg oder anderwärts erscheinenden Druckschriften ein sorgfältiges Augenmerk zu richten, zeichne ich etc. etc."

Dieser im typischen Kurialstil gehaltene Erlaß wanderte in verschiedenen Varianten an eine große Anzahl von Behörden, und es ist geradezu bewunderungswürdig, was alles im alten Österreich geschehen mußte, um Heines harmlosen „Atta Troll" fernzuhalten, nur weil er bei Campe, beziehungsweise Giese erschienen war. Zunächst sandte man den Erlaß an sämtliche Länderchefs (Statthalter) der einzelnen österreichischen Provinzen; ferner wurde dieses Dekret dem k. k. Bücher-Revisionsamte bekannt gegeben; darin war angeordnet, daß es alle Buchhändler von der Identität Hoffmann-Campe-Giese zu unterrichten habe.

Ein gleichlautendes Dekret erfloß an die k. k. Polizei-Oberdirektion, drei Noten an die ungarische Hofkanzlei, die siebenbürgische Hofkanzlei und den Hofkriegsrat (bezüglich der sogenannten Militärgrenze).

Dem Präsidenten der k. k. Hofkammer, Freiherrn von Kübeck, wurde in einer identischen Note bedeutet, daß die „k. k. Gränz- Zoll- und Mauthbehörden" alle Verlagsartikel von Giese sofort beschlagnahmen sollten.

Auffallen muß es, warum Metternich, der allmächtige Kanzler des Deutschen Bundes, nicht gerichtliche Maßnahmen gegen Campe in Antrag brachte, zumal er in einer Note an Sedlnitzky selbst gestehen mußte, Campe habe bei einem Verhöre ausdrücklich erklärt, er werde sich des Namens Giese auch weiterhin bedienen, um nach Österreich Bücher einzuschmuggeln. Und da mußte Metternich das sehr resigniert klingende Geständnis ablegen, „daß von einem gerichtlichen Einschreiten unter den ‚dermaligen Conjuncturen' ein entsprechendes Resultat kaum zu erwarten ist." Das einzige, was er verfügte, war: „Es wird nötig sein, auf sämtliche nicht unter bekannten Firmen in Hamburg erscheinenden Druckschriften ein sorgfältiges Augenmerk zu richten."

Man wird das, wenn man sich erinnert, welche drakonischen Maßregeln der Deutsche Bundestag noch 1835 gegen mißliebige Schriftsteller und Verleger in

Digitized by Google

Aussicht nahm, als ein recht bescheidenes Resultat der groß angelegten Aktion gegen die ominöse Firma Giese buchen müssen, eigentlich schon als recht deutliches Fiasko der kleinlichen polizeilichen Absperrungen, die man im vormärzlichen Österreich so gerne praktizierte, und die schließlich doch nicht verhindern konnten, daß sich auch hier das freie Schrifttum durchringen konnte.

Wien. *Friedrich Hirth*
(d. Z. bei der k. u. k. Armee).

Copyright. Die Abneigung gegen alles Ausländische, insbesondere gegen England, hat nicht nur dahin geführt, daß in Vergeltung des von der englischen Regierung proklamierten Wirtschaftskrieges englische Waren vom deutschen Publikum abgelehnt werden, auch der Buch- und Zeitschriftenhandel hat diese Abneigung gegen England zu spüren bekommen. Allerdings vereinzelt in recht origineller Form. So zum Beispiel haben illustrierte Zeitschriften gleich bei Ausbruch des Krieges gegen England ganze Berge von Zuschriften aus Leserkreisen erhalten, die sich darüber beschweren, daß beim Abdruck von Romanen am Kopfe derselben der Vermerk angebracht ist „Copyright by ...". Die Zeitschriften haben natürlich ihre Leser über die Bedeutung des Vermerks aufgeklärt und lassen jetzt, da die Beschwerden damit oft nicht erledigt waren, sondern immer wieder auftauchten, eine Fußnote in jeder Nummer erscheinen, daß dieser Vermerk zwecks Wahrung der Urheberrechte in Amerika in der dortigen Sprache erscheinen muß.

Da nun neuerdings eine Abänderung des Gesetzes in den Vereinigten Staaten von Nordamerika durch Gesetz herbeigeführt worden ist, so erscheint es bei der Bedeutung, die der Urheberrechtsschutz in Amerika gerade jetzt für unsere Verlagsanstalten und Autoren hat, angebracht, darauf an dieser Stelle einmal näher einzugehen.

Mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat Deutschland im Jahre 1892 ein Übereinkommen getroffen, das den Angehörigen beider Länder in jedem derselben scheinbar den gleichen Rechtsschutz gewährte, wie er den eigenen Staatsangehörigen zuteil wird.

Nach Artikel 1 dieser Übereinkunft werden die Bürger der Vereinigten Staaten hinsichtlich des Schutzes ihrer Urheberrechte innerhalb des Deutschen Reichs den Reichsangehörigen vollkommen gleichgestellt.

Artikel 2 sichert dagegen den deutschen Reichsangehörigen zu, daß die Bestimmungen des amerikanischen Copyright vom 3. März 1891 auch auf die Werke deutscher Urheber Anwendung finden. Diese Bestimmungen sind es, die scheinbar eine Möglichkeit geben, den Schutz des Copyright für ausländische Urheber zu erwerben, ihn in Wirklichkeit jedoch für die meisten Werke ausschlossen, die auf photographischem, typographischem oder lithographischem Wege hergestellt wurden. Die Erlangung des Rechtsschutzes war nämlich nach der Copyrightakte an die Bedingung geknüpft, der Kongreßbibliothek zu Washinghton spätestens am Tage des Erscheinens des zu schützenden Werkes zwei Exemplare einzureichen. Auf diesen eingetragenen Werken sowie auf allen Reproduktionen, die von dem Werke veröffentlicht werden, mußten ausnahmslos an leicht ersichtlicher Stelle die englischen Worte „Copyright ... (Jahreszahl) by ..." (Angabe des Namens) stehen. Leider aber waren auch die in Amerika zur Copyrighteintragung angemeldeten Werke der sogenannten „manufacturing clause" unterworfen, das heißt der Vorschrift, daß sie von Negativen, Formen, Platten usw, hergestellt sein mußten, die innerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten angefertigt worden waren. Die Werke deutscher Urheber konnten also in den Vereinigten Staaten nur dann einen Schutz erlangen, wenn sie spätestens am Tage ihres Erscheinens im Ursprungslande auch in den Vereinigten Staaten hergestellt und auf dem Bureau des Kongreßbibliothekars zu Washington eingereicht wurden. Das ist natürlich nur in den seltensten Fällen möglich. Die weitaus meisten Werke deutscher Urheber waren also in Amerika schutzlos, während umgekehrt auf Grund des Übereinkommens die amerikanischen Urheber für ihre Arbeiten in Deutschland den gleichen Schutz genießen wie die Reichsangehörigen.

Am 4. März 1909 ist nun, nachdem bereits ein ungenügendes Interimsgesetz aus Anlaß der Ausstellung in St. Louis geschaffen worden war, vom Kongreß und vom Senat der Vereinigten Staaten ein neues Urheberrechtsgesetz angenommen worden, das am 1. Juli 1909 in Kraft trat. Dieses Gesetz hat für die deutschen Urheberrechtsinteressenten eine ganz besondere Bedeutung, da es die praktische Möglichkeit bietet, den Urheberrechtsschutz in den Vereinigten Staaten tatsächlich zu erreichen. Denn da nach dem deutsch-amerikanischen Vertrage deutsche Urheber den Bürgern der Vereinigten Staaten gleichgestellt werden, kommen die Verbesserungen, die das neue Gesetz bietet, auch den deutschen Interessenten zugute.

Von erheblicher praktischer Bedeutung für die deutschen Urheber ist die Abänderung der Bestimmungen über die Voraussetzungen des Schutzes. Das Copyright entsteht durch Veröffentlichung des Werkes unter gleichzeitiger Anbringung eines Copyright-Vermerkes auf den zur Verbreitung in den Vereinigten Staaten bestimmten Exemplaren. Der Vermerk muß bestehen aus dem Worte „Copyright" oder der Abkürzung „Copr." oder bei Kunstwerken, Photographien, Abbildungen usw. nur „C." mit der Beifügung des Erscheinungsjahres und des Namens des Verlegers. Damit ist ein Urheberrechtsschutz erlangt.

Um diesen Urheberrechtsschutz aufrecht zu erhalten, ist die Hinterlegung und Eintragung zu bewirken. Diese Eintragung und Hinterlegung von je zwei Exemplaren der zu schützenden Werke beim Register of Copyright in Washington ist jedoch nicht mehr eine Bedingung der Entstehung des Urheberrechts, sondern nur eine Voraussetzung für die Rechtsverfolgung und unter gewissen Verhältnissen der Erhaltung des Urheberrechts. Deshalb soll die Hinterlegung auch möglichst bald nach der Veröffentlichung erfolgen. Geschieht das nicht, so kann der Direktor der Copyright-Office den Inhaber des Urheberrechts zur Hinterlegung auf-

Digitized by Google

fordern, und wenn diese dann nicht innerhalb sechs Monaten erfolgt, ist das Urheberrecht verwirkt, und dessen Inhaber kann außerdem noch in eine Strafe von 100 Dollars genommen werden. Die beiden zu hinterlegenden Werke sind mit einem Eintragungsformular und dem Betrag von 1 Dollar einzureichen. Eine weitere Vereinfachung der Förmlichkeiten für die Erlangung des Urheberrechtsschutzes in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist durch das Gesetz vom 28. März 1914 erreicht worden. Durch dieses Gesetz ist der Artikel 12 des Gesetzes vom 4. März 1909 dahin abgeändert worden, daß künftighin nur ein Exemplar aller Werke solcher Autoren, die Bürger eines fremden Landes sind und deren Werke im Auslande verlegt werden, beim Register of Copyright zu hinterlegen ist. Auf die Bedeutung dieser Neuerung für den deutschen Buchhandel ist von mir schon wiederholt hingewiesen worden.

Die Erledigung der Formalitäten für die Eintragung wird von der „Amtlichen Stelle für den deutschen Buch-, Kunst- und Musikverlag" in New York 24, West Street 20 besorgt. Wie diese amtliche Stelle gewirkt hat, zeigen ihre Berichte über die erfolgte Eintragung von Werken in Washington. Daneben verdient aber auch die Tätigkeit des Amerikanischen Instituts in Berlin Beachtung, das als kostenloser Vermittler für die Eintragung deutscher Werke beim Copyright Office tätig ist. Welche Werte aber durch diese Tätigkeit den deutschen Autoren und Verlegern erhalten bleiben, geht schon allein daraus hervor, daß im Jahre 1913 mehr als 5000 deutsche Veröffentlichungen unter den Schutz des amerikanischen Urheberrechtsgesetzes gestellt wurden. Die zur Eintragung bestimmten Werke dürfen jetzt gleich nach Erscheinen in den Handel gebracht werden, ohne daß die Verleger die Mitteilung abzuwarten brauchen, daß die Eintragung in Washington erfolgt ist.

Neuerlich gab die Amtliche Stelle für den deutschen Buch-, Kunst- und Musikalienverlag für Copyrighteintragung in Amerika (Breitkopf & Härtel in Leipzig) bekannt, daß das amerikanische Copyrightamt infolge eines „Act to Increase the International Revenue" für jede nach dem 1. Dezember 1914 erfolgte Copyright-Eintragung eine Extragebühr in Gestalt einer Revenue-Stamp in Höhe von 10 Cents erhebt. Die bisherige Eintragungsgebühr erhöhte sich daher von 8 M. auf 8,50 M, für die Mitglieder des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler und des Vereins der Deutschen Musikalienhändler von 6 M. auf 6,50 M.

Die Änderung, die nun durch das neueste Gesetz vom 2. März 1915 eingeführt wurde, bezieht sich auf Artikel 55 des Gesetzes vom 4. März 1909, der folgende Fassung erhalten hat:

„Ist eine Eintragung bewirkt worden, so soll der als Inanspruchnehmer des Urheberrechts Verzeichnete ein Anrecht auf eine Eintragungsbescheinigung unter dem Siegel des Urheberrechtsamtes haben, die enthalten muß den Namen und die Wohnungsangabe des Antragstellers, den Namen des Landes, dessen Bürger oder Angehöriger der Urheber des Werkes ist, und, sofern ein ausländischer Urheber zur Zeit der gedachten Eintragung in den Vereinigten Staaten wohnte, eine Bescheinigung dieser Tatsache unter Angabe seines Wohnortes, den Namen des Urhebers (wenn die Eintragungen des Urheberrechtsamtes diesen ersehen lassen), den Titel des eingetragenen Werkes, wofür das Urheberrecht beantragt wird, das Datum der Hinterlegung von Stücken dieses Werkes, das Datum der Veröffentlichung, wenn das Werk behufs Verkaufs vervielfältigt oder öffentlich ausgegeben worden ist, ferner weitere, zum vollständigen Nämlichkeitsnachweise der Eintragung gehörige Angaben über Klassenbezeichnung und Eintragungsnummer. Handelt es sich um ein Buch, so soll die Bescheinigung auch den Empfang der durch § 16 dieses Gesetzes vorgesehenen eidesstattlichen Versicherung und das Datum der Beendigung des Druckes oder das Datum der Veröffentlichung des Buches, wie es in der eidesstattlichen Versicherung angegeben ist, erwähnen. Der Urheberrechts-Registerführer hat für diese Bescheinigungen Vordrucke bereit zu halten, die in jedem Falle, wie oben vorgesehen, auszufüllen sind bei allen Eintragungen, die nach dem Inkrafttreten dieses Gesetzes erfolgen, und hinsichtlich früherer Eintragungen soweit als die Angaben des Urheberrechtsamtes diese Tatsachen erkennen lassen. Diese Bescheinigung soll vor jedem Gericht als prima facie-Beweis der darin angegebenen Tatsachen zugelassen werden. Außer dieser Bescheinigung soll der Urheberrechts-Registerführer auf Antrag ohne Erhebung einer weiteren Gebühr, einen Empfangsschein über die zur Vollziehung der Eintragung hinterlegten Stücke des Werkes ausstellen."

Von den bisherigen Änderungen des amerikanischen Copyright-Gesetzes war am wichtigsten, daß die Herstellungsklausel beseitigt wurde. Für Bücher in englischer Sprache und ebenso auch für Lithographien und Photographien ist allerdings die Manufacturing-Klausel bestehen geblieben. Eine Ausnahme besteht nur für Illustrationen zu wissenschaftlichen Werken und für Reproduktionen von Kunstwerken, deren Originale sich im Auslande befinden. Soweit aber für andere Lithographien und Photogravuren die Manufacturing-Klausel aufrechterhalten ist, bleibt auch das im § 31 des Gesetzes vom 4. März 1909 vorgesehene Einfuhrverbot für solche im Ausland hergestellte Drucke bestehen, während es natürlich für deutsche Bücher, die eingetragen sind, aufgehoben ist. Die Schutzdauer währt 28 Jahre von der ersten Veröffentlichung an gerechnet und kann um eine weitere Frist von 28 Jahren verlängert werden, wenn seitens des Urhebers oder seiner Angehörigen ein entsprechender Antrag gestellt wird. Die Verlängerung kommt, soweit es sich nicht um Zeitschriften oder Sammelwerke handelt, nur den Angehörigen oder Erben des Urhebers zugute.

Aber erst wenn die lästigen Formalitäten ganz beseitigt sind, werden die deutschen Urheber in Amerika den gleichen Schutz genießen wie ihn die Übereinkunft schon jetzt den Amerikanern in Deutschland gewährt.

Fritz Hansen.

Digitized by Google

Statistik der deutschen Kriegsliteratur. Das vierte Heft der bei *Hinrichs* in *Leipzig* erscheinenden Verzeichnisse (Preis 60 Pf.) umfaßt wieder, gleich seinen Vorgängern, vier Kriegsmonate, die Zeit von Anfang Juni bis Ende September 1915. Wie früher geben wir nach dem „Börsenblatt" die Statistik, indem wir dem Sachverständnis unserer Leser die in jeder Hinsicht erfreuliche Deutung der absoluten und relativen Zahlen überlassen.

	1. Heft		2. Heft		3. Heft		4. Heft	
A. *Die Kriegsereignisse — Militärwesen.*								
Amtliche Berichte des Deutschen Reichs und seiner Verbündeten — Urkunden	16		6		3		16	
Kriegschroniken — Darstellungen des Kriegsverlaufs	83		85		76		112	
Berichte der Feindesstaaten und der Neutralen — Aufklärung des Auslandes durch Deutschland	19	251	21	258	18	290	19	375
Einzelne Kriegsereignisse	30		28		53		77	
Die Streitkräfte — Militärwesen	77		98		116		118	
Sanitätswesen	26		20		24		33	
B. *Karten.*								
Gesamtkarten — Gesamtatlanten	64		17		3		29	
Westlicher europäischer Kriegsschauplatz	68		15		20		21	
Östlicher europäischer Kriegsschauplatz	45	227	8	68	9	45	22	107
Die übrigen (Land-)Kriegsschauplätze	34		15		11		31	
Seekrieg	15		13		2		4	
Zukunftskarten	1		—		—		—	
C. *Politik und Wirtschaftsleben — Kultur- und Geistesleben.*								
Deutschland — Zentralmächte gegen Drei- und Vierverband — Der Krieg an sich	150	214	243	339	368	508	378	529
Die einzelnen fremden Staaten — Ihr Verhältnis zu Deutschland	64		96		140		151	
D. *Kriegsgesetze — Rechtsverhältnisse.*								
Allgemeines und internationales Recht — Staatsverträge — Kriegsrecht	6	97	9	63	10	67	14	68
Deutsches Reich	75		48		49		45	
Fremde Staaten	16		6		8		9	
E. *Seelsorge — Erbauliche Schriften.*								
Seelsorge in Kriegszeiten und im Felde	2		6		3		5	
Predigten und Ansprachen	182		175		79		136	
Gebet- und Andachtsbücher — Hausandachten — Sonstige erbauliche Schriften — Exegese	140	335	137	326	139	226	93	241
Lieder und Choräle	11		8		5		7	
F. *Schöne Literatur — Kunst.*								
Allgemeines — Nachrichten für die Truppen — Patriotische Festfeiern — Schriften über die Kriegsdichtung	21		62		106		63	
Dichtung, Volks- und Soldatenlieder (I 56, II 22, III 28, IV 15), Neue Gedichte und Lieder (I 106, II 123, III 121, IV 137), Erzählungen, Romane, Novellen (I, 19, II 59, III 124, IV 168), Dramatische Dichtungen, Aufführungen (I 51, II 96, III 44 IV 29), Humoristisches — Witzblätter (I 16, II 12, III 24, IV 17), Kunst (I 6, II 21, III 18, IV 56), Jugendschriften (II 15, III 16, IV 45)	254	275	348	410	375	481	467	530
G. *Verschiedenes*	17	17	7	7	14	14	27	27
Zusammen	1416		1471		1631		1877	

Kriegs-Zensur. Unter den zur Verteidigung Deutschlands tätigen Kräften steht das Volk in Waffen, die Feldgrauen, obenan. Sie sind die sichtbaren Schutzgeister des Deutschen Reiches. Außer ihnen aber gibt es noch andere Beschützer, und zu diesen zählt auch die Zensur. In Friedenszeiten beschränkt sie sich nur noch auf das Theater und da kann man dem Worte Hamlets zustimmen: „An sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu". Sonst gibt es im Frieden keine Präventivzensur, denn Artikel 27 der Preußischen Verfassung vom 31. Januar 1850 bestimmt: „Jeder Preuße hat das Recht, durch Wort, Schrift und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. Die Zensur darf nicht eingeführt werden; jede andere Beschränkung der Preßfreiheit nur im Wege der Gesetzgebung." Im gleichen Sinne ist die Bestimmung im § 1 des Reichspressgesetzes gehalten, der auf alle Druckschriften Anwendung findet.

Durch die Erklärung des Kriegszustandes ist die vollziehende Gewalt an die militärischen Oberbefehlshaber übergegangen, und unter mannigfachen anderen Artikeln auch Artikel 27 der Verfassungsurkunde außer Kraft gesetzt und auf Grund des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 auch die freie

Digitized by Google

Meinungsäußerung aufgehoben worden. Veröffentlichungen in Büchern, Zeitungen und Zeitschriften sind jetzt der Zensur unterstellt. Denn man geht von der Ansicht aus, daß eine Veröffentlichung, die vielleicht dem Einzelnen harmlos erscheint, für die Landesverteidigung schädlich sein kann. Alle Veröffentlichungen, die auf den Krieg in irgendeiner Weise Bezug nehmen, müssen dem stellvertretenden Generalkommando beziehungsweise dem Generalstab vorgelegt werden.

Welche gewaltige Arbeit dabei den Zensurbehörden obliegt, kann sich leicht ein jeder vorstellen, wenn man bedenkt, wie außerordentlich umfangreich unsere Bücher-, Zeitschriften- und Zeitungsliteratur ist. Die Kriegszensur literarischer Erzeugnisse bildet aber nur einen Teil der umfangreichen Tätigkeit der Zensur, die in den Händen des Kriegsministeriums, des Reichs-Marineamts, des Stellvertretenden Generalstabs und der Oberkommandos liegt. Denn die Zeit gehört dem Bilde; dem subjektiven Worte mißt man nur beschränkte Bedeutung bei. Zu seiner Ergänzung dient das Bild, die Photographie, die nach Ansicht des großen Publikums doch die Wahrheit sagen muß. So kommt es, daß neben dem Kriegsberichterstatter auch der Kriegsphotograph eine umfangreiche Tätigkeit entfaltet, um den Daheimgebliebenen anschauliche Schilderungen des großen Völkerringens zu geben.

Wenn man bedenkt, wie außerordentlich weit verbreitet heute die Photographie ist, so bedarf es keiner näheren Erklärung dafür, daß auch die Tausende photographischer Aufnahmen der Zensur unterliegen müssen, und diese Zensur wird nach bestimmten Grundsätzen ausgeübt, die vom Chef des Stellvertretenden Generalstabes festgelegt worden sind. Ebenso wie alle literarischen Publikationen müssen auch alle Bilder und Kinofilme vom Kriegsschauplatz, wie überhaupt alle bildlichen Darstellungen, die auf den Krieg Bezug haben, der Zensur unterbreitet werden, die nach Prüfung durch Stempelaufdruck erklärt, ob ein Artikel oder eine bildliche Darstellung zur Veröffentlichung zugelassen ist oder nicht.

Zu den Aufgaben der Zensurbehörden gehört es auch, alle wichtigen Veröffentlichungen in einem Archiv zu vereinigen, um auch künftigen Geschlechtern ein anschauliches Bilderarchiv von diesem Weltkriege zu hinterlassen.

Ihre Hauptarbeit ruht in den Händen der dafür eingerichteten Abteilung des Stellvertretenden Generalstabes. In dem großen Gebäude am Königsplatz in Berlin werden alle hier eingehenden literarischen Publikationen und Bilder sorgfältig geprüft. Außerdem finden auch regelmäßig Sitzungen statt, bei denen die Vertreter der Zeitungen wichtige Mitteilungen erhalten über diejenigen Vorgänge, die im Interesse der Landesverteidigung nicht veröffentlicht werden dürfen. In dieser Tätigkeit der Zensurbehörde bietet sich ein Bild der Landesverteidigung, die zwar nicht in der Front geschieht, aber nicht minder wichtig ist als die vor dem Feinde. *Fritz Hansen.*

Goethes Gedichte in der Doves-Press. Die Doves-Press, die Offizin von Cobden Sanderson, kündigte im April 1915 eine deutsche Ausgabe von Goethes Gedichten an; der näheren Inhaltsangabe dieser Blütenlese ging eine sehr bemerkenswerte, halb entschuldigende kurze Einleitung voraus, die verdient, bekannt gemacht zu werden, da sie zeigt, daß es trotz des Hasses, den der Krieg erzeugt hat, doch noch Männer gibt, die da von nicht angesteckt sind, und die in Kulturfragen von einer Beschränkung auf die eigene Nationalität nichts wissen wollen.

Ein solches Bekenntnis wirkt wohltuend und läßt uns auf eine spätere Versöhnung mit dem uns in geistiger und völkischer Hinsicht doch am meisten verwandten Gegner wieder hoffen. Der Prospekt lautet: „Der große Krieg ist weder „vergessen" oder „vergeben", noch überhaupt beendigt. Aber die erste Erschütterung, die Vergangenheit und Zukunft auszuwischen und alles in einem schmählichen Triumph des Hasses zu verschlingen schien, ist vorüber, und Vergangenheit und Zukunft tauchen wieder empor und nehmen ihre Herrschaft wieder auf, trotz der unergründlichen Greuel des Tages.

Mit diesem weiteren Ausblick kehrt Herr Cobden Sanderson zu seinem ersten Plan vor dem Kriege zurück und gedenkt er in der nächsten Zukunft die Lieder, Gedichte und Balladen von Deutschlands vornehmstem Dichter, Goethe, zu drucken und herauszugeben, zu Ehren von Deutschlands besserer Vergangenheit und in der Hoffnung auf Deutschlands noch größere Zukunft, wenn es den Haß abgeschüttelt hat, der heute seine und unsere Weltansicht (hier steht das deutsche Wort und das englische World-Vision folgt durch „and" verbunden) verdunkelt.

Was wir in Gesellschaft singen,
Wird von Herz zu Herzen dringen."

Mehr Entgegenkommen kann man schwerlich erwarten, denn dann müßte man vom Gegner Verzicht auf das verlangen, was man beim eignen Volk als ein Verdienst rühmt: das patriotische Empfinden, das hier, wenn auch in diskreter Weise, zur Äußerung kommt und das der Erklärung neben ihrer milden Weisheit ihre Würde verleiht.

Aus dem Oktober-Prospekt der Doves-Press erfahren wir, daß im November „The Prelude, an autobiographical poem by *William Wordsworth*" erscheinen soll, das letzte englisch geschriebene Werk, das Cobden Sanderson veröffentlichen wird. Dann sollen nur noch ein beschreibender Katalog aller Ausgaben der Presse und die oben angekündigte Auswahl von Goethes Gedichten folgen, die letztere aber nur, wenn der Herausgeber einer genügenden Anzahl von Subskribenten sicher ist. Vielleicht scheitert an diesem Umstand die Unternehmung, denn Deutschland und Österreich, die unter andern Umständen einen großen Teil der Subskribenten gestellt haben würden, können ja als Abnehmer englischer Produkte während des Krieges nicht in Betracht kommen, und ob in England und Amerika augenblicklich für eine solche Luxusausgabe von Goethes Gedichten viel Animo sein wird, erscheint mehr als zweifelhaft. Über die geplante Goethe-Anthologie

Digitized by Google

werden im Oktober-Prospekt noch nähere Einzelheiten mitgeteilt, die ich hier zum Teil in wörtlicher Übersetzung der etwas dunkeln und umständlichen Schreibweise von Cobden-Sanderson folgen lasse: „Die Gedichte Goethes verdanken ihre Entstehung Umständen, die selber nichts miteinander zu tun hatten, und man könnte sie sich in jeder Sammlung, in Verbindung mit diesen Umständen denken, die jedoch dann den Hintergrund oder den Rahmen bilden müßten und somit auch einen Teil der Sammlung. In dieser Anthologie sind die ausgewählten Gedichte absichtlich von den Umständen ihrer Entstehung losgerissen und getrennt, und ohne Beziehung auf sie, nur mit Rücksicht auf den Zweck einer Anthologie zu einem ‚Strauß visionärer Blumen' vereinigt worden, die durch Farbe und Duft nur in Beziehung zu einander und dem Strauße stehen, welchen sie bilden."

Die ausgewählten Gedichte sind in drei Gruppen verteilt, die betitelt sind: „Wonne der Wehmut" — „Das Göttliche" — „Das Wunderbare". Diese drei Gruppen werden von vier Gedichten begrenzt, die Goethes Lebenshaltung anzeigen und die Leitmotive der Gruppen bilden; es sind dies: Clärchen (Liebe), Ilmenau (Pflicht), Meine Göttin (Phantasie), Natur und Kunst (Beschränkung). Voraus gehen dem Ganzen als Prolog das Prooemium („Im Namen dessen, der sich selbst erschuf") und die Zueignung; beschlossen wird die Sammlung mit dem „Deutschen Parnaß" als Schlußgedicht, und dem Prooemium, mit dem der Zyklus eröffnet wurde, als Epilog. Die erste Gruppe, deren Thema die Liebe ist, enthält hauptsächlich Jugendgedichte und von späteren Schöpfungen das „Dem aufgehenden Vollmonde" betitelte und die „Aussöhnung"; in den beiden andern Gruppen sind Gedichte aller Perioden zusammengefaßt; in der dritten, dem Wunderbaren gewidmeten Abteilung, nimmt naturgemäß die Ballade einen großen Raum ein. Gedruckt wird die Ausgabe, wie die meisten Erzeugnisse der Doves Press in Schwarz und Weiß; der Preis des auf Papier gedruckten Exemplares beträgt, bei einer Auflage von 175 Stück 3 £ 3 sh, der des auf Pergament gedruckten bei einer Auflage von 10 Stück 15 £ 15 sh.

M. D. H.

Deutsches Christentum in englischer Beleuchtung. Der Deutsche ist bekanntlich, besonders in England, durch den gegenwärtigen Krieg in den Ruf der Unchristlichkeit gekommen, wenn wir den Vorwurf in seiner mildesten und allgemeinsten Form nehmen, und man versucht, auch wieder vornehmlich in England, zwischen der Beschießung und Zerstörung von Kirchen und der Philosophie Nietzsches, die man auf seine kindliche Weise dann deutet, einen ursächlichen Zusammenhang herzustellen. Es ist hier nicht der Ort, diesen irrigen und übertriebenen Vorstellungen entgegenzutreten; wir wollen hier nur referieren. Die Naivetät der englischen Auffassung ist übrigens so offenbar, daß jeder Kommentar überflüssig ist. Daß das Christentum in Deutschland nur ein Schein- und Afterchristentum ist, im Gegensatz natürlich zu dem wahren Christentum der Engländer, ist dort drüben beinahe zu einer fixen Idee geworden. In diesem Sinne äußert sich zum Beispiel wieder in einem der letzten Hefte der *„Fortnigthly Review" Arthur E. P. Browne Weigall* in einem Aufsatz, der betitelt ist: *German Logics — and its results.* Die Deutschen haben das Recht verloren, sich ein christliches Volk zu nennen, das ist der Inhalt der Ausführungen, und diese Unchristlichkeit glaubt der Verfasser am besten durch ein paar Beispiele zu illustrieren. Zuerst das deutsche Motto „Gott mit uns"; bei einem wirklich christlichen Volke müßte der Losungsruf „Christus mit uns" lauten. Dann das „eitele und prahlerische" Sichberufen auf den „alten guten Gott", das nichts zu tun hat mit der Demut und dem zerknirschten Herzen, mit der man dem Schmerzensmanne nahen muß. Und endlich wird das Luthersche Trutzlied „Ein feste Burg ist unser Gott" einem englischen Gesangbuchliede gegenübergestellt, das von einem englischen Regiment einmal als Schlachtgesang angestimmt worden ist. Dieses Lied beginnt mit den Versen:

There is a green hill far away
Without a city wall
Where the dear Lord was crucified,
Who died to save us all

und die Schlußstrophe lautet:

O, dearly, dearly has he loved
And we must love him too,
And trust in His redeeming blood
And try His works to do.

Dieser Gesang, heißt es, ist vielleicht der reinste Ausdruck des zarten, unirdischen und unpraktischen Christentums, zu dem sich die Engländer bekennen, und nichts kennzeichnet die totale Verschiedenheit der englischen Zivilisation und der teutonischen besser als gerade dieser Gesang. Der Autor scheint allerdings ganz von diesem weltfremden Idealismus erfüllt zu sein. Denn er fährt wörtlich fort: „Diese Verse haben nur einen Sinn. Sie sind der Schrei eines Volkes, das leidenschaftlich jene Liebe ersehnt, die die Welt nicht geben kann, und sie offenbaren einen Idealismus, der nichts mit dem (deutschen) Materialismus zu tun hat. Ich nehme nicht an, daß die singenden Soldaten besonders religiös waren, darum handelt es sich nicht. Nur darauf kommt es an, daß die Leute im Augenblick, wo sie sich auf den Feind stürzen sollten, imstande waren, von göttlicher Liebe zu singen, und daß sie inmitten der schrecklichsten Wirklichkeit dieses paradoxen Idealismus fähig waren. — Eine solche Haltung ist wesentlich christlich, und die Tatsache, daß sie so unlogisch ist, macht sie dem deutschen Verstande anstößig.

Der Materialismus hat in seinem Gesetzbuch keinen Raum für christliche Grundsätze, und das Christentum ist deshalb in Deutschland zu einer leeren Formalität geworden. Der Kaiser und die ungeheure Mehrheit der unteren Klassen haben, ohne es zu wissen, eine Art heidnischer Verehrung eines germanischen Kriegsgottes angenommen, eine Folge, wenn man sehr weit geht, der Beliebtheit, der sich die alten deutschen

Digitized by Google

Heldensagen seit der Gründung des Deutschen Reiches erfreuen. Andererseits haben die oberen Klassen überhaupt aufgehört, die Notwendigkeit der Religion zu fühlen, denn für solche Spekulationen bleibt in ihrem logischen Leben kein Raum."

Einer ganz ähnlichen Auffassung begegnen wir in einem Aufsatz von *J. M. Sloan* in Hibberts Journal (Aprilheft), der betitelt ist „Carlyle's Germans". Natürlich sind die Deutschen, die Carlyle liebte, grundverschieden von den heutigen Deutschen. Ja, was Carlyle 1870 über die Franzosen schrieb (in seinem „Letter to the Times"), daß sie ein aufgeblasenes, ruhmsüchtiges, theatralisches, streitsüchtiges, unruhiges und überempfindliches Volk seien, trifft heute gerade auf die Deutschen zu, und die Ehrenprädikate, die Carlyle damals den Deutschen beilegte: Edelmut, Geduld, Tiefe, Frömmigkeit und Tüchtigkeit, die sind heute Eigenschaften der Franzosen geworden. Zum Schluß wird dann noch Heine zitiert, den die Engländer sich jedenfalls hüten werden, als Gewährsmann anzuführen, wenn es sich um ihre eigene Beurteilung durch Heine handelt. Man erinnert sich jener großartigen Vision in seinem Kapitel „Von Kant bis Hegel". Von dieser Vision geht der Autor aus. Heine spricht da von dem großen Verdient, das das Christentum um die Zähmung der germanischen Völker [zu denen die Engländer ja schließlich auch gehören] gehabt habe. Dieses Christentum sei aber von den großen deutschen Philosophen untergraben und erschüttert; der Talisman dieser Religion, das Kreuz, sei morsch, und kommen werde der Tag, wo es kläglich zusammenbrechen werde. „Dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut, wovon die nordischen Dichter singen; und die alten steinernen Götter erheben sich aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome." Man begreift, worauf der Engländer diese Prophezeiung bezieht. Der Riesenhammer von Thor, das sind die schweren Geschütze von Krupp, und die gotischen Kathedralen, die zertrümmert werden, das sind die Kirchen in Belgien und Nordfrankreich, in Dinant, Löwen und Reims. Heines Weissagung ist also nur zu wörtlich in Erfüllung gegangen!

Für die englische Interpretation und Darstellung deutscher Denker und deutschen Geisteslebens enthält dasselbe Heft von Hibberts Journal noch andere bemerkenswerte gelehrte Beiträge, so einen Aufsatz von E. F. Carrit über Treitschke und Hegel mit der Überschrift „Shall we serve God for nought?" und einen Artikel von M. W. Robieson über deutschen Sozialismus und den Krieg.

Für das Septemberheft der „Review of reviews" hat der holländische Karikaturenzeichner *Louis Raemaekers*, der an Deutschenhaß seine Kollegen in feindlichen Ländern noch übertrumpft, eine Selbstbiographie beigesteuert, in der er sich rühmt, eine der meistgehaßten Persönlichkeiten in Deutschland zu sein. M. D. H.

Die Bibliotheken der Schweiz. Die Schweiz besitzt im ganzen 5798 Bibliotheken mit 9385000 Bänden. Davon entfallen auf die allgemeinwissenschaftlichen Bibliotheken, deren Zweck die Versorgung des Wissenschafters mit Mitteln zur wissenschaftlichen Forschung ist, 320 Institute mit 4,7 Millionen Bänden, in der Hauptsache Landes-, Kantons-, Stadt-, Bürger-, Hochschul- sowie Klöster- und Stiftsbibliotheken. Die wissenschaftlichen Fachbüchereien sind mit 1035 Instituten mit 1,9 Millionen Bänden vertreten, hauptsächlich Bibliotheken für Theologie, Philosophie, Naturforschung und für Volkswirtschaft, gewerbliche und kaufmännische Berufsbildung. Die zweite Hauptgruppe, die Bildungsbibliotheken, die der Unterhaltung und der Belehrung für jedermann dienen, ist mit 4444 Instituten mit 2,6 Millionen Bänden ausgewiesen. Es sind das vor allem die Volks- und Arbeiterbibliotheken sowie die Jugend- und Schulbüchereien.

Die bedeutendsten Büchersammlungen sind die Universitätsbibliothek in Basel mit 468000 Bänden, die Schweizerische Landesbibliothek in Bern mit 305000 Bänden, die Stadt- und Hochschulbibliothek in Bern mit 260000 Bänden, die Kantonsbibliothek in Zürich mit 288000 Bänden, die Stadtbibliothek in Zürich mit 257000 Bänden, die Kantons- und Universitätsbibiiothek in Freiburg mit 255000 Bänden, die Kantons- und Universitätsbibliothek in Lausanne mit 300000 Bänden und die Universitätsbibliothek in Genf mit 200000 Bänden.

Ein Teil der wissenschaftlichen Bibliotheken hat ein beträchtliches Alter. Die Schweiz besitzt acht Bibliotheken mit einer halben Million Bänden, Kloster- und Stiftsbibliotheken, deren Gründung vor dem Jahre 1500 liegt. Die ältesten sind die des Benediktinerordens in St. Gallen (836) und Einsiedeln (946), die Stiftsbibliothek in Engelberg und die Bibliothek der Franziskaner in Freiburg (beide im XIII. Jahrhundert).

Bringt man die Zahl der Bibliotheken im Lande mit der Zahl der Bevölkerung in Zusammenhang, so treffen auf 1000 Einwohner 2482 Bände. Das Verhältnis ist natürlich in den einzelnen Kantonen sehr verschieden, je nach der Bevölkerungsdichte, dem wirtschaftlichen Charakter des Bezirkes und dem Grade der Unterstützung seitens des Kantons oder der Gemeinden. Im Jahre 1911 wurden 3,6 Millionen Bände benutzt, das heißt durchschnittlich von jedem Einwohner etwa ein Band. Die höchsten Benutzungsziffern hatten die Jugend- und Schul- sowie die Volks- und Arbeiterbüchereien. Obwohl in der Schweiz die Einrichtung der Pflichtexemplare nirgends besteht, haben die Bibliotheken einen beträchtlichen Jahreszuwachs ihrer Bestände zu buchen. Die Schweizerische Landesbibliothek erwarb im Erhebungsjahre 14300 Stück, die Universitätsbibliothek in Basel 14200, die Kantonsbibliothek in Lausanne 9600, die Stadtbibliothek in Zürich 8600, die Universitätsbibliothek in Genf 8700 Bände. An den Geldmitteln, die den Bibliotheken zur Verfügung stehen, sind die öffentlichen Mittel weit über die Hälfte beteiligt. Die größte Zuwendung öffentlicher Mittel genießt die Stadtbibliothek in Bern in Form von Staats- und Gemeindesubventionen in Höhe von 50000 Franken jährlich.

Digitized by Google

Die Vielseitigkeit und Leistungsfähigkeit der schweizerischen Bibliotheken ist um so mehr anzuerkennen, als sie ihre Entstehung zumeist privater Anregung verdanken, da sie nicht der Gunst Kunst und Wissenschaft liebender Landesfürsten teilhaftig wurden. Die Bibliotheken der Schweiz sind in der Hauptsache ein Werk des schweizerischen Volkes, das es sich selbst geschaffen hat.

Die bibliographischen Zitate und Referenzen in Antiquariats- und Auktionskatalogen sind allmählich aus nützlichen Hilfen zu oft mehr als überflüssigen Belastungen und Verunstaltungen dieser Bücherlisten geworden. Auch die besondere Bestimmung eines Verkaufsverzeichnisses außer acht gelassen, die in den meisten Fällen nicht den Zweck haben kann, es zum bibliographischen Handbuch zu machen, erscheint die Anführung von Belegstellen in ihm meist mißverständlich wie der nicht selten groteske unfreiwillige Katalog-humor beweist. Die Kunst des Zitierens ist ja überhaupt nicht so einfach, wie man aus der beliebten gelehrten Anmerkungenverbrämung schließen müßte. Im Grunde wird, wenn das Zitat nicht zur Unterstützung oder Widerlegung einer Behauptung Quellennachweise gibt, die Referenz auf ein Buch hauptsächlich der Abkürzung wegen erfolgen. Der Verfasser verweist auf das von ihm benutzte Werk, in dem sich ausführlicher das von ihm behauptete und beschriebene findet. Ohne hier weiter auf alle Anwendungen des Zitates einzugehen, darf wohl gesagt werden, daß die bibliographische Referenz in einem landläufigen Verkaufsverzeichnisse, in dem keine selbständigen bibliographischen Neubeschreibungen und Untersuchungen geboten werden, nur den der Geld- und Zeitersparnis für Katalogher-steller und ihre Leser haben kann. Und daß derjenige Katalogleser, an den sich diese bibliographischen Referenzen doch ausschließlich richten können, genügend sachkundig ist, um die besten und kürzesten Referenzen zu verstehen, darf man ihm wohl ohne weiteres zutrauen. Vergleicht man aber die aus einem in den anderen Buchhändlerkatalog übernommenen Anmerkungen, und man ist durch ihre fortwährende Wiederholung dazu genötigt, dann kann man sich einem leichten Gefühl der Unbehaglichkeit nicht entziehen, wenn man immer den gleichen Ungenauigkeiten, günstigenfalls den gleichen Überflüssigkeiten begegnet, einer Pseudobibliographie, die für den harmloseren Katalogleser, den sie freilich zum Kaufe reizen kann, gar nicht so ungefährlich ist, ihn gegen Bibliographie und Bibliophilie rasch verstimmt oder, was schlimmer ist, zum eingebildeten Bücherkenner macht (auch hinsichtlich der Bücherpreise).

Gegenüber diesen, von allen echten Bücherfreunden als schädlich und störend beklagten Katalogverwirrungen stehen die gründlich und gut von wirklich sachverständigen Altbuchhändlern durchgearbeiteten Preislisten, die nicht selten Eigenes enthalten und mancherlei wertvolle Beschreibungen und Entdeckungen bieten. Aber auch sie haben, aus einer gewissen Bequemlichkeit und kaufmännischen Rücksicht auf den bequemen Leser, allzu oft Anhäufungen von Referenzen und Wiederholungen, die eigentlich störend und überflüssig sind. Sie geben Auszüge aus bibliographischen Handbüchern und führen dann diese Handbücher noch einmal besonders an, sie führen eine lange, sehr imponierende Reihe von Gewährsmännern an, von denen einer oder doch wenige auf den Arbeiten aller anderen Vorgänger fußen, die sie womöglich verbessert haben. Hier würde es ratsamer, wenn auch nicht leichter sein, die besten und neuesten Referenzen anzugeben und die anderen auszulassen. Der Bücherkäufer, der von einer Anzahl gleichgestellter Namen annimmt, daß sie gleichwertige Nachweisungen bringen, und den ersten besten herausgreift, dessen Werk ihm gerade zur Hand ist, kann, allzu sicher gemacht, unangenehme Enttäuschungen erleben, ohne doch dem Buchhändler, der ja alle Belege gab, deshalb zürnen zu dürfen. Oder aber, bei großer Gewissenhaftigkeit, in eine ärgerliche Stimmung geraten, wenn er den Anweisungen des Buchhändlers folgt und überall nachschlägt, um schließlich zu finden, daß er sich die ganze Arbeit hätte sparen können, weil das halbe Dutzend bibliographischer Zitate nichts weiter als die Abschrift eines einzigen, nicht einmal angeführten, ist. Der Aufwand eines gelehrten Apparates in einem Kataloge legt, wie bei jedem anderen Buche mit Ansprüchen auf Wissenschaftlichkeit, auch in dieser Hinsicht dem Katalog-Verfasser gewisse Verpflichtungen seinen Lesern gegenüber auf.

Vielleicht findet sich einmal im deutschen Antiquariat, das ja über viele fähige und gebildete Köpfe verfügt, ein mutiger Mann, der für die Beseitigung solcher längst erkannter Mängel brauchbare Vorschläge macht, etwa in der Form eines bibliographischen Hilfsbuches für die Abfassung und Benutzung der Antiquariats- und Auktionskataloge. Es versteht sich, daß ein solches Büchlein kein dicker Wälzer sein dürfte, in dem ausführlich alle Spezialitäten behandelt würden. Es müßte ein nützliches Werk sein, das sich auch nicht scheut, mit einigen anerkannten Überlieferungen aufzuräumen. Schließlich haben Verkaufsverzeichnisse doch einen praktischen Hauptzweck, der auch ihre brauchbarste Nutzform bedingt. G. A. E. B.

Irreführende Angaben in Antiquariatskatalogen. Vom Verein deutscher Freimaurer erhalten wir nachstehende Mitteilung: „Im Katalog 584, Freimaurerei, der K. Hofbuchhandlung *Theodor Ackermann* (*München, Promenadenplatz 10*), Abteilung Antiquariat, findet sich auf Seite 68 unter Nr. 867 die *Bibliographie der freimaurerischen Literatur* angekündigt zum Preise von 120 Mark! Die betreffende Notiz besagt ferner, daß das Werk nicht im Handel gewesen uud bereits vergriffen sei. Demgegenüber stellen wir fest, daß die dreibändige Bibliographie von Wolfstieg nach wie vor durch jede Buchhandlung bezogen werden kann, daß das Werk keineswegs vergriffen ist und daß der Ladenpreis 77,50 Mark beträgt."

Hier wird auf ein Verfahren hingewiesen, das leider sehr oft zu bemerken und um so weniger zu entschuldigen ist, da jeder Buchhändler leicht die in Betracht kommenden Tatsachen feststellen kann, während das dem Bücherkäufer in der Regel nicht möglich ist.

Digitized by Google

„Fürstliche Wohnräume der Biedermeierzeit" in Sonderdrucken. Gelegentlich der Aquarell-Ausstellung der Königlichen Hausbibliothek im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin veröffentlichte Dr. Hermann Schmitz, Direktorialassistent an diesem Museum, im Dezemberheft von Velhagen und Klasings Monatsheften einen kleinen Aufsatz über „Fürstliche Wohnräume der Biedermeierzeit", der mit siebzehn Bildern, darunter elf farbigen, geschmückt ist. Die vortrefflichen Wiedergaben der alten Kunstblätter dürfen bei der Seltenheit farbiger Innenansichten der Biedermeierzeit um so mehr auf eine allgemeine Teilnahme rechnen, als sie in mannigfachen Einzelheiten von nicht unbedeutendem kultur- und kunsthistorischem Interesse sind. Eine Anzahl Sonderabdrücke des Aufsatzes sind vom Verlag dem Roten Kreuz, zu dessen Gunsten die Ausstellung stattfand, unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden und können vom Zentralkomitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz, Berlin, Herrenhaus (Zimmer 8), zum Stückpreis von 50 Pfennigen, zuzüglich Porto, bezogen werden. G. A. E. B.

Zu „Emanuel Geibel an Cäcilie Wattenbach" (Beiblatt S. 421f.). Der Verlag Karl Curtius in Berlin, der das im Titel genannte liebenswürdige Jubiläumsgeschenk den Geibelverehrern dargebracht hat, teilt mir mit, daß das Bändchen das genaue Format des Originals hat. Dadurch wird der Wert der hübschen Gabe selbstverständlich noch gesteigert. G. W.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Paul Alicke in *Dresden.* Nr. 133. Germanische Sprachwissenschaft und Literatur. 2816 Nrn.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 638. Auswahl wertvoller Werke aus allen Gebieten der Geschichte vom Beginn des Mittelalters bis auf unsere Zeit. 915 Nrn.

Paul Graupe in *Berlin W 35.* Nr. 78. Bücher und Bilder. 288 Nrn. mit 229 Bildern.

Otto Harrassowitz in *Leipzig.* Nr. 370. Slavica: Sprachen und Literatur, Geschichte und Kulturgeschichte der slavischen Völker. 2863 Nrn.

Karl Ernst Henrici in *Berlin W 35.* Nr. 21. Bildnisse berühmter Leute. 488 Nrn.

Lipsius & Tischer in *Kiel.* Kieler Bücherfreund Nr. 35. Deutsche Literatur — Geschichte, Geographie, Reisen — Musik, Kunst, Theater. 1594 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag.* Nr. 410. Vermischtes. 313 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau.* Nr. 54. Bücher — Handschriften — Kupferstiche — Illustrierte Werke des 16.—20. Jahrhunderts. 957 Nrn.

Ludwig Rosenthal in *München.* Nr. 135. Manuskripte — Inkunabeln — Holzschnitt- und Kupferwerke und andere Kostbarkeiten Teil II: M—Z. Nr. 1416—2595. Mit 44 Abbildungen. — Nr. 155. Handschriften und Miniaturen aus Europa, Asien und Africa VIII. — XIX. Jahrhundert. 4°. 596 Nrn. mit 42, zum Teil blattgroßen Bildern auf besonderen Tafeln, eine große Zahl besonders wertvoller Stücke enthaltend.

Ferdinand Schöningh in *Osnabrück.* Nr. 171. Schöne Literatur — Geschichte — Kunst 1539 Nrn. — Nr. 172. Alte Drucke — Kupfer- und Holzschnittwerke des 15.—17. Jahrhunderts. 107 Nrn.

F. Waldau in *Fürstenwalde* (Spree) Anzeiger Nr. 10. Deutsche und französische Literatur — Geschichte — Verschiedenes. 298 Nrn.

W. Weber in *Berlin W.* Nr. 12. Das Haus Hohenzollern — Preußische und deutsche Renaissance — Das deutsche Heer — Orden und Ehrenzeichen usw. 1241 Nrn.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Nr. 106. Schöne, seltene Bücher — Dekorative Kunstblätter und Kunstgegenstände. 342 Nrn.

Der Verlag **F. Bruckmann A.-G.** in **München** bittet um Angabe der **Adressen von Sammlern** von * *

Kriegsdrucksachen

als Aufrufe, Anschläge, Notgeld, :: Merkwürdigkeiten usw. ::

Die
Karikatur im Weltkriege
von
Ernst Schulz-Besser

Ein stattlicher Band in handlichem Oktav, mit 115, zum Teil farbigen Abbildungen der vorzüglichsten Spottbilder, die in Deutschland, Österreich, England, Frankreich, Rußland, Skandinavien, Amerika, Holland, Italien, Spanien, Japan und der Türkei über den Weltkrieg erschienen sind

Mit farbigem Umschlagbild von Erich Gruner

Preis M. 1.80

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig

Digitized by Google

H. HAESSEL VERLAG LEIPZIG

Soeben ist erschienen:

COMEDIA
von
Zweien jungen Eheleuten
gestellt durch
Tobiam Stimmer von Schaffhausen, Maler
ANNO 1580,
den 22. Dezember
Nunmehr von neuem auf die Bahn gebracht
durch
Georg Witkowski

Leipzig 1915,
verlegts H. Haessel

Mark 1.20

Jakob Baechtold urteilte: „Das ganze Motiv, mit wahrer Komik behandelt, ist für jene Zeit so gut wie neu, die Durchführung ungewöhnlich gewandt. Wäre die Diktion graziöser, möchte man fast sagen, das Stimmersche Lustspiel trage etwas Shakespearisches an sich. Aber auch so halte ich es für die beste Komödie des Jahrhunderts."

Das „Berliner Tageblatt" schreibt: „Comedia von zweien jungen Eheleuten, wie sie sich in fürfallender Reis' beiderseits verhalten". Verfasser ist der Maler Tobias Stimmer aus Schaffhausen (1539—1584), ein Freund Fischarts und Nachahmer Holbeins. Sein „nüw schimpff spil" hat Georg Witkowski „nunmehr von neuem auf die Bahn gebracht" (Leipzig, H. Haessel). Das altertümelnde Büchelchen bringt auch die zum Stück gehörigen reizenden Zeichnungen Stimmers. Es treten acht Personen auf: der Schalksnarr, der Prolog und Epilog spricht, dann das Ehepaar Honoratus Hospes und Amorosa, die Magd Ancilla, ein Bote Currius, ein Kaufmann Mercurius, ein Bauer Gorgus. Bei der offenkundigen Deutsamkeit dieser Namen fällt es auf, daß der scheinheilig-lüsterne Pfarrer, der den Ehefrieden stört, Herr Hans heißt. Die Strafen für begangene Missetaten sind für Hans wie für Amorosa Prügel.

Ernsthaften Sammlern
sende ich meinen
Katalog Moderne Graphik
unberechnet
E. A. SEEMANN, VERLAG IN LEIPZIG

Digitized by Google

E. A. ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATALOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTENWERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNGFEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNSTLER · ÜBERNIMMT AUFTRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDERARBEIT IN JEDER TECHNIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

Im **k. k. Schulbücher-Verlage** in **Wien, I.,** Schwarzenbergstraße 5, sind folgende neue Jugendschriften erschienen:

Kriegsgeschichten. Von Hauptmann Paul Kaltschmid. Mit Abbildungen nach Originalzeichnungen von Hans Strohofer. Preis, élegant in Ganzleinen geb., 3 M.

Geschichten von der See. Von Heinz Slawik. Mit Abbildungen nach Originalzeichnungen von Anton Nowak. Preis, elegant in Ganzleinen gebunden, 3 M.

Von großen und kleinen Helden. Erzählungen aus der Vergangenheit und Gegenwart. Von Leo Smolle. Mit Abbildungen nach Originalzeichnungen von August Mandlick. Preis, elegant in Ganzleinen gebunden, 3 M.

Aus dem Weltkrieg. Ernste und heitere Berichte. Zusammengestellt und bearbeitet von Hans Fraungruber. Mit sechs Vollbildern von Hans Strohofer. Preis, elegant in Ganzleinen gebunden, 2.10 M.

Zur Volkskunde der Deutschen im nördlichen und östlichen Böhmen. Von Josef Bendel. Mit Abbildungen nach Originalzeichnungen von Otty Schneider und J. Wagner. Preis, elegant in Ganzleinen gebunden, 3 M.

Zur Volkskunde der Deutschen im Böhmerwalde. Von Josef Bendel. Mit Abbildungen nach Originalzeichnungen von Maximilian Liebenwein. Preis, elegant in Ganzleinen gebunden, 3 M.

Auslieferungslager für Deutschland bei Herrn **Otto Klemm,** Buchhandlung in **Leipzig,** Seeburgstr. 100.

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt der Firma **Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung in Berlin,** beigegeben über den **Briefwechsel des Großherzogs-Herzogs Karl August mit Goethe.** Es wird hier zum ersten Male des persönlich Höchste, das der Lebenskreis dieses Fürsten dem deutschen Volke darzureichen hat, in reiner und vollständiger Gestalt geboten.

Digitized by Google

ROBERT FRIEDLAENDER

INHABER: RICHARD LÁNYI

BUCHHANDLUNG * WIEN I

KÄRNTNERSTRASSE 44

1. „DIE FACKEL", Herausgeber: *Karl Kraus.* Jahrgang I—XV, komplett in 19 Luxus-Halblederbände gebunden. Mit zwei Porträts des Herausgebers und Gesamtregister. Äußerst rar. Seltener Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars für Sammler. Preis M. 300.—

2. *Karl Kraus,* DIE DEMOLIERTE LITERATUR. Mit einem Titelblatt von Hans Schließmann. (Erschienen in Wien, 1899.) Vollständig vergriffen. M. 4.50

3. *Willi Geiger,* DAS GEMEINSAME ZIEL UND ANDERES. Ein Zyklus erot. Zeichnungen. Mit einleitenden Worten aus der „Totenmesse" von Stan. Przybyszewski. Das Werk wurde in einer einmaligen Auflage von 100 handschriftlich numerierten Exemplaren, die Bilder auf kaiserlich Japan, im Auftrage des Künstlers als Privatdruck hergestellt und im Frühjahr 1907 herausgegeben. Exemplar Nr. 2. Gänzlich vergriffen und äußerst rar. Tadellos neues Exemplar. Preis M. 250.—

4. *Willi Geiger,* DIE VERWANDLUNGEN DER VENUS. Zehn Radierungen zu ausgewählten Stellen aus der Rhapsodie von Richard Dehmel. (11 Blatt Text.) Erschienen in 150 Exemplaren bei Bischoff & Hoefle, München 1909. Groß-Folio. Tadellos neues Exemplar Nr. 50. Gänzlich vergriffen, sehr selten. Von Willi Geiger und Richard Dehmel signiert. In Tuch (Originalband) gebunden. Preis M. 180.—

5. *Franz Blei,* DER AMETHYST. Enthält Erzählungen, Novellen, Aufsätze usw. der berühmtesten Autoren. Reich illustriert von Beardsley, Rops, Rowlandson, Vrieslander, Willi Geiger, Th. Th. Heine, Bayros usw. Äußerst selten. Sehr gesucht. Erschienen in Wien, 1906. Tadellos neues Exemplar in vornehmen Ganzlederband geb. M. 120.—

6. *Franz Blei,* DIE OPALE. Enthält Essays, Erzählungen (sonst nirgends veröffentlicht!) von Morlini, Wilde, Verlaine, Barrès, Crébillon, Sacchetti usw. Kunstbeilagen von Willi Geiger, Somoff, Klimt, Beardsley usw. usw. Nur für Subskribenten gedruckt. Erschienen bei Zeitler in Leipzig, 1907. Vollständig vergriffen. Äußerst gesuchter Privatdruck! Tadellos neues Exemplar in einem Luxus-Ganzlederband. M. 120.—

7. HYPERION. Herausgegeben von *Franz Blei* und *Carl Sternheim.* Mit Beiträgen (Erzählungen, Essays usw.) von Mann, Rilke, Gide, Poe, Stucken, Dehmel, Claudel usw. Reproduktionen nach Klimt, Goya, Rodin, Beardsley, van Gogh, Heine, Kley, Pascin usw. (Erschienen München, 1908). Tadellos neues Exemplar in 3 Luxus-Ganzlederbänden gebunden. Gänzlich vergriffen. M. 90.—

8. DAS BUCH DER TAUSEND NÄCHTE UND DER EINEN NACHT. Vollständige und in keiner Weise gekürzte Ausgabe nach den vorhandenen orientalischen Texten besorgt von Cary v. Karwath. Mit vielen ganzseitigen Bildern von Bayros u. a. Wien 1906 u. ff. 18 Bände komplett, in Seide (Originalband) gebunden. Jeder Band ist mit einer Kupferplakette geschmückt. Antiquarisch, jedoch tadellos neu erhalten. (Gesuchteste und vollständigste deutsche Ausgabe!) Gelegenheitskauf ersten Ranges. Preis (M. 540.—) M. 300.—

9. *Giacomo Casanova,* ERINNERUNGEN. Zum ersten Male vollständig nach der „Edition Originale" ins Deutsche übertragen, eingeleitet und mit Kommentar versehen von Heinrich Conrad. 15 Bände, komplett, von je 500 Seiten mit mehr als 100 Illustrationen. (Georg Müller, München, 1905—1913.) In Orig.-Halbpergmt. gebunden. Tadelloses Exemplar. Antiquarisch. Preis (M. 150.—) M. 100.—

10. DIE GRAPHISCHEN KÜNSTE. Herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. Hervorragendste Wiener Kunstzeitschrift mit vielen Kunstbeilagen (darunter Original-Radierungen) erster, moderner Meister. Folgende Jahrgänge (tadellose Eexemplare in Original-Leinenband) sind lagernd: 1886, 87, 88, 89, 91, 93, 94, 96, 98, 99, 1900, 01, 02, 03, 04, 07, 09, 10. Jeder Jahrgang wird einzeln abgegeben. Statt M. 25.— für M. 8.50

11. *E. T. A. Hoffmann,* KLEIN ZACHES, GENANNT ZINNOBER. Luxusausgabe. Reich illustriert von Jos. v. Divéky (Wien). Gedruckt in der Offizin der Brüder Rosenbaum, Wien 1911, in einer Auflage von 500 Exemplaren. Vornehm in Original-Ganzlederband gebunden. Besonderer Gelegenheitskauf. Tadellos erhalten. Preis (M. 25.—) M. 12.50

12. *Fritz Hegenbart.* Ein Bilderwerk (32 Tafeln) mit begleitendem Text von Arthur Roeßler. Das Werk wurde in der Offizin der Brüder Rosenbaum, Wien, in einer Auflage von 300 Exemplaren auf kaiserlich-japanischem Bütten gedruckt und von der Wiener Werkstätte in Ganzpergament mit der Hand gebunden. Tadelloses Exemplar. Antiquarisch. Preis (M. 35.—) M. 18.—

Die neuesten Nummern der „*Fackel*", des „*Neuen Merkur*", der „*Weißen Blätter*", des „*Sturm*", des „*Zwiebelfisch*" und der „*Zeitschrift für Bücherfreunde*" stets vorrätig.

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI

LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

VII. Jahrgang | Februar 1916 | Heft 11

Pariser Brief.

Von Ausbruch des Krieges an hat Spanien sich nicht zu der lateinischen Rassengemeinschaft bekannt, ist nicht offen und ganz auf die Seite des Vierverbandes getreten. Das hat im ersten Fieber der Erregung die Franzosen nicht bekümmert; seit Monaten aber mehren sich die Zeichen ihrer Besorgnis über die Stimmung in Spanien Frankreich gegenüber. „Le Correspondent" und „La Revue Hebdomadaire" wiesen nachdrücklich auf die schwindende Sympathie der Spanier für die Mächte des Vierverbandes hin. In der südfranzösischen Zeitung „L'Indépendant des Pyrénées orientales" vom 1. Dezember schrieb ein Spanier: „Ich verachte die Franzosen. Die Spanier werden in Frankreich wie Deutsche — und noch schlimmer behandelt. Es herrscht ein gegenseitiger Haß und wir wünschen den Franzosen den Untergang".

Aber schon am 7. Juli 1915 schrieb die Madrider Zeitung „ABC": „Die spanischen Unterzeichner des in Paris veröffentlichten Manifestes zugunsten der Ententemächte hatten nicht das Recht, sich *die* spanischen Intellektuellen zu nennen. Sie hätten sich „einige spanische Intellektuelle" nennen können. — Im übrigen verweisen wir die spanischen Anhänger der französischen Sache auf „La Dépêche Marocaine" vom 3. Juli, wo Spanien verglichen wird mit Frauen, die einmal schön und mit Männern, die einmal stark waren, aber um die sich kein Mensch mehr kümmert. —

Merkt euch das, ihr Intellektuellen!"

In derselben Zeitung vom 26. Juli wandte sich der bedeutende Schriftsteller und geistreiche Dramatiker Benavente in einem scharfen Leitartikel gegen Peretz Galdeos, der für die Verbündeten und gegen Deutschland und Österreich-Ungarn eintritt. In seinem Artikel führt er aus, daß alle wahren Patrioten Spaniens für ihr unabhängiges Land eintreten, und betont seine Freundschaft für Deutschland.

In „El Correo Espanol" vom 23. August hieß es: „Die französischen und englischen Einmischungen in spanische Angelegenheiten werden immer unerträglicher. Während französische und englische Forderungen stets von der Regierung günstig behandelt werden, wagt sie es nicht, ihre eigenen Rechte zu beanspruchen. Spanien muß sich namentlich Einmischungen in die Haltung seiner Presse energisch verbitten",

In derselben Zeitung wird das unter dem Titel „Der Katholizismus und der Krieg der Deutschen" erschienene französische Buch energisch widerlegt, und es werden dagegen alle französischen Schandtaten aufgeführt,

„El Correo Espanol" vom 29. August schrieb: „England hat nicht, wie die Liberalen behaupten, den Spaniern zuliebe Spanien vom napoleonischen Joche befreit. England, das im Gegenteil vorher seine Waffen gegen Spanien und seine Kolonien gerichtet hatte, kann nicht auf unsere Dankbarkeit rechnen".

Um dieser für den Vierverband gefährlichen Stimmung entgegenzuwirken, wurden der französischen Botschaft in Madrid Propagandisten angegliedert, zahlreiche französische Schmähschriften ins Spanische übersetzt, Abbé *Lugan* als Vortragsreisender durch dreißig spanische Provinzstädte gesandt und von dem Institut de France (Section Toulouse) in Madrid eine Reihe von besonderen Lehrkursen für spanische und französische Zuhörer ins Leben gerufen. Diese Kurse haben am 18. Oktober begonnen nnd werden bis April 1916 dauern; dann beginnen öffentliche, unentgeltliche Vorlesungen.

Die französisch gehaltenen Lehrgänge von Professoren der Université de France sind folgende:

A. Praktischer Elementarkursus der französischen Sprache.

B. Kursus französischer Literaturgeschichte.

C. Höherer Lehrkursus des Französischen für Professoren und Studenten für Examina und Bewerbungen.

D. Kursus der französischen Kunstgeschichte mit Lichtbildern.

E. Kursus, betreffend das moderne Frankreich. Reisen zur Belehrung und Erholung durch die verschiedenen französischen Provinzen.

F. Spezialkursus der französischen Sprache, Geschichte und Literatur für Damen.

Jeder dieser Kurse enthält zwei einstündige Vorträge wöchentlich.

Wie aus der kleinen Schrift „Le Duel franco-allemand en Espagne", die Louis Arnould, Professor in Poitiers, in den bei Bloud & Gay erscheinenden Flugschriften „Pages actuelles" Nummer 59 veröffentlichte, hervorgeht, sind alle diese Anstrengungen der Franzosen, sich die Liebe der Spanier zu erobern, vergeblich. Die kleine Schrift versucht mit allen Mitteln, den Spaniern zu schmeicheln, bemüht sich, die Gründe für die

Digitized by Google

Deutschenliebe der Spanier zu entkräften und will ihnen beweisen, daß Engländer und Franzosen die wahren Freunde seien. Durch die ganze Darstellung aber zieht sich die Klage um ein verlorenes Land, der Schmerz und die Sorge um den stets wachsenden deutschen Einfluß. Ein Kapitel entwickelt die Mittel und Erfolge der deutschen Propaganda und das Schlußkapitel schildert die „Contre-attaque française", die Gründung eines „Comité international (sic) de propagande", die Verbreitung von ententefreundlichen Flugschriften in 40—60 000 Exemplaren und die Versendung von Postkarten mit Darstellungen deutscher Greueltaten nach den offiziellen französischen Berichten. *Arnould* ist ehrlich genug einzugestehen, daß diese Postkarten mehrfach nach Frankreich mit derben, empörten oder höhnischen Zurückweisungen zurückgesandt würden, wie der Gerechtigkeitssinn sie eingibt. „Der Propaganda, die ihr macht, könntet ihr einige Gemeinheiten hinzufügen, die die Franzosen in Spanien begangen haben", schrieb einer.

Da die französische Propaganda größtenteils, und zwar besonders im ersten Kriegsjahr, mit Verdächtigungen, Schmähungen, rohen und hysterischen Beschimpfungen arbeitete, konnte sie nur in den Ländern Erfolg haben, die eine mehr oder minder blinde Neigung zu Frankreich hatten, wie Norditalien, die Westschweiz, Dänemark und Rumänien. In Ländern, die Frankreich kritisch gegenüberstehen, versagte sie.

Jedoch seit einigen Monaten hat sich der Charakter der französischen Propaganda teilweise geändert. Wie in allen Ländern, so ist auch in Frankreich der Kriegsliteratur gegenüber eine Ermüdung eingetreten, die die Franzosen zuerst veranlaßte, die Richtlinien ihrer Auslandspropaganda zu verändern. Wie unsere Feinde sich schon jetzt mit der Organisation des Wirtschaftskampfes gegen Deutschland nach dem Frieden beschäftigen, so bemühen sie sich auch schon jetzt mit der Organisation des Kulturkampfes gegen Deutschland nach dem Frieden.

Die Prinzipien dieser antideutschen und pro-französischen Kulturpropaganda lassen sich gut aus der vor wenigen Monaten erschienenen neuen Auflage des in der ganzen Welt verbreiteten kleinen Handkonversationslexikons „Petit Larousse" entnehmen. Man vergleiche in diesem Handbuche einmal die Kapitel Berlin und Paris, Deutschland und Frankreich, Bismarck und Richelieu, Goethe und Corneille, Körner und Béranger. Der brutale Bismarck wird als Fälscher der Emser Depesche angemerkt. Goethe ist allerdings der größte deutsche Dichter, sein Hauptverdienst aber ist, daß er Gounod ein Opernlibretto lieferte. Diese Formulierungen, in denen übrigens alle scharfen Worte gegen Deutschland tunlichst vermieden sind, bergen eine große Gefahr in sich, da das Buch für viele, teilweise recht ungebildete Menschen im Orient, Balkan, in Nord- und Südamerika das wichtigste, oft das einzige Nachschlagebuch bildet. Eine ähnliche Ausschaltung der deutschen Arbeit findet sich in dem zweibändigen Werk „La science française", das für die Weltausstellung in San Francisco von der „Librairie Larousse" zusammengestellt ist und in knapper, überzeugender Form von den führenden Geistern Frankreichs eine geschichtliche Entwicklung aller Zweige der Wissenschaft mit bibliographischem Anhang, der natürlich nur französische Werke enthält, bietet. Diese beiden Bände, die zusammen 10 Francs kosten, stellen ein unentbehrliches Nachschlagebuch für alle wissenschaftlichen Arbeiter dar, das uns gefährlich ist, weil Deutschland in diesem Werk nicht nur totgeschwiegen ist, sondern auch weil viele Gebiete wissenschaftlicher Betätigung, auf denen unbedingt Deutschland die Vorherrschaft hat, als Gebiete besonderer französischer Leistungen vorgestellt werden. In Emile Mâles „Abriß der Kunstwissenschaft" sind Winckelmann, Mengs, Justi, Burckhardt, Bode, Wölfflin mit keinem Worte erwähnt, wohl aber die französischen Feuilletonisten Lapauze, Rosenthal, Mantz, als wären sie Meister der Kunstgeschichtsschreibung, die jedermann kennen müßte. Auch aus der Darstellung der Geschichtswissenschaft und der klassischen Archäologie gewinnt man den Eindruck, als ob sie von Frankreich geprägt, ausgebaut und in Frankreich allein gepflegt seien; niemals findet sich ein Hinweis wie etwa: hier ging der Deutsche voran, dem die Franzosen folgten. Dennoch kann man dem Buch keinen Vorwurf machen, da der Franzose antworten würde: Es soll ja nur eine Darstellung der *französischen* Wissenschaft sein. Und wenn wir dem Werk eine absichtliche Ausschaltung deutscher Arbeit vorwerfen, so würde der Franzose Band II Seite 168 aufschlagen, wo zum Beispiel zwei Deutsche zitiert worden sind, allerdings nur zwei Deutsche, die eine französische Arbeit loben: Urlichs und Nordens bewundernde Kritik von Casaulons „Satire sur les Grecs et les Romains" (1905). Ferner enthält das Werk einen Abriß über „Les études germaniques" von Charles Andler. Daraus möchte ich einige Sätze zitieren: „Pourtant les Français ont surtout été curieux de connaître la pensée du peuple dont l'ambition insatisfaite leur a plusieurs fois disputé leur sol. Ils ont traduit infiniment d'oeuvres allemandes, de tout temps". (Aus einer solchen Formulierung muß der Ausländer folgern; Wie edelmütig haben sich die Franzosen stets den bösen Deutschen gegenüber gezeigt. Verschwiegen wird, daß zahlreiche Übersetzungen aus dem Deutschen von Deutschen selbst gemacht worden sind.) Den gleichen Eindruck verstärkt folgender Satz: „Ce que la France pouvait apprendre de l'Allemagne d'alors, elle l'apprit avec quelque retard, mais presque avec trop de candeur". Lichtenbergers „Etude sur les poésies lyriques de Goethe, profonde et charmante sous son apparence modeste, joignait toute la delicatesse de l'ancien humanisme français à l'exactitude de la nouvelle *Goethe-Philologie* allemande". Auch weniger Gebildete, die die Literaturgeschichte nicht näher kennen, werden aus diesem Satz entnehmen, daß die deutsche Goethephilologie etwas Minderwertiges, der französische Humanismus dagegen, dem die Germanisten Frankreichs angehören, etwas Höherstehendes ist.

Es scheint mir wertvoll, die Aufmerksamkeit der deutschen Gelehrten, Schriftsteller und Verlagsbuchhändler auf dieses gefährliche Werk zu lenken, nicht damit sie polemisch dagegen auftreten, sondern damit

Digitized by Google

sie die Gefahr und die tiefgehende Wirkung der französischen Kulturpropaganda erkennen und sich bestreben, ihr entgegenzutreten.

So verheerend der Einfluß eines Buches, wie „La science française" erscheint, so unschuldig ist die Darstellung der „science allemande" von Pierre Duhem, Membre de l'Institut, Professeur a l'Université de Bordeaux, die soeben bei Herman & fils in Paris erschien, da sie den Stempel einer Tendenzschrift auf der Stirn trägt, in der die Überlegenheit der französischen Wissenschaft über die deutsche ausführlich dargelegt ist. Tendenziöse, aus dem Augenblick der Angst und Verzweiflung geschriebene Flugschriften, wie das Pamphlet von Ernest Leroux, „France et l'Allemagne, les deux cultures", in dem Frankreich aller Ruhm an der europäischen Kultur zugesprochen uud Deutschland als ein nicht immer unbegabter, vor allem aber unselbständiger Nachahmer hingestellt wird, bergen keine Gefahr für die Zukunft in sich, wohl aber Verordnungen der französischen Regierung, wie diejenige, die bestimmt, daß alle deutschen Texte, die die Schüler und Studenten für ihre Arbeiten gebrauchen, in Frankreich gedruckt sein müssen. Das bedeutet erstens einen wirtschaftlichen Kampf gegen die Schulausgaben von B. G. Teubner und Velhagen & Klassing, die bekanntlich in ganz Europa weit verbreitet sind, zweitens ein Mittel, die deutschen Texte so auszuwählen, daß alles Nachteilige für Frankreich und alles Günstige für Deutschland nach Möglichkeit ausgemerzt werden kann. Frankreichs Philologen werden die ganze deutsche Literatur so zurecht schneiden, daß sie aus ihr das Alldeutschtum, Grausamkeit usw. beweisen können. Ob allerdings der französische Buchhandel kapitalkräftig und organisationsfähig genug ist, um zu leisten, was die Regierung verlangt, ist sehr fraglich. Immerhin sind in der systematischen Verhetzung der Jugend bedeutende Anfänge gemacht. Wer glaubt, daß ich übertreibe, dem rate ich, das bei Larousse erschienene Buch „La grande mêlée des peuples, récits héroiques pour la jeunesse" von Hollebeque zur Hand zu nehmen, die Einleitung aufzuschlagen, in der im Kinderton der heilige Krieg als ein Vernichtungskampf aller weißen, gelben und schwarzen Völker der Erde gegen Deutschland geschildert wird und Seite 119 „La bataille des trois rivières dans une tranchée allemande" zu lesen. Wilhelm und Fritz unterhalten sich. Wilhelm ist einer jener Alldeutschen, der an Roheiten, Grausamkeiten, Gemeinheiten aller Art Freude hat, Fritz hingegen ein bereits „aufgeklärter" Deutscher, der die Überlegenheit der Franzosen anerkennt, der anerkennt, daß Kaiser und Regierung ihn belogen haben und elend verzweifelt ist. In der Erzählung Seite 147 „Le fils de l'empereur" wird der Kronprinz beschimpft; in anderen Wunder der Großmut, der Tapferkeit von französischen und belgischen Soldaten erzählt. In solcher Weise versuchen die Franzosen schon jetzt ewigen Haß in die Jugend ihres Volkes zu pflanzen, als sollte niemals wieder Friede auf Erden sein.

Sie predigen ihrem Volke und fremden Völkern Verachtung der Deutschen. Auf diesen Ton ist auch André Warnods Buch „Prisonnier de guerre" mit sechzig Karikaturen des Verfassers (Fasquelle, Paris) gestimmt, in dem der frühere Redakteur der „Comoedia" seine Erlebnisse als deutscher Kriegsgefangener berichtet und von der Roheit Grausamkeit und Schadenfreude der Deutschen erzählt. Natürlich hungern bei uns alle Gefangenen; Frauen werden vergewaltigt, Lazarette beschossen usw. Dagegen berichtet Ed. Bautry in seinem Buch „En Alsace reconquise" (Berger-Levrault, Paris), über die gute Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich und von Heldentaten der französischen Armee, die, nach dem Buche zu urteilen, im wiedereroberten Elsaß als Befreier und Beglücker begrüßt wurden.

Eine gute Seite der französischen Kriegsliteratur sind die verschiedenen Werke über Kirchen und Kunstdenkmäler, die seit anderthalb Jahren erschienen sind. In der „Librairie centrale des Beaux-Arts" (E. Levy) hat kürzlich Etienne Moreau Nélaton ein Tafelwerk der Kathedrale von Reims herausgegeben, das 135 Aufnahmen des Domes in guten Lichtdrucken wiedergibt. Die 100 Seiten lange Einleitung berichtet über die Geschichte des Baues, erläutert den Grundriß, weist auf die Gliederung der Fassade, sowie auf die berühmtesten plastischen Figuren hin. Das Werk konnte natürlich nur durch eine Unterstützung der französischen Regierung zum Preise von 20 Francs in den Handel gebracht werden. Betrübend für Frankreich bleibt, daß erst ein Weltkrieg kommen mußte, bis Regierungsunterstützungen für derartige Veröffentlichungen möglich wurden.

Das trifft auch zu für die schöne, bei Bloud & Gay erschienene Publikation von Abbé Foulon über „Arras sous les obus". (Der Titel dieses Buches ist übrigens in einer hübschen Fraktur gedruckt.) Die zwölf Kapitel des Textes enthalten allerdings nichts anderes als Anklagen über die Beschießung der Stadt durch die Deutschen, Kampfberichte, Berichte über die Zerstörungen, Proteste der Zivilbehörden und Kunstvereine. Der Hauptwert des Buches liegt in den 114 Abbildungen, die allen, die die köstliche Stadt kannten und liebten, eine gute Erinnerung sein werden.

Die Kandidatur Rollands für den Nobelpreis wird teils verhöhnt, teils scharf bekämpft. Wenn er den Preis erhält, fragt „L'Oeuvre" vom 9. November, darf er nach Frankreich zurückkehren? „Dépêche de Rouen" vom 9. November, „Radical" vom 10. Dezember, „Eclair" vom 11. November bezeichnen Rolland als Neutralen, fahnenflüchtig, Schweizer, und schreiben, jedenfalls würde er den Preis nicht als Franzose erhalten. „Cri de Paris" vom 14. November nennt ihn einen Deutschen und schreibt, das Nobelpreiskomitee wolle dem Deutschen Kaiser gefällig sein, indem es Rolland kröne. Es sei zu hoffen, daß in den Kreisen der Pädagogen ihn niemand stütze. In „La Revue" vom 1.—15. November hat P. H. Loyson, um einem in Paris zirkulierenden Rundschreiben für Rollands Kandidatur entgegenzuwirken, alle Sünden Rollands aufgereiht, wirft ihm vor, daß er Mitglied des Bundes „Neues Vaterland" geworden sei, wenn er diese Mitgliedschaft später auch abgeleugnet habe, und richtet

Digitized by Google

einen Appell an Rolland, den Nobelpreis nicht anzunehmen.

Der Kampf gegen Wagner und Beethoven wird von einem großen Teil der Presse in zahlreichen Artikeln fortgesetzt. Inzwischen ist im ersten Winterkonzert von Chevillard zum erstenmal die „Eroica" aufgeführt worden, was als Zeichen der Toleranz und der Freiheit der Franzosen von der „Revue bleue" gefeiert wird. In „La Revue de Hollande" vom Oktober wird Wagner von dem französischen Wagnerianer I. G. Prud'homme gegen die französischen Angriffe in Schutz genommen. Er weist die Beschimpfungen Wagners von Saint-Saens, Donnay, Masson, Germain, und Junius zurück, indem er die einen des Neides zeiht, den andern Unkenntnis von Wagners Schriften und Kompositionen vorwirft.

Gustave Téry richtet in „Oeuvre" vom 30. November einen offenen Brief an Bunau-Varilla, in dem er über die scheußlichen Riesenplakate des „Matin", auf denen ein neuer, amerikanischer Schundroman angekündigt wird, Klage führt und fragt, ob Bunau-Varilla sich über die Zeit, in der er lebte, lustig machen wolle, indem er eine Revolution im Feuilletonroman ankündige.

Dr. *Otto Grautoff.*

Wiener Brief.

Wer einmal die Geschichte der Germanistik an den österreichischen Hochschulen schreiben will, wird mit besonderer Anerkennung von den vereinsamten deutschen Lehrkanzeln der beiden polnischen Universitäten sprechen müssen. In der Tat sind die von diesen Stellen ausgegangenen Anregungen über viele äußere Schwierigkeiten hinweggeschritten und heute kann man von einer regsamen Schule *Werners* und *Creizenachs* sprechen. Auf sie geht der Plan eines Werkes zurück, das jetzt, da man's am wenigsten vermuten sollte, kräftig in die Halme schoß und in kurzer Zeit seine ersten Boten vom Osten der Monarchie aussenden wird. Nichts anderes als eine großangelegte *Geschichte der Deutschen Bühnen des Ostens* haben wir zu erwarten und empfangen sie aus den bewährten Händen des Lemberger Bibliothekars *Dr. Rudolf Kotula* und des durch seine Faustbuchforschungen bekannten Professors *Dr. Josef Fritz.* Sie ist auf eine Reihe Einzeldarstellungen der ehemaligen oder noch bestehenden deutschen Theater in Krakau, Czernowitz, Warschau, sowie in den ostpreußischen und russischen Städten angelegt und soll zunächst statistische Übersichten der einzelnen Bühnen bieten. Mit Lemberg, das in der Zeit von 1776 bis zum Jahre 1872 sein deutsches Theater besaß, will man beginnen, den Spielplan des abgerundeten Säkulums und in einer anschließenden, wohl einem besondern Bande vorzubehaltenden Darstellung die Zusammenhänge der dortigen Bühne mit den gleichzeitigen übrigen, vornehmlich den Wiener Theatern, nachweisen. Niemand, der sich einigermaßen in der Theaterhistorie umgesehen hat, wird das an dieser Stelle zuerst erwähnte Unternehmen als ein leichtes bezeichnen, jeder wird es aber sympathisch begrüßen und ich gestehe, auf den Band des St. Petersburger Theaters am meisten neugierig zu sein, da ich aus gelegentlicher Erfahrung weiß, wieviel aus dem dieser Bühengeschichte zugrundeliegenden Stoffe herauszuholen ist. In den, sagen wir also — Petrograder Archiven müssen Briefschaften und Textbücher liegen, die manche Lücke im Kapitel vom deutschen Theater in Rußland auch außerhalb der Episoden der Neuberin und den Jahren Kotzebues aufhellen. Dazu ließe sich noch ein Blättchen über Lorenzens Warschauer Aufenthalt schreiben.

Der unerwartet günstige und sehr bewegte Weihnachtsmarkt Wiens ließ ein Saisonbuch fast sofort nach Erscheinen in ziemlich hoher Auflage vergriffen sein, nämlich *Hermine Cloeters* „Häuser und Menschen von Wien", verlegt bei *A. Schroll & Co.* Die Verfasserin hat darin ihre seit etwa fünf Jahren geschriebenen lokalgeschichtlichen Feuilletons vereinigt und sie mit reichem Bilderschmuck in 62 gut reproduzierten Blättern versehen. Nekrologe auf stadtbekannte Häuser, Erzählungen von Gluck und Mozart wechseln mit den sehr interessant illustrierten, kundigen Berichten vom „Freihaustheater", der ersten „Zauberflöte" und ähnlichem. Weiterem Interesse wird das Kapitel „Weimar und Wien" begegnen mit der Geschichte vom Aufenthalte Ottiliens von Goethe in Wien. Sammler des engeren Kreises werden mit der Geschichte vom Galgenpater und dem Gerichte Jaroszinkis, der auch im Porträt erscheint, besonders bedacht. Die nicht gerade jedem verständliche Vorliebe für Alt-Wien findet auch in einem kürzlich ausgegebenen Buche *Adam Müller-Guttenbrunns* in Bild und Wort manche Förderung.

Alle andern Erscheinungen der letzten Wochen gehören entweder der bildenden Kunst oder dem Kriege. Für den Bibliophilen stellt sich das dreizehnte *Jahrbuch der „Österreichischen Exlibris Gesellschaft"* an erste Stelle. Trotz erheblichen Schwierigkeiten kam es doch noch im Jahre 1915 heraus, dank der umsichtigen Fürsorge seines neuen Redakteurs, Regierungsrates *R. von Höfken.* Seine einleitenden Worte der Entschuldigung finden in der durchwegs gelungenen Ausstattung und dem weitgreifenden Inhalte des Jahrbuchs eigentlich ihre Widerlegung; der XIII. Band bietet nicht weniger als seine Vorgänger. Der Aufsatz von Dr. *Ignaz Schwarz* über Wolfgang Gwärlich, von dem ein früherer Wiener Brief meldete, wird hier mit besser ausgeführten Textbildern wiederholt. *P. Josef Schock* steuert eine ausführliche Darstellung von „Exlibris" und „Supralibros" des Benediktinerstiftes Lambach bei, *Ottokar Mascha* verbreitet sich über die Bücherzeichen von Felicien Rops, während *Rud. von Hoschek* dem verstorbenen Archivar und Kunstgelehrten Richard Müller (siehe Wiener Brief vom September) einen längern, von Abbildungen begleiteten Nachruf widmet. Den Löwenteil lieferte der Herausgeber selbst mit Aufsätzen über künstlerische Dankeskarten, zwei Radierungen von Kasimir, geistlichen „Exlibris" und den neuen Kriegsblättern von Bayros. Die letzten machten

Digitized by Google

viel von sich reden, sind auch in der Technik auffällig, doch mangelt dem Rittert „mit reinen haenden" alles Männlich-kriegerische. Auf diesen Panzer mit dem fast mondänen Glockenkittel gehört doch ein ganz anderer Kopf!

Vor dem Kriege hatte sich ein internationaler Stab von Spezialforschern vereinigt, um das literarische Erbe *Heinrichs von Geymüller*, die „Studien über Donato Bramante" herauszugeben und weiterzuführen. Professor Hermann Egger, der Vorstand des kunsthistorischen Institutes der Grazer Universität, übernahm die Herausgabe des ganzen Werkes, von dem in diesen Tagen der erste Band bei der Wiener Firma *Anton Schroll & Co.* erscheint: „Bramantes St. Peter-Entwurf und seine Apokryphen" von Dagobert Frey. (Preis M. 15.)

Der Krieg muß mit den Büchern sein gutes Auskommen finden, da er immer neue erzeugt und nährt. Soeben entwarf die Stadtvertretung Wiens den Plan eines *Kriegsstammbuches* mit den erbetenen Eintragungen unserer Fürsten und Helden, das nach Abschluß in autographierter Gestalt zugunsten der Invalidenfürsorge verkauft werden soll. Die Kriegslyrik ließ in Buchform während der letzten Zeit nach, doch bemüht man sich allenthalben um Material für spätere Sammlungen, wie zum Beispiel Dr. *Lorenz Pohorilles*, der dem Vernehmen nach alle deutschen Kriegslieder auf die polnischen Legionäre für eine spätere Gesamtausgabe sich vorbehält. Die *Manzsche Verlagsbuchhandlung* in *Wien* reihte den hier bereits besprochenen Werken „Unsere Offiziere" und „Unsere Soldaten" in paralleler, ebenbürtiger Ausstattung ein drittes Buch „Aus der Werkstatt des Krieges" an, das einen Rundblick über die organisatorische und soziale Kriegsarbeit in Österreich-Ungarn bietet. Der Abteilungsvorstand im k. u. k. Kriegs-Archiv Oberstleutnant *Alois Veltzé* gab das Werk unter der Leitung des Generals und Direktors unseres Kriegs-Archivs Emils von Woinovich heraus, wobei unsere bekanntesten Autoren Bartsch, Hofmannsthal, Heinrich von Kralik (der Sohn Richards von Kralik), Hans Müller, F. K. Ginzkey, Stefan Zweig und andere neben einer Reihe von Offizieren rege mitarbeiteten. Die Illustrationen stammen von *Carl Pippich*.

Mehr bildhaften Charakter trägt das bei *Schroll* verlegte Prachtwerk „Kriegsdenkmäler", 40 Tafeln mit erklärendem Text und einer Einleitung, enthaltend die beim Wettbewerbe des k. k. Unterrichtsministeriums durch Preise oder ehrende Anerkennung bedachten Entwürfe.

Ruhigerer Lektüre empfehlen sich das bei *Manz* verlegte Büchlein „Helden des Roten Kreuzes". Herausgegeben von *G. d. I. Emil von Woinovich* und Oberstleutnant *Alois Veltzé*, unter derselben Mitarbeiterschaft wie im Buche von der Werkstatt des Krieges. Dazu gesellt sich das bei *Moritz Perles* verlegte größere, populäre Werk „Unsere Helden im Weltkrieg" von Hauptmann *Emil Seeliger* und Linienschiffsleutnant *Emo Descovich*, mit Illustrationen von *Alex Wilke* und *Willy Stieborsky*. Die zweite Auflage hat den nett eingekleideten Band fast verdoppelt. Er verdient seine besondere Erwähnung, weil er das zur Stunde am weitesten reichende Kriegsbuch vorstellt, in dem sogar schon ausführliche Erzählungen von Serbiens Zertrümmerung zu lesen sind. Unser Kriegsmaler *Ludwig Koch* wird in den nächsten Tagen mit einem neuen Skizzenbuche „Vom Isonzo" hervortreten (Verlag von *C. W. Seidel* in *Wien*), mit einem halben Hundert Darstellungen aus den südlichen Kriegsgebieten und Kämpfen. Probeabzüge in Ein- und Mehrfarbendruck verheißen eine willkommene Erscheinung.

Die Dichtung und ihre Geschichte betreffen diesmal nur eine Reihe warmherziger Festartikel zum 75. Geburtstage *Franz Keims*, unter denen die von Kernstock und W. A. Hammer am erschöpfendsten blieben.

Das im Dezemberbriefe besprochene Stelznersche *Saphirbildnis* ist kürzlich auch in der „Photographischen Rundschau" 1915, Heft 24 als Tafelbild reproduziert erschienen und somit dort noch leichter als in Wilhelm Weimars Daguerreotypenwerk auffindbar.

Was man fast nicht geglaubt hätte, traf ein: wir hatten *zwei Auktionen* mit ungeahntem Erfolge. Zwar ging das einzige dabei ausgebotene Buch (ein „Officium beatae Mariae virginis", geschrieben um 1500 — seit Jahren das erste wieder in Wien zu versteigernde Buch! —) nicht ab, dafür fanden aber die Viennensien und bibliophil-bedeutsamen graphischen Blätter guten Absatz und willige Käufer, die nach der Aussage pessimistischer Zeugen allerdings nicht immer die alten Sammler gewesen sind. Gleichwohl, das Interesse lebt auf, der Krieg sah in fünf Tagen an 350 000 Kronen über den Versteigerungstisch des *Dorotheums* rollen.

In der vom 1. bis zum 6. Dezember währenden *Versteigerung des Nachlasses von Eduard Palmer* gelangten unter den Ölgemälden mehrere Entwürfe zu den *Deckenbildern fürs Burgtheater* unter den Hammer und es erzielten in dieser Gruppe Nr. 81, *Ernst Klimt*, Der eingebildete Kranke, 7000 Kr.; Nr. 82, Derselbe, Der Hanswurst auf der Jahrmarktbühne, 7110 Kr.; Nr. 85, *Franz von Matsch*, Antike Theaterszene, 1700 Kr.; Nr. 84, *Gustav Klimt*, Das antike Theater in der Landschaft Taormina, 3500 Kr.; Nr. 85, Derselbe, Mysterienspiel, 850 Kr.; Nr. 86, Derselbe, Antiker Improvisator, 1150 Kr.; Nr. 87, Derselbe, Das Shakespeare-Theater in London, 1000 Kr.; Nr. 88, Derselbe, Thespiskarren, 2200 Kr.; Nr. 89, Derselbe, Dionysos-Altar, 1200 Kr.; Nr. 90, Derselbe, Altar der Venus, 1900 Kr. Gut schnitten auch die *englischen Farbstiche* ab, besonders die *Shakespeare-Szenen*. So erzielte Nr. 277, *G. S. und I. G. Facius*, All's well V. 3, 410 Kr.; Nr. 278, Antony a. Cleop. III. 9, 450 Kr.; Nr. 279, Romeo IV. 5, 520 Kr.; Nr. 280, *Gardiner*, Henry IV. 2. III. 3, 410 Kr.; Nr. 281, *W. Leney*, As You like it I. 2, 580 Kr.; Nr. 282, Derselbe, Henry IV. 2. II. 4, 820 Kr.; Nr. 283, *I. Ogborne*, Henry VI. 1. II. 4, 580 Kr.; Nr. 284, *Playter und Ryder*, Henry VI. 3. I. 3, 480 Kr.; Nr. 285, *Ryder*, Merry wives of W. IV. 2, 720 Kr.; Nr. 226, *Shenner*, Henry IV. 2. V. 8, 480 Kr.; Nr. 287, *Simon*, Henry IV. 1. III. 1, 480 Kr.; Nr. 288, Derselbe, Meas. f. Meas. V. 1, 500 Kr.; Nr. 289, *Bergh*, Henry IV. 1. V. 4, 500 Kr.; Nr. 290, *Simon*, Merry wives of W. I. 1, 400 Kr.; Nr. 291, Derselbe, Tempest I. 2, 480 Kr.; Nr. 292, *Thew*, Hamlet, I. 4, 520 Kr.; Nr. 293,

Digitized by Google

Derselbe, Henry IV 1. II. 4, 580 Kr.; Nr. 294, Derselbe, Henry VI. 1. II. 3, 820 Kr.; Nr. 295, *Watson*, Tempest V. 1, 700 Kr.; Nr. 296, *Thew*, Henry VIII. IV. 2, 700 Kr.; Nr. 297, Derselbe, Taming of the Shrew, Ind. 2, 400 Kr.; Nr. 298, Derselbe, Timon IV. 3, 400 Kr.; Nr. 299, Derselbe, Richard III., III. 1, 440 Kr.

Die Hauptergebnisse der vom 11. *biz zum 14. Dezember 1915 im Dorotheum stattgehabten Versteigerung von graphischen Blättern* bildeten folgende Nummern. Nr. 2, *Bartolozzi*, Hebe. Abdruck in Rot, 80 Kr.; Nr. 36, *Earlom*, Fruit Market (Folge der 4 Darstellungen), 990 Kr.; Nr. 37, Derselbe, Frucht- und Blumenstück, 540 Kr.; Nr. 58, *Godby*, Nurture, 330 Kr.; Nr. 59, *Gole*, Jaque, 300 Kr.; Nr. 60, *Greene*, Thomas Wharton, 300 Kr.; Nr. 77, *Hogarth*, Marriage à la mode I.—VI. 440 Kr.; Nr. 80, Derselbe, Industry and Idleness, 160 Kr.; Nr. 113, *Rembrandt*, Kleine Auferweckung des Lazarus, B. 72, 200 Kr.; Nr. 114, Derselbe, Uytenbogard, B. 279, 325 Kr.; *Ridingers* Jagdstücke erreichten im Durchschnitte nicht viel mehr als 40 Kr. Nr. 204, *Thomson*, Lady Bagot (1827), 350 Kr.; Nr. 266, Bildnis des jungen Kaisers Franz I. von Österreich, nach I. Pichler, geschabt, 125 Kr.; Nr. 334, *I. G. Müller*, Louis XVI., 60 Kr.; Nr. 347, *Roger*, Marie-Antoinette, 180 Kr.; Nr. 383 *Collyer*, Friederike Radziwill, 90 Kr.; Nr. 447, Ansicht von Bonn, 260 Kr.; Nr. 463, *Ziegler*, Donaustrudel, 70 Kr.; Nr. 504, *Rothe*, Karlsbad, (1815), 60 Kr.; Nr. 545, *Bruder*, Lohmen, 270 Kr.; Nr. 571, Petersdorf [Perchtoldsdorf], ca. 1820, koloriert, 95 Kr.; Nr. 575, *Koch*, Prag, 1792, koloriert, 230 Kr.; Nr. 595, *Wizani d. J.*, Sachsenburg, 1801, 255 Kr.; Nr. 613, Triester-Album, 135 Kr.; Nr. 619, *Ziegler*, Vöslau, 330 Kr.; Nr. 629, *Hammer*, Wien 1823, 75 Kr.; Nr. 641, *Schütz*, Michaelerplatz 1783, 375 Kr.; Nr. 643, *Gurk*, Kärtnertortheater, 66 Kr.; Nr. 644, Derselbe, Kohlmarkt, 65 Kr.; Nr. 645, Schütz, Hofbibliothek 1780, 240 Kr.; Nr. 672, *Ziegler*, Kloster und Kirche der barmherzigen Brüder, 255 Kr.; Nr. 690, *Knipp*, Schönbrunner Tiergarten, 95 Kr.; Nr. 694a, Derselbe, Hiezing, 150 Kr.; Nr. 696/697, Neu-Waldeck, 250 Kr.; Nr. 699, *Schaffer*, Nußdorf, 110 Kr.; Nr. 701, *Mohn*, Kahlenbergerdorf, 350 Kr.; Nr. 711, *Löschenkohl*, Schuppanek 125 Kr.; Nr. 713, Derselbe, Monum. in Revol. Polon. 1791, 200 Kr.; Nr. 716, *Godefroy*, Congress de Vienne, 600 Kr.; Nr, 717/718, *Schindler*, Votivbilder 1831, 209 Kr.; Nr. 730, *Trentsensky*, Fuhrwerke, 280 Kr.; Nr. 732, *Clarot*, Der Winter, 600 Kr.; Nr. 744, Wiener Zeitschrift 1835–1837, 200 Kr.; Nr. 762, Galerie drolliger Szenen (mit Raimund und der Krones), 50 Kr.; Nr. 777, Krönung Leopolds II. 1790, 245 Kr.; Nr. 778, *Schütz*, Prospekt von Choczim, 110 Kr.; Nr. 780, Prospekt von Belgrad 1789, 140 Kr.

Wien, den 5. Januar 1916. *Erich Mennbier.*

Römischer Brief.

Die Zahl der Neuerscheinungen in Italien hat seit Kriegsausbruch ganz bedeutend abgenommen und zwar in größerem Umfange als durch den Abgang der im Felde stehenden Gelehrten und Schriftsteller gerechtfertigt erscheint. Die Gründe für diesen Rückgang können also nur zum Teil auf das Konto der infolge des Krieges auch bei uns und den anderen kriegführenden Völkern ganz natürlichen Verringerung der geistigen Arbeit gesetzt werden. In Deutschland wird die verminderte Zahl wissenschaftlicher und schöngeistiger Neuerscheinungen durch die ungeheure Kriegsliteratur aller Art einigermaßen ausgeglichen. Merkwürdigerweise ist in Italien, wo man sonst so schreib- und drucklustig ist, die Kriegsliteratur *verhältnismäßig* klein an Umfang geblieben, wenn auch der bei weitem größte Teil der Gesamtzahl der Neuerscheinungen in irgendeiner Beziehung zum Kriege oder zum wenigsten zu den Fragen des Tages steht. Es ist schwer zu sagen, ob sich darin doch vielleicht die Abneigung gewisser Kreise gegen den Krieg dokumentiert, oder wie weit der oben erwähnte Papiermangel oder zum mindesten die sehr stark gestiegenen Preise für Papier und Druckfarben, die zum größten Teil vom Ausland kommen, sowie für alle anderen Materialien, und nicht zum wenigsten auch die infolge der sehr empfindlichen Lebensmittelteuerung stark gestiegenen Setzerlöhne und eine aus alle dem sich ergebende Unternehmungsunlust die Schuld daran tragen. Auch sonst scheint die Lust zum Bücherkaufen und Lesen abgenommen zu haben und der Buchhandel im allgemeinen durch den Krieg sehr stark in Mitleidenschaft gezogen zu sein; denn man darf nicht vergessen, daß zum Beispiel in Deutschland Massen von Büchern auch ganz neutralen Charakters an die Truppen ins Feld geschickt werden, wodurch der Buchhandel einigermaßen für andere Ausfälle entschädigt wird, während eine solche „Schickt Bücher ins Feld"-Bewegung in Italien aus dem sehr einfachen Grunde eine weit geringere Wirkung haben müßte, weil ja, wie ich früher einmal an dieser Stelle darlegte, annähernd die Hälfte der Soldaten Analphabeten sind.

Auch in Italien finden sich Stimmen, die sich gegen Geschmacklosigkeiten in der Verwendung der Nationalfarben, der Bilder von Heerführern und ähnlichem wenden, wie das kürzlich bei uns in treffender Weise der „Zwiebelfisch" gegen die Profanisierung des Porträts Hindenburgs auf Kaffeetassen, Sofakissen usw., getan hat. Die *„Tribuna"* in Rom schrieb kürzlich: Da der Krieg eine ernste Sache ist, sollte sich das Gefühl der Vaterlandsliebe in dieser Zeit von gewissen lächerlichen Manifestationen fern halten, die leider auch bei uns recht häufig sind, so zum Beispiel von dem Mißbrauch der Trikolore, der keine Grenzen mehr kennt. Gewiß gibt es auf diesem Gebiet erträgliche Dinge, aber dann finden sich auch andere, die uns wohl zuerst ein Lachen abnötigen, darnach aber uns schämen machen, über sie gelacht zu haben, und uns schließlich ärgern. Ein Taschentuch in den italienischen Farben in der Rocktasche getragen, vielleicht

Digitized by Google

auch noch eine geschmackvolle Krawatte mögen schließlich angehen; aber als wirklich lächerlich und im höchsten Grade geschmacklos, müssen weiß-rot-grüne Strumpfbänder, Hosenträger, Strümpfe und Korsetts bezeichnet werden, die man dann noch als neuste Mode, als „dernier cri" angepriesen findet. Aber damit nicht genug; außer den oben genannten Kleidungsstücken gibt es auch Pantoffeln für Damen in den Landesfarben; das kommt dann darauf heraus, daß man die Flagge — nicht mehr wie in den Zeiten der Fremdherrschaft, als man sie nicht sehen lassen durfte, auf der Brust — jetzt an den Füßen trägt, kleine Damenfüße, aber immer doch Füße! Aber es gibt noch Schlimmeres, es gibt auch den „Trikolorenhund"! Gerade in Rom treibt sich in den Straßen ein alter Mann umher, nicht etwa ein Bettler, der ein armes Tier hinter sich herzieht, eine scheußliche Bulldogge, fast so alt wie sein Herr selbst, die mit Bändern in den Landesfarben am Halse geziert ist, und einen ebensolchen Paletot trägt.

Eine Nachdrucksgeschichte, wie sie uns kaum glaublich erscheint, berichtet die Zeitung „Roma" in Neapel: Seit langer Zeit tauchten dort massenhaft Exemplare von *De Amicis'* berühmtem Buche „*Cuore*", das die in Italien meist gelesene Jugendschrift ist, und mehrerer Opernpartituren auf, die zu Spottpreisen angeboten wurden. Das Verlagshaus Treves in Mailand, das durch den Nachdruck von De Amicis Buch unmittelbar betroffen wurde, erstattete Anzeige, der sich dann auch die in Mitleidenschaft gezogenen Musikverleger anschlossen. Die Nachforschung und die Entdeckung der Schuldigen gestaltete sich jedoch außerordentlich schwierig. Alle Buchhändler, die befragt wurden, gaben an, die Exemplare in gutem Glauben von Privatleuten erworben zu haben, die sie nicht näher bezeichnen konnten. Einem Polizeikommissar, der speziell mit der Verfolgung der Angelegenheit betraut wurde, gelang es schließlich nach größter Mühe, die Schuldigen zu ermitteln, jedoch konnte nur einer der Herren festgenommen werden, da der andere rechtzeitig Wind bekommen und sich aus dem Staube gemacht hatte. Er begab sich in Begleitung mehrerer Polizeiagenten zur Haussuchung in eine Buchbinderei in der Straße „San Biagio dei Librai". Da hier viele der in Frage stehenden Nachdrucke gefunden wurden, veranstaltete der Kommissar eine weitere Haussuchung in der Wohnung des Besitzers jener Buchbinderei, sowie in dem Hause eines gewissen Regina, eben jenes Komplizen, der sich inzwischen davon gemacht hatte. In den verschiedensten Schlupfwinkeln wurden nicht weniger als 5000 Exemplare von De Amicis „Cuore" gefunden und mit Beschlag belegt, sowie eine große Zahl von Partituren der Opern „Traviata", „Manon" „Lustige Witwe", „Pagliacci" und viele andere. Im Hause des Buchbinders, eines gewissen Frasca, wurde eine vollständige Buchdruckereianlage entdeckt: Pressen, Typen, Druckerfarbe, Papier, kurz alles zur Herstellung der Bücher Erforderliche. Die heimlichen Ausgaben waren vollständig im Hause des Frasca hergestellt worden, der sie dann mit Hilfe jenes Regina nach und nach an die Buchhändler Neapels vertrieb. Frasca wurde verhaftet, während Regina wie gesagt sich rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte. Inzwischen wird die Untersuchung fortgesetzt, um festzustellen, ob die Herren Frasca und Regina noch andere Spießgesellen hatten. Die Zeitung „*Roma*" erinnert daran, daß es nicht der erste Fall dieser Art sei, daß vielmehr vor ein paar Jahren ein ähnlicher Betrug aufgedeckt wurde, und daß es sich auch damals um Nachdrucke von De Amicis „Cuore" handelte; damals wie heute war der Schuldige ein gewisser Regina; doch steht noch nicht fest, ob es der gleiche ist.

Auf gütlichem Wege ist kürzlich ein Prozeß beigelegt worden, der jahrelang die literarischen, künstlerischen und nicht minder die juristischen Kreise Italiens beschäftigt hatte und der bestimmt schien, immer erbitterter geführt zu werden und kein Ende zu finden. Der Gegenstand des Streites ist kurz dieser: *Mascagni* hatte seine Oper „La Parisina" für den Verleger *Lorenzo* Sonzogno geschrieben, der damals der Konkurrent des bekannten Musikverlages seines Onkels *Edoardo* Sonzogno war. Dieser letztere hatte daraufhin dem Komponisten, der wohl eine Art Dauervertrag mit ihm hatte, die Tantiemen auf seine sämtlichen Werke vorenthalten, woraus dann noch unendlich viele Streitfragen von geringerer Bedeutung entstanden waren. Durch den Tod Richard Sonzognos, der zur Zeit des Erscheinens der „Parisina" Leiter des Hauses Edoardo Sonzogno gewesen war, sowie nach Aufnahme des früheren Konkurrenten Lorenzo Sonzogno als Generalbevollmächtigten in das Haus Edoardo Sonzogno und noch mehr nach der Fusion der beiden Häuser Lorenzo und Edoardo, verlor die Streitfrage ihren Stachel, und man versuchte mit allen Mitteln sie beizulegen. Das ist denn jetzt auch gelungen und zwar in einer für alle Teile befriedigenden Weise. Mascagni hat sich in bestimmtester Form verpflichtet, für die Zeit von etwa sieben Jahren seine gesamte zu erwartende Produktion dem nunmehr vereinigten Hause Sonzogno zu überlassen. In Ausführung dieses Vertrags stehen für nächsten Frühling bemerkenswerte Änderungen in seiner Oper „*Freund Fritz*" und später auch in verschiedenen anderen seiner Werke zu erwarten. Nach und nach soll die Abgabe dreier weiterer Opern erfolgen und zwar die dreiaktige „*Kleopatra*" nach einem Text von *Sardou*, dann die „*Lodoletta*", ebenfalls in drei Akten, und „*Faida*", zu beiden hat *Forzano* das Textbuch geschrieben; die „Lodoletta" ist schon fast vollendet.

Über die Entstehungsgeschichte des bekannten Dante-Kommentars von *Giovanni Pascoli* macht Pietro Avogadro in der Zeitschrift „*Humanitas*" interessante Mitteilungen: Als der „Professor" Giovanni Pascoli noch Lateinisch und Griechisch an dem Gymnasium von Matera, einem Städtchen in der Basilicata, unterrichtete — er war damals noch fast unbekannt — erhielt er von der Regierung den Auftrag, die Bibliothek jener Anstalt, die vordem im Besitz eines Priesterseminars gewesen war, neu zu ordnen. Pascoli führte diesen Auftrag mit Eifer und Gründlichkeit aus. Die Bibliothek war reich an Werken der Kirchenväter und anderer lateinischer und griechischer religiöser Autoren. Pascoli

Digitized by Google

besaß die Geduld, sie zu lesen und sie mit Liebe und gründlich zu studieren, wobei er oft gegenüber dem nicht eben klassischen Latein, in dem sie geschrieben waren, ein Auge zudrücken mußte. Hier suchte und fand er den Schlüssel zu dem großen und heiligen Tempel. Mit dem Sinne des Forschers und scharfen Beobachters, den er besaß, gelang es ihm in glücklichster Weise Vergleiche anzustellen und Folgerungen zu ziehen, und sich so in den Stand zu setzen, jene drei wertvollen Bände seines Dantekommentars zu schreiben, die in so hohem Maße zur Bereicherung der Danteforschung beigetragen haben. Dante folgte den Doktrinen, die von den Kirchenvätern vorgezeichnet waren und hielt sich peinlich an sie. Er hatte die Theologie fleißig studiert und war in den Lehren der Kirche sehr bewandert; und so wurden ihm diese zur unerschöpflichen Quelle bei der Abfassung seiner Göttlichen Komödie. Dante zeigt seine Erkenntlichkeit den Kirchenvätern gegenüber, indem er den heiligen Bernhard über alle stellt, den Heiligen voll Poesie und göttlicher Ekstase, der der Jungfrau jenen wunderbaren Gesang geweiht hat. Pascoli erkannte die Notwendigkeit, die Theologie zu umfassen, um Dante zu verstehen und studierte jene Werke, vor allem diejenigen des heiligen Thomas, des heiligen Augustin und eben des heiligen Bernhard, und zwar in einem dürftigen Kämmerchen, das ihm von der Stadtverwaltung von Matera in seiner Eigenschaft als Neuordner der Gymnasialbibliothek dort eingeräumt worden war, und das unter einer Treppe gelegen außerdem die Besen des Schuldieners beherbergte. Er war froh, die zwanzig Lire zu sparen, die er für die Miete eines Zimmers hätte ausgeben müssen, und sie vielmehr seinen bedürftigen Schwestern schicken zu können.

Vor kurzem sind die Arbeiten des Regierungsausschusses für die schönen Künste und der Kommission für Musik und dramatische Kunst abgeschlossen worden, die mit dem Studium der allgemeinen Bestimmungen für die Kunst- und Musikinstitute des Königreichs betraut waren. Die Arbeiten standen unter dem Vorsitz des Grafen di San Martino, auch nahm der Unterstaatssekretär Rosadi und der Generaldirektor der schönen Künste, Corrado Ricci, an ihnen teil. Aus Mailand waren der Senator Boito, die Musikdirektoren Gallignani und Bossi und der Architekt Sommaruga anwesend. Unter anderem wurde einstimmig die Forderung ausgesprochen, daß in Zukunft jedem Institut die größtmögliche Selbständigkeit gewährt werde, um die Eigenart der italienischen Kunst in den einzelnen Landesteilen zu erhalten, die eines der bedeutendsten und fruchtbarsten Momente der italienischen Kunst sei.

Die Visitenkarte bildet in Italien nicht nur einen beliebten Sammelgegenstand, sondern auch ihre Geschichte begegnet stets großem Interesse, da ihre künstlerische Entwicklung, besonders im XVIII. Jahrhundert, eine weit fruchtbarere war, als zum Beispiel in Deutschland. So ist sie ein Thema, mit dem man sich gern beschäftigt, und das in Zeitschriften und Tageszeitungen vielfach zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht wird. Nicht alle bringen durchweg Neues, aber einige neue und interessante Daten finden sich doch meist in diesen Untersuchungen. In der Mailänder Zeitung „*La Perseveranza*" fand sich vor kurzem wieder mal ein ganz interessanter kleiner Aufsatz über diesen Gegenstand aus der Feder eines ungenannten Verfassers, dem ich folgendes entnehme: Der Gebrauch der Visitenkarte begann in größerem Umfang unter Ludwig XIV. in der Zeit von 1643—1715. Karten in Kupferstich tauchten im XVIII. Jahrhundert auf; solche, die aber mehr der Form unserer heutigen Visitenkarte sich nähern, sollen schon gegen die Mitte des XVI. Jahrhunderts in Gebrauch gewesen sein. Die Ansichten gehen auseinander, vielleicht weil manch einer einen feinen Unterschied zwischen eigentlicher Visitenkarte und jenen kleinen mit Figuren verzierten Blättchen macht, die, ob ursprünglich dazu bestimmt oder nicht, jedenfalls häufig zu dem gleichen Zweck verwandt wurden, indem man den Namen handschriftlich einfügte. Der Unterschied ist jedenfalls schwer zu präzisieren, da diese Kärtchen zu allen möglichen Zwecken verwandt wurden. Zwischen Ende des XVII. und Anfang des XVIII. Jahrhunderts gebrauchte man auch Spielkarten auf deren Rückseite man Namen und wohl auch Wohnung schrieb (?). Die Damen bedienten sich mit Vorliebe mit Blumen und Herzen verzierter Karten. Mitten im XVII. Jahrhundert trifft man hingegen mehr Visitenkarten mit ornamentalen und dekorativen Verzierungen. Zur Zeit des Direktoriums und des ersten Kaiserreichs nahm der Gebrauch künstlerischer Visitenkarten noch zu und wurde auch von den bürgerlichen Kreisen übernommen, außer in England und Deutschland (?). Nach der Visitenkarte entstanden die Hochzeits- und Geburtsanzeigen. Sie waren zunächst Monopol der höheren Kreise; die französische Revolution aber demokratisierte alles und setzte an Stelle des gestochenen künstlerischen Kartons die gedruckte Karte. Die Einladungskarten zu Bällen und Festen, ursprünglich auch ein Vorrecht der hohen Gesellschaft, wurden nach und nach eine Art Gradmesser für den Luxus des Festes selbst, und die größere oder geringere Pracht einer festlichen Veranstaltung kam schon in Form und Reichtum der Einladungskarte zum Ausdruck. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Art von Karten sich nicht allzusehr demokratisieren konnten; jedoch sanken auch sie um einige Grad, indem man sie in großer Zahl drucken ließ und den Namen des Geladenen und das Datum des Festes handschriftlich ausfüllte. Künstler ersten Ranges haben ihr Können der Herstellung der Visitenkarten, wie den Hochzeits- und Geburtsmitteilungen geliehen: so der Franzose Fragonard und die Italiener Bartolozzi, Volpato, Rosaspina und viele andere. Zu Anfang des XIX. Jahrhunderts kamen Visitenkarten auf, die eine Art Wegweiser sein wollten. Diejenige des Deutschen Nadorp zeigt eine getreue Abbildung der Türe des von ihm bewohnten Hauses mit der Nummer 47, den Geschäften, die daneben liegen: der Wirtschaft zum „Weißen Kreuz" und einer Kastanienbude. Mehr als eine Visitenkarte, war diese Art ein Führer durch Straßen und Plätze nach dem Hause des Genannten.

Zürich, den 4. Januar 1916. *Ewald Rappaport.*

Digitized by Google

Amsterdamer Brief.

Im Städtischen Museum in Amsterdam hat der Verein „Kunst aan het Volk" augenblicklich eine *internationale Ausstellung von Kriegsgraphik* veranstaltet, die hier eine etwas eingehendere Besprechung verdient, zum Teil zur Ergänzung dessen, was im Hauptblatte von E. Schulz-Besser über dieses Thema gesagt ist. Die Ausstellung umfaßt zwar die Zeit von 1800 ab, doch entlehnt sie ihr Hauptinteresse der durch den gegenwärtigen Krieg hervorgerufenen Graphik; die retrospektive Abteilung ist übrigens recht unbedeutend und gibt nicht im entferntesten einen Überblick über das, was im vorigen Jahrhundert auf diesem Gebiete geleistet ist. Von den kriegführenden Ländern sind nur Frankreich, England, Belgien und Deutschland vertreten; Rußland und Österreich fehlen ganz; von den neutralen nur Holland und Amerika. Da nun die holländischen Karikaturen, die natürlich am zahlreichsten sind, fast durchweg einen antideutschen Charakter haben — die amerikanischen Sachen sind mehr kriegs- als deutschfeindlich — so bilden demgemäß die antideutschen Blätter die überwältigende Majorität, und man begreift, daß die Ausstellung bei dem naiven Betrachter, der sich ganz den Absichten der Künstler hingibt, eine deutschfeindliche Stimmung erzeugen oder eine solche verstärken muß. Aber noch aus einem andern Grunde muß die Ausstellung in deutschfeindlichem Sinne wirken; denn nicht nur numerisch überwiegt die antideutsche Graphik, sie ist auch im allgemeinen wirkungsvoller, sie ist anschaulicher, unmittelbarer und konkreter, sie wird von einem stärkeren Empfinden getragen und verfügt über die größeren Künstler: in ganz besonderem Maße gilt dies von den französischen Sachen, die nach den holländischen Karikaturen den meisten Raum einnehmen. Die deutschen Simplicissimuszeichner, die hier fast ausschließlich die deutsche Graphik vertreten, stehen den Franzosen zweifellos an unmittelbarer agitatorischer Kraft nach. Ihre Kunst ist zu abstrakt und philosophisch, sie kommt mehr aus dem Kopf als aus dem Herzen, und von elementarem Haß gegen den Gegner merkt man wenig bei ihnen, dazu sind sie zu nüchterne und kühle Verstandesmenschen. Sie geben auch nicht Abbilder einer bestimmten Wirklichkeit, die durch kleine intime Dinge Leben erhalten, worin die Franzosen gerade Meister sind, sie illustrieren nicht wie diese bestimmte charakteristische Episoden, sondern sie stellen Gedanken über die Wirklichkeit, Verallgemeinerungen und Allegorien dar; sie sind idealistisch, verglichen mit dem Realismus der Franzosen. Sie schildern den Feind nicht als bestimmtes Individuum, sondern als abstrakten Typus; wenn die Franzosen übertreiben und karikieren, so bleibt der einzelne doch immer ein bestimmter Mensch, während ihn die Deutschen zu leicht zu einer Idee, zu einem Prinzip destillieren. So wird der Engländer als John Bull gemalt oder als Löwe, der Franzose als Marianne, der Russe als Bär usw., aber der englische, französische oder russische Soldat wird nur selten in Aktion gebracht; dafür sind Chargen der Staatsoberhäupter, der Minister und Generale um so häufiger; natürlich geben auch die Franzosen Karikaturen des Kaisers und des Kronprinzen, aber die führenden Persönlichkeiten spielen doch in der Phantasie des französischen Zeichners bei weitem nicht die Rolle wie der deutsche Soldat; insofern ist das französische Empfinden viel demokratischer. Nun sind die deutschen Chargen sowohl in ihrer Erfindung als in ihrer meisterhaft vereinfachenden und zusammenfassenden Zeichnung unstreitig genial, aber es fehlt ihnen doch die Unmittelbarkeit, das direkt Packende, das den französischen Zeichnungen eigen ist. Die französische Karikatur ist trotz ihrer hohen künstlerischen Qualitäten viel mehr Volkskunst, arbeitet als solche mit den einfachsten Mitteln und ist ohne weiteres einleuchtend, im Gegensatz zu der komplizierteren und mehr voraussetzenden deutschen Karikatur. Auf so klassische und zugleich so volkstümliche Beispiele, wie auf Rethels Totentanz, können wir heute nicht weisen. Ich will natürlich nicht die französischen Karikaturen auch inhaltlich als vorbildlich hinstellen; es ist mir nur darum zu tun, ihre praktische propagandistische Überlegenheit über die deutschen in das rechte Licht zu setzen. Inhaltlich zeugen sie von einer solchen Vergiftung der Volksphantasie, daß man sich gar nicht vorstellen kann, wie mit einem Volke, das in seinem Gegner solche Bestien sieht, eine Verständigung und ein friedlicher Verkehr wieder möglich sein kann. Denn alles, was die feindliche Presse über Schändlichkeiten der deutschen Soldaten verbreitet hat, das hat bei dem emotionellen und kritiklosen französischen Künstler ein williges Ohr gefunden, und all die Ungeheuerlichkeiten von Raub und Plünderung, von Ermordung friedlicher Bürger, von Vergewaltigung der Frauen und Verstümmelung von Kindern hat seine Kunst zu kleinen dramatischen Szenen verarbeitet, die durch die Intensität des Hasses und die Prägnanz der Darstellung von einer aufhetzenden Wirkung sondergleichen sind. Der Gegner ist das verabscheuungswürdigste Geschöpf, das man sich denken kann. Nehmen wir zum Beispiel die farbige Zeichnung von *A. Willette*: „La discipline allemande se relâche" (aus „Le Rire"); ein deutscher Soldat grüßt seinen Offizier nicht, er kann ihn nicht grüßen, weil er in der einen Hand die abgehackte Hand einer Frau, in der andern die eines kleinen Kindes hat; Mutter und Kind sieht man mit den blutenden Stummeln auf dem Boden liegen. Der Offizier, der dies alles sieht, stellt den Soldaten wegen der nicht bewiesenen Ehrenbezeugung zur Rede: „Ne pourrais-tu mettre les mains dans tes poches, pour saluer ton officier?" (könntest du nicht die abgehackten Hände in die Taschen stecken, um deinen Offizier zu grüßen?). In ihrer Brutalität und Niederträchtigkeit steht diese Zeichnung aus „Le Rire" aber nicht allein da; Hermann Paul und Forain sekundieren Willette auf ihrem Spezialgebiet, der flüchtigen Schwarz-Weiß-Zeichnung, in würdiger Weise; künstlerisch ist das ziemlich ausführlich gezeichnete Blatt von Willette wenig bemerkenswert; das gleiche gilt von den paar andern Sachen von seiner Hand, die durch den Weltkrieg inspiriert sind; von der feinen Grazie und dem liebenswürdigen Humor, der früher seine Arbeiten auszeichnete, ist darin nichts zu spüren. *Hermann Paul* und *Forain* sind die größeren Künstler; mit ein paar

Digitized by Google

sicher hingesetzten Strichen wissen sie eine Person zu charakterisieren, eine Situation glaubwürdig zu machen; Paul ist wuchtiger, markiger, Forain diskreter und feiner. In seinen Themen ist Paul oft wahrhaft teuflisch, für ihn gibt es kaum einen andern Gegenstand als deutsche Greuel. Vier farbige Holzschnitte zeigen die „Kultur" in den vier Jahreszeiten; ein Bild aus dieser Reihe, der „Sommer", möge genügen: da sehen wir einen betrunkenen deutschen Soldaten unter einem breitkronigen Baume seinen Rausch ausschlafen, neben ihm im Grase liegen geraubte Weinflaschen, gestohlene Pendulen, und an den Ästen baumeln die Leichen von Gehängten. Meisterhaft durch ihre Knappheit ist eine Steinzeichnung, die uns in ein französisches Lazarett führt. „Guéri" ist ihr Titel. Ein deutscher Soldat, der zum erstenmal sein Bett verlassen hat, blickt ungläubig und erschrocken zu der ihn begleitenden Pflegerin auf: „Et vous saviez ce que j'ai fait en Belgique?" Was er in Belgien begangen hat, darüber sagt die Unterschrift nichts; aber der scheue Blick, das böse Gewissen, das sich in Haltung und Ausdruck verrät, suggerieren das Schrecklichste. Gegenüber diesem verworfenen deutschen Soldaten erscheint natürlich die Krankenschwester als eine Art Heilige. Eine der abscheulichsten Zeichnungen von Paul für die „Guerre Sociale" ist betitelt: „Pour la fiancée". In einem Zimmer sieht man in einem Bette eine ermordete oder verstümmelte Frau liegen, nur die herabhängenden Beine mit den Röcken sind sichtbar. Daneben stehen zwei deutsche Soldaten, der eine hat ein großes Paket unter dem Arm und sagt zu seinem Kameraden, der ihm einen Ring zeigt: „Envoie le doigt aussi; ce sera plus délicat" („schick doch den Finger mit dem Ringe mit; das wäre zartfühlender").

Forain, der Zeichner für „L'Opinion", verdächtigt den deutschen Soldaten in ähnlicher Weise; so läßt er zum Beispiel einen deutschen Offizier, der mit Hilfe eines Untergebenen einen großen Koffer erbrochen und sich eine Puppe angeeignet hat, einem kleinen Mädchen, das um seinen kostbaren Besitz besorgt hinzueilt, antworten: „Moi chai (so l um die schlechte Aussprache zu kennzeichnen) des enfants." Seinen eigenen Kindern will er dies geraubte Spielzeug schicken! Auf einem andern Blatt sehen wir einen französischen Kriegskrüppel; zwei Kinder fragen ihn: „Comment avez-vous attrappé ça?" „Je soignais leurs blessés" ist seine Antwort. Das heißt: die Deutschen beschießen französische Lazarette, auch eine der beliebten Beschuldigungen. Neben diesen tendenziösen Darstellungen finden sich aber von Forain auch zahlreiche, sagen wir mal neutrale Gemälde vom Elend des Krieges, wo nicht der Haß gegen den Gegner, sondern das Mitleid mit den Opfern des Krieges zum Ausdruck kommt; hierunter finden sich durch die Wahrheit des Schmerzes sehr ergreifende kleine Szenen. Eine Frau, die in ihr heimatliches Dorf, das in der Kampflinie liegt, zurückgekehrt ist, steht weinend bei den Trümmern ihres Hauses. Zwei danebenstehende französische Soldaten unterhalten sich: „Pourquoi pleure-t-elle?" „Elle vient de reconnaître sa maison." Oder der Abschied des wieder zur Front zurückkehrenden Beurlaubten, dem eine Frau mit Kind noch lange nachsehen. Oder das „La philosophie du front" betitelte Blatt: zwei Soldaten stehen am frisch geschaufelten Grabe eines Kameraden: „Que veux-tu?" sagt der eine, „c'est la vie." Forains Stoffgebiet ist überhaupt umfangreicher als das Pauls; das Menschliche kommt bei ihm mehr zum Rechte. Neben den ins Feld Gezogenen beschäftigen ihn auch die zu Hause Gebliebenen. Bei denen bestehen die sozialen Unterschiede nach wie vor; das größere Vertrauen in den endlichen Sieg scheint hier bei den Armen zu sein. Wenigstens kann man zwei verschiedene Darstellungen so interpretieren. Das Ehepaar, das, fern von der Front, irgendwo auf einer Veranda am Frühstückstisch sitzt, scheint schon ungeduldig und nervös zu sein; der wohlgenährte Herr, mit einer Zigarre im Mund, blickt gelangweilt von seiner Zeitung auf: „Comme c'est long! Nous n'avançons pas." Wie sticht dagegen die naive Zuversicht zweier zerlumpter Zeitungsverkäufer ab, die ein neues Bulletin ausrufen. „Nous les aurons" sagt der eine von ihnen, „nous sommes si riches!" Hier kommt der alte soziale Satiriker in Forain wieder zum Worte. Kann man sich einen größeren Gegensatz denken; diese armen Tröpfe, die sich in diesem Augenblick als die Mitbesitzer des nationalen Reichtums fühlen, mit dem man die Deutschen doch am Ende besiegen muß.

Steinlen war nur durch ein auf den Weltkrieg bezügliches Blatt vertreten, wo er mithilft, die Märchen über die völkerrechtswidrige deutsche Kriegführung zu verbreiten; er zeigt hier, wie ein in die Schlacht ziehender Trupp Soldaten eine Schar hilfloser Bürger, Greise, Frauen und Kinder vor sich her in den Tod treibt. Von dem Holländer Raemaekers gibt es eine ähnliche Zeichnung.

Am wenigsten von dem allgemeinen Haß angesteckt scheint *Abel Faivre*; der Gegner wird bei ihm jedenfalls nicht zu einem solchen Zerrbilde wie bei Forain und Paul; es ist überhaupt weniger Bitterkeit bei ihm, und er hat das Lachen noch nicht verlernt. So spottet er über die fern von der Front ihr ruhiges und gemütliches Leben Weiterführenden, über die Ministerialbeamten, die, behaglich hinter ihren Schreibtischen sitzend, schmunzelnd versichern, daß die Büros aushalten werden (je vous jure que les bureaux tiendront). Auch die „Reklamierten" müssen es entgelten, die in irgendwelchen wichtigen Stellungen als unentbehrlich haben zurückbleiben müssen und obendrein vielleicht noch glänzende Geschäfte machen. So gibt er die Unterhaltung zweier Herren wieder: der eine erkundigt sich nach dem Sohne des andern. „Mon fils? Il reçoit en ce moment 30000 obus par jour." „En Argonne?" fragt der andere darauf. „A l'usine de P." lautet die Antwort, und man sieht dem Vater die schlecht verhohlene Freude an, daß sich sein Sohn außer Schußweite befindet. — Harmlos ist seine Darstellung des „Monsieur Baedeker", eines bebrillten und bärtigen deutschen Gelehrten im Kaisermantel, der für eine Neuausgabe seines Reisehandbuchs von Frankreich eine in Trümmer geschossene Kirche mit kritischen Blicken betrachtet. Von ähnlichem Charakter ist das Bildchen, in dem er den Versuch, eine deutsche

Digitized by Google

Damenmode zu schaffen, verspottet: in einem Berliner Modegeschäft, wo man wenig geschmackvolle Kriegsmodelle von Damenhüten, einen mit einem großen schwarzen Kreuz gezierten, ausgestellt sieht, sagt die Verkäuferin zu einer Kundin, stolz auf ihre schablonenhafte Fabrikware: „Nos usines peuvent en fabriquer 80000 par jour." Gutmütig ist auch der Spott von *J. Viremufle* über die frommen alten Damen, die einen feldzugsmäßig ausgerüsteten Soldaten noch mit allen möglichen Talismanen, Rosenkränzen, Bändern mit Aufschriften und sogar mit einer langen brennenden Kerze und einer Fahne mit dem Bilde der Jungfrau Maria bepacken, daß er mit dieser Last wohl kaum bis zur Front gelangen kann, und diesem Armen rufen sie zum Abschied zu: „Et au feu vous verrez, combien vous vous sentirez léger." [Aus „La Guerre soziale."]

Erwähnen wir von französischen Zeichnern zum Schluß noch *Jean Véber*, der durch zwei wirkungsvolle farbige Karikaturen vertreten war: der Kaiser als wilder Eber dargestellt, mit der Unterschrift: „Die Jagdzeit ist eröffnet"; und das bekannte Blatt, das der in Frankreich herrschenden Stimmung hinsichtlich Englands so drastischen Ausdruck verleiht: der große Napoleon, auf seinem Sarkophage im Invalidendom stehend, seinen Dreispitz schwenkend und „Vive l'Angleterre" rufend (aus „Librairie de l'Estampe").

Über die Karikaturen der übrigen Länder ist nicht viel zu sagen. Über Holland habe ich mich schon in einem früheren Briefe verbreitet (siehe das Juliheft dieses Jahrganges). Die *holländischen* Sachen machen in dieser Ausstellung zweifellos eine gute Figur. *Raemaekers, Hahn, Jordaan, van der Hem* haben wirklich Beachtenswertes geschaffen. Zu ihnen hat sich in jüngster Zeit noch *Jan Sluyters* gesellt, einer der tüchtigsten jüngeren Maler; er liefert farbige Steinzeichnungen in Folioformat für „De Nieuwe Amsterdammer", als Kollege von van der Hem. Er ist eine ausgesprochen koloristische Begabung, die nach dekorativen Wirkungen strebt, dabei das Tragische des großen Weltgeschehens mehr betonend, im Gegensatz zu dem mehr zeichnerischen und mehr zum Komischen hinneigenden van der Hem. Ein Beispiel für viele: das Motiv lieferte ihm in diesem Falle die Aktion gegen Serbien, die hier als die Vergewaltigung einer halb entkleideten weiblichen Gestalt dargestellt ist; von hinten wird die sich vergebens Sträubende von einem deutschen und österreichischen Soldaten gepackt, und von vorn schleicht der höhnisch grinsende Ferdinand von Bulgarien heran, sein Schwert aus der Scheide ziehend. Durch die vortreffliche Wiedergabe der Bewegung der von Entsetzen erfüllten, keinen Ausweg sehenden Hauptfigur und den gespenstischen Mondschein, in dem die Szene vor sich geht, wirkt das Blatt wie eine kleine Tragödie. Von einigen Holländern, die hier vertreten waren, lagen nur zum Teil aquarellierte Zeichnungen vor, die noch nicht durch Druck vervielfältigt sind, so einige feine, ganz zart in Tusche angelegte Zeichnungen von *Marius Bauer*, die durch ihre vornehme Ausführung und durch ihren philsophischen, reservierten Geist eine ganz besondere Stellung einnahmen. Von irgendwelchem Parteiergreifen ist bei Bauer keine Rede. Belgiens Schicksal

flößt ihm nur rein menschliches Mitleid ein, was er in der edeln, unglücklichen weiblichen Gestalt so schön zum Ausdruck gebracht hat; kein Haß gegen den Besieger macht sich hier Luft. Daß sich Bauer die Entwicklung auf dem östlichen Kriegsschauplatze anders gedacht hat, als es gekommen ist, wie das seine „Die Wacht am (so!) Weichsel" betitelte Zeichnung zeigt, wo er den Kaiser vor einem am andern Ufer haltenden Kosaken Kehrt machen läßt, sagt nichts über seine Sympathien oder Antipathien aus, sondern beweist lediglich, daß er kein Politiker ist. Bauer war der einzige holländische Künstler, von dem auch ältere Blätter zu sehen waren, nämlich die in ihrer Art klassischen Lithographien, die er in früheren Jahren unter dem Pseudonym *Rusticus* für die „Kroniek" gezeichnet hatte.

Sehr wirkungsvoll, besonders durch die Farbe, waren die wildbewegten Darstellungen der Kriegsfurie von *G. H. Grauss*, vor allem „Le dernier Tango", den der Tod auf einem von Leichen und Trümmern übersäten Schlachtfeld tanzt, zu dem ein von gelbem Feuerschein erfüllter Horizont den Hintergrund bildet. Auch Grauss ergreift wie die Mehrzahl der holländischen Zeichner Partei gegen Deutschland, es geschieht dies aber in weniger verletzender Weise als durch *Jan Ponstyn*, der zum Beispiel der Karikatur eines deutschen Soldaten ein so vertiertes Gesicht verleiht, daß er eher einem Orang-Utang als einem Menschen ähnelt. *Jan Visser* gibt schematische farbige Karikaturen des deutschen Militarismus, die wenig suggestive Kraft haben.

Was *Belgien* sehen läßt, ist recht unbedeutend und harmlos; hier erwartete man Bitterkeit, ja Wut, und man findet nur zahmen Spott; so macht sich *Moncassel* über die nationale Selbstüberhebung und Aufgeblasenheit gewisser deutscher Kreise lustig, die von deutschen Satirikern früher schon viel schärfer gegeißelt worden sind; „Kolossal" lautet die Unterschrift all dieser Zeichnungen. Am besten präsentiert sich der etwas komplizierte Zeichner *G. van Raemdonck*, der für die „Amsterdamer" arbeitet.

Wenig ursprünglich sind auch die *englischen* Karikaturen. *Partridge* und *Ravenhill*, die Zeichner des „Punch", bleiben stets korrekt und akademisch; es fehlt das leidenschaftliche Empfinden, das moralische Pathos, das den Franzosen so viel Elan verleiht. Der große Moment findet hier, wie es scheint, ein kleines Geschlecht.

Entschieden mehr Charakter, mehr Kraft verraten die von sozialistischem Geist erfüllten *amerikanischen* Karikaturen von *Robert Minor*, alle aus „The Call". Hier zeigt der Sozialismus noch — oder soll man sagen wieder — sein revolutionäres, antimilitaristisches Gesicht; auf einem Blatte zerreißt eine nervige Arbeiterfaust die Kriegserklärung des Präsidenten; die Unterschrift lautet: „A mere scrap of paper. When ever Labour chooses to regard it a such." Ja, in einem unbedrohten, so fern abliegenden Land, das nicht einmal zur bewaffneten Neutralität gezwungen ist, kann sich der Sozialismus solche Proteste gestatten. — Auf die *deutsche* Kriegsgraphik brauche ich an dieser Stelle nicht ein-

Digitized by Google

zugehen; erwähnt sei nur, daß die „Lustigen Blätter" und die „Fliegenden Blätter" völlig fehlten, und daß der „Ulk" nur durch vier Blätter recht schlecht vertreten war.

Amsterdam, Ende Dezember 1915.

M. D. Henkel.

Von den Auktionen.

Die erste Kriegsauktion in *Leipzig* hat bei *Oswald Weigel* stattgefunden, und zwar unter lebhaftester Teilnahme aus allen Teilen des Reichs. Auch sind, wie wir hören, ungewöhnlich zahlreiche schriftliche Gebote eingelaufen, nicht allein aus Deutschland und Österreich-Ungarn, sondern auch aus den neutralen Ländern und, was bezeichnend für den Geist unseres Heeres ist, von den Etappen und der Front, aus den Feldlazaretten und Gefangenenlagern. An bemerkenswerten Ergebnissen seien erwähnt die *Jesuitendramen*, welche zum Preise von 265 M. an das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg gingen, die Autobiographie des Schauspieldirektors *Schütte-Bremen* (von der Bremer Stadtbibliothek zu 200 M. erworben). Ein 93 Autographen berühmter Musiker enthaltendes Album des verstorbenen Komponisten und Musikschriftstellers Dr. *Hans Michel Schletterer* (geboren 1824 in Ansbach, gestorben 1893 in Augsburg) ging zum Preise von 250 M. in Privatbesitz. Ganz besonderes Interesse erweckte der Nachtrag mit illustrierten Büchern und Werken zur Kostümkunde. Ein unscheinbarer *Almanac Américain* von 1802, allerdings mit vier kolorierten Costumes Parisiens, fand zu 70 M. einen Käufer, das Nibelungenlied mit den prächtigen Holzschnitten von *Bendemann* und *Hübner* wurde mit 60 M. bezahlt, *Gavarnis* Français peints par eux-mêmes mit 84 M., *Langens* Besiegte Heere, eine Ode, nebst dem Jubelgesang der Preußen, 1758, erzielte 43 M., *Ramlers* Poetische Werke, 1800—1, 44 M., der *Theurdank* in der Ausgabe von 1596 68 M. Die kleine Auslese, die um ähnliche Ergebnisse noch sehr erweitert werden könnte, zeigt, daß die Kauflust im zweiten Kriegsjahre kaum zu wünschen übrig läßt, und sicherlich ist am höchsten das Moment einzuschätzen, daß es sich unsere Feldgrauen ganz besonders angelegen sein ließen, auf dieser Auktion zu kaufen, und zwar ernste Literatur, keineswegs seichte Unterhaltungsbücher.

Neue Bücher.

Zwischen den Feinden. Roman von *Arthur Babillotte. Stuttgart. Adolf Bonz & Cie.*

In einem elsässischen Roman aus dem Weltkrieg müssen selbstverständlich zwei Brüder vorkommen, von denen der eine auf deutscher, der andere auf französischer Seite kämpft, und zwischen beiden muß ein Weib stehen, das den einen liebt und den andern geheiratet hat. Soweit hält auch Arthur Babillotte sich an die Schablone. Aber er hat das typische Motiv so selbständig und eigenartig zu behandeln gewußt, daß denn doch etwas ganz anderes herausgekommen ist, als ein landläufiger Kriegsroman. Vor allem kennt der Erzähler Land und Leute; seine Personen sind echte Bauern, die sich im Kriege nicht von tiefgründigen nationalpolitischen Erwägungen leiten lassen, sondern es mit den Deutschen halten, weil sie den praktischen Wert der deutschen Ordnung schätzen gelernt haben, oder, umgekehrt, mit den Franzosen, weil ihr leichtsinniges Naturell sich nicht in die Ordnung zu fügen vermag. Der Krieg „macht" nichts aus ihnen, er bringt nur ans Tageslicht, was immer in ihnen gesteckt hat, — einfach dadurch, daß er Situationen schafft, in denen sich die Leidenschaft heftiger und unmittelbarer zu äußern vermag, als gewöhnlich. Eine ausgezeichnete Figur ist der alte Bauer, der sich in den Krieg von 1914 ebensowenig finden kann, wie in den von 1870, und der den einrückenden Deutschen ebenso wie den Franzosen Friedenspredigten hält, und nun natürlich von beiden als „Verräter" angesehen und behandelt wird. Das ganze Treiben in dem mitten in der Feuerlinie befindlichen Dorfe, all der Wirrwarr, Verzweiflung, Wut, Ratlosigkeit sind sehr lebendig und anschaulich geschildert. Der rein künstlerische Eindruck des Romans wird eigentlich nur durch zweierlei beeinträchtigt: durch die Figuren der zwei französischen Soldaten Pierre und Jacques, die sich über Poincaré und Sir Edward Grey so unterhalten, wie — wir es gerne haben möchten, daß die Franzosen sprächen, und durch gelegentliche publizistische Exkurse, wie zum Beispiel über die „von der ewigen Gerechtigkeit selbst geforderte und geheiligte Strenge, mit der jeder sein wohlverdientes Schicksal fand, der sich dem erhabenen deutschen Gedanken widersetzte." Die Gesinnung des Verfassers in allen Ehren, aber da er die Fähigkeit besitzt, die Dinge für sich selbst reden zu lassen, so brauchte er nicht erst zu solchen Mitteln zu greifen.

Arthur Luther.

Perugino. Des Meisters Gemälde in 249 Abbildungen. Herausgegeben von *W. Bombe. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.*

Von Perugino gibt es etwa ein Dutzend Bilder von außerordentlicher, ganz einzigartig stimmungsvoller Schönheit. Mit diesen hat der Künstler aber auch alles ausgegeben, was er überhaupt zu geben hatte. Das übrige, die große Masse seines umfangreichen Oeuvres bietet kaum mehr als Wiederholungen und, zum Teil recht schwächliche Variationen jener wenigen Idealgestalten, und Idealkompositionen, in denen seine künstlerische Eigenart sich ein für allemal verkörpert hatte. Auch der kunstwissenschaftlichen Betrachtung stellt Peruginos Werk nur Probleme von sekundärem Interesse.

Es erscheint somit ganz unerfindlich, wie sich der Verlag hat entschließen können, gerade Perugino einen Band seiner „Klassiker der Kunst" einzuräumen. Das sonst so verdienstvolle Prinzip dieser Sammlung, möglichst vollständige Gesamtausgaben einzelner Meister

Digitized by Google

zu bieten, ist in diesem Fall gewiß denkbar schlecht am Platze; man konnte dem Lehrer Raffaels keinen übleren Dienst erweisen, als wenn man die Monotonie und fast fabrikmäßige Art seiner Produktion durch eine derartige schonungslose Gesamtpublikation ans Licht stellte. Das Überflüssige dieser Veröffentlichung bringt uns aber gleichzeitig zum Bewußtsein, wie viele Meister von weit höherer Bedeutung — von italienischen Zeitgenossen Peruginos zum Beispiel Botticelli, Lionardo da Vinci, Bellini und andere — in die Reihe der „Klassiker der Kunst" noch keine Aufnahme gefunden haben. Nachdem auch schon der vorhergehende 24. Band der genannten Serie an eine so notorisch minderwertige Erscheinung wie Gerard Dou verschwendet wurde, muß sich der Eindruck befestigen, als sei die Fortführung des ursprünglich so verheißungsvollen Publikations-Unternehmens — an dessen sinngemäßem Ausbau die Kunstwissenschaft das lebhafteste Interesse hätte — nunmehr von reinen Zufälligkeiten bedingt.

Wackernagel.

Pruní Ročenka *Ludvíka Bradače.* Knihaře. *Rok* 1916.

Das aparte Bändchen, ein Bibliophilen-Kalender für 1916 in tschechischer Sprache, ist von dem als Buchbinder auch in Deutschland wohlbekannten Prager Meister Ludwig Bradač herausgegeben, der sich durch eine Anzahl, auch in diesen Blättern gewürdigter, Liebhaberausgaben um die böhmische Buchkunst wohl verdient gemacht hat und heute noch zu ihren ersten Vorkämpfern gehört. Aus dem Inhalt des hübsch ausgestatteten kleinen Buches sind hervorzuheben die über Papier, Buchdruck, Buchhandel, Buchbinderei handelnden, mit den Nachbildungen der alten Holzschnitte erläuterte Auszüge aus einer 1833 erschienenen Ausgabe des „Orbis pictus" des Comenius, der bekanntlich ein Tscheche war und eigentlich Komenský hieß, sowie die Abhandlungen des Herausgebers über das Sammeln alter Bucheinbände und über Bibliophilen- und Pseudo-Bibliophilen-Ausgaben. Fünf Nachbildungen von Skizzen des unlängst verstorbenen, tschechischen Malers Nikolás Aleš sind beigegeben. Drei vom Herausgeber selbst gedruckte Heliogravüren (zwei Abbildungen von Grolier-Bänden und das Aldus-Signet) sind Proben eines von ihm vorbereiteten Werkes über die Grolierzeit. Anzeigen bereits erschienener und Ankündigungen neuer tschechischer Liebhaberausgaben beschließen den kleinen Almanach, der auch den deutschen Bücherfreunden Freude machen wird. G. A. E. B.

Lily Braun, Lebenssucher. Roman. 1.—20. Tausend. Ladenpreis geheftet 5 M., gebunden in Leinen 6,50 M. Verlag von *Albert Langen* in *München.* 443 Seiten.

Auch Lily Braun ist dem Versucher verfallen, der jetzt brüllend unter den deutschen Schriftstellern herumgeht und ihnen die Entwicklung des verkommenen Barbesuchers von 1914 zum jungen Kriegsgott von 1915 als zur Zeit gangbarsten Stoff empfiehlt. Mit Berliner Nachtleben fängt es an; der junge fränkische Adlige taucht in den Strudel der Hauptstadt und sieht, als er zum erstenmal auf dem Potsdamer Platz steht und über die vielen Autos staunt, eins vorbeigleiten, das wie Firnschnee schimmert, „zu gleicher Zeit flammte in seinem Innern das Licht auf" — nicht im Innern des Jünglings, sondern in dem des Schnauferls — „und umstrahlte schmeichelnd die üppige Gestalt eines Weibes, das lässig in den blauen Polstern lehnte". Man lernt dieses Weib nah, sogar recht nah kennen; es ist eine Kommerzienrätin und stellt auf wüsten Maskenfesten die „Berolina" vor; ein wirklicher Prinz hatte sich eben ihretwegen erschossen und sein Blut rann damals noch über die blauen Polster, was Konrad von Hochseß aber erst später erfährt (das ist nicht gelogen; Seite 40/41 und 182/83). Und mit einem ostpreußischen Schlachtfeld hört es auf. Von dem, was dazwischen liegt, ist manches gar nicht übel; aber das ist eigentlich eher zu bedauern. Wir werden ungern daran erinnert, daß dieses wirklich sehr schlechte Buch von der Verfasserin der „Memoiren einer Sozialistin" und jener feinen, wenn auch etwas gefährlichen, Erinnerungen aus dem Umkreis der Weimarer Titanen stammt.

M. B.

Fritz Brüggemann, Utopie und Robinsonade. Untersuchungen zu Schnabels „Insel Felsenburg" (1731 bis 1743). Weimar, Alexander Duncker, 1914. XIV, 200 Seiten. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, herausgegeben von Muncker, Bd. 46.) 8 M.

Schon in seiner Arbeit über die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment hat der Verfasser unter anderem in doppelter Hinsicht die üblichen literarhistorischen Methoden befruchtet. Die Analysen der in dieser älteren Arbeit untersuchten Romane sind mit besonderer Liebe und mit einer ungewöhnlichen geistigen Konzentration ausgearbeitet. Und doch sind sie nicht Selbstzweck: sie werden nicht nur um der Einsicht in den künstlerischen Aufbau der Romane willen durchgeführt. Sondern der Verfasser läßt auch den „Geist der Zeit" sich in diesen Analysen spiegeln; er sucht mit ihnen der allgemeinen Ideengeschichte neues Material zu bieten.

Auch in dem vorliegenden, äußerst fleißig und umsichtig gearbeiteten und teilweise fesselnd geschriebenen Buche verfolgt die Untersuchung ähnliche Ziele. Ein erstes wird gleich am Anfang glänzend erreicht: die lichtvolle Analyse der „Insel Felsenburg" enthält viele neue Gesichtspunkte und schafft für die ganze Arbeit sofort eine ebenso breite wie sichere Grundlage. Der ideen- und sittengeschichtliche Ertrag zeigt sich dabei besonders in der Analyse der „Geschichten der Verfolgten" und an anderen Stellen des Buches.

Weit eifriger als in der „Ironie" hat sich der rührige Verfasser jetzt aber noch auf einem zweiten aussichtsvollen Gebiete erfolgreich betätigt, nämlich auf dem Gebiete der früher von ihm selbst mehr vermiedenen vergleichenden Motivenforschung. Durch die Analysen der „Insel Felsenburg" und auch des „Robinson Crusoe" wird ihr entscheidend vorgearbeitet, nicht

Digitized by Google

minder durch die begriffliche Klarheit, die der Verfasser über die Gattungen der Utopie und der Robinsonade geschaffen hat, weshalb der Obertitel seiner Arbeit auch durchaus am Platze ist. Erst nachdem der Verfasser dem Leser Leitfäden dieser Art in die Hand gelegt hat, vollführt er seine mühsame und doch genußreiche Wanderung durch die internationale Literatur der Utopien und der Robinsonaden vor dem Werke Schnabels.

Auch diesmal reicht die Bedeutung von Brüggemanns höchst anregender Arbeit von der Literaturgeschichte zur allgemeinen Ideengeschichte hinüber; sie sollte namentlich bei allen, die sich für die Entwicklung der allgemeinen Geisteskultur des XVIII. Jahrhunderts interessieren, die nötige Beachtung finden.

Bonn. *J. Hashagen.*

Deutsche Kraft. Kriegskultur und Heimatarbeit 1914/1915. Herausgegeben von *Leo Colze.* Eine Reihe von Heften; Einzelpreis 50 Pfennig, Subskriptionspreis 35 Pfennig. *Arthur Collignon* Verlag, *Berlin.*

Diese in zwangloser Folge erscheinenden Hefte sollen nach der Ankündigung des Verlags „die großen politischen, ethischen, kulturellen und sozialen Wandlungen, die wir seit August 1914 durchlebten, einer kritischen Würdigung" unterziehen; sie sollen im ganzen „eine große Kulturgeschichte des Weltkrieges als notwendige Ergänzung zu allen Feldzugsgeschichten" ergeben. Wahrlich eine Aufgabe, des Schweißes der Edlen wert; und, wie gern zugestanden wird, zum großen Teil auch Würdigen in die Hand gegeben. Und doch: könnten wir auch aus jeder einzelnen Monographie noch weit mehr Belehrung schöpfen, als es tatsächlich der Fall ist; gäbe jede von ihnen ein in sich abgeschlossenes und abgerundetes Bild von dem Stoffe, den sie zu formen unternimmt: wie weit wären wir immer noch von dem hohen Ziel entfernt, das uns der Herausgeber gewiesen hat. Denn die Ungleichheit in Auffassung, Darstellung, Begrenzung der Aufgabe wird ja bei allen solchen Sammelwerken Ereignis; nicht immer aber klaffen solche Suldifferenzen, wie hier etwa zwischen Silbergleits statistischem Überblick über die Zahlen der Kriegsversorgung (die allerdings wie alle solche aktuellen Statistiken schon im Augenblick des Drucks überholt und, bei dem ungeheuren, rasenden Tempo unseres jetzigen Daseins, doppelt schnell veraltet sind) und den hymnisch-verstiegenen, oft fast mystisch gestammelten Dithyramben des — schon seinem Stoff nach — etwas unorganisch dem ganzen angegliederten Hindenburghefts.

Und so darf man den Verfassern und dem Herausgeber, der selbst auch als Verfasser einiger Hefte auftritt, für manche Belehrung — musterhaft erscheint mir zum Beispiel die ungemein knappe und inhaltreiche Darstellung der „Naturwissenschaft im Dienste des Krieges" von Prof. Marcuse — für manche Anregung aufrichtig danken; nur daß hier Kulturgeschichte geschrieben werde, wird der Kulturhistoriker verneinen und diese unendlich hohe und unendlich schwere Aufgabe getrost späteren und ruhigeren Zeiten zuweisen dürfen. A. D.

Alexander Eliasberg, Russische Kunst. Ein Beitrag zur Charakteristik des Russentums. Mit 89 Abbildungen. *München, R. Piper & Co.* 1915. M. 4.

Es ist tief in deutscher Art begründet, daß wir bei dieser blutigen Auseinandersetzung mit den Russen den Wunsch haben, ihre Kunst kennen zu lernen, um das Wesen dieses uns so fremden Volkes besser zu ergründen. Haben Tolstoj, Dostojewskij, Gogol ihre Gemeinde in Deutschland längst gefunden, so ist russische bildende Kunst bei uns völlig unbekannt, abgesehen von einigen modernen, von Westeuropa angekränkelten Malern. Diesem Mangel sucht Eliasberg abzuhelfen. Sein Buch will nicht mehr als ein bescheidener orientierender Versuch sein und ist als solcher freudig zu begrüßen. Literatur in deutscher Sprache liegt über dieses Gebiet überhaupt nicht vor; auch in Russland hat man sich erst in jüngster Zeit der Erforschung der bildenden Kunst des Landes zugewandt, die Namen zweier Männer sind zu nennen: Sergej Djagilew, der Herausgeber der bekannten russischen Kunstzeitschrift „Mir Iskusstwa" (Kunstwelt) und Igor Grabar.

Überraschend ist die Tatsache, daß Architektur die eigentlich russische Kunst ist. Schon im XII. Jahrhundert hat sie sich vom byzantinischen Einfluß befreit, geht ihre eigenen Wege und ist von einer schlichten Großartigkeit. Eliasberg unterscheidet drei Bauzentren: in ihren Tendenzen übereinstimmend Pskow und Nowgorod am Wolchow, das Wladimir-Susdahr-Gebiet (Wladimir war im XII. Jahrhundert die Hauptstadt) und Moskau. In Moskau setzt die Bautätigkeit erst um 1480 nach Abschüttlung des Mongolenjoches ein. 1613 nach Angliederung der Ukraine an Rußland überwuchern gelegentlich Schmuckformen den Baukörper, doch wird dieser Fremdeinfluß bald überwunden.

Die Gründung von Petersburg (1703), Peters des Großen Verbot irgendwo im Reiche außer in dieser aus dem Boden gestampften Residenz Steinbauten auszuführen, waren der Todesstoß der altrussischen Architektur. Einen neuen Aufschwung, der aber diesmal dem Palastbau galt, erhielt sie im XVIII. und beginnenden XIX. Jahrhundert. „Der klassizistische Stil ist . . . der eigentliche Stil des kaiserlichen Russland." Nirgends in Europa hat er eine so reine und so monumentale Ausprägung gefunden, Die italienischen Architekten Domenico Trezzini (1670—1734), Rastrelli der Jüngere (1700—1771), der Franzose Vallin de la Mothe (1729—1800) werden bald von russischen Architekten Baschenow, Starow, Kasakow und Woronichin verdrängt.[1]

Da die russische Kirche plastische Darstellungen verpönt, fehlt dies Gebiet in der altrussischen Kunst

[1] Noch viel interessanter als die Abbildungen klassizistischer Bauten im vorliegenden Buche sind jene Abbildungen klassizistischer Architektur in Moskau, die Eliasberg 1908 in „Kunst und Künstler" veröffentlicht hat.

Digitized by Google

völlig. Dagegen hat sich seit etwa zehn Jahren das Interesse der Erforschung altrussischer Malerei zugewandt. Es sind dabei wundervolle Dinge zutage getreten, so Fresken in Nowgorod aus dem XIV. und XV. Jahrhundert, ein Tafelbild des einst gefeierten und heilig gesprochenen Andrej Rubljow (1370—1430) und Nikifor Ssawins Kompositionen (um 1610) von einem fast pretiosen Reiz. Der Entwicklung der russischen Malerei vom XVIII. Jahrhundert bis in die Gegenwart widmet Eliasberg ein besonderes Kapitel. Westeuropa beherrscht das ganze Gebiet, ohne daß auch nur eine führende Persönlichkeit das Interesse zu fesseln wüßte. Mit der sehr eigenartigen russischen Volkskunst setzt sich der Verfasser in gar zu knapper Weise auseinander.

Die Hoffnung besteht, daß, da die Studien in Rußland erst in den Anfängen stecken, noch viel interessantes Material zutage treten wird. Vorläufig haben diese Studien ein vorzeitiges Ende gefunden: von den neun Bänden der Grabarschen Kunstgeschichte sind nur fünf erschienen, und beim jüngsten Deutschenpogrom in Moskau wurde das dieses Werk herausgebende Verlagsinstitut Großmann & Knöbel vom Pöbel demoliert und ausgeraubt. Dr. *Rosa Schapire.*

Ferd. von Feldegg, Salzburg. Ein künstlerisches Städtebild. Kunstverlag *A. Schroll & Co., Wien.*

Mit dem vorliegenden Buch beginnt die bekannte Wiener Verlagsfirma eine Folge monographischer Veröffentlichungen, die eine Anzahl der schönsten alten Städte Österreichs, vom Gesichtspunkt der Stadtbaukunst betrachtet, vorführen soll. Nicht Darstellungen einzelner besonders bemerkenswerter Bauwerke also, sondern Gesamtansichten von Plätzen, Straßen und Häusergruppen, Ein- und Ausblicke aller Art werden hier mitgeteilt, wie solche sich dem genußfähigen Betrachter an verschiedenen Punkten des Stadtinnern von Salzburg ergeben.

Mit der Lage der Stadt, eingebettet in eine ungefähr dreieckige, vom Lauf der Salzach ungleichmäßig durchschnittene Niederung zwischen ziemlich steilen Höhenzügen, waren schon ganz besonders günstige natürliche Grundlagen gegeben, aus denen dank dem unvergleichlichen instinktiven Feingefühl der alten Baumeister ein Städtebild voll malerischer Reize und wirkungsvoller Aspekte erwachsen mußte. Hinzu kam der höchst monumentale, italienisch geschulte Bausinn des bedeutendsten der Salzburger Stadtherren, des Erzbischofs Wolf Dietrich, sowie seiner Nachfolger, um bei der seit Ende des XVI. und durch das ganze XVII. Jahrhundert hindurch vollzogenen Neugestaltung der Stadtanlage jenes wahrhaft einzigartige Gesamtkunstwerk eines Stadtbilds erstehen zu lassen, wie es uns Salzburg in seinen wesentlichen alten Bestandteilen noch heute unangetastet vor Augen stellt. Diesen Eindruck bestimmt hauptsächlich die schön gegliederte, engverknüpfte Aufeinanderfolge stattlicher Plätze von wechselnder Erscheinung, umrahmt oder unterbrochen durch einzelne Hauptgebäude, Kirchen, Paläste und dekorative Zierbauten, dazwischen manche malerische alte Häusergruppe, glücklich komponierte Ecklösungen, das reizvolle Eingreifen einer steil ansteigenden Seitengasse, und dann und wann ein überraschender Ausblick in die freie, kraftvoll bewegte Natur der bewaldeten, felsigen Berghänge, die Salzburg von zwei Seiten her dicht umdrängen.

Es sind zum Teil ganz ungewöhnliche Umstände, auf die sich der Reiz und die vielfältige Schönheit des Salzburger Stadtbildes gründet; doch wird der moderne Stadtbaukünstler aus dieser Veröffentlichung mancherlei wenigstens indirekte Anregungen gewinnen können. Das ästhetische und praktische Interesse an der künstlerischen Ausgestaltung des Stadtbildes hat ja gerade in den letzten Jahren sich so weit verbreitet und befestigt, daß die Möglichkeit roher Verunstaltung alter Stadtteile wie die schablonenhafte Art der Anlage neuer Quartiere bald gänzlich ausgeschlossen sein dürften. Immerhin bleibt zur Förderung und Vertiefung dieser neuen Anschauungsweise unerläßlich eine möglichst weitgehende Veröffentlichung des noch erhaltenen Materials an alter Stadtbaukunst, auf das sich die prinzipiellen Erörterungen über alle einzelnen Punkte dieses Aufgabengebiets gründen können. Neben der grundlegenden allgemeinen Bearbeitung der einschlägigen Fragen, wie sie namentlich die Schriften des Karlsruher Professors *A. E. Brinckmann* („Platz und Monument", und „Deutsche Stadtbaukunst in der Vergangenheit") brachten, wird eine monographische Darstellung einzelner Städte in der Art dieses Salzburger Bändchens förderliche Dienste leisten. M. W.

Der Fenriswolf. Eine Finanznovelle. Aus der „*Quadriga*". *Jena, Eugen Diederichs.* (1915.)

„Die Quadriga" ist eine Zeitschrift, die von einer Gruppe junger nordischer Künstler und Dichter herausgegeben wird, und deren besonderes Merkmal die Anonymität sämtlicher Mitarbeiter ist, denn die Dichter wünschen, „daß ihre Arbeiten, losgelöst von allem Persönlichen, rein sachlich nur als Leistung gewertet werden."

„Aus dieser Forderung reinster Sachlichkeit entsprang auch diese Novelle", heißt es dann weiter im Vorwort. „Hier ist wohl zum ersten Male der Versuch gewagt, einen umfassenden wirtschaftlichen Stoff in konstruktiver Kühle kongruent zur Form zu zwingen, ihn aus sich selber seine Sprache bilden zu lassen ohne die billige Floskel tausendfach erprobter Stimmungsmalerei, ohne eine romantisierende Zerflüchtigung des Wesentlichen, ohne Charakterisierung und Beschreibung, — alles nur in Fluß und Aktion." Die „Novelle" besteht nämlich bloß aus aneinandergereihten Geschäftsbriefen und -Depeschen, Zeitungsausschnitten und Sitzungsberichten, — und diese beziehen sich auf einen Gegenstand, der für den Durchschnittsleser wohl kaum von Interesse sein dürfte: die Ausschließung oder Zulassung ausländischen Kapitals bei der technischen und industriellen Ausbeutung der Wasserkräfte Norwegens. Dieser „trockene Ton" stößt im Anfang vielleicht sogar ab, doch je weiter man liest, desto mehr

Digitized by Google

beginnt man zwischen den Zeilen zu lesen, und immer deutlicher, immer grauenhafter erhebt sich vor unserm Auge das weltenbezwingende, völkerverschlingende, unersättliche Ungeheuer, der Fenriswolf Kapitalismus. Wie mächtig der Fenriswolf ist, hat auch die Weltfremdesten jetzt der Krieg gelehrt, — und so gewinnen diese kühl geschäftlichen Auseinandersetzungen über „Operationen in Wasserkraftwerten", Beeinflussung der Presse, Wahlkämpfe usw. für uns symbolische Bedeutung. Gerade die eigentümliche Form der Darstellung, der Verzicht auf alles Individuelle, Intime, Romanhafte im alltäglichen Sinne, bringt uns diese Bedeutung besonders klar zum Bewußtsein. A. L.

Freunde graphischer Kunst. Vereinigung zur Förderung der Original-Graphik. Dritte Jahresgabe. *Leipzig* 1915.

Der Ausbildung des Buchdruckes in den photomechanischen Reproduktionstechniken entspricht eine Veredelung oder doch Verfeinerung zur beseelten Handarbeit, die seitdem die alten Bilddruckverfahren, der Holzschnitt, der Kupferstich, die Radierung, der Steindruck in ihren Anwendungen zeigen. Die — teilweise jahrhundertelange — Wandlung in der Bildwiedergabe durch Druckverfahren geht von der Brauchbarkeit und Gleichmäßigkeit der Abzüge, von der Druckwerk-Zweckerfüllung allmählich in eine Ausdruckmittel-Verfeinerung über, die der Interpretation einer künstlerischen Idee dient. Und die Original-Graphik unserer Tage ist die freie Schöpferin von Qualitätswerten geworden, die Quantitätssorgen früherer Zeit haben ihr die Maschinentechniken abgenommen. Die alten Griffelkünstler trennten von der Auflage eine kleine Künstlerausgabe, die die besten als die einzigen vollwertigen Abzüge umfaßte, die neuen, Druckfarbe, Druckstoff, Druckweise an ihrer Handpresse abwägend, stellen vielfach nur eine ganz geringe Auflage her, die Verbreitung ihres Kunstwerkes der photo-mechanischen Reproduktion überlassend. Dabei gibt es dann freilich die allerpersönlichsten Unterschiede, mancher Meister der Moderne (so Zorn) läßt alle Abzüge seiner Radierungen von der verstählten Platte erscheinen, während ein anderer sich mit einem halben Dutzend noch einmal durchgearbeiteter Abzüge begnügt. Und leider sind, wie überall, wo hohe Liebhaberwerte erscheinen, auch Fälschungen und Verfälschungen bis zu einer Kunstfertigkeit gediehen, die in der Fülle ihrer Hervorbringungen nicht nur den Ahnungslosen überraschen würde, der eine für die Hauptwerke hergestellte Liste graphischer Kopien, Imitationen und Pastichen durchsähe. Die feinste Kennerschaft, außer dem Kunstverständnis, bleibt hier mitunter hilflos, wenn sie nicht von langjähriger Erfahrung unterstützt wird. Von der Überprüfung eines verdächtigen Blattes gegen durchscheinendes Licht bis zu den Millimeterteilungen bedarf der Sammler alter und neuer Originalgraphik Hunderte von Hilfsmitteln, um sich zu schützen, und in der Beherrschung seiner Sonderwissenschaft muß er, wie von berufener Seite unlängst in diesen Blättern ausgeführt wurde, auch als Kunstfreund Meister sein. —

Den bescheideneren Liebhabern, deren Mittel und Zeit dafür nicht ausreichen, die keine Auslese der Auslese alter wie neuer Originalgraphik treffen können und wollen, bleibt trotzdem Freude und Genuß graphischer Arbeiten genug, wenn sie sich in ihren Wünschen beschränken. Die „Freunde graphischer Kunst" in Leipzig (Jahresbeitrag 20 M.) haben es sich zur Aufgabe gemacht, solchen beginnenden oder bescheidenen Liebhabern alle schwere Sammlerarbeit abzunehmen, die Teilnahme für die deutsche Griffelkunst unserer Gegenwart in weiteren Kreisen zu erwecken, insbesondere dadurch, daß sie für ein geringes Geld ihren Mitgliedern in den Jahresgaben eine Auslese guter moderner Originalgraphik bieten. Daß ihnen das gelingt, beweist neben den früheren Mappen auch diese neue, die ihren Besitzern reiche Anregungen und vielseitige Freuden spendet (Inhalt: *Corinth*, Radierung; *Lange*, Holzschnitt; *Leistner*, Radierung; *M. Liebermann*, Radierung; *H. A. Müller*, zweifarbiger Holzschnitt; *Tiemann*, farbiger Steindruck; *v. Volkmann*, farbiger Steindruck; *Wolfsfeld*, Radierung). Die schönen Kunstblätter bieten nicht nur im Wechselrahmen einen sich stetig erneuernden Zimmerschmuck, sie führen auch durch die erfrischende Beschäftigung mit ihnen den Sammler in das Schaffen und die Verfahren der Griffelkünstler ein und können durch solche Anregung, das Beispiel Goethes lehrt es, den Adepten zum Eingeweihten werden lassen. G. A, E. B.

Heinz Herald, Max Reinhardt. Ein Versuch über das Wesen der modernen Regie. Mit 11 Szenenbildern nach Entwürfen der Maler des Deutschen Theaters und einem Porträt. 1.—4. Tausend *Felix Lehmann*, Verlag, *Berlin*, o. J. (1915). 237 Seiten. In Pappband 3,50 M., in Halbpergament 5,50 M.

Jeder Leser dieses Buches wird zunächst enttäuscht sein. Aus dem Untertitel folgt die Erwartung, man werde etwas von dem Schalten und Walten des Meisters der Bühnenkunst erfahren, wie es sich auf den Proben, bei der Einrichtung der Dichterwerke für seine Absichten, bei der Arbeit mit Schauspielern und Massen darstellt, wohl auch sein äußeres und inneres Werden verfolgen können. Keine von diesen Hoffnungen wird erfüllt. Der Verfasser geht den Tatsachen fast ängstlich aus dem Wege, um statt ihrer allgemeine Betrachtungen darzubieten. Er will die letzten Voraussetzungen grundsätzlicher und persönlicher Art für das Phänomen Reinhardt enthüllen, ein hohes, an sich berechtigtes Wollen, das aber zu seiner vollen Verwirklichung eines breiteren Unterbaus bedurft hätte. Zwar wird von den Vorgängern gesprochen; auch ihr Verdienst um die Bühne ihrer Zeit mit säuerlicher Miene festgestellt; aber der wichtigste, Sir Henry Irving, bleibt ungenannt und ebensowenig fällt auf die zeitgenössischen Bühnenleiter, außer Brahm, ein Blick, der vergleichendes Würdigen der Leistungen Reinhardts ermöglichte. Diese selbst werden so behandelt, daß beim Leser ihre Kenntnis als selbstverständlich vorausgesetzt erscheint. Die an manchen Stellen in die Tiefe gehende Analyse bringt wertvolle Ergebnisse zu Tage;

Digitized by Google

anderwärts bleibt es bei Allgemeinheiten ohne rechten Ertrag. So bieten für den Abschnitt „Die Szene bei Reinhardt", die beigefügten elf Bilder entschieden fruchtbarere Belehrung als die vierzig Seiten des Textes. Möge diesen Prolegomena bald die sehr wünschenswerte exakte Schilderung der Schaffensart Reinhardts folgen. G. W.

Georg Hermann, Heinrich Schön jun. Roman. Verlag von *Egon Fleischel & Co., Berlin W.* 394 Seiten. 5 M.

Auf dem Umwege über das moderne Berlin des „Kubinke" und der „Nacht des Dr. Herzfeld" kehrt Georg Hermann zu der Welt Jettchen Geberts zurück. Hier fühlt er sich zu Hause, in dem ruhevollen Genießertum des vormärzlichen Berlins, in der Stileinheit der Biedermeierzeit. Er verläßt sogar das lebhaftere eigentliche Berlin, taucht in die Stille Potsdams unter, das in unveränderter Schönheit den Erinnerungen der friderizianischen Epoche nachträumt, und in dem die drohende Stimmung der Jahre vor 1848 nur gedämpft aufzittert. Auch das Geistesleben jener Zeit wird nur gelegentlich gestreift: die Namen Heinrich Heine, Börne, Mundt schwirren im Gespräch vorbei, Ludwig Tiecks Greisenhaupt schaut aus einem Kutschenfenster andachtsvoll zum Vollmond auf.

Lebhafter kündigt sich die neue Zeit in der wirtschaftlichen Umwälzung an. Dampfmaschine und Eisenbahn beginnen den Kampf gegen das Handwerk, und die Geberts müssen den Jacobys weichen, die alteingesessene Kaufmannschaft den zweifelhaften Emporkömmlingen und Börsenspekulanten.

Dieser Gegensatz von Altem und Neuem überträgt sich in Potsdam, im kleinstädtischen Hochmut der ehemaligen Residenz, auf adelstolzes Beamtentum und handeltreibende Bourgeoisie, hier Geheimrat von Mühlensiefen, dort Vater und Sohn Schön — Samuel Schön & Co.

Im Hause der reichen Schöns am Kanal erklingt ein neues Motiv, eine Variante des „Und alles kam, wie es kommen mußte". Der junge Heinrich Schön erhält unversehens eine blutjunge Stiefmutter, ein unerhört reizvolles Frauenwesen. Trotz ihrer dreiundzwanzig Jahre ganz reif, durchgeistigt und dabei verführerisch — Nerv, Fingerspitze, Geschmack, Bewußtheit, eine eigne Tonart der uralt-ewigen Weibmelodie. Die im Scherz angenommene Don-Carlos-Rolle wird für Heinrich Schön blutiger Ernst. Auch die Prinzessin Eboli fehlt nicht, das blonde, geistlose Hannchen von Mühlensiefen. Zwar geschieht nichts Besonderes. Man bleibt auf dem Kameradschaftsfuß, kein Wort verrät den heimlichen Zwiegesang des Blutes, unbewußt reift in Heinrich Schön und Frau Antonie die Leidenschaft. Und König Philipp (Eduard Schön) erfährt nicht einmal etwas davon. Denn an demselben Nachmittage, an dem bei einer Kahnfahrt auf der Havel ihre Sehnsucht zum ersten Male Ausdruck sucht, an demselben Tage reist Heinrich Schön unter dem Vorwand, der drohenden Hochzeit mit Hannchen zu entgehen, ab; er kann nicht Carlos sein, denn er verehrt Don Philipp. Seine Spur verliert sich in Brasilien, nach einiger Zeit hören seine Briefe an den Vater auf; er soll am gelben Fieber gestorben sein. Auch Frau Antonie verschwindet — mit einem Freunde Heinrichs — und das Leben geht weiter.

Heinrich Schön bereichert die Reihe Hermannscher Pechvögel um eine neue Gestalt. Wie Jason Gebert, Kubinke, Dr. Herzfeld wird auch er durch allzu adelige Gesinnung und durch ein sinnloses Geschick zum Zaungast des Daseins. Mit seinen Vorgängern teilt er das heiße Lebensverlangen, und gleich ihnen leidet er angesichts der lockenden, lachenden Küste Schiffbruch; die blaue Wunderblume entgleitet seinen Händen, kaum daß er ihren Duft verspürt. Auch ihm ist das Leben „ein Spiel, dessen Sinn wir nicht kennen".

Die Entwicklung und Lösung dieses äußerlich sehr lustigen Don-Carlos-Spiels schildert Georg Hermann mit solcher Zartheit des Empfindens, er versteht es mit solcher Meisterschaft über das, was zwischen den Dingen liegt, hinwegzuplaudern, und es dem Feinhörigen doch zu verraten, wie es nur ein Dichter vermag.

Seine Fähigkeit, sich in die Umwelt und die Ausdrucksformen einer Zeit tief einzufühlen, gestaltet das nachfriderizianische Potsdam und die Havellandschaft. Besonders der Park von Sanssouci im Frühlingszauber wird zu einem Schwelgen in Schönheit, einem Hohenlied der in tausend Formen blühenden, werbenden und liebenden Natur. *Henriette Neudorf.*

Georg Hirschfeld, Das Kreuz der Wahrheit. Roman. 325 Seiten. *S. Fischer*, Verlag, *Berlin.* Geheftet 4 M., gebunden 5 M.

Der Schlüsselroman ist eine gefährliche Erzählungsform und meist scheitert der Autor gerade da, wo er sich — sei es um die Verwandtschaft seines Werks mit einem schlechten und rechten Kriminalbericht zu verleugnen, sei es um selbständige Geschöpfe seiner Phantasie in jener zugkräftigeren Gesellschaft mit unterzubringen — von der Wirklichkeit seines Stoffs entfernt. Das ist auch Hirschfeld zum Unheil ausgeschlagen. Jeder erkennt sogleich die Vorlage: den Strafprozeß Hau-Molitor, der vor einigen Jahren die Zeitungsleser im Atem hielt und abgesehen von der unheimlichen Sinnlosigkeit und den sonderbaren Begleitumständen der Tat auch durch den scharfen Gegensatz zwischen dem öffentlichen Ankläger und einer großen Zeitung des Verhandlungsorts Aufsehen zu erregen geeignet war. Aber Hirschfeld hat den Tatbestand in einigen Stücken verschoben, hier gekürzt, dort eine Zutat gegeben, und jede dieser Änderungen ist eine Verschlechterung. Im Stoff lag der Reiz des Unheimlichen und Sonderbaren zum guten Teil daran, daß das Verbrechen in gut bürgerlichen Kreisen vor sich ging, daß eine alte Frau von einfach-würdigem Wesen, die zu allerletzt zu einem solchen Tod vorausbestimmt zu sein schien, das Opfer war, daß die Tat in einer vielbesuchten deutschen Bäderstadt, an einem Platz geschah, über den ungezählte Menschen harmlos gegangen waren und noch gehen werden, an alles andere

Digitized by Google

als an Mord denkend. Alles andere, was noch dazu kam, und besonders die „Sensationen" der Gerichtsverhandlung, war gewöhnliche Kriminaljournalistik, die sich auf keine Weise zum Kunstwerk erheben läßt. Nun hat Hirschfeld aus der ermordeten Schwiegermutter einen Schwiegervater gemacht, der mit dem Täter in Unfrieden lebt und außerdem schon bei Lebzeiten eigentlich nur als künftiger „Erblasser" erheblich ist; die Tat spielt sich in den Karpathen ab, während dieser Schwiegervater dort eine Forschungsreise macht, und für den Wegfall all der sonderbaren, aus der Aufregung am Ort der Tat emporgeschossenen Entlastungszeugen des wirklichen Prozesses wird der Romanleser durch die Zugabe eines Jesuiten entschädigt, der mit dem Täter früher in fernen Erdteilen Entdeckungs- und Missionsreisen unternommen hatte und der ihn aus seiner Verstrickung in die Anklage retten soll, es aber nicht tut. So ist die Gelegenheit, die sich einem aufrichtigen Kriminalschriftsteller in dem Stoff vielleicht geboten hätte, versäumt und der Roman hinterläßt das peinliche Gefühl einer unnötigen Aufstörung vergessener — und des Vergessens werter — Sensationen. Der mörderische Held des Buchs ist in dem Maß, in dem das Motiv zur Tat verdeutlicht wird, in seiner Wirkung auf die Umgebung, auf seine Frau und Schwägerin, unglaubhaft geworden; von den beiden Gegnern der aufgeregten Volkskomödie zur Zeit der Gerichtsverhandlung ist der eine, der Staatsanwalt, mit einer sonst dem Roman nicht eigentümlichen Diskretion ausgeschaltet, der andere, der Zeitungsredakteur, dafür zu einem Scheusal gemacht geworden, das wirklich nicht mehr in die Provinzpresse einer guten Mittelstadt paßt; das am Schluß übrig bleibende und der bäuerlichen Muttererde wiedergegebene Paar aber, die Schwägerin und ihr durch Treue siegender Privatgelehrter, ist ebenfalls in seinem Schicksale, im Konflikt wie in der Lösung, Bücherware. M. B.

Hanns Johst, Wegwärts. Gedichte. *Delphin-Verlag* in *München*, 1916. 30 Seiten.

„Verhängte Welten Hupenruf durchdröhnt
Und wegwärts sausen tiefe, weiße Flammen,
Indes der Gleichklang wilder Kolben stöhnt."

Das erste Motiv der kleinen lyrischen Symphonie hat ihr den Namen gegeben. Aus dem ratternden Zeitlärm, der den Kraftfahrer umgellt, findet der Dichter den Weg zu seinem stillen und starken Eigensein zurück, das „einfällt in den großen, ruhenden Schlag der Natur"

„Ich will in meine stille, dunkle Stube gehn,
Daß ich die Not in helle Träume zwinge.
Dort soll die stumme Güte der vertrauten Dinge
Beschämend auf den Haß der Erde sehn."

Die Verse bezeugen, daß der Lyriker Johst sich zunächst noch auf der Linie hält, die von Verhaeren und Rilke vorgezeichnet wurde. Auch er gibt den Dingen um uns die neuen Töne und Farben, die neuen Gesten und die Atmosphäre der Persönlichkeit. So stellt das hier erwiesene Können einen ebenso überzeugenden Beweis hochstrebender ungewöhnlicher Begabung dar wie die früher angezeigte Zeitkomödie „Stroh" auf dem dramatischen Gebiet (vergl. Beiblatt Seite 472 f.).

G. W.

Alt-Bayern und Bayrisch-Schwaben. 365 photographische Aufnahmen, mit Einleitung und kunstgeschichtlichen Anmerkungen herausgegeben von *Hans Karlinger. Roland-Verlag* in *Dachau.* Geb. 25 M.

Von den patriotischen Nutzanwendungen aus den Verhältnissen, die der Krieg geschaffen hat, wird besonders erfreulich und förderlich die sein, daß der Strom der Reiselustigen, der sich sonst ins Ausland ergoß, genötigt sein wird sich nun mehr innerhalb der Grenzen des Vaterlands zu verteilen. Mancher wird dabei mit Erstaunen und nicht ohne eine gewisse Beschämung bemerken, welche Schätze an heimischer Kunst und Landschaftsschönheit ungehoben und vielfach so gut wie unbekannt daliegen in Gegenden, die er sonst nur im Flug, einem fernen Ziele entgegen, zu durcheilen gewohnt war. Ein Buch wie das vorliegende kommt gerade zur Zeit, um zu solchen vaterländischen Entdeckungsreisen dienliche Anregung und Wegleitung zu bieten.

Was die drei kleinen Bändchen des Piperschen Verlags „Die schöne deutsche Stadt" mit teilweise ungenügendem Abbildungsmaterial und zu weit gefaßtem Programm nur unvollkommen erreichten, wird hier für ein enger umgrenztes — freilich auch ganz besonders schönheit-gesegnetes — Gebiet, unter Aufwendung reicher Darstellungsmittel in der prächtigsten, eindrucksvollsten Weise durchgeführt. Das Werk Karlingers, das die Regierungsbezirke Ober- und Niederbayern, Oberpfalz und Schwaben behandelt, richtet sich nicht an die Kunsthistoriker von Fach — wiewohl auch solchen Benützern mit den aus allen möglichen, auch privaten, Quellen verdienstvoll zusammengetragenen Originalaufnahmen bekannter Denkmäler, wie durch Mitteilung entlegener, kaum oder gar nicht veröffentlichter Bauwerke willkommenes Studienmaterial geboten wird —; der leitende Gesichtspunkt bei der Auswahl war vielmehr ein allgemein historischer und volkskundlicher, wie er auch im Einleitungstext des Herausgebers zu Worte kommt. Mit behaglicher Breite erzählt die abwechslungsreiche Bilderfolge des Bandes von malerischen alten Stadtbildern und deren oft so reizvoller Einfügung in Berg- und Flußlandschaft, von dem bodenwüchsig harmonischen Reiz manches Stadt- und Platzprospekts und manches gemütlichen alten Winkels, wie solche in den behäbigen bayrischen Landstädten sich vielfach noch unangetastet bis auf unsere Zeit hindurch gerettet haben. Neben den berühmten monumentalen Kirchenbauten, sind auch die wenig bekannten und doch vielfach so pittoresken kleinen Landkirchlein und Wallfahrtskapellen berücksichtigt, die einfachen Bauern- und Bürgerhäuser nicht minder als die kunstprächtigen Fassaden von Fürstenschlössern der Barock- und Rokokozeit. Die geschmackvolle Auswahl und

Digitized by Google

Gruppierung der Abbildungen stellen ebenso wie die typographisch gefällige Anordnung des Textes dem jungen Verlag, der in der altberühmten Künstlerkolonie sich etabliert hat, das beste Zeugnis aus. M. W.

Belgien 1915. Ein Skizzenbuch von *Luigi Kasimir*. Text von *Fedor von Zobeltitz*. *Franz Hanfstaengl* in *München*, 1915. Folio. Gebunden 24 M.; Liebhaber-Ausgabe auf Büttenpapier in Pergamentband, 150 Abzüge, 60 M.; Fürsten- und Heerführer Ausgabe in besonderer Ausstattung, wenn verfügbar, 300 M.

Wir sind mit Kriegskunst nicht gerade verwöhnt worden. Den ausführlichen, in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" erschienenen Berichten darüber können unsere Leser entnehmen, wie oft sie sich auf diesem Gebiete graphischer Produktivität mit dem guten Willen zu begnügen haben. Um so größer ist die Freude, wenn ein Kriegskunstbuch zu einem annehmbaren Preise erscheint, das bleibenden Wert hat wie das angezeigte Skizzenbuch. Sein Plan, und wenn man der Aktualität wegen das verlangt, seine ebenso internationale wie nationale Tendenz ist in der Widmung angedeutet: „Seiner Exzellenz dem Generalgouverneur Moritz Freiherr von Bissing, dem Schützer deutscher Arbeit und belgischer Wohlfahrt." Aber es ist beileibe keine Kampfschrift, entstanden aus dem Haß des Völkerhaders, auch nicht eine Verteidigungsschrift der „Verwüster Belgiens" gegen Kabelkrieg und Lügenfeldzug. Als solche wirkt das Buch nur durch den sachlichen Inhalt, seine Absicht ist bescheidener und stolzer. Knapp und voll drückt sie der Titel aus. Belgien 1915 soll geschildert werden, wie es ein ausgezeichneter Künstler sah. In seinen meisterhaften Textworten hat ein anderer Berufener, Fedor von Zobeltitz, das Belgien 1915 geschildert, mit der gewandten Feder des liebenswürdigen Weltmannes, dem die Erfahrungen des Weitgereisten, die Gelehrsamkeit des Vielgebildeten und ganz gewiß nicht der letzte seiner schriftstellerischen Vorzüge, das Kompositionstalent des Romanziers, halfen, in der vierzig Seiten langen Einleitung bei aller ihrer Leichtigkeit eine nicht nur sehr anschauliche, sondern auch die größeren Zusammenhänge sicher hervorhebende, gründliche Übersicht belgischer Zustände in der Okkupationszeit zu bieten.

Luigi Kasimir hat längst einen bekannten Namen. Man darf ihn hinsichtlich seiner Stoffwahl mit einem andern berühmten Österreicher, mit R. v. Alt, vergleichen. Aber während der Altmeister und Lobpreiser der Wienerstadt als ein Kind seiner Zeit in der bewunderungswürdigen Kleinarbeit seiner Aufnahmen unübertroffen war, ist Luigi Kasimir ein Kind der seinen, die die Stimmung festzuhalten sucht. Daß ihm das in seinen Kunstdrucken oft restlos und nicht auf Kosten der getreuen Wiedergabe gelingt, ist eine Besonderheit seines Könnens. In vielen, sehr vielen Griffelkunstblättern von der Hand Luigi Kasimirs hat die Architektur ihre Sprache selbst den für sie sonst Tauben von neuem verständlich gemacht. Auch die Blätter seines letzten Skizzenbuches haben diese große, nicht auf einen plötzlichen Zeitwert eingestellte Wirkung. Denn wenn die Steine reden, dann sprechen sie zu uns mit langsamer Wucht und nicht mit einigen eiligen Schlagworten, die der noch raschere Wind verweht.

Vielleicht werden deshalb manchen die deutschen Soldaten, die die alten belgischen Plätze und Straßen beleben, als eine billige Staffage erscheinen. Gegen einen solchen Einwand braucht sich der Künstler nicht zu verteidigen, sein Griffel schrieb seine wirklichen Beobachtungen in sein Skizzenbuch ein, aber keine Konstruktionen auf ein architektonisches Ideal hin. Und in kommenden Friedensjahren wird das Bilderwerk gerade deshalb vielen Deutschen wertvoll sein. Es erhält ihnen das Belgien, in dem sie lebten, so, wie sie es erlebten.

Mit seinen überaus sorgfältig wiedergegebenen 47 meist ganzseitigen Zeichnungen, von denen 8 als ein- oder mehrfarbige Originallithographien erscheinen, mit seinem guten Druck auf dem eigens angefertigten Papier und seiner stattlichen Buchgröße erfüllt das Werk auch die gesteigerten Ansprüche des Buchkunstfreundes an die Ausstattung eines Prachtwerkes. Mit seiner Entstehung und Veröffentlichung in diesen stürmischen Tagen aber gibt das Skizzenbuch uns durch seinen künstlerischen Reichtum und seine vornehme Ruhe die Gewißheit, daß es um das Barbarentum Deutschlands nicht so schlimm bestellt sein kann, wie dessen Feinde behaupten, da ein solches Prachtwerk in einem umkämpften Lande zwischen den Schlachten ausreifen durfte. Und noch ein anderes Lob sei diesem Bande gespendet. Er darf auf dem Tische seines Besitzers liegen bleiben, wenn der Krieg und seine Leidenschaften ausgetobt haben werden. Auf seinen Seiten ist nirgends eine Überhebung, ist allein die Wahrheit verzeichnet. G. A. E. B.

Die Fachbibliothek eines deutschen Kunstbuchbinders und Fachschriftstellers. Von *Paul Kersten*. *Berlin* 1915. 8°. 24 S.

Seit einem Vierteljahrhundert gehört Herr Paul Kersten als Meister der kunstgewerblichen Buchbinderei, als Fachlehrer und Fachschriftsteller zu den Führern der neudeutschen Einbandkunstbewegung. Die Handliste seiner Fachbibliothek, die er veröffentlicht, will weder durch ausführliche bibliographische Genauigkeit, noch kann sie durch Vollständigkeit ihres Inhaltes eine Bibliographie der Buchbinderei ersetzen, die, so nützlich sie auch wäre, wohl noch im weiten Felde liegt. Aber wenn der Bibliothek Kersten auch die meisten der allgemein bekannten Prachtwerke ihres Gebietes fehlen, so hat sie dafür einen Ersatz in der ephemeren Literatur, die noch einmal zusammenzubringen außerordentlich schwierig sein würde. Mit ihr besonders bietet sie sich dem deutschen Einbandliebhaber durch ihr Verzeichnis als ein willkommenes Hilfsmittel an, eine leichte bibliographische Übersicht über die Entwicklung der deutschen Buchbinderei in den letztverflossenen Jahrzehnten zu gewinnen und auch den Büchersammlern wird der kleine Katalog manchen nützlichen Dienst leisten können. G. A. E. B.

Digitized by Google

Geoffrey Chaucer's Canterbury Tales. Nach dem Ellesmere Manuskript, mit Lesarten, Anmerkungen und einem Glossar. Herausgegeben von *John Koch.* [Englische Textbibliothek 16.] *Heidelberg, Winter*, 1915.

Die neue Ausgabe der Canterbury-Geschichten ist von dem letzten Bearbeiter der Six-Text-Vergleichung der „Chaucer Society" besorgt und bietet, indem sie diese langjährigen Arbeiten für eine kritische Ausgabe des Textes nutzt, deren vorläufig wohl endgültiges Ergebnis: die beste Überlieferung der „Canterbury Tales", der auch spätere weitreichende Untersuchungen kaum noch etwas Wesentliches hinzufügen dürften, wofern nicht unerwartete Funde uns noch mehr der Urhandschrift nähern sollten. Über alle hierhergehörigen Einzelheiten berichtet knapp und vorzüglich die Einleitung. Den deutschen Freunden des englischen Klassikers ist mit dieser, auch in ihrer wissenschaftlichen Ausstattung reichen und bei sorgfältiger Druckausführung durchaus preiswerten Ausgabe (Leinenband 6 M.) eine längst entbehrte Bereicherung ihrer Bücherbretter geboten. Darauf auch an dieser Stelle hinzuweisen, scheint um so eher nützlich, als bei der Fülle unserer Neudrucke vielleicht doch hin und wieder die Bedeutung einer guten Textfeststellung (und nicht allein ihre Behauptung auf dem Titelblatte) etwas unterschätzt wird. Weiterhin deshalb, weil vielleicht mancher den Eigenwert dieser Studienausgabe allein nach ihrer Zweckbestimmung nicht vermuten würde. Daß schließlich gerade jetzt in Deutschland eine Chaucer-Ausgabe erscheint, die in gewissem Sinne als die editio definitiva der „Canterbury Tales" gelten muß, gibt diesem natürlich schon lange vorher, in friedlicheren Jahren begonnenen „Kriegsbuch" eine leichte Würze, die sein feinschmeckerischer alter Verfasser selbst nicht ohne Vergnügen gekostet hätte. G. A. E. B.

Lebensansichten des Katers Murr. Nach *E. T. A. Hoffmanns* Ausgabe neu herausgegeben von *Hans von Müller. Insel-Verlag, Leipzig* 1916. (hoch-schmal 8°, 3 Bl., 320 S., 2 Bl. Geheftet 6 M., Pappband 7,50 M.) — *E. T. A. Hoffmanns* Tagebücher und literarische Entwürfe. Mit Erläuterungen und ausführlichen Verzeichnissen herausgegeben von *Hans von Müller.* Erster Band. *Berlin, Paetel*, 1915. (8°. CVII, 352 S., 2 Bl. Geheftet 10 M., auf Büttenpapier 20 M., auf kaiserlich japanischem Papier 40 M.) — Drei Arbeiten *Ernst Theodor Hoffmanns* aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm III. (im Januarheft 1916 der „Deutschen Rundschau" S. 57—85). — *Königliche Schauspiele.* Hoffmanns Erzählungen. Phantastische Oper in vier Akten. Text von Jules Barbier.... Musik von Offenbach. Kurze Einführung (von *Hans von Müller*) mit zwei Bildnissen und zwei Faksimiles. (1915.) (8°. 9 Bl. Nicht im Handel.)

Hans von Müller, der Herold E. T. A. Hoffmanns, errichtet allmählich ein Denkmal auf Zettelkasten. Seine Hoffmann-Ausgaben und -Untersuchungen wenden ein von Goethe aus dem Streben nach Versinnlichung geistiger Erscheinungen bevorzugtes Arbeitsverfahren an, das man, andeutend, vielleicht die Methode des enzyklopädischen Schematismus nennen könnte, weil bei diesem Verfahren auch die formale Abrundung aus der systematischen Übersichtlichkeit gewonnen wird, um das Ebenmaß eines abschließenden und gliedernden Zusammenhanges festzuhalten, um die Beruhigung des Fertigen zu gewinnen. Indem Hans von Müller so mit ausgezeichnetem bibliographisch-literarhistorischem Talent seinem Favoritautor und dessen Verehrern in Treuen dient, läßt er alle seine Hoffmann-Veröffentlichungen zu Teilen eines Ganzen werden, dessen Fertigstellung freilich erst einer ferneren Zukunft vorbehalten wird. Aber alle seine Hoffmann-Veröffentlichungen sind auch Bruchstücke einer Konfession insofern, als ihr Endzweck die Darstellung des Weltbildes eines großen Künstlers der deutschen Romantik in dessen Leben und Werk, die seine Persönlichkeit bilden, ist. —

Die Mappenordnung mit ihrer reinlichen Übersicht und ihren sauberen Unterscheidungen wird von Hans von Müller in der philologischen und typographischen Organisation seiner Arbeiten mit einem Fanatismus der guten Sache beobachtet, der vielleicht wegen mancher kleinen Sonderheiten, insbesondere auch des sehr persönlichen Tones in den Herausgeberworten wegen, bei erster Bekanntschaft mit diesem Herausgeber den Leser verblüffen wird. Aber sie bleibt doch, mit ihrer gepflegten Sorgfalt, stets wissenschaftlich und ist zudem praktisch. Mehr darf sogar der Unbescheidene nicht erwarten. Zumal die Bequemlichkeit der von Hans von Müller angewendeten Lesehülfen durch Ausnutzung der Drucktechnik verdient nicht allein die Würdigung, sondern auch die Nachahmung der Neudruck-Veranstalter, die sich ein eigenes Verdienst erwerben wollen. Sie setzt allerdings Arbeit und Kenntnis des herausgegebenen Werkes voraus. —

Ein Herausgeber E. T. A. Hoffmannscher Werke hat es nicht leicht. Des Dichters Figuren sind Marionettenmenschen und seine Gestalten genialische Dämonen. Das ist ihr Unterschied, sie wirbeln umher oder sie erzeugen den Wirbel, wie die Hollundermarkkügelchen auf dem elektrischen Tisch, regelmäßig, mit scheinbarer Willkürlichkeit, je nachdem sie die Hand ihres Meisters auf einem Philisterplatz zusammenprallen läßt und dabei ihr geschicktes und schickliches Ausweichen nicht duldet. Der erklärende Herausgeber muß nun die poetische Elektrizität ausschalten, bevor er mit gründlicher Ruhe die Erläuterungen des Experimentes geben, den Sinn der ernsten oder lustigen Tollheiten aufdecken kann. Beim Kater Murr-Roman hat Hans von Müller eine solche Erklärung durch die Zerlegung des ursprünglichen Werkes in seine beiden vom Dichter durcheinander gebrachten Teile unternommen. 1903 erschien im Insel-Verlag das Kreislerbuch, ihm folgt jetzt der andere (1913—15 von Ernst Hedrich Nachfolger in Leipzig gedruckte) Band, das Katerbuch, der ebenfalls die alte Originalkartonierung verwertet und ebenfalls nach Ausstattung und Bearbeitung eine ganz vortreffliche Leistung ist.

Im Kapellmeister Kreisler hat Hoffmann mit scharfem Schnitt die ästhetische und die ethische Per-

Digitized by Google

sönlichkeit zerspalten. Derart, daß in diesem Charakter mit allen seinen angeborenen und anerzogenen Eigenschaften weder der Dämon gewaltig seinen Willen erzwingt, noch eine Doppelseelennatur ihren Trieben erliegt. Sein Auftreten als Figurant der Begebenheiten, in die er (vom Dichter) hinein verstrickt wird, ist gespenstisch, besonders unheimlich in der Wirkung, weil sie diesmal in der Vergeistigung, nicht in der Verkörperlichung des Grauenhaften erstrebt wird. Die Erscheinung des Gemütskranken mit ihren Verwandlungen zur Freiheit und zum Herrschertum des Künstlers ringt, bisweilen mit Gebärden und Masken, die sogar guthöfisch sind, um ihre Behauptung im bürgerlichen Leben, in dem sie freilich nicht der Kunst „leben", aber doch auch nicht als geduldeter Zigeuner gelten will. Dabei bleibt sie auf der Suche nach dem entbehrten Ebenmaß ihrer Persönlichkeit, nach der Einheit ihres Wesenszwiespaltes, nach der Erlösung, wie Schlemihl seinem aufgegebenen Schatten nachwandert. So mag der Kapellmeister Kreisler die Apotheose des individualistisch-romantischen Künstlertums bedeuten, eine durch die Problemstellung versuchte psychologische Studie über das Genialische oder eine noch anders bestimmte Erklärung seines Romanzweckes sein. Kreislers Gedanken und Taten bleiben unsinnig und werden erst in den lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers wirklich, in denen ihre reine Spiegelung in die Außenwelt gelingt, in denen die Schöpfung den Künstler von seiner Umwelt befreit. Kreislers Tragödie (und Tragikomödie, wenn er herabsteigend von seinen Höhen die allgemeine Achtung seines Naturrechtes als Bürger dieser Welt zurückgewinnen will) ist mit einem parodierenden Satyrspiel verbunden worden, in dem sein Gegenspieler, der Kater Murr, aus niederen Schichten sich zum Schöngeist und Weltmann emporarbeiten möchte. Kreisler hat die Vernunft verloren, der Kater will sie erlernen und beide können sich, nachdem der eine resigniert, der andere reussiert hat, vielleicht im Philisterlande, wenn ihre Vergangenheit vergessen ist, noch als dort gleichgeschätzte Persönlichkeiten treffen.

Hoffmann hat den Roman mit dem Tode des Katers vorzeitig abgebrochen und er hat in den beiden von ihm selbst veröffentlichten Bänden Satyrspiel und Tragödie so durcheinander gebracht, daß man kaum annehmen möchte, er habe bei der Niederschrift seines Werkes irgendeinen festen Plan gehabt. Indessen war es vom Herbst 1819 bis zum Herbst 1821 seine Absicht gewesen, (wie Hans von Müller im Katerbuch S. 319 Anmerkung, S. 294, S. 300 Anmerkung 1 nachweist) im dritten Bande den Kapellmeister und den Kater zusammen auftreten zu lassen. Es ist das Verdienst Hans von Müllers, durch seine kritisch-philologische Absonderung des Kreislerbuches vom Katerbuche den Gang der Handlung des anscheinend planlosen Romans, soweit das überhaupt möglich war, zur bequemen Übersicht gebracht und damit vor allem auch für den genießenden Leser eine Ausgabe des Kater Murr-Werkes geschaffen zu haben, die, soweit ihre Absicht als Neuausgabe reicht, die beste ist, die wir besitzen. Leider fehlen ihr die (im Katerbuch S. 283 erwähnten) Untersuchungen, in denen Hans von Müller die Ergebnisse seiner Arbeit zusammenstellte, eine Zugabe, die hoffentlich noch veröffentlicht wird. —

In sieben Jahren (1908—1915) hat W. Drugulin in Leipzig den ersten Band von E. T. A. Hoffmanns Tagebüchern gedruckt, der die Texte der sieben Schreibkalender mit einer Einleitung des Herausgebers und mit Verzeichnissen der in ihnen erwähnten Werke des Malers, Musikers und Schriftstellers Hoffmann enthält. Über das, was dieser Band bietet, unterrichtet ausführlicher die Voranzeige, die als ein Muster ihrer Art hier nicht unerwähnt bleiben soll. Es ist uns mit ihm jetzt die Hauptquelle für Hoffmanns Leben in Bamberg, Dresden und Leipzig erschlossen worden. Damit ist eigentlich genug gesagt, um jeden, der für Hoffmanns Leben und Werk Teilnahme hat, zu bestimmen, sich mit dem Bande, der sie bringt, selbst zu beschäftigen und sich nicht mit den aus ihm abgeleiteten oder geschöpften Ausführungen zu begnügen. Die Einführung, um das Begreifen Hoffmannischen Wesens bemüht, ist ebenfalls wichtig. Sie will das Dasein, nicht nur einige Lebensumstände Hoffmanns, erklären. In den Niederschriften, in denen Hoffmann auch die Selbstbeobachtung einer (seiner zweiten) großen Liebesleidenschaft aufgezeichnet hat, wird das Selbstbildnis einer großen Künstlerseele entschleiert. Mit Recht verwahrt sich der Herausgeber dagegen, daß er die kostbaren Schreibbücher irgendwie den Moralstatistikern der Literaturgeschichte hätte mundgerecht machen müssen oder allen denjenigen anderen Leuten, die es lieben, aus einem Datum ein Faktum zu machen. Die abgekürzten Eintragungen seines Becherns, die Hoffmann vornahm, sind für Ausdeutungen ja sehr bequem. Und die alkoholischen und anderen Bewußtseinsumnebelungen vulgo Räusche Grabbes und Hoffmanns lassen sich leicht in eine Literaturparallele zwingen. Aber weder die Bedauerlichkeit, daß Hoffmann betrunken gewesen ist, noch die, daß er zeitweilig regelmäßig betrunken gewesen ist, reichen zur Erklärung seines Schaffens aus. Ebensowenig, wie Hölderlins Wahnsinn oder Kleists Selbstmord als eine Erläuterung ihrer Werke gelten kann, als welche sie hin und wieder aufgefaßt wurden. Auf Entschuldigungen ist also glücklicherweise die langjährige Arbeit Hans von Müllers bei der Auffindung, Entzifferung und Erläuterung dieser Tagebücher nicht gerichtet gewesen. Die vollständige Erschließung ihres Inhaltes wird der zweite Band bringen, jedoch sind aus dem Kommentar bereits einige Zugaben in den ersten aufgenommen worden, die beiden Aufzeichnungen für den Bamberger Freundeskreis und das Verzeichnis der in den Tagebüchern genannten Kompositionen, Bilder und Schriften Hoffmanns. Faksimilia unterstützen die getreue Wiedergabe. Von der Entzifferungsmühe giebt das Faksimile S. 102 eine anschauliche Vorstellung. —

Die Abhandlung der „Deutschen Rundschau" über drei Jugendarbeiten Hoffmanns, mit einem Anhang über seine Beziehungen zu August Wilhelm Iffland und Johann Samuel Hampe erweitert, bietet in ihren Ausführungen zu einem Lebensbilde des Dichters einige neue Funde von größerem biographischen als literari-

Digitized by Google

schen Wert, sie veröffentlicht erstmalig zwei Briefe Hoffmanns und entdeckt auch einen bisher unbekannten Druck der Hoffmann-Literatur, die erste Ausgabe eines in ihr wiederholten Kantatetextes, den Hoffmann komponierte, einen Druck, auf den die Sammler gebührendermaßen aufmerksam gemacht seien. —

Am Ende ist die anläßlich der Aufführung von „Hoffmanns Erzählungen" im Königlichen Opernhause-Berlin erschienene Gelegenheitsschrift zu rühmen. Sie mag als der Vorläufer einer eingehenderen Beschäftigung mit dem Drama Barbiers und Carrés (1851) gelten, das das Libretto Offenbachs wurde und als ein kleiner Beitrag zur Bibliographie der Hoffmann-Übersetzungen, die ihrerseits wiederum die Grundlage schaffen wird für die Beurteilung der Weiterwirkung von Hoffmanns Werken im Weltschrifttum. Damit erscheint bereits die Biographie Hoffmanns in der Perspektive, die wir von Hans von Müller erhoffen und wünschen dürfen. Er ist uns diese Biographie durch die Intensität und die Qualität seiner Bemühungen um Hoffmann schuldig geworden, nicht mehr sich selbst allein als Belohnung eines konsequenten und methodischen Fleißes, mit dem er in vielen Jahren die wichtigsten und zahlreichsten Urkunden des von ihm recht eigentlich erst begründeten Hoffmann-Archivs zusammengetragen und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat.

G. A. E. B.

Leo Perutz, Die dritte Kugel, Roman. Titel-, Umschlag- und Einbandzeichnung von Wilhelm Schulz, Geheftet 4 M., in vornehmem Pappband 5 M. Verlag von *Albert Langen* in *München*. 359 Seiten.

Dies ist zunächst eine Rahmen-Erzählung, und die Einfassung ist nicht zum besten gelungen; bedenkt man, daß einige Meisterwerke der deutschen Literatur in dieser Form geschaffen sind, und daß noch neuerdings Wassermann sie für eines seiner besten, kunstfertigsten Bücher gewählt hat, so begreift man nicht recht, wie Perutz, der offenbar guten Geschmack und treffliche Schulung besitzt, sich ohne Not in einen Wettstreit einlassen und Vergleiche herausfordern konnte, die ihm schaden müssen. Die Erzählung, die in dem Rahmen steckt, ist ein gutes Stück ihrer Art. Frauen werden sie nicht gern mögen; aber für Männer ist nach den vielen zeitgenössischen Seelenzwiespaltsbüchern ein rechter Abenteurerroman immer wieder erfrischend zu lesen. Hier kommt zur Lust am Fabulieren — Oskar Wildes Vorwurf des „decay of lying" muß vor dieser „Dritten Kugel" beschämt verstummen — noch die gut gelungene Gegenüberstellung der Deutschen und der Spanier, die in Montezumas Reich aufeinanderprallen, und die, ohne antiquarischen Kram, sicher getroffene Stimmung der Reformationszeit, die in den Deutschen auch jenseits des großen Wassers schwingt und sie zu den merkwürdigsten Vorsätzen und Taten bringt.

Das Buch wird auch im Feld manchen Leser erfreuen, der bei müdem Leib seinen Geist durch eine recht lustig und keck bewegte Handlung spazieren lassen und nichts vom jetzigem Krieg und vom XX. Jahrhundert hören möchte; es ist derbe Kost, aber nach guter alter Art zubereitet, und der richtige Schuß gebrannten Wassers ist auch daran. M. B.

Das Gewissen der Welt. Roman von *Otto Pietsch*. 1.—5. Auflage. Verlag der *J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin* o. J. (1915.) Geheftet 5 M. In Leinenband 6 M. 563 Seiten.

Auf den ersten Blick ist die Ähnlichkeit im Gegenstand und in der Darstellung mit Kellermanns Tunnel so augenfällig, daß mancher Leser dieses beliebten Amerikaromans daraufhin sich vom „Gewissen der Welt" abwenden mag — denn Kellermann ist immerhin ein Meister jener Schreibart, die sich ihrem Stoff ganz hingibt und aus dem völligen Zusammenwachsen mit dem Gegenstand eine ganz eigene, durchaus nicht gekünstelte Kraft zieht, und Pietsch ist noch ein Adept. Aber jener unwillige Leser täte doch dem Verfasser unrecht und brächte sich selbst um das Lesen eines Buchs, das jedenfalls vor den allermeisten Romanneuheiten unserer Zeit beträchtliche Vorzüge aufzuweisen hat. Dadurch, daß Kellermann in seinem Hundert-Auflagen-Buch die Dynamik der Wiederholung und der Häufung in vollkommener Fertigkeit gehandhabt hat, ist sie nicht zu einer unerlaubten Form des literarischen Kunsthandwerks geworden, und Amerikabücher von Dichtern, die das Kino-Wesen der Vereinigten Staaten mit aller Sachlichkeit und trotzdem mit dem erforderlichen Maß von Liebe zu dieser Sache zu schildern vermögen, werden nie etwas Alltägliches werden.

„Das Gewissen der Welt" ist ein Findling, der als angenommenes Kind der Gärtnersleute auf einem ostpreußischen Herrngut aufwächst, sich schon früh, zum Teil unter dem Einfluß eines trefflichen Dorflehrers, gegen Roheit und Tücke der Menschen zum Kampf zu stellen lernt, dadurch, daß er sein Recht und das Recht des Kindes einer geliebten Frau in die eigene Hand nimmt und dem verkommenen Gutsherrn an die Kehle springt, ins Gefängnis kommt, nach Amerika auswandert, dort zuerst Streckenarbeiter, dann Lokomotivführer und Werkmeister bei der Mitlandbahn wird, dort einen Riesenstreik führt, sich in einer Zeitung zuerst in Chicago, dann in New York ein gewaltiges Sprachrohr zum Kampf gegen Ausbeutung und Unterdrückung, weißen Sklavenhandel und politische Korruption, Imperialismus und Anarchistentum, Tierquälerei und Schwitzsystem schafft; die Zeitungen bringen ihm ungeheuern Reichtum; sein Name wirkt in der ganzen Welt Wunder. Lebensglück im landläufigen Sinn hat er freilich nicht; sein einziger naher Freund stirbt den Opfertod für ihn im Kampf mit einer Verbrecherbande, der sie auf der Spur sind; seine Frau, die als schönes, jugendfrisches Geschöpf sich ihm in seinem Alter aus Bewunderung für sein Werk anverlobt hat, muß im ersten Kindbett ihr Leben lassen; ein Pflegesohn, der für ihn auf den Schlachtfeldern des Burenkriegs und der Mandschurei als Arzt Erfahrungen von Kriegsschrecken sammelt, erschöpft sich frühzeitig in der

Digitized by Google

Aufopferung für andere und läßt den alten Mann einsamer als je, doch im alten Feuer des Zorns zurück. Dieser Zorn nährt sich freilich vom Glauben daran, daß das Schlechte besiegt werden kann; als zuletzt der greise, erblindete Kämpfer das Gewitter des großen Weltkriegs nahen fühlt, kommt eine Stunde des Zweifels über ihn und er stirbt in schrecklicher geistiger Angst, während ihm sein Lieblingsmusiker die stolzen Klänge eines Heldenlieds spielt.

Dieser Schluß ist eines der besten Stücke des Buchs; es will viel sagen, daß er einen Vergleich mit Fausts Ende wachruft und doch unter der Last dieses Vergleichs nicht völlig zu Staub zerbricht. Ein rastloses Leben, ein Leben der Tat, der beständigen Aufwallung, des Strebens ohne Nachdenklichkeit: und zuletzt der Tod, in dem Augenblick, in dem der Mensch sich, statt zu handeln, besinnen will. Nur daß Theodor Merten freilich in dieser ersten Stunde nachdenklicher Ruhe nicht die Schönheit des Augenblicks genießen und an ihr aufhören kann zu sein, sondern sich von der Hoffnungslosigkeit des Weltelends und allen menschlichen Kampfs das Herz brechen lassen muß.

Neben vielem Guten steht freilich auch Minderwertiges. Gegen den Schluß zu muß man politische Leitartikel schlucken, die durch ihre Gesinnungstüchtigkeit nicht besser werden; im Vergleich zu den amerikanischen Lokalschilderungen und zu den ostpreußischen Kleinbildern des Anfangs fallen die späteren Szenen aus den europäischen Hauptstädten und Vergnügungsorten sehr ab. Es ist in dem Stil nüchterner Sachlichkeit, den diese Gattung von Büchern angenommen hat, sofort fühlbar, wenn der Verfasser von Dingen und Menschen spricht, die er nicht kennt, wenn er etwa den amerikanischen Zeitungsmann mit den führenden Leuten Englands „auf den luftigen Loggien ihrer prächtigen Wohnhäuser in Westend oder auf dem Rasen in Hydepark zur Zeit der Nachmittagsrouts" bekannt werden läßt oder von den Straßen von Whitechapel, von Houndsditch und von Eastend spricht, als ob der Osten Londons ein eigenes Viertel wäre und irgendwo anders läge als im altverrufenen Quartier „Jack des Aufschlitzers". Auch bleibt in der Entwicklung des Helden selbst manches dunkel; es mag Absicht darin liegen, daß er nur handelnd und in seiner Wirkung nach außen gezeigt wird, aber die verstreuten Angaben über die Art, wie er sich selbst bildet, über das, was er liest, über seine Musikliebe stimmen nicht zu seinem Leben. Wunderlich ist auch die ungebundene Begeisterung für die Macht der Zeitung, die aus dem Buch spricht. Überall sind Mißstände, Verderbnisse, Leiden, ist Finsternis und Gemeinheit; nur die Zeitung ist reine Lichtbringerin, macht das Krumme gerade, übt gerechtes Gericht. Ist nicht umgekehrt auch gefahren? Müßte einer der einflußreichsten Preßleute im XX. Jahrhundert, wenn er sich die Kriegstreibereien überlegt, nicht auch darauf kommen, daß am Ende die Zeitungen ihr Teil der Schuld zu tragen hätten?

Ein anregendes Buch, ein gut geschriebenes und im Willen gesundes Buch ist das „Gewissen der Welt" sicherlich. M. B.

Ilse von Stach, Haus Elderfing. Roman. *Leipzig* 1915. Verlag von *Gideon Karl Sarasin*.. 361 Seiten. Preis 4 M., gebunden 5 M.

Diese Erzählung verdient allerhand Lob. Sie ist frei von Kriegsfieber, eine friedliche Landgeschichte, aber sie ist ihrer selbst so sicher, daß sie auch heute jedermann lesen kann, ohne im geringsten finden zu müssen, sie passe nicht in unsere Zeit. Sie hat keine überschwängliche Leidenschaft, aber viel mehr innere Kraft, als man ihr nach den ersten Seiten oder Kapiteln noch zutraut. Sie hat für einen Roman, der nach seinem Gegenstand ein gutes Stück Zeitgeschichte darstellen will, wenig Personen, aber sie hat,, was man heute so selten findet, den notwendigen Zusammenhang zwischen ihren Menschen und ihrer Handlung. Viel von diesen guten Eigenschaften geht ohne Zweifel darauf zurück, daß dieser Roman ein ehrliches Buch ist, ein aus festem Glauben der Verfasserin geschriebenes Werk. Dieser Glaube ist der katholische, und da das Thema die Ehe eines katholischen Landarztes mit der protestantisch erzogenen, persönlich irreligiösen Gutbesitzerstochter von Haus Elderfing ist, eines Arztes, der zuerst seinen Glauben in den Schrank zu stellen sucht und die Ehe mit der ihn schwärmerisch liebenden Frau auf diese Liebe und auf seinen Beruf allein gründen will, der dann aber immer deutlicher sieht, daß er so nicht durchkommt, daß er die Kirche braucht — so ist es nicht überflüssig zu sagen, daß das Buch bei aller Aufrichtigkeit und Bekenntnisfreudigkeit seiner katholischen Gesinnung nichts Verletzendes hat; selbst die Bekehrung der Frau vom Unglauben, von der Überschätzung ihrer eigenen Menschenkraft zur Religion ihres Mannes ist so geschildert, daß eine Überheblichkeit der hier siegreichen Kirche nirgends zu spüren ist. Sibylle von Wylich hätte eben so als gleichgültige Katholikin aufwachsen, sich an verkehrtfrommen oder heuchlerischen Verwandten ihres Religionskreises einen Schaden sehen und dann vom starken evangelischen Gott ihres Mannes ergriffen werden können. Das Thema ist eben tiefer gefaßt als es im konfessionellen Gegensatz möglich wäre. Daß dies der Verfasserin gelungen ist, ist um so mehr zu bewundern, als sie ihre Geschichte dem überlebenden Mann in die Feder diktiert hat. Die Gefahr, daß dieser Erzähler den Lesern durch selbstgefällige Freude an der Unterwerfung der Frau unter seinen eigenen Glauben unleidlich werden könnte, ist ganz vermieden; er gibt sich nicht selbst die Ehre; das Befremden darüber, daß er in seiner späteren Frau bei der ersten Begegnung schon ein so heftiges Gefühl erweckt, verliert sich später, ohne daß er besondere Vorzüge an sich zu loben braucht; die Frau erscheint als die viel stärkere, aber darum auch viel verantwortlichere Natur und es ergibt sich wie von selbst, daß in ihr der Kampf der Seelen durchgefochten und ausgetragen wird, bis zur Lösung, aber auch bis zur Erschöpfung ihrer Lebenskraft, während die Nachwirkung und das Überdenken des Konflikts dem langsameren Durchschnittsmenschen, dem Manne übrig bleibt. Es ist gewiß ein gutes Zeichen für das Buch, daß es den Wunsch weckt, die Verfasserin möchte später die

Digitized by Google

Lebensgeschichte eines Kindes dieser Ehe schreiben. M. B.

Goethe. Die Pyramide seines Daseins. Von *Wolfgang A. Thomas-San-Galli. München,* Verlag von *Arthur Hertz.* 304 Seiten. Geheftet 8 M., gebunden 10 M.

Das Buch San-Gallis will keine landläufige Goethe-Biographie sein, sondern des Dichters innere Entwickelung darstellen — im Anschluß an seine Worte: „Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andre." Dabei soll eine „Auswahl unter den Bausteinen dieser Pyramide" getroffen werden, um „mit wenigen Strichen das Wesentliche des Gegenstandes wiederzugeben, so daß die Wirkung zwingend ist". Doch um nicht in den Verdacht zu kommen, er ziehe Goethe auf seinen Standpunkt herab, statt sich auf den des Dichters emporzuheben, läßt der Verfasser Goethe möglichst viel selbst reden: unter den 290 bedruckten Seiten des Buches sind rund 37, auf denen Goethesche Gedichte vollständig wiedergegeben werden, darunter „Wanderers Sturmlied", „Harzreise im Winter", „Zueignung" (zum Faust), „Epilog zu Schillers Glocke", „Hegire", „Bei Betrachtung von Schillers Schädel", „Marienbader Elegie" usw. Der Verfasser scheint also Leser vorauszusetzen, die diese Gedichte entweder nicht kennen oder nicht imstande sind, sie in ihrem Goethe nachzuschlagen, — obgleich er sie ausdrücklich „immerfort zur Mitarbeit auffordert". Ebenso verschwindet auch in der „Prosa" des Buches der verbindende Text des Verfassers fast ganz und gar unter der Menge von Zitaten aus Goethes Briefen, Tagebüchern, Aufsätzen usw., — was man übrigens kaum zu bedauern braucht, denn Sätze, wie: „Die Verse des Reineke Fuchs werden ihrer Flüssigkeit wegen von Kennern besonders geschätzt", oder: „Es ist unmöglich, daß ein jeder sich zum wissenschaftlichen ‚Faust'-Erklärer heranbilde", sind nicht gerade Offenbarungen. Wenn nur die Zitate sich zu einem wirklich lebendigen und harmonischen Bilde zusammenschlössen! Aber die Fähigkeit, die der Verfasser dem „Leser" abspricht — die Ideen und Gedanken in Goethes Schriften im Kopfe selbsttätig miteinander zu verknüpfen — besitzt er selber keineswegs in ausreichendem Maße. Und so hat er denn auch keine kunstvolle Pyramide errichtet, sondern bloß einen Steinhaufen zusammengetragen, dessen Form einer Pyramide gerade so weit ähnlich sieht, als das bei jedem Steinhaufen schließlich der Fall sein muß. Wir bekommen zum Beispiel weder eine klare Vorstellung davon, was eigentlich die Freundschaft Schillers für Goethe bedeutete (trotzdem der Epilog zur „Glocke" als „wichtigstes Gedicht des Jahres 1805" zitiert wird), noch von Goethes Stellung gegenüber den großen geschichtlichen Ereignissen von 1792—93, wenn auch der ganze Bericht über die Refraktionserscheinungen wörtlich wiedergegeben wird, die den Dichter im Lager bei Verdun so interessierten. Wie Thomas-San-Galli mit Goethes Worten umspringt, sieht man etwa daraus, daß als Beleg für die immer größere Erweiterung des Stoffes zum Faustdrama zitiert wird: „Gehört nicht alles, was die Vor- und Mitwelt geleistet, dem Dichter von rechtswegen an? Warum soll er sich scheuen, Blumen zu nehmen, wo er sie findet? Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes. Hab ich nicht auch im „Mephistopheles" den Hiob und ein Shakespeare-Lied mir angeeignet?" Da wundert man sich denn kaum noch, wenn die bekannte Episode aus den Briefen aus der Schweiz kurzerhand als persönliches Erlebnis Goethes hingestellt wird, das von ungeheurer Bedeutung für seine künstlerische Entwickelung gewesen sein soll: „Da Erfahrung allein die allgemeinen nichtssagenden Begriffe mit lebendigem Inhalt und warmem Gefühl füllen kann, so ging er endlich auch an die Quellen der bildenden Kunst und lernte die nackte menschliche Gestalt kennen . . . In Genf suchte er ein Modell auf . . ." Folgt die bekannte Schilderung („Mein Abenteuer ist bestanden" usw.): „Nun kannte er die schönste Form der Natur und der Kunst, hatte vom Höchsten nicht mehr nur eine neblichte Ahnung, sondern eine wirkliche Vorstellung und lebendige Erfahrung."

„Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Das ehrliche Bemühen des Dilettanten Thomas-San-Galli, sich einen Weg durch den Urwald der Goetheschen Ideenwelt zu bahnen, verdient gewiß alle Achtung, es qualifiziert ihn aber noch nicht zur Rolle des Führers, die er so gerne übernehmen möchte.

Nebenbei: der Preis von 10 M. für das gebundene Exemplar des nicht sehr umfangreichen und keineswegs hervorragend ausgestatteten Buches scheint mir denn doch etwas „kriegsmäßig" hoch.

Arthur Luther.

Georg Trakl, Sebastian im Traum. *Leipzig, Kurt Wolff* 1915.

Der junge österreichische Dichter und Soldat *Georg Trakl* ist ein Opfer des Krieges geworden. Er ist vor einiger Zeit in einem Lazarett der Festung Krakau auf tragische Art gestorben. Er hatte ein schmales Buch „Gedichte" veröffentlicht, bei Kurt Wolff in Leipzig, lyrische Visionen, vielfach noch abhängig von geliebten großen Vorbildern, aber doch schon von einem eigenen, eigenwilligen Gepräge, das die Hand eines mit Worten behutsam und ehrfürchtig umgehenden Künstlers verriet. Jetzt erscheint posthum Trakls zweites und letztes Versbuch „*Sebastian im Traum*", ebenfalls bei Wolff in Leipzig. Es ist ein stiller Gruß aus dem Jenseits, — eine zarte, allzu zarte, arme, durch den Krieg erbarmungslos vernichtete Seele winkt uns melancholisch zu, aus den ewigen Regionen. Mit Trakl starb ein inniges, sehnsuchtsvolles, heftig ringendes Talent, das sich vermutlich noch bedeutend entwickelt hätte. Wir stehen an der Bahre eines Jugendlichen, um dessen blasse, hohe Stirn die Schatten der Schwermut lagen. Seine Melodien kommen aus einem wahrhaft melancholischen Saitenspiel. Wir sehen einen Jüngling voll inbrünstiger Hingabe an die Natur, der mit sanften Schritten tief ergriffen durch die Landschaft schreitet; seine Augen sind voll scheuer

Digitized by Google

Sehnsucht, sein Ohr ist geschärft für jedes Flüstern in der Natur, er hebt in schlanker Hand die Flöte an den Mund, um eine ergriffene Melodie hinauszuhauchen in die wehe Schönheit des Abends. Herbst ist in den Versen dieses Buches. Man meint die zarten, bangen, langgezogenen Klänge einer Äolsharfe zu hören, an herbstlichen Abenden, wenn die Herden heimwärts ziehen, wenn die goldenen Wälder im Lichte der scheidenden Sonne strahlen und die Vögel sich dichter in das Laubwerk schmiegen. Vieles wirkt fragmentarisch, aber immer spürt man einen echten, aus den Tiefen kommenden lyrischen Rhythmus, auch dort, wo die Verse etwas Zerbrochenes an sich haben. Trakl ging schwer durch das Leben und unendlich schwer in den Tod. Sein Werk ist ein Bruchstück, ein holder Klang, der schnell verwehte, ein holder Duft, der schnell zerstob. Man soll ihn nicht vergessen, man umkränze sein blasses, frühe hingesunkenes Haupt mit Lorbeer, und an sanften, verschleierten Abenden des Herbstes denke man an die schönsten seiner melancholischen Verse zurück.

Der dunkle Herbst kehrt ein voll Frucht und Fülle
Vergilbter Glanz von schönen Sommertagen.
Ein reines Blau tritt aus verfallner Hülle;
Der Flug der Vögel tönt von alten Sagen.
Gekeltert ist der Wein, die milde Stille
Erfüllt von leiser Antwort dunkler Fragen.

Und hier und dort ein Kreuz auf ödem Hügel;
Im roten Wald verliert sich eine Herde.
Die Wolke wandert übern Weiherspiegel;
Es ruht des Landmanns ruhige Gebärde.
Sehr leise rührt des Abends blauer Flügel
Ein Dach von dürrem Stroh, die schwarze Erde.

Bald nisten Sterne in des Müden Brauen;
In kühle Stuben kehrt ein still Bescheiden.
Und Engel treten leise aus den blauen
Augen der Liebenden, die sanfter leiden.
Es rauscht das Rohr; anfällt ein knöchern Grauen,
Wenn schwarz der Tau tropft von den kahlen Weiden.

Hans Bethge.

Richard Voß, Das große Wunder. Roman. 365 Seiten. *J. Engelhorns Nachf.*, Verlagsbuchhandlung, *Stuttgart*. Gebunden 5 M.

Auf dem farbigen Umschlag ist ein Jüngling zu sehen, der im Schlachtgetümmel des Kriegs zu Fuß vor stürmenden Ulanen herschreitet, das Angesicht in wilder Entschlossenheit dem Feinde zugewandt, sonderbarerweise aber seinen Revolver mit dem entschlossen ausgestreckten Arm — nach hinten abfeuernd. Das ist allerdings wohl nur eine Ungeschicklichkeit des Zeichners, denn der Held des Buchs, auf den das Bild deutet, ist zwar wirklich in den großen Krieg gezogen, hat sich aber dort nirgends so unmilitärisch aufgeführt. Er liegt im Schützengraben und schießt aus gesicherter Stellung „Engländer, Franzosen und Belgier ab wie Krähen und Spatzen; schossen ab wie Aasgeier und anderes Raubgevögel Schwarze und Gelbe"; dann zerstört er ein feindliches Drahtverhau, bekommt dabei wütendes Schnellfeuer, muß in den Graben zurück; auf halbem Weg fällt ein Freiwilliger schwerverwundet, der Held holt ihn, rettet ihn, wird dabei selbst getroffen und verliert das Augenlicht (Seite 344/5).

Der Verfasser hat — er sagt es in einer von starkem vaterländischem Gefühl bewegten Vorrede selbst — „den Typ einer gewissen — nur einer gewissen — Jugend unserer Zeit gestalten" wollen, die tief in ein „falsches Ästhetentum" versunken war, durch das große Wunder des Kriegs aber zu kraftvollen Männern umgeschaffen worden ist. Das ist nun bei allerbester Absicht dem greisen Dichter einfach deshalb nicht gelungen, weil er sich von dem Preßschlagwort des „Ästhetentums" vollkommen blindlings in seine Handlung hat hineinführen lassen. Der Held des Buchs ist alles und noch einiges dazu, aber ein Ästhet ist er wirklich nicht, nicht einmal ein falscher. Sein Vater ist ein reichgewordener Plebejer, der sich das bekannte Stammschloß der verarmten hochadligen Familie kauft; er selbst ist ein gemeiner Feld-, Wald- und Wiesen-Snob von sehr zweifelhaften Manieren und einer Ausdrucksweise in der Unterhaltung, die ihm die Marlittschen Helden unserer Großmütterzeit neiden können; ein Schlemmer und Wüstling, der aber eine eigentümlich verehrungsvolle Liebe für eine ältliche Dame von der Zunft der Traumtänzerinnen hat; ein Wunderheilkünstler, der am Sterbebett der zahlreichen um seinetwillen in den Tod gehenden Frauen nur recht innig zu wollen braucht, sie sollten leben, damit sie genesen die Augen zu ihm aufschlagen; ein Adonis von Antlitz und Gestalt, der sich bei Münchner Künstlerfesten stundenlang als Alkibiades in seiner „fast hüllenlosen Luzifergestalt" im Freien vergnügt, obgleich draußen Schneewetter und Rauhreif ist — kurzum ein Schwerenöter, wie er glücklicherweise nur in der Romanwelt lebt, aber kein Ästhet. Daß dieser junge Mann die unsagbar stolze und keusche Tochter der bewußten verarmten aber erlauchten Familie nicht nur zur Heirat, sondern auch zur Liebe zwingt, nachdem er ihren Bruder, seinen jungen Freund, an eine unzweideutige Metze verkuppelt und dadurch verdorben hat, das versteht sich ja fast von selbst. Was sich aber nicht von selbst versteht, und was eigentlich von der Zensur statt harmloser Pazifisten-Aufsätze verboten werden sollte, das ist die Unterstellung, die Heldentaten unseres Kriegs würden von solchen widerwärtigen, jedem gesunden und anständigen Menschen Ekel erregenden Menschen getan, wie es „Wolf-Walter", der Held des „großen Wunders", ist. Unter denen, die draußen tapfer kämpfen, sind sicherlich sehr viele Ästheten, wie es unter ihnen gewiß sehr viel sentimentale und weichherzige Leute gibt; aber Subjekte vom Schlag des großen Wunderhelden können höchstens Schlachtenbummler oder Kriegsgreuel-Erfinder werden, wenn sie nicht sogar dafür zu schlecht sind. M. B.

Digitized by Google

Die Weltlitteratur. [Jede Woche erscheint eine Nummer. Verlag: „Die Weltlitteratur", München 2. 1915. Nr. 1. Jede Nummer ein vollständiges Werk.]

Der Gedanke einer Ideal-Zeitung ist nicht neu und wahrscheinlich der Wunsch aller besonnenen Zeitungsleser, der Gedanke einer Zeitung, die täglich das Beste vom Guten bringt, so daß jedes ihrer Blätter aufbewahrenswert erscheint. Andrerseits ist die Stellung des Lesers zur Zeitung, die die immerhin dem Buche gegenüber gewahrten Formen, und seien es auch die schlechtesten, nicht fordert, für den Erwerb und die Behandlung einer Zeitungsnummer die allergrößte Zwanglosigkeit erlaubt, ohne daß Bedenken des guten Tones, des Preises, oder andere stören (ein Leser, der aus einer Zeitung schöne Stellen ausreißt oder sie nach der Lektüre fortwirft, erscheint nirgends als Narr und Verschwender), die freieste, die ein Leser haben kann. Das Druckwerk als Träger eines Geisteswerkes, wie es sich in der Zeitung verkörpert, kommt dem Bewußtsein des Zeitungslesers nicht so wie ein Buch als materielles Objekt in Betracht. Man liest über die Zeitung hinweg, ungestört durch Rücksicht oder Sorge für den Gegenstand, den man dazu vor die Augen führen muß.

Dergleichen Erwägungen haben bereits früher die Anregung gegeben, für die Erziehung zur Bildung die Zeitungsform zu wählen, besten Inhalt in der bequemsten und billigsten Lesestofform zu bieten, deren großzügige und mutige Verwirklichung das angezeigte Blatt erstrebt. Über Aussehen und Plan unterrichtet die erste Nummer jeden, der ihre Anschaffungskosten — zehn Pfennige — wagen will. Sie enthält auf acht Seiten größten Zeitungsformates den Abdruck des „Michael Kohlhaas" und es läßt sich danach berechnen, daß der Umfang des Weltschrifttums weniger beängstigend wirkt, wenn man ihn sich auf Zeitungsspalten verteilt vorstellt. Jedenfalls wird der Bücherfreund sich gern zum fortlaufenden Bezug dieser Weltliteraturzeitung (Bezugspreis: vierteljährlich 1,20 M., 13 Nummern) entschließen). Sie bietet ihm vielleicht weniger Neuigkeiten als andere Zeitungen, denn er hat ja die in ihr erscheinenden Meisterwerke schon längst alle gelesen. Dafür aber Anregungen in Hülle und Fülle sowie gelegentlich die Möglichkeit, mit zwei Nummern das Manuskript eines gerade gebrauchten Textes herzustellen, der, durchgesehen, eingeleitet und sonst herausgegeben, wieder in die altgewohnte, angemessen ausgestattete Buchform überführt werden soll.

G. A. E. B.

Bismarck. Historisches Schauspiel in fünf Akten von *Frank Wedekind. Georg Müller, München*, 1916. 8°. 176 S. Geheftet M. 2,50.

Während des Weltkrieges läßt Frank Wedekind ein Bismarck-Drama erscheinen. Es ist eine sehr ruhige Arbeit (um den Dichter nicht durch das Lob zu kränken, er habe eine fleißige Geschichtsstudie geliefert), aber ebensowenig ein von der Erregung der Zeit durchzittertes Werk wie Erklärung der Weltgeschichte von der Bühnenkanzel, Kein „Heinrich IV.", aber auch kein Kriegsstück mit Begeisterungsstichworten.

Der Dichter folgt Gobineaus Spuren. Die Äußerungen Bismarcks, in kaum noch übersehbarer Fülle durch Brief- und Gesprächbücher, durch amtliche Berichte und Lebenserinnerungen hervorragender Persönlichkeiten seiner Zeit überliefert, dieser Epigrammreichtum, der Bonmot und Sarkasmus in allen Feuern des Geistes und Witzes spielen läßt, diese deutschen Worte in ihrer Bemeisterung der Sprache, die aus der Klugheit des Geschichts- und Menschenkenners zur hohen Weisheit wurden, konnten einen Dichter reizen. Cervantes hat poetische Übertragungen im Verhältnis zu ihrer Vorlage mit der Rückseite gewirkter Teppiche verglichen. Der Vergleich läßt sich ebenso anwenden auf ein Gewebe, das ein Bildnis der geschichtlichen Persönlichkeit aus den Fäden ihrer lebendigen Worte durch Übertragung zusammenknüpft. Ein solches Bild zeigt nicht alle Schönheiten der Vorderseite des entrollten Wandteppichs, auf der allein die freie künstlerische Schöpfung erscheint und die Behelfe, die sie zustande brachten, unsichtbar bleiben. Aber auch die Kunstfertigkeit der Rückseite kann uns Genuß gewähren, wenn wir auf ihr, wie im Dämmerlicht der Vergangenheit, schattenhafte Umrisse mit dem Leben unserer Phantasie erfüllen können. Der Bismarck, getreu nach dem Leben von Anton von Werner, hat jetzt schon für uns dokumentarischen Wert, wir erfassen und verstehen seine Gestalt bereits im großen Umriß des Denkmals Lederers, doch um ihr auf der Bühne zu begegnen, stehen wir ihr noch zu nah. Bismarck ist weder in unserer Bühnenoptik, noch, was wichtiger ist, in der irgendeiner dichterischen Verklärung, uns erkennbar.

Frank Wedekind hat einen Vorgänger. Aus seinem Zettelkasten stückte Heinrich von Poschinger (mit Fritz Schik) einen damals für die Aufführung verbotenen Akt zusammen, in dem das Anwachsen der bengalischen Beleuchtung nicht einmal schlecht berechnet war: Bei Fürst Bismarck. Berlin, Trewendt. 1905. Wedekind hat über die Bühnenwirkung seine Erfahrungen gesammelt. Er ist geschickt geworden. In seinem Bismarck fehlen (neben einer bescheidenen Riccaut de la Marlinière-Szene für den Charakterkomiker) nicht die Dialektepisoden für den zweiten und dritten Komiker, in denen sich Repräsentanten der deutschen Kleinstaaterei zeigen. Der Falstaff des großen Humoristen fehlt freilich. Dafür hat die Begabung des Dichters für die Groteskkarikatur in mancherlei Einzelheiten seines Werkes sich wieder bewährt. (Man darf diese besondere Begabung vielleicht der Carl Sternheims für die typische Charakterkarikatur vergleichen, um anzudeuten, daß auch für die gelungene Bühnenmaske die beiden Grundregeln des Zerrbildes, aufhäufen oder zusammenziehen, gelten.) Die Londoner Konferenz ist vortrefflich, wenn auch die Erklärungen in den Zuschauerraum, ihre Reden seien französisch zu hören, nicht gerade geschickt sind. Indessen, selbst der diplomatische Dialog ist nicht zeitlos. Wedekind will ihn realistisch wiedergeben, gewissermaßen wortgetreu. Dabei werden diese an die Überlieferung gebundenen Gespräche leicht zu Treppenwitzunterhaltungen und ihre Unwahrscheinlichkeiten beweisen, daß die dramatisierte Historie einen anderen Redestil hat als ein Memorial oder sonstiges Quellen-

Digitized by Google

werk. Auch an Versehen fehlt es hier nicht. Der bedrängte Freiherr von der Pfordten wird dem Koburger weder von „ihrer langjährigen Freundschaft" (S. 133) geredet, noch wird Roon diesem Fürsten die „Anerkennung" (S. 138) des Königs von Preußen in Aussicht gestellt haben. Ebenso hat höchstwahrscheinlich der dänische Sekretär den schwedischen Minister auf der Londoner Konferenz nicht mit einem kräftigen Skol (S. 41) begrüßt, um die Gemeinschaft der beiden „Schwesternationen" zu betonen. (Bei dieser Gelegenheit sei noch ein Lesefehler S. 46 erwähnt: auf die Ermittelung einzutreten.) Das Auftreten Heffters als Clown in einem Gegenspiel von Federfuchser und Staatsmann ist allzustark parodiert, aber dabei doch von einer ganz anderen Freiheit des Dialogs als die gemeinverständliche Kondensierung von Protokollen in Monologen. Das Bemühen, die Ergebnisse der neuesten Forschung zu verwerten (z.B. S. 152 Benedek) erstreckt sich bis auf die Andeutungen des kulturhistorischen Hintergrundes der politischen Handlung. Bismarcks und Johannas Erinnerungen an die Hochzeitsreise (das Gemüt des Kanzlers!) erscheinen immer von neuem als etwas plötzliche Geschichten in der Geschichte. Das Leitmotiv Wagner klingt zweimal an; Brahms und Strauß bekomplimentieren sich im Ischler Kaffeehaus beim Pilsner Bier. Als Aussöhnung zwischen nord- und süddeutschem Wesen tritt das Weib (Pauline Lucca) auf, damit die berühmteste Bismarck-Photographie entstehen kann. Man merkt, die Beschränkungen des Bühnenabends ließen für eine breitere Ausführung nebensächlicher Wichtigkeiten nicht Raum genug, sie blieben im Schauspiel als Streiflichter stehen, mit denen der Beleuchtungsinspizient doch den Bühnenhintergrund nicht vertiefen kann.

Ein Gesamturteil ist schwer. Was wollte Wedekind zeigen? Die Beweise Bismarcks für seine Lösung der deutschen Frage? Am Ende des diesmal sehr vornehmen Personenverzeichnisses steht, daß die dramatischen Momente der Verhandlungen erschöpft werden sollten. In den fünf Akten wird in der Tat außerordentlich viel geredet und ein aufgegebenes politisches Thema sehr gründlich besprochen, wobei der dramatisierte Heros der Historie in seinen Kauserien eine dankbare Salonstückrolle mit Virtuosentrümpfen für den noch jugendlichen Liebhaber abgibt. Welchen bedeutenden Schauspieler denkt sich der Meister der Paradoxons als seinen Bismarck? Ganz gewiß ist nur, daß nach Frenßens Jubiläums-Bismarck das Schauspiel Wedekinds ein Fortschritt ist, vielleicht ein allzu beeilter Fortschritt vom Epos zum Drama. G. A. E. B.

Comedia von zweien jungen Eheleuten, gestellt durch *Tobiam Stimmer* von Schaffhausen, Maler, Anno 1580, den 22. Dezember. Nunmehr von neuem auf die Bahn gebracht durch *Georg Witkowski. Leipzig 1915*, verlegt's *H. Haessel.* 54 Seiten. 4°. 1,20 M.

Der Verfasser dieser Zeilen hat bei der Anordnung seiner kleinen Sammlung, freilich recht willkürlich, zwischen Liebhaberausgaben und Musterdrucken unterschieden. Zur ersten Gruppe rechnet er die für den Bücherfreund veranstalteten Ausgaben, die mit allem möglichen Aufwand Prachtwerke (im guten Sinne dieses Wortes) sind, zur anderen diejenigen Erzeugnisse der Kunst im Buchdruck, die, meist geringeren Umfanges, ohne die dort immerhin notwendige Absicht der Ausstattung Arbeiten aus einem Gusse sind, ganz ausgeglichene Gestaltungen eines Werkes in einer Buchform, die entstanden, weil sich in ihnen die Verkörperung der Buchidee eines Werkes vollzog. Dazu ist ebenfalls das beste buchgewerbliche Handwerk nötig, aber die „leitende" Anteilnahme des berufenen (oder gar nur des Berufs-) Buchkünstlers, soweit sie sich in einer gewissermaßen von außen hinzukommenden Stilisierung der Bucharbeit zeigt, kann dem Musterdruck fehlen; er stilisiert sich selbst. Kein Wunder, wenn auch eine kleine Sammlung von Musterdrucken dieser Art von buntester Mannigfaltigkeit ist, wenn sich in ihr Werke allerverschiedensten Inhalts zusammenfinden, Kleinigkeiten in den vollkommensten Buchgestalten erscheinen, während Hauptstücke des Schrifttums, wie etwa der „Faust", ganz fehlen. Der Musterdrucksammler ähnelt ein wenig dem Bibelotsammler, auch er ist auf den Zufall angewiesen, der ihm bald mit Probedrucken einer kunstfertigen Werkstatt, bald mit einer billigen Flugschrift unerwartete Freuden verschafft. Eine Bereicherung meiner Musterdruck-Reihe gibt auch das dünne Heft, das einen Schatz der deutschen Vergangenheit für 1,20 M. jedem überliefert, der ihn haben will.

Der Maler Tobias Stimmer aus Schaffhausen (1539—1584), Fischarts Freund und Holbeins Nachahmer, hat in seinem Schimpfspiel ein lebenswarmes Bühnenstück hinterlassen, das (wie Baechtold urteilt) die beste deutsche Komödie ihres Jahrhunderts ist. Nach der mit Stimmerschen Federzeichnungen verzierten Urhandschrift wurde sie erstmals 1891 von Dr. Jacob Oeri herausgegeben, die Erneuerung, die ihr Georg Witkowski zuteil werden ließ, bestand in der Anpassung vor allem ihrer alemannischen Sprachfärbung an die Forderungen der deutschen Bühne der Gegenwart. Eine für den 27. November 1915 angekündigte Uraufführung des Spieles auf dem alten „Leipziger Stadttheater" unterblieb, so daß eine Bestätigung des Baechtoldschen Urteils durch die Bühnenwirkung der kleinen Komödie vorläufig nicht möglich wurde. Jedenfalls würde auch der Spielplan unserer künstlerischen Marionettentheater durch die Aufnahme des frischen „altdeutschen Lustspiels" eine hübsche Bereicherung erfahren können. Das zeigt schon die Buchausgabe, in der die Sorgfalt des neuen Herausgebers, dessen Nachwort die nötigen geschichtlichen Aufklärungen gibt, sich nicht mit der Wiedergewinnung des alten Sprachdenkmals begnügt. In der Buchgröße, in der die Schaubühnendichtungen des XVI. Jahrhunderts erschienen, haben Hesse & Becker in Leipzig das Büchlein gedruckt, dem Georg Belwes Titelkalligraphie die feine Stimmnng gibt, die die alten, an ihren Platz eingestellten Rollenbilder Stimmers festhalten und glücklich weiterleiten. Möge dieser Einemarkzwanzig-Musterdruck noch manche ihm ähnliche Nachfolger finden.

G. A. E. B.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Bibliophiliana XXXVIII. Der Baron Pichon lebte in einer Zeit, in der Pariser kostbare Sammlerstücke aufstöbern konnten, wenn sie tagaus, tagein ihre Spaziergänge zu Entdeckungsfahrten machen wollten. Alter Hausrat, in den Revolutionsjahren, in der Zeit der Napoleonischen Kriege und der ihnen folgenden politischen Umwälzungen auf die Straße und zu den Kleinhändlern gekommen, das Aufblühen eines Sammlermarktes, der aus aller Welt, nicht allein aus der französischen Provinz in die Hauptstadt brachte, was man in Familienbesitz und Nachlässen, auf den Böden und in den Kellern alter Häuser an vermeintlichen oder wirklichen Liebhaberwerten entdeckte, die reisenden Althändler, die die vom Sammlerfieber weniger ergriffenen Länder durchzogen, alles das machte das Paris des Bürgerkönigtums und des zweiten Kaiserreiches zu einem Stapelplatz auch des Altbuchhandels, dessen Werte geringeren Ranges, oder richtiger, dessen noch nicht in die Mode gekommenen Werte, auch den zugreifenden Sammlern mit kleiner Börse erreichbar waren. Damals erstanden die Brüder Goncourt ihre Brochurettes noch für ein paar Sous bei den Büchertrödlern an den Seinekais, während schon die reicheren Sammler sich die alten Maroquins des XVIII. Jahrhunderts, die Kupferstichwerke mit den Handzeichnungen und Probedrucken auf der Goldwage zuwogen. Eugène Paillot gab das Beispiel, wie man geduldig kaufend und tauschend aus den „Elementen", dem alten Abzug auf feinstem Papier in losen Bogen, den da und dort auftauchenden eaux-fortes pures und anderen „Notwendigkeiten" das Exemplar ohne Fehl und Tadel zusammenstellte, das dann der Meisterband des Meisterbinders vollendete. Kurz, die l'art pour l'art-Tendenzen der Kunst gaben auch der „Arbeit" der Bibliophilen ihr Gepräge, die sich am Vormittag frondierend die historische Reliquie aneigneten, während sie sich am Abend immerhin die Bälle der schönen Eugenie oder die Erstaufführungen Offenbachscher Operetten gefallen ließen.

Baron Pichon war ein bekannter, gelehrter und wohlhabender Sammler, den nicht allein die Angebote der großen Händler, sondern auch mancher kleinen Leute aufsuchten, die irgendeine Antiquität verkaufen wollten. So brachte ihm einmal sein Kunsttischler eine alte Scharteke. Er hatte sie „auf Spekulation" für einen Franken gekauft und bot sie nun dem Baron für hundert Franken an. „Ich glaube, es ist etwas Seltenes". Das war die Begründung seiner Forderung, auf die Pichon, der in dem Bande geblättert hatte, einging. Er hatte sein Exemplar der „Manon Lescaut" gefunden, auf dessen Rändern der im Temple gefangene Dauphin in kindlicher, aber leserlicher Schrift seine schmerzlichen Eindrücke aufgezeichnet hatte.

Das Geschichtchen ist als Beispiel eines glücklichen Fundes sehr bekannt und beneidet worden. Mit Unrecht vielleicht. Denn gerade der Baron Pichon hatte seine Sammlungen, die ein System hatten, nicht auf den Zufall gründen können und in der langen Liste seiner Reichtümer, die er dazu in den beiden Menschenaltern und an dem Orte zusammenbrachte, in denen beinahe das Bibelot auf der Straße lag und man sich nur danach zu bücken brauchte, stehen kaum ein Dutzend Titel von für ein Butterbrot gekauften Büchern. Nicht etwa, daß der fleißige Sammler an den günstigen Gelegenheiten keinen Anteil gehabt haben sollte. Nur daß die billigen Erwerbungen, die ihm sein Glück und sein Scharfsinn einbrachten, allzuhäufig Bücher waren, die er für seine Bibliothek nicht brauchte. Sie wurden, mit einem entsprechenden Preisaufschlag, von ihm in seinen Bibliophilen-Geschäften mit verwertet. Und ähnlich-selbstverständlich handelten die anderen berühmten Sammler seiner Epoche. Da bleibt für eine sentimentale Betrachtung wenig Raum. Denn ob der eine durch die Auffindung eines Liebhaberwertes sich in derselben Stunde Mittel für einen großen Schlag bei der nächsten vente à l'amiable sicherte, in der der andere sich an der Börse die gleichen Mittel zum gleichen Zweck schaffte, macht keinen sehr großen Unterschied aus, wenigstens soweit die Ergebnisse einer Sammlertätigkeit beurteilt werden sollen. Und der geschäftliche Zug im Bilde des enthusiasmierten Bibliophilen darf nicht enttäuschen, wenn man von einem solchen nicht etwa verlangt, daß er entweder die für ein Spottgeld von ihm entdeckte Kostbarkeit liegen lassen oder seine Sammlung mit ihr fremden, störenden Dingen belasten soll. Eine Forderung, deren erster Teil von einem echten Sammler noch viel eher erfüllt werden dürfte als der andere. Und darin liegt etwas sehr Tröstliches, zwar nicht für Neidlinge, aber doch für alle anderen Büchersammler; einen Bibliophilen Hans im Glück, in dessen Schränklein füll dich von überallher Zufall um Zufall eine Büchersammlung von großem Wert zusammentrugen, hat es niemals gegeben.

Mehr als ein verpaßter Zufall muß ein anderer (Selbst-)Vorwurf den Bibliophilen schmerzen, der der versäumten Gelegenheiten. Fast jede Rückschau eines Sammlerlebens gedenkt ihrer mit Bedauern. Mangelnde Entschlossenheit, ein billiges Gebot zu erhöhen, gerade fehlende Mittel, die sich doch hätten beschaffen lassen, Laune und anderes waren schuld an solchen später immer wieder bedauerten Versäumnissen. Freilich, ein geänderter Geschmack, Erfahrungen und Kenntnisse, die der Sammler früher nicht besaß, trüben ihm wohl mitunter auch diesen Rückblick in die Vergangenheit. Besonders merkwürdig aber erscheint es, wenn das Ausweichen vor einem begehrenswerten Sammlerstück wie eine Panik um sich greift, wenn ein Buchverhängnis den Schatz aufdeckt, um ihn verschwinden zu lassen. Als die Kameliendame starb, die Dumas' Roman aus einer Pariser zu einer Weltberühmtheit gemacht hatte und die Gläubiger die Wohnung der Sterbenden ausräumten, da lasen einige zusehende Literaten auch über die die mit Randschriften bedeckten Seiten einer Manon Lescaut-Ausgabe hinweg, die in einer halbaufgerissenen Schublade lag. Aber niemand dachte daran, diesen Schatz vor den räuberischen Händen der die Geldwerte Zusammenraffenden in Sicherheit zu bringen und ein Buch zu erhalten, das als Zeugnis des menschlichen Herzens wohl bedeutend aufschlußreicher

Digitized by Google

gewesen sein mag als jene andere Manon Lescautausgabe aus dem Besitz des kleinen unglücklichen Kronprinzen. Das ist die auch die Bibliophilen, die doch sonst jedes Stückchen bedrucktes oder beschriebenes Papier von einigem Alter dreimal umdrehen, ehe sie es fortwerfen, narrende Ironie des täglichen Lebens. G. A. E. B.

Rupert Brooke †. Der englische Dichter Rupert Brooke starb als Freiwilliger an den Dardanellen an den Folgen eines Sonnenstiches. Seine Gedichte sind in verschiedenen englischen Zeitschriften und Anthologien verstreut, unter anderem in den von ihm und seinen Freunden John Drinkwater, Lascelles Abercrombie und Wilfrid Wilson Gibson herausgegebenen zwanglosen Heften „New Numbers". Diese Zeitschrift hat nur ein kurzes Dasein von vier Heften gehabt; das zuletzt erschienene enthält unter anderem Kriegssonette von Brooke. Ein fein empfundenes Gedicht, in dem er seinen frühen Tod vorausgeahnt hat, möge hier folgen; es gibt eine gute Vorstellung von seiner ausgesprochen lyrischen Begabung:

If I should die, think only this of me:
That there's some corner of a foreign field
That is for ever England. There shall be
In that rich earth a richer dust concealed;
A dust whom England bore, shaped, made aware,
Gave, once, her flowers to love, her ways to roam,
A body of England, breathing Englands air,
Washed by the rivers, blest by suns of home.

And think, this heart, all evil shed away
A pulse in the eternal mind, no less
Gives back somewhere the thoughts by England given:
Her sights and sounds; dreams happy as her day;
And laughter, learnt of friends; and gentleness,
In hearts at peace, under an English heaven.

Nur innige Liebe zur Heimat spricht aus diesen Versen, nicht Haß des Feindes; die edle Menschlichkeit, die sich hier offenbart, steht hoch über den zahllosen bombastischen und rohen Erzeugnissen des Hurrapatriotismus. Brooke hatte in Cambridge studiert. Im Jahre 1913 unternahm er eine große Reise um die Welt, er besuchte Kanada und die Vereinigten Staaten und kehrte über den Stillen Ozean nach England zurück. Seine Reiseeindrücke erschienen in der „Westminster Gazette", und gehören zu den anziehendsten Stücken journalistischer Prosa. In den „Times" widmete ihm *Winston Spencer Churchill* einen warm empfundenen Nachruf, der deshalb so merkwürdig ist, weil er zeigt, daß Churchill auch für edle Kunst Interesse und feines Verständnis hat. „Eine Stimme war vernehmbar geworden", so heißt es in diesem nur mit den Initialen W. C. S. unterzeichneten Artikel, „ein Ton war angeschlagen worden, der wahrer, durchdringender und besser als alle andern befähigt war, von dem Adel unserer Jugend in Waffen Zeugnis abzulegen und ihren Gedanken von Hingebung an das Vaterland Ausdruck zu verleihen, und mit einer Kraft begabt, denen Trost zu bringen, die ihre Blicke aus der Ferne so gespannt auf sie gerichtet halten. Diese Stimme ist schnell verstummt; nur ihr Echo und ihr Andenken bleiben; aber sie werden noch lange nachzittern. Die Gefühle, für die er in den wenigen, unvergleichlichen Kriegssonetten, die er uns hinterlassen hat, Worte fand, werden in den Herzen vieler Tausende von Jünglingen Widerhall finden, die entschlossen und freudig in diesen härtesten, grausamsten und am wenigsten belohnten (least-rewarded) aller Kriege ziehen, der je gekämpft worden ist." M. D. H.

Neuerwerbungen der Bibliothek des British Museum im Jahre 1914. Der amtliche Jahresbericht über das abgelaufene Jahr 1914 zählt verschiedene wichtige Erwerbungen auf. Auf der Versteigerung Dunn erstand die Abteilung der gedruckten Bücher, dank der Unterstützung einiger Freunde des Museums, den Kommentar des Servius zu Vergilius, eine Florentiner Ausgabe aus dem Jahre 1471, den ältesten Florentiner Druck überhaupt, in einem besonders schönen Einband, außerdem 82 andere Inkunabeln, die einige Lücken in den Sammlungen des Museums ausfüllen. Ferner erwarb man vom Domkapitel von Lincoln eine bemerkenswerte Sammlung von musikalischen Werken, hauptsächlich Madrigale, Motetten usw. von italienischen Tonsetzern aus dem XVI. und dem Beginn des XVII. Jahrhunderts. Von den übrigen Ankäufen verdient wohl die meiste Beachtung ein Bogen mit vier Ablaßbriefen, die mit einer Caxton-Type von Wynkyn de Worde 1498 gedruckt sind. Erwähnt werden muß ferner eine Ausgabe von The Boke of Surveying, von R. Redman um 1535 gedruckt.

Die Handschriftenabteilung erhielt infolge letztwilliger Verfügung der Lady *Layard*, der Witwe des bekannten Diplomaten und Ausgrabers von Niniveh, seine gesamte diplomatische und allgemeine Korrespondenz. Abgesehen von der politischen Bedeutung dieser Schriftstücke, von denen ein Teil auf den ausdrücklichen Wunsch des Foreign Office dem Publikum vorläufig nicht zugänglich sein wird, enthalten dieselben sehr reiches Material über die Ausgrabungen, die Layard in seinen jüngeren Jahren, 1845—1848, für das British Museum auf dem Boden des alten Niniveh und Babylon veranstaltet hatte. Eine andere wichtige Korrespondenz, die in den Besitz der Sammlung überging, ist die zwischen *George Canning* und *J. Hookham Frere*, die aus 160 Briefen besteht. Auf der Versteigerung der Bibliothek Dunn wurden verschiedene illuminierte Handschriften, und auf der Versteigerung Hodgkin einige wichtige politische Schriftstücke erworben. Ferner wurde eine frühe Fassung von *Philipp Sidneys Arcadia*, eine von den drei bekannten Handschriften, aus dem Besitz des verstorbenen B. Dobell angekauft. Ein interessantes Werk ist eine Originalhandschrift von *Popes Iliasübersetzung* in sechs Bänden, ein Gilbert White vom Dichter selbst dediziertes Exemplar, das zwei Tuschezeichnungen von der Hand Whites enthält, die einzigen von ihm bestehenden Porträts. Außerdem erhielt die Sammlung vom Egypt Exploration Found verschiedene wertvolle griechische Papyri

Digitized by Google

aus Oxyrrhynchus zum Geschenk. Zwei griechische Pergamenturkunden aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, die in Westmedien gefunden sind und als Unika ganz besonderes paläographisches Interesse haben, wurden käuflich erworben. Hervorgehoben werden müssen dann noch zwei Leihgaben von außergewöhnlicher Bedeutung, die, wie man hofft, der Bibliothek dauernd erhalten bleiben. Die eine besteht aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen des verstorbenen Captain *R. F. Scott*, die er auf seiner Südpolexpedition gemacht hat, einschließlich des Tagebuches, das er auf seiner letzten Reise nach und von dem Pol bis zu seinem Tode geführt hat; von seiner Gattin, Lady Scott, vorläufig im Museum deponiert. Die andere Leihgabe besteht aus Originalhandschriften berühmter Musiker und ist Eigentum der Königlichen Philharmonischen Gesellschaft; darunter befinden sich Werke von Beethoven, Haydn, Mendelssohn und Spohr.

M. D. H.

Der amerikanische Bibliophile *Henry E. Huntington* hat die Bibliothek eines andern Bücherfreundes, Frederick R. Halsey, deren Wert man auf über vier Millionen Mark schätzt, für etwa drei Millionen Mark gekauft. Dadurch wird die Bibliothek Huntington, die schon immer wegen ihrer Seltenheiten bekannt war, eine der größten und bedeutendsten Privatbibliotheken der Welt. Huntington wird die Duplikate, die er durch den Kauf erhielt, wahrscheinlich verauktionieren lassen. In der Bibliothek Huntington befinden sich unter anderm die Shakespeare-Quarto-Ausgaben und die Caxtons des Herzogs von Devonshire, viele Seltenheiten der Sammlung Robert Hoe und eine ganze Reihe von Raritäten aus der Bibliothek Huth. In der Bibliothek Halsey, die nun in den Besitz der Bibliothek Huntington übergegangen ist, sind unter anderm zahlreiche Serien erster Ausgaben früher und moderner englischer und amerikanischer Autoren. Sie umfaßt beispielsweise vier Shakespeare-Folioausgaben von 1623, 1632, 1663 und 1685, ein vollständiges Exemplar der „Sonnets" und eine Reihe der Shakespeare-Quartoausgaben. Die „Sonnets" sind bei Huntington nun doppelt vorhanden. Man kennt nur vier vollständige Exemplare. Die außerordentlich wertvolle Sammlung der Schriften von Poe umfaßt die einzige komplette Serie aller ersten bekannten Ausgaben. Sehr bedeutend ist auch die Dickens-Sammlung, sie enthält unter anderm „The Strange Gentleman" mit den Originalzeichnungen. Halsey besaß die beste Sammlung von Cruikshanks Zeichnungen in Amerika. Unter den vielen Hunderten Seltenheiten höchsten Ranges sind Amerikana, die kaum anderswo zu finden sind, zum Beispiel ein unbeschnittenes Exemplar des ersten Neuyorker Adreßbuches von 1786 und Eliots indianische Bibel. Ein schönes Stück ist auch ein Geschenkexemplar von Brownings „Pauline". Ferner enthält die Sammlung das einzige bekannte Exemplar von Lambs „King and Queen of Hearts".

S.-B.

Die Pariser Bibliotheken im Kriege. Weit mehr als in Deutschland leidet die Pflege des geistigen Lebens in Frankreich unter den Einwirkungen des Krieges, denn während die kleineren Bibliotheken fast alle geschlossen werden mußten, da ihre Beamten und Angestellten eingezogen wurden, halten selbst die größeren ihren Betrieb nur mit Mühe aufrecht. Nur die „Bibliothèque Nationale" hat keine wesentlichen Einschränkungen in ihrer Benutzungsordnung vorgenommen. Ihre Lese- und Arbeitssäle bleiben wie in Friedenszeiten geöffnet, dagegen sind (mit Ausnahme der Fortsetzung ihres großen Kataloges) alle sonstigen von ihr in Auftrag gegebenen oder beeinflußten Werke bis nach dem Kriege unterbrochen worden. Die Bibliothek „Sainte-Geneviève" hat die bisherige abendliche Benutzung von 6—10 Uhr vorerst aufgehoben, und ebenso bleiben für die Dauer des Krieges die Handschriften-, Inkunabel- und Kupferstichsäle geschlossen. Von den Einwirkungen des Krieges ist auch die „Bibliothèque de l'Institut" verhältnismäßig wenig berührt worden, dagegen wurde die mit ihr in Zusammenhang stehende Bibliothek Thiers an der Place Saint-George seit Kriegsbeginn in ein „Lazarett des Instituts" umgewandelt. Auch die historische Bibliothek der Stadt Paris konnte für den öffentlichen Besuch nicht geöffnet bleiben, da das Personal, soweit es nicht mehr für das Feld in Betracht kam, in städtische Dienste übernommen wurde, um dort die vielfachen Lücken auszufüllen, die durch die Einberufungen entstanden waren. Doch setzt der Konservator der Bibliothek und des Museums, Professor Marcel Poète, die schon im vergangenen Winter begonnenen Vorlesungen aus der Geschichte der Stadt Paris fort, und zugleich veranstaltet er von Zeit zu Zeit wechselnde Ausstellungen, um den Parisern für die dem Besuch vorerst nicht mehr zugänglichen Bibliotheks- und Museumsräume einen Ersatz zu bieten. (*Börsenblatt.*)

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

F. W. Haschke in *Leipzig*. Nr. 14. Alte und neue Buchkunst, Seltenheiten aus Literatur, Kunst und Musik, darunter viele Erstausgaben in nur schönen Exemplaren und guten Einbänden. 415 Nrn.

Wilhelm Heims in *Leipzig*. Nr. 28. Billige Bücher in tadellosen unbenutzten Exemplaren. I. Volks- u. Völkerkunde. II. Aus verschiedenen Wissenschaften. 517 Nrn.

Edmund Meyer in *Berlin W 35*. Nr. 38. Illustrierte Bücher — Bibliophile Publikationen. 614 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig*. Nr. 130. Deutsche Literatur unter besonderer Berücksichtigung von Goethe, Lessing, Schiller. 708 Nrn. — Verzeichnis der von Hofrat Dr. *Richard Maria Werner*, o. ö. Professor an der Universität Lemberg hinterlassenen *Hebbel-Sammlung*, nebst einigen Zusätzen herausgegeben von Friedrich Meyer (gemeinsam mit der Buchhandlung *Gustav Fock G. m. b. H.*). 891 Nrn. mit Namen- und Sachregister.

Martinus Nijhoff im *Haag*. Nr. 411. Vermischtes. 329 Nrn.

Digitized by Google

E. A. ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATALOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTENWERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNG-FEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNSTLER · ÜBERNIMMT AUFTRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDERARBEIT IN JEDER TECHNIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

Bekannte süddeutsche
PRIVAT-BIBLIOTHEK

enthaltend in der Hauptsache

Deutsche Literatur,

darunter viele **Erstausgaben** der **klassischen** und **romantischen Zeit,** sowie aus der Moderne, alles in hervorragenden Exemplaren nach streng wissenschaftlichen und bibliophilen Gesichtspunkten zusammengestellt, steht wegen Ablebens des Besitzers **ungeteilt** zum Verkauf. Ernsthafte Interessenten **(nicht Händler)** werden gebeten, sich an die Geschäftsstelle der „Zeitschrift für Bücherfreunde" in Leipzig, Hospitalstr. 11a unter **S. O. 17** zu wenden.

Günstige Gelegenheit für Goethefreunde u. Sammler

Zu verkaufen:

Goethes Werke, Ausgabe der Großherzogin von Sachsen-Weimar, Große Ausgabe sämtlich in handgebundenen Halblederbänden **tadellos neu,** soweit bisher erschienen:

I. Abteilung, Werke in engerem Sinne. Band 1—53
II. Abteilung, Naturwissenschaftliche Schriften. Band 1—5¹, 6—13
III. Abteilung, Tagebücher. Band 1—13
IV. Abteilung, Briefe. Band 1—50

statt M. 1200.— für M. 800.—

Gefällige Angebote an die Buchhandlung **Heinrich Jaffe, München, Briennerstr. 53.**

Digitized by Google

H. HAESSEL VERLAG LEIPZIG

Soeben ist erschienen:

COMEDIA
von
Zweien jungen Eheleuten
gestellt durch
Tobiam Stimmer von Schaffhausen, Maler
ANNO 1580,
den 22. Dezember
Nunmehr von neuem auf die Bahn gebracht
durch
Georg Witkowski

Leipzig 1915,
verlegts H. Haessel

Mark 1.20

Jakob Baechtold urteilte: „Das ganze Motiv, mit wahrer Komik behandelt, ist für jene Zeit so gut wie neu, die Durchführung ungewöhnlich gewandt. Wäre die Diktion graziöser, möchte man fast sagen, das Stimmersche Lustspiel trage etwas Shakespearisches an sich. Aber auch so halte ich es für die beste Komödie des Jahrhunderts."

Das „Berliner Tageblatt" schreibt: „Comedia von zweien jungen Eheleuten, wie sie sich in fürfallender Reis' beiderseits verhalten". Verfasser ist der Maler Tobias Stimmer aus Schaffhausen (1539—1584), ein Freund Fischarts und Nachahmer Holbeins. Sein „nüw schimpff spil" hat Georg Witkowski „nunmehr von neuem auf die Bahn gebracht" (Leipzig, H. Haessel). Das altertümelnde Büchelchen bringt auch die zum Stück gehörigen reizenden Zeichnungen Stimmers. Es treten acht Personen auf: der Schalksnarr, der Prolog und Epilog spricht, dann das Ehepaar Honoratus Hospes und Amorosa, die Magd Ancilla, ein Bote Currius, ein Kaufmann Mercurius, ein Bauer Gorgus. Bei der offenkundigen Deutsamkeit dieser Namen fällt es auf, daß der scheinheilig-lüsterne Pfarrer, der den Ehefrieden stört, Herr Hans heißt. Die Strafen für begangene Missetaten sind für Hans wie für Amorosa Prügel.

Ernsthaften Sammlern
sende ich meinen
Katalog Moderne Graphik
unberechnet
E. A. SEEMANN, VERLAG IN LEIPZIG

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI

LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

VII. Jahrgang | März 1916 | Heft 12

Pariser Brief.

In erfreulichem Gegensatz zu der erbärmlichen *französischen Kriegsliteratur*, die in den Redaktionszimmern und den Gelehrtenstuben geschrieben wird, steht die Soldatenliteratur, die in Flugblättern, Wochenschriften und Tageszeitungen an der Front entsteht und in den Schützengräben verbreitet wird. Sie ist frei von Eitelkeitskrämpfen, Prahlereien, gemeinen Verleumdungen und hysterischen Haßäußerungen. Die frische Landluft, die primitiven Beschäftigungen des Grabens, Bauens, Schmiedens in freier Luft, die männliche Betätigung als Kämpfer für Ehre und Vaterland, als Verteidiger von Haus und Hof, scheinen auch an der französischen Front gut zu wirken. Das beweisen französische Soldatenbriefe — nicht solche, die in Pariser Tageszeitungen erscheinen, sondern die echten, die von Mensch zu Mensch sprechen, deren Ursprünglichkeit vom Presseamt des französischen Kriegsministeriums weder überarbeitet noch gefälscht worden ist. Briefe, wie sie im vorigen Jahre in der „Revue de Paris" (15. August) veröffentlicht wurden, wie *Romain Rolland* sie aus allen Gegenden der Front erhielt, Briefe, wie sie auf Umwegen auch hin und wieder in deutsche Hände gelangen. Dem wütenden Gekläff Pariser Journalisten über die Beschießung der Kathedrale von Reims steht die briefliche Äußerung eines französischen Freundes gegenüber, die vieles Gedruckte wieder gut macht. Der inzwischen Gefallene schrieb: „Das Manifest der deutschen Intellektuellen hatte mich traurig gemacht. Ihr Brief aber scheint mir ein Beweis zu sein, daß es trotz alledem ein edles Deutschland gibt. Dank, ich achte Sie, und ich drücke Ihnen die Hand, die Sie mir über den Schlachtenlärm hinweg bieten . . . Verstehen Sie mich aber richtig! Ich dachte, auch ich müßte verhindern, daß mein Land verwüstet wird, daß die Denkmäler, die ich bewundere, zerstört werden. Ich habe mich freiwillig gestellt, als ich von der Beschießung der Kathedrale von Reims erfuhr und ich beglückwünschte mich zu diesem Entschluß. Seitdem ich im Schützengraben an der Front Infanterist bin, kann ich nicht mehr an die Kunst und an alles, was ich liebe, denken, solange die Deutschen in Frankreich sind". Schlicht und ernst klingen diese Worte dieses Franzosen, der für die Arbeit nach dem Kriege uns so wertvoll hätte werden können.

Die gleiche Einfachheit, dieselbe Ruhe und dieselbe Männlichkeit spricht aus den französischen Frontzeitungen, deren erste im Dezember 1914 gegründet wurde, und von denen im Laufe des Jahres 1915 48 entstanden. Sie führen nach der „Action française" vom 18. Juni 1915 und nach eigenen Informationen folgende Titel: A mon sac; L'Autobus; Le Boyou, organe du 115e; Le Canard poilu; La Chéchie; Le Cri de guerre, organe de la 103e brigade l'infanterie; Le Cri de Vaux; Le diable au Cor, de la 3e brigade de chasseurs alpins; L'Echo de l'Argonne; L'Echo des Boyaux; L'Echo du 17e territorial; L'Echo des Gourbis; L'Echo des Guitounes, du 144e; L'Echo des Marmites, du 309e; L'Echo . . . Rit . . . Dort; L'Echo du Ravin, journal du secteur 16; L'Echo des Tranchées, du 18e territorial, directeur M. Paul Reboux; L'Echo des Tranchées britanniques; La gerbe; La Gazette des Tranchées; La Girouette de Montmartre; Le Hareng verni; Les Imberbes; Le Journal des Poilus; Le Journal de route; Le Lapin à plumes; Marmita, du 267e; Le Marcheur du 88e; Le Petit Boyau; Le Petit Echo du 13e territorial; Le Poilu, journal des tranchées de Champagne; Le Poilu, organe du 203e; Le Poilu enchaîné; Le Poilu grognard; La Rascasse territoriale; Le Rigolboche; Le Son du Cor; Le Sourire de l'Argonne; Le Torpilleur, du 70e territorial; Le Tourneboche; Le Troglodyte; La Voix du 75; La Woèvre joyeuse; Le Petit Voisognard; L'Echo du Carrefour; Ah Bath; Poilus et Marie Louise.

Da die französische Front seit einem Jahre, und zwar seit der Begründung der ersten Schützengrabenzeitung nur 80 Kilometer von Paris entfernt ist, so ergab es sich ganz von selbst, daß ein Teil dieser Schützengrabenzeitungen in Paris selbst gedruckt wurde. Die Militärdruckerei Berger-Levrault und Pariser Vorortdruckereien in Fontenay aux Roses und in Choisy le Roi übernahmen derartige Aufträge. Diese Frontzeitungen können infolge dieses Umstandes auch in Paris vertrieben werden und sind sogar ins Ausland gedrungen. Aber auch an den Frontabschnitten, die weiter von Paris, ja selbst von kleineren Städten entfernt liegen, sind Schützengrabenzeitungen entstanden, die nur in unregelmäßigen Zeitabständen in winzigem Format, ja teilweise nur in Schreibmaschinenvervielfältigung erscheinen. Die meisten dieser Zeitungen tragen einen improvisierten Charakter, viele sind mit kleinen Federzeichnungen illustriert; einige enthalten sogar Notenbeilagen. Zuweilen werden in diesen Schützen-

Digitized by Google

grabenzeitungen Programme von Konzerten, Marionettentheatervorstellungen, Filmaufführungen und Cabaretveranstaltungen veröffentlicht. *Pierre Albin* hat im Verlag von Berger-Levrault in Paris kürzlich eine Anzahl faksimilierter Auszüge aus diesen französischen Schützengrabenzeitungen veröffentlicht, die einen guten Überblick über ihren äußeren und inneren Charakter gewähren.

Nach der Lektüre französischer Kriegsschriften wirken diese Erzeugnisse der Menschen an der Front erleichternd und befreiend. Humor, Übermut, Abenteuerfreude, Rauflust und Trinkfröhlichkeit, geistvolle Verspottungen des Feindes aus heiterem Herzen und bäurische Derbheit toben sich in den Gedichten, Skizzen, Aphorismen, Echos, Novellen und Romanen aus. — An diesen flüchtigen Einfällen und frischen Schöpfungen des Krieges erkennt man, daß auch das französische Volk des XX. Jahrhunderts von dem französischen Volk des XVI. und XVII. Jahrhunderts abstammt.

Et le boyau, péniblement,
s'avance, tout en zigzaguant
Vers les Alboches.
Mais, dame, faut pas aller trop loin
sans se retrancher avec soin
Ah! c'que c'est moche!

„Dieses Lachen", schreibt der Herausgeber Pierre Albin, „verachtet weder die Kraft noch den Wert des Feindes, wenn dieser Wert sich dartut."

Das „Echo de l'Argonne", eine der ältesten Schützengrabenzeitungen, veröffentlichte in seiner zweiten Nummer vom 29. Oktober 1914 folgenden Brief eines Soldaten an einen Boche, der ihm gegenüber in einem Schützengraben sitzt:

Depuis que dans tes trous, avoc tes abatis,
Tu croupis,
Dis-moi donc quels pensers roulent dans ta caboche,
Hé! l'Alboche!
De nos braves poilus tu te crois le vainqueur!
Et ta soeur?
Tu crois que tes (minen) nous colloquent la foire?
Quelle poire!
Et que sous tes shrapnels bientôt nous serons frits!
Non, tu ris!
Viens donc ici pour voir si je crains ta musique
Diabolique,
Et si tes hurlements font céder le troupier
D'un seul pied.
Faute de bon boulot, vous jetez vos marmites,
Pas petites,
La mienne, je m'en sers pour faire un bon frichti
Réussi.
On t'a dit sûrement que la France battue
Est foutue,
Que les Anglais, fichus, seront flanqués à l'eau
Tout de go,
Et que, sur l'autre front, la puissante Russie
Est roussie.
Enfin que sur le monde il tend son gant de fer
Ton Kaiser!

A te voir ei crédule, oh! que je me gondole
Et rigole!
C'est par trop bête enfin, tu coupes dans le pont,
Mon colon!
Je veux donc, sans farder, te conter une histoire
Bien notoire:
Devant toi, jour et nuit, tu combats sans succès
Les Français,
Et, pour te vaincre, il a plus d'un tour dans son coffre,
Notre Joffre;
Des Anglais, chaque jour, tu reçois ... quek rosbif!
Sur le pif;
Puis le Russe de taille une rude croupière
Par derrière;
Et le Belge vaillant, qui ne s'est pas rendu,
Qu'en dis-tu?
Mets bien ces vérités au fond de ta caboche,
Pouvre Boche!
Et si tu veux rentrer sans perdre ton grimpant,
F ... le camp!
Car, sans peur, nous risquons, pour l'honneur du drapeau,
Notre peau;
S'il le faut, nous mourrons, crois-le, sans défaillance,
Pour la France!

Daß an der Front nicht nur die Deutschen verspottet werden, sondern auch die Pariser, zeigt folgende Strophe:

A Sarah Bernhardt
Jalouse d'héroique gloire,
Quand tous les mutilés sont rois,
Elle veut entrer dans l'Histoire
Avec une jambe de bois!

Wie diesen Soldatengedichten der bittere, der böse der grausame und der hochmütige Ton von Pariser Erzeugnissen fehlt, so erinnert auch der in endlosen Fortsetzungen erscheinende Roman „Thomas Bouffart" in der Zeitung „*Le joyeux Poilu*" (3 rue de Rocroy Paris X) an Erzählungen aus der Landknechtszeit. Ja, ich möchte sagen, der anonyme Verfasser erscheint wie ein Nachkomme von Rabelais, Lafontaine und Claude Tillier, nicht von der Weite und der Tiefe dieser alten Franzosen, aber doch vom gleichen Stamme.

Es lohnt sich, diesen Roman zu sammeln und später einmal diese und ähnliche Erzeugnisse des Krieges mit dem Werk des größten, französischen Dichters der Gegenwart zu vergleichen, das vor dem Kriege geschrieben, vermutlich erst nach dem Kriege erscheinen wird. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß ich das Manuskript kenne, daß ich auch jetzt es wieder und wieder lesen kann und daß ich aus diesem Meisterwerk und den Soldatenromanen des Krieges erfahren habe, wieviel Kraft noch heute im französischen Volk steckt und wie groß und stark die demokratische Literatur Frankreichs war, bevor Richelieu sie in die akademische Zwangsjacke schnürte, und daß diese alte Kraft mehr denn je sich wieder hervordrängt.

Die reaktionären Kreise in Paris lassen in den Schützengräben Flugblätter verbreiten, Auszüge aus den Schriften der religiösen Schriftsteller *Charles*

Digitized by Google

Wagner, Wilfred Monod, H. F. Amiel, I. M. Guyau, Channing, F. de Lamennais und so weiter. Die bekannte ehemals deutsche Buchhandlung Fischbacher, 33 rue de Seine, hat den Vertrieb dieser Flugschriften übernommen; sie entgeht auf diese Weise der Deutschenhetze, die die Klerikalen gegen alle deutschen Elemente in Frankreich führen.

Daß im Schützengraben, in der belgisch-englisch-französisch-asiatisch- und afrikanischen Völkervermischung die Sprache sich wandelt und umformt, zeigt die Schützengrabenliteratur in besonders deutlicher Form. Viele Worte haben eine neue Prägung erfahren, andere sind aus der Vergessenheit von Jahrhunderten wieder auferstanden. Die Bezeichnung *„boche"*, die übrigens schon 1866 bei Alfred Delvau, dann bei Eugène Boutmy, bei Courteline und bei Aristide Bruant vorkommt, wird sicher bleiben. *Boyau* für *fossé* findet sich schon in Littré; *zigouiller* für *tuer* scheint aus dem Poitou zu stammen; *marmite* kommt bereits in einem militärischen Lexikon von 1758 vor; *tacot* für *automobile* scheint nach dem knatternden Geräusch des Automobils gebildet zu sein. *Sainéan* hat kürzlich über den Argot der Schützengräben eine Studie veröffentlicht, die mir selbst noch nicht zugänglich ist, aber, nach dem „Temps" vom 24. Januar, manche interessante Aufschlüsse enthält.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Wiener Brief.

Als Luxuswerk über den Krieg erwähnen wir die vom Ministerium der Landesverteidigung in Lieferungen herausgegebene *„Ehrenhalle"*, mit deren Herstellung die Wiener *Gesellschaft für graphische Industrie* betraut wurde. Die neue Publikation, von der die Abteilungen über Wien und Innsbruck bereits vorliegen, will ein Buchdenkmal der Heldentaten unseres Heeres darstellen.

Vom Interesse am Kriege beherrscht erscheinen auch die letzten *„Mitteilungen der k. k. Zentralkomission für Denkmalpflege"* (Band XIV, Nr. 9 und Doppelnummer 10/11, Wien, Kunstverlag von Anton Schroll & Co.). Anton Morassi schreibt darin ausführlich, mit Verwendung zahlreichen Bilderstoffes, über Skulpturwerke der Barockzeit im Görzer Dome. Robert Eigenberger löst einige Fragen der praktischen Denkmalpflege und gibt recht anziehende Hinweise auf *Renaissance-Epitaphe aus den Arkaden des Steyrer Friedhofs.* In Steyr wäre noch manches, auch literarisch Bedeutsame aufzunehmen, zum Beispiel der schöne, stilvolle Grabstein des alten, höchst ordentlichen Dichters der „Unordnung", *Matthias Abele von und zu Lilienberg,* das sein Biograph Hans Halm aufgesucht und bestimmt, aber leider in seinem Buche nicht abgebildet hat. Recht erfreulich ist E. W. Brauns Versprechen, die wertvollen alten Aquarelle zu publizieren, die im Vorjahre durch eine freigebige Schenkung an das *Troppauer Kaiser Franz-Josef-Museum* gelangten; Bilder von Städten, Kirchen und Schlössern Schlesiens und Mährens, die der Architekt *Franz Biela* in den Jahren 1812 bis etwa 1850 malte. Im Zusammenhange damit reproduziert Braun eine im Jahre 1841 aufgenommene Aquarellansicht des Liechtensteinschen Schlosses zu Mährisch-Sternberg, dessen einzige genaue Wiedergabe vor der Restaurierung und als solche für den Kunstfreund um so wichtiger, da Pipers Werk über die österreichischen Burgen vom Schlosse Sternberg nichts sagt.

Tadeusz Szydlowski setzt seine anschaulichen, auf zahlreiche Bilder gestützten Berichte über die Verheerungen des Krieges an den galizischen Kunstdenkmälern fort. Anton Gnirs liefert einen größeren Beitrag über das historische *Kastell in Sanvincenti* (Istrien).

Das Hauptwerk der kunstgeschichtlichen Bestrebungen in Österreich, das *Jahrbuch des kunsthistorischen Instituts der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege,* herausgegeben von M. Dvořak, wurde vom Kriege am rechtzeitigen Erscheinen um ein ganzes Jahr behindert. Der Jahrgang 1914 (Heft I—IV) wird in diesen Tagen bei *Anton Schroll & Co.* ausgegeben werden. Als Vorläufer erschien der Sonderdruck der darin enthaltenen großen Arbeit von Anton Gnirs: *Die christliche Kultusanlage aus Konstantinischer Zeit am Platze des Domes in Aquileja,* ein mit 12 Tafeln und 34 Abbildungen versehenes reichhaltiges Material, besonders für die Mosaikbilder.

Aus tiefgehenden Studien heraus zeichnet *Erich von Kahler* „Weltgesicht und Politik", ein Werk, dessen Verfasser — ein geborener Prager — in Wien wirkt. Es ist die dritte, mehr als verdoppelte Auflage der hier vor einem Jahre besprochenen Schrift: „Der vorige, der heutige und der künftige Feind". Drei starke Auflagen einer gar nicht populären und schwer genießbaren Flugschrift sind etwas Seltenes. Die reichsdeutschen Blätter widmeten ihr ausführliche Worte, in Wien fand sich dafür außer dem Berichterstatter der „Zeitschrift für Bücherfreunde" kein einziger Referent. Ich weiß nicht, warum; etwa weil Kahler nicht immer die verbundenen Mächte besonders aufzählt, sondern kurz von Deutschland spricht, dessen Feind und dessen Pflicht eben auch unsere sind? Eher scheint es, daß die schwierige Sprache von der Lektüre abhielt. Mit Italien schlägt sich der Verfasser nicht erst herum. Er weist es mit seinen Absichten zu Frankreich, dem „vorigen Feind", zur lateinischen Familie des aristokratisch-demokratischen Parteigegensatzes. Viel wichtiger ist ihm der gegenwärtige, britische Feind, mit dem liberal-konservativen Gegensatz, und der künftige, Rußland, den wir vorläufig gar nicht als die Gefahr erkennen, die er für uns bedeutet.

Grillparzers 125. Geburtstag hatte eine Reihe von Aufsätzen im Gefolge, die natürlich im Werte weit voneinander abstanden, mit wenigen Ausnahmen — zum Beispiel Rosenthals Essay „Grillparzer und die Bühne" (Österreichische Rundschau) — nur Bekanntes wiederholten oder Grillparzers Ansichten mit der gegenwärtigen Bewegung verbinden wollten. Vor solchen Blättchen des Tages bleibt das vortreffliche, überall nach Verdienst gewürdigte Buch *Kleinbergs,* „Franz Grillparzer" (in der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur- und

Digitized by Google

Geisteswelt") eine Leistung, die zufällig am Jubiläumstage ihres Helden hervortritt, sich aber über den Gelegenheitscharakter hinaushebt.

Das für die „Österreichische Bibliothek" bestimmte Burgtheater-Büchlein *Smekals* werden wir nicht in dieser Sammlung antreffen. Aus äußeren Gründen war es nicht darin unterzubringen, und so entschloß sich der Verfasser zu einer kleinen Erweiterung seiner Arbeit und wird sie nun, von 50 Bildern begleitet, im Kunstverlage von *Anton Schroll & Co.* erscheinen lassen.

Als Abschluß der Ehrungen zu *Franz Keims 75. Geburtstag* ließ die nach dem Dichter benannte Ortsgruppe des deutschen Schulvereins in Wien ein schön gedrucktes „Festbuch" unter der Leitung von Hans Rolf Ambroschitz herausgeben, worin alle literarischen und wissenschaftlichen Freunde des gefeierten Jubilars mit ihren Widmungen auftreten. Neben den poetischen Beiträgen sind die biographischen Aufsätze von Rosegger, Ratislav, namentlich aber die gediegene Arbeit des Historikers und Numismatikers *Josef Schwerdfeger* „Franz Keim und St. Pölten" hervorzuheben.

Unter den diesjährigen österreichischen Almanachen und Kalendern kann trotz mancher Luxusausgabe dieses oder jenes Fürsorgekalenders nur der *Deutsche Bibliophilen-Kalender* in Betracht kommen. Mit dem vierten Jahrgange hat ihn Hans Feigl nun zum zweitenmal im Kriege herausgebracht (Verlag von Moritz Perles, k. u. k. Hofbuchhändler in Wien). Die Ausstattung ist gegenüber den früheren Jahrgängen nicht zurückgeblieben, und der Inhalt bietet manches Interessante, so zum Beispiel Leopold Winarskys Aufsatz über *Sozialistische Bibliophilie* und M. Groligs reichhaltige *Bibliographie zum Thema des Buchtitels.* Auch in dieses Jahrbuch hat der Krieg hineingegriffen mit den ernsten Kapiteln von den gefallenen Büchermeistern und -Freunden, daneben steht eine gründliche Untersuchung Michael Rabenlechners über das bekannte falsche Kriegsgedicht, das unter Hamerlings Namen Aufsehen erregte. Max Morold widmet dem in Leserkreisen vergessenen *Leopold Schefer* (besonders dem Novellisten) eine ruhige Würdigung. Heinrich Simon hält seinem Freunde *Heymel* den Nekrolog (mit Bildnis), während der zweite Porträtartikel dem 1914 verstorbenen Wiener Bibliophilen *Friedrich Haßlwander* gewidmet ist.

Zu Lichtmeß starb *Vinzenz Chiavacci.* Nach den Qualen seiner letzten Jahre ist er ohne Bitterkeit und ohne Mißmut verschieden. Man stellt ihn in die Reihe der Schlögl, Groß, Pötzl. Soweit mag es ja stimmen, denn sie alle haben nur für Wien gelebt und von Wien geschrieben, ohne deshalb unter demselben Hute zu bleiben, weil es ihre verschiedenen Naturen darunter nicht vertragen hätten. Von Satire oder hämischem, altwienerischem Griesgram war bei Chiavacci nichts zu spüren. Mild ist er gewesen, im letzten Grund immer zufrieden und er war derjenige seiner Genossen, der seine Vaterstadt verhältnismäßig am objektivsten betrachten konnte. Im allgemeinen und in der Menge galt er als der Schöpfer der Naschmarktfigur, der das Protokoll der vox populi schrieb oder hie und da eine Komödie „im Bezirk" aufführen ließ. Sie vergessen, daß dieser Mann der „Wiener Bilder" eine abgeschlossene Wissenschaft von der Wiener Art besaß, eine Wissenschaft, die man nicht erlernt, sondern erlebt. Das beständige Studium der Umgangssprache hat ihn nicht nur zum „gerichtlichen" Sachverständigen erhoben, er hat nach einem wohlerwogenen Urteile Jakob Minors wie kein Zweiter diese Mundart in Laut und Satz wiedergegeben. Aus dem Erleben wußte er besten Bescheid über Nestroy und Anzengruber, wohltätig wirkte seine ruhige Weise, die nie keifte oder kleinlich aufjammerte, wenn ein altes Gerümpel aus der Baulinie fiel. Er wußte eben auch von den Sünden und Schwächen seiner Leute vom Grunde zu sagen, er konnte ernst und scharf eine Goneril aus der Vorstadt zeichnen, und dort gelangen ihm Stücke, die ihn über den Kreis eines Lokaldichters erheben.

Wien, den 5. Februar 1916. *Erich Mennbier.*

Römischer Brief.

In meinem vorigen Brief habe ich über die abenteuerliche Nachdrucksgeschichte von Amici's „Cuore" und mehrerer Opernpartituren, die in Neapel aufgedeckt wurde, berichtet. Wieder ist es Neapel, wo in Kürze vor den Gerichten ein Prozeß zur Verhandlung kommen wird, den der Mailänder Verleger *Ulrico Hoepli* gegen den Neapolitaner Verleger *Francesco Perrella,* zwar nicht wegen Nachdrucks, aber wegen unberechtigten Abdrucks eines Manuskripts angestrengt hat. Es ist nicht allgemein bekannt, daß von *Manzonis „Promessi Sposi"* eine ältere Fassung existiert, die den Titel *„Sposi Promessi"* führt. Aus vielerlei Gründen, künstlerischer wie moralischer und religiöser Natur, hat die zweite, allgemein bekannte Fassung von Manzonis „Verlobten" durchgreifende Umänderungen erfahren; mehrere Kapitel sind darin sogar ganz unterdrückt worden. Als der Dichter im Jahre 1873 gestorben war, kam die Originalhandschrift dieser ursprünglichen Fassung schließlich in den Besitz seiner Enkelin, Vittoria Manzoni, der Gattin eines gewissen Pietro Brambilla. Dieser stiftete im Jahre 1885 der Nationalbibliothek der „Brera" in Mailand ein Manzoni-Zimmer, die sogenannte „Sala Manzoniana". Die noch in seinem Besitz befindlichen Handschriften, Briefe und Papiere des Dichters überließ er der Bibliothek, jedoch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß das Recht der Veröffentlichung, Reproduktion oder Abschrift dieses Nachlasses dem Verleger Ulrico Hoepli, an den die Erben Manzonis ein Vertrag band, vorbehalten bliebe. Vor einer Reihe von Jahren ließ Hoepli in Ausnützung dieser seiner Rechte aus diesen Manzonischen Papieren eine Auswahl veröffentlichen, die auch die in der zweiten Fassung der „Promessi Sposi" weggelassenen Kapitel enthielt. Diese Auswahl — sie erhielt den Titel „Brani inediti" (Unveröffentlichte Stücke) — war von den Professoren Giovanni Sforza, Michele Scherillo und Giuseppe Gallavaresi besorgt worden. Ob den Verleger nur kaufmännische Gründe abgehalten haben,

Digitized by Google

eine Gesamtausgabe dieser ersten Fassung zu veröffentlichen, kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen, möchte es aber vermuten; denn, wenn schon der allgemein bekannten Ausgabe der „Promessi Sposi" heute in Italien bei der völlig veränderten Geistesrichtung in weiten Kreisen mehr und mehr nur noch literargeschichtliches Interesse entgegengebracht wird, so ist kaum anzunehmen, daß der Kreis derer, die sich für die ursprüngliche Fassung *wirklich* interessieren, groß genug ist, um einen Gesamtneudruck dieses umfangreichen Romans zu rechtfertigen. Ob nun der Wunsch weiterer Kreise, diese Urfassung zu lesen, Veranlassung gewesen ist, oder, was mehr wahrscheinlich scheint, der Geschäftssinn des Neapolitaner Verlegers — jedenfalls unternahmen es die beiden Neapolitaner Gelehrten *Giuseppe Lesca* und *Achille Pellizzari* im Verein mit dem Verleger Francesco Perella, eine Ausgabe davon zu veranstalten. Die Bestimmungen der Manzonischen Erben, die Hoepli alle Veröffentlichungsrechte einräumten, machten es jedoch unmöglich, an die Handschrift heran zu kommen. So steckten sich die Neapolitaner Herren hinter den Unterrichtsminister, und dieser beauftragte den Präfekten der „Brera", einer *Staats*bibliothek, die Handschrift den beiden Gelehrten zur Abschrift zu überlassen. Der Verleger Hoepli hat natürlich, zugleich im Auftrage der Erben, sofort Einspruch erhoben. Die Herausgeber Lesca und Pellizzari wenden jedoch ein, und, wie es heißt, werden sie in dieser Auffassung von namhaften italienischen Juristen gestützt, daß seit dem Jahre 1913 zu der Veröffentlichung jeder berechtigt sei, da in Italien die Urheberrechte vierzig Jahre nach dem Tode des Dichters erlöschen; und zwar gelte diese Bestimmung nicht nur für die gedruckten, sondern auch für die bis dahin noch ungedruckten Werke (ob letzteres zutreffend, ist mir nicht bekannt). Die Erben könnten höchstens dann Einspruch gegen die Veröffentlichung erheben, wenn dadurch der gute Name des Verfassers Schaden litte; davon aber könne im vorliegenden Falle keine Rede sein. Da überdies ein Teil, eben jene „Brani inediti", schon veröffentlicht seien, wären auch alle weiteren Ausgaben ohne Bedenken zulässig. Die Herausgeber stützen sich auch auf eine Art moralisches Moment, indem sie behaupten, sie hätten Manzoni durch ihre Publikation nur einen Dienst erwiesen, da sie dem Leser einen vollständigen Roman, statt jener von Hoepli in den „Brani inediti" veröffentlichten Fragmente, vorlegten; auch sei die von ihnen besorgte Abschrift weit korrekter. Über den Ausgang des Prozesses, den Hoepli gegen Perella anstrengen will, darf man vom urheberrechtlichen Standpunkte aus sehr gespannt sein.

Die bedeutendste literarisch-politische Zeitschrift Italiens, die in Rom erscheinende „*Nuova Antologia*", feierte im Januar dieses Jahres das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens. Die erste Nummer erschien am 31. Januar 1866 in Florenz; sie enthielt einen Aufsatz ven *Terenzio Mamiani,* der die Forderung aufstellte, Rom zur Hauptstadt des neuen Italien zu machen, ferner eine Studie des später durch seine Virgilforschungen so berühmt gewordenen Philologen *Comparetti* über „Virgil in der literarischen Tradition bis auf Dante" und eine Biographie *d'Azeglio's* aus der Feder von *Gino Capponi.* Das ursprüngliche Programm der „Nuova Antologia" war die Fortsetzung der Ideen der „Antologia" (daher „*Nuova*" Antologia), die der Florentiner Verleger Vieusseux aus Genf zur Belebung und Förderung der liberalen Bestrebungen in Florenz und der Toscana gegründet hatte. Seit bald dreißig Jahren wird die „Nuova Antologia" mit größtem Erfolge von dem Senator *Maggiorini Ferraris* herausgegeben, und es gibt wohl kaum ein Ereignis oder eine literarische, geistige oder politische Erscheinung von einiger Bedeutung in Italien und im Auslande, wozu diese einflußreiche Zeitschrift nicht einmal aus berufener Feder in irgendeiner Weise Stellung genommen hat.

Guglielmo Ferrero, der durch sein großes Werk „*Größe und Niedergang Roms*" berühmt gewordene italienische Historiker, hat sich mit *Julien Luchaire,* dem Direktor des „Institut Français" in Florenz, und Gründer des „Comité France-Italie", zum Zwecke der Gründung einer neuen Zeitschrift zusammengetan. Das Blatt wird den Titel „*Le monde latin*" führen und soll dem Zwecke dienen, wie es in der Ankündigung heißt, „intimeren Zusammenhang der Geister und Herzen Frankreichs und derer, die es lieben", zu schaffen. Guglielmo Ferrero hat übrigens kürzlich durch die Veröffentlichung der Eindrücke seiner dritten Reise an die französische Front viel von sich reden gemacht. Bei aller Sympathie für Frankreich und der von ihm nie verhehlten Neigung zur „Entente" bleibt er in seinen Beobachtungen und Urteilen, die treffend und sicher sind, frei von Übertreibungen, Ungerechtigkeiten und Beschimpfungen des Gegners. In diesem Zusammenhange seien auch ein paar interessante Bemerkungen aus einem Artikel Ferreros hier wiedergegeben, den der Gelehrte kürzlich als Beitrag für eine unter dem Protektorat der Königin-Mutter zum Besten der italienischen Soldaten veranstaltete Veröffentlichung gestiftet hat: „Die Frostigen, die nicht mehr leben konnten, ohne wenigstens sechs Monate im Jahre den Ofen zu brennen, haben schon einen langen und kalten Winter in den Schützengräben zugebracht und trotzen bereits einem zweiten. Die „Überhygienischen" haben sich gewöhnt, Wochen hindurch weder Seife anzurühren, noch die Wäsche zu wechseln. Verwöhnte, denen langer Schlaf in guten Betten und alle Bequemlichkeiten unentbehrlich schienen, lernten in wenigen Wochen angekleidet auf dem Stroh zu schlafen und sich im Fluß zu baden wie die Alten. Bisher meinten alle, die Straßen seien nie genügend beleuchtet, die Eisenbahnzüge nicht zahlreich und schnell genug; heute kehren in vielen Städten, selbst in Paris, die wenigen Ausgänger zeitig durch dunkle Straßen nach Hause zurück, und niemand murrt. In ganz Europa, auch in den nicht Krieg führenden Ländern, sind die Züge weniger und langsamer geworden, und die Reisenden zu langen Aufenthalten auf den Zwischenstationen gezwungen; aber die Leute schweigen und schicken sich in das Unvermeidliche. Wenn vor dem Kriege die Geschäfte einmal zu wünschen übrig ließen, schimpfte alles, daß

Digitized by Google

es so unmöglich weiter gehen könne, daß die Zustände unerträglich seien. Heute beklagt sich niemand; alle haben sich bequemt, sich einzuschränken und die Gier nach Besitz und nach Genuß, die die Menschen unzufrieden und unerträglich machte, ist mit einem Schlage in vielen Herzen erloschen. Die Franzosen haben die Tugend der Geduld gelernt und schimpfen nicht mehr auf ihre Regierung; die Deutschen haben die Tugend der Nüchternheit gelernt und essen wenig (!): Wer hätte das vorausgesagt; die Welt hat ihr Gesicht verändert!"

Die Königliche Buchdruckerschule in Turin, die ab und an wertvolle Beiträge zur Geschichte des Buchdrucks und der Schrift in typographisch mustergültiger Ausführung veröffentlicht, kündigt das Erscheinen einer nützlichen Arbeit von Edoardo Cotti, des Zeichenlehrers an dieser Schule, an, die den Titel trägt: „*Origine della scrittura e derivazione morfologica dell' alfabeto per uso degli studiosi in generale e per tutte le scuole di natura tecnica.*" (Über den Ursprung der Schrift und über die Entstehung des Alphabets zum Gebrauch der Studierenden im allgemeinen und für die technischen Schulen.) — Die im Dezember erchienene Nummer 3 der „*Arte tipografica*", des von dieser Schule herausgegebenen Fachblattes, enthält unter anderem einen interessanten Aufsatz über die Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig im Jahre 1914 aus der Feder von Giovanni Cerutti, sowie eine Arbeit über die auf dieser Ausstellung von der Buchdruckerschule in Turin veranstaltete Sonderschau. Auch der Jahresbericht der Schule über das Schuljahr 1912/13, der kürzlich erschienen ist, ist durch seine Mitteilungen interessant und durch die hervorragend schöne Ausstattung beachtenswert.

Vom 1. Februar ab ist in Italien die Veröffentlichung von Photographien, Skizzen oder Zeichnungen, die in irgendeiner Beziehung zur Armee, zum Kriege oder zur Kriegszone stehen, untersagt, sofern sie nicht zuvor dem militärischen Zensuramt bei der obersten Heeresleitung vorgelegen haben. Von jeder zur Veröffentlichung bestimmten Darstellung sind drei Exemplare an dieses Amt einzusenden, und der genaue Text, von dem das Bild begleitet sein wird, anzugeben. Die Zensurbehörde behält zwei Exemplare davon für sich und gibt dem Antragsteller das dritte, mit dem Stempel der Heeresleitung und der Unterschrift des Zensors versehen, zurück. Laut Vereinbarung zwischen dem Ministerium des Innern und der Obersten Heeresleitung werden die Ämter für die Präventivzensur der Presse die Veröffentlichung von Darstellungen nicht mehr gestatten, wenn sie nicht das Visum der militärischen Zensurbehörde tragen. — Man stelle sich vor, wie viel Mühe es kostet, wenn Zeitungen und Zeitschriften bei jeder militärischen Abbildung, die sie veröffentlichen wollen, — und gegenwärtig bringen die Blätter ja kaum Darstellungen anderen Charakters — diesen umständlichen Weg gehen müssen, und wieviel Zeit vergehen mag, bis die Erlaubnis zur Veröffentlichung von der Heeresleitung schließlich eingeht. Die natürliche Wirkung wird wahrscheinlich sein, daß die Blätter, die auf einen bestimmten Termin erscheinen müssen, aus technischen Gründen keine Abbildungen militärischen Charakters werden bringen können, oder höchstens solche, die kein aktuelles Interesse mehr haben. Aber das dürfte wahrscheinlich auch der Zweck dieser Maßregel sein.

Der bekannte Turiner Buchhändler *G. Bocca* hat nach mühevoller Arbeit kürzlich ein Werk vollendet, in dem er alle alten Inschriften auf Antiken und Denkmälern aller Art, an denen Turin besonders reich ist, zusammengestellt hat. Das schön ausgestattete Buch ist bei dem Verfasser selbst erschienen.

Die kürzlich in Italien erfolgte Erhöhung der Posttarife — gewöhnliche Inlandbriefe von 15 Gramm Gewicht wurden zum Beispiel von 15 auf 20 Centesimi erhöht — veranlaßt *Paolo Pecca* in der Zeitschrift „*Economista*" zu interessanten Mitteilungen über die Postverhältnisse Roms im XVIII. Jahrhundert. Er erzählt, daß das Briefporto, sowie alle anderen Postsätze im Kirchenstaat außerordentlich hoch gewesen seien und, wie es scheint, haben diese hohen Tarife die private Konkurrenz auf den Plan gerufen. Die Regierung des Kirchenstaats wachte jedoch eifersüchtig über ihren Rechten und schützte mit allen Mitteln die von ihr eingesetzten Konzessionäre. Die strengsten Strafen wurden denjenigen angedroht, die sich unterständen, Postdienste ohne die nötige Ermächtigung zu leisten. In dem „*Bando Generale delle poste per Roma e Stato Ecclesiastico*" vom 12. Juli 1715 wird aufs strengste verboten, Pferde zu Postdiensten herzuleihen, sowohl für gewöhnliche, wie für Expresskuriere, und ebenso an alle anderen Personen, sofern diese nicht im Besitze einer ausdrücklichen Lizenz des Generalpostmeisters Seiner Heiligkeit, des Marchese Francesco Maria Monti Bentin, oder eines seiner Beauftragten seien. Das Verbot droht die Wegnahme der Pferde an, und eine Strafe von 1000 Scudi (5000 Franken) oder fünf Jahre Galere, unter Umständen auch mehr, falls der Betreffende nicht in der Lage ist zu zahlen, wobei eine Festsetzung der Dauer der Galerenstrafe dem Ermessen des Generalpostmeisters Seiner Heiligkeit überlassen bleibt. Um jeden Zweifel über die Auslegung des Gesetzes auszuschalten, wird ausführlich festgelegt, daß niemand, wer es auch sei, weder in Rom noch sonst im Kirchenstaate, Postdienste versehen, oder als bezahlte Mittelsperson Briefe absenden oder empfangen dürfe, wenn er sich nicht im Besitz einer ausdrücklich „*in scriptis*" ausgestellten Erlaubnis des päpstlichen Generalpostmeisters befinde.

Zum Schlusse habe ich heute eines großen Toten zu gedenken: *Guido Baccelli* ist am 12. Januar mehr als 83jährig in Rom gestorben. Baccelli, der am 25. November 1832 in San Vito Romano, einem alten Städtchen des Kirchenstaates am Sub-Apennin, geboren war, war ein ganz seltener Mann; doch ist es außerordentlich schwer zu präzisieren, worin seine Bedeutung vor allem lag. Er war im besten Sinne das, was man im Mittelalter wohl einen „Polyhistor" nannte und was man in unserer Zeit gern als „Universalgenie" bezeichnet. Ein Vertreter italienischen Geistes allerbester Art, ein Mann von gewaltiger Vielseitigkeit und Gründlichkeit, selbst in den entgegengesetztesten Disziplinen,

Digitized by Google

ein Schöpfer von ungewöhnlicher Großzügigkeit in Entwurf und Energie bei der Durchführung seiner Pläne. Männer wie Baccelli sind bei uns kaum möglich, da die schärfere Abgrenzung der akademischen Fächer Übergriffe im großen Stil in andere Disziplinen schwerlich gestattet, und die eigentümliche Vermischung von Hochschullehrer, Politiker und Staatsmann, wie sie in parlamentarischen Staaten häufig vorkommt und zu den verschiedensten Betätigungen Raum gibt, bei uns nicht bekannt ist. Das eigentliche Studium Baccellis war die Medizin. In seiner frühesten Jugend war er, einer mit dem Papsttum eng verbundenen Familie entstammend, Kleriker geworden und hat das priesterliche Gewand auch noch während der ersten Jahre seiner Studien in Rom und Pavia getragen. Als Arzt machte er zunächst seinen Namen durch seine Werke über die Pathologie des Herzens auch außerhalb Italiens bekannt; doch liegt seine Hauptbedeutung auf dem Gebiete der Erforschung und Bekämpfung der *Malaria*, auf dem seine Entdeckungen und Ansichten geradezu bahnbrechend gewirkt haben. Für Rom besonders wurde Baccellis unermüdliche und energische Tätigkeit zu einer Reform des Hospital- und Klinikenwesens von einschneidender Bedeutung. Auch war es ihm vergönnt, als Arzt am Totenbett Leo XIII. zu stehen. Auf internationalen Kongressen war er eine bekannte und hochangesehene Erscheinung und bediente sich bei diesen mit Vorliebe des Lateinischen, das er ausgezeichnet sprach. Überhaupt hatte er eine ausgesprochene Neigung für das klassische Altertum und beherrschte besonders die römische Archäologie mit der Tiefe eines Fachgelehrten. Auf diesem Gebiete hat er in den letzten Jahren viel von sich reden gemacht, und zwar bei der Ausführung seines Lieblingsplanes, der Schöpfung der sogenannten „*Zona*" oder „*Passeggiate Archeologica*", durch die er das Forum Trajanum mit dem Forum Romanum verbinden, die Via Appia innerhalb der Stadt und den Janus Quadrifons durch Beseitigung aller in jener Gegend liegenden alten Häuser freilegen, und alle die großen Reste des alten Rom in einer mächtigen Parkanlage zusammenfassen wollte. Er ist mit diesem Plane, der bis jetzt nur zum Teil ausgeführt worden ist, vielfach angegriffen worden, und es läßt sich nicht leugnen, daß jene großartige Gegend des alten Rom durch Niederlegung aller älteren und neueren, zu den antiken Bauten nicht in unmittelbarem Zusammenhang stehenden Häuser, Mauern, Tore usw. durch Anlage von Umzäunungen, Promenadenwegen und zierlichen Parkanlagen in malerischer Hinsicht unendlich eingebüßt hat. Glatt und unoriginell liegt sie heute vor dem Besucher, der als einzigen Vorteil vielleicht den einiger Zeitersparnis bei ihrer Besichtigung eingetauscht hat. Auch die moderne Kunstgalerie, der Palast der Accademia dei Lincei in Trastevere, ein großer Teil der Freilegung des Forums und des Palatins sind Baccellis Werk. Als Politiker konnte sich der im päpstlichen Rom aufgewachsene Baccelli an das königliche Rom und die mit 1870 einsetzenden neuen Verhältnisse nicht gewöhnen. Erst allmählich machte er sich damit vertraut und ist vom Jahre 1874 ab 40 Jahre lang ununterbrochen Mitglied des italienischen Parlaments gewesen. Er war viermal Unterrichtsminister, einmal Handelsminister, und lange Jahre Vicepräsident der Kammer. Ein besonderer Zug, der Baccelli vor vielen seiner Landsleute auszeichnete, darf nicht unerwähnt bleiben: die Liebe zur Natur und vor allem die Liebe zu den Schönheiten der Natur Italiens. So schmerzte es ihn, daß die Berge seines Landes fast größtenteils ihren Baumschmuck eingebüßt hatten, und er setzte sich mit allen Kräften für die Wiederaufforstung des italienischen Gebirges ein, leider ohne jeden Erfolg. Bei dem idealen Zuge, der ihm eigen war, hat er seinen Zweck auch dadurch erreichen wollen, daß er als Unterrichtsminister den Schulen die Feier eines sogenannten Baumfestes befahl: In den ersten Maitagen sollten Lehrer und Schüler in die Berge wandern und junge Bäume pflanzen, die ihnen aus den Baumschulen von Vallombroso geliefert wurden. Der Brauch bestand einige Zeit lang, scheint aber leider schon wieder mehr und mehr einzuschlafen. Endlich möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß Baccelli überzeugter Dreibundfreund war, und in dem Bündnis mit Deutschland und Österreich das Heil und die Größe seines Vaterlandes erblickte. Mit der Kriegserklärung Italiens an Österreich und dem Entschwinden eines Ideals, dem er Jahrzehnte hindurch gelebt, hatte die Politik alles Interesse für diesen großen Italiener verloren.

Zürich, den 1. Februar 1916. *Ewald Rappaport.*

Amsterdamer Brief.

Zahlreiche Artikel sind in der letzten Zeit in holländischen Zeitschriften erschienen, die sich mit deutscher Literatur beschäftigen. Wenn dieselben auch wohl kaum neue Perspektiven eröffnen, so sind sie doch von Interesse, weil sie zeigen, wie eifrig man hierzulande deutsche Literatur studiert. An erster Stelle, als der bedeutsamste Beitrag, ist hier ein Aufsatz über *Goethe* zu nennen, aus der Feder des Leidener Theologieprofessors *P. D. Chantepie de la Saussaye*, der im Novemberheft von „Onze Eeuw" gestanden hat. Derselbe zeugt von sehr eingehender Beschäftigung mit Goethe und ganz selbständiger Stellungnahme; er ist auch noch als Symptom merkwürdig, weil er zeigt, wie billig und verständnisvoll man in gewissen christlichen Kreisen heute in Holland über Goethe urteilt und wie ein outsider, der weder Literat noch Literaturhistoriker ist, in Goethe, seinem ganzen Denken und Fühlen zu Hause ist. Der Verfasser betrachtet in seinem Artikel mehr den Menschen Goethe als den Schriftsteller, mehr wenigstens, als der Titel „Goethe-lectuur" vermuten läßt. Von seinen Werken wird dem „Faust" die meiste Beachtung geschenkt; ohne blind zu sein für formale Mängel des Werkes, besonders für die mangelnde Einheit des Ganzen und in der Durchführung des Charakters der Hauptfigur, sieht Chantepie im „Faust" doch immer noch die gewaltigste Dichtung des XIX. Jahrhunderts;

Digitized by Google

denn Gedankentiefe, Menschlichkeit und sittlichen Gehalt stellt er über Formvollendung und architektonisches Ebenmaß; deshalb gilt ihm auch ein „Wilhelm Meister" mehr als eine Novelle von Maupassant, und eine Ode Pindars mehr als ein Sonett von Devéria. Eine solche hohe Wertung des „Faust" ist für einen Nichtdeutschen lange nichts Selbstverständliches, und ist gerade in einem Lande, wo man so im Banne französischer literarischer Kunst lebt, um so bemerkenswerter.

Man halte dagegen, was einer der ersten Kritiker des modernen Holland aus den achtziger Jahren, L. van Deyssel, in dem elften Band seiner gesammelten Aufsätze (Elfde bundel. Verzamelde opstellen. Amsterdam, Scheltema & Holkema 1912) über den „Faust" zum besten gegeben hat. Die „Prinzesse Maleine" von Maeterlinck wird da über den „Faust" gestellt; nur die Gretchentragödie findet Gnade vor seinen Augen; alles andere ist seelenloser „Phantasierummel". Wir haben seinerzeit über diese Ergüsse berichtet. (Siehe Beiblatt, Neue Folge, V, S. 151 ff.)

In dem Aufsatz von Chantepie wird dann ziemlich ausführlich die Frage behandelt, ob sich Goethe in seinem an Arbeit und Liebe und äußerem Glanze so reichen Leben wirklich befriedigt gefühlt habe. Von seinem christlichen Standpunkt aus möchte der Verfasser die Frage verneinen, da nach ihm natürlich nur Gott jenen Frieden gewähren kann, welcher höher ist denn alle Vernunft und den Goethe selbst auch in den Bekenntnissen einer schönen Seele mit warmem Gefühl, aber doch mit einer gewissen sachlichen Reserviertheit geschildert hat. Aber diesen Frieden hat Goethe nicht finden können; er ist stets egozentrisch geblieben, den Schritt aus der Enge des individuellen Daseins in die höhere, göttliche Sphäre hat er nicht getan. Daß ein so allumfassender Geist wie Goethe deshalb am Leben gelitten hat, ist außer Frage; aber er hat das Leid doch nie in seiner ganzen Tiefe erfaßt und in seiner teleologischen Bedeutung begriffen. Er ist nicht wie de Musset in seinem Gram untergegangen, ihn hat nicht die Sehnsucht „Hinunter in der Erde Schoß, weg aus des Lichtes Reichen" getrieben, wie die Romantiker, und er hat auch nicht, wie diese gezweifelt: „Was sollen wir auf dieser Welt?" — Hier liegt die Grenze seines „Stirb und Werde", und zugleich die Grenze seines Geistes. Der Weg der Befreiung, den er gegangen ist, führt bei ihm nicht durch die tiefste Tiefe; deshalb hatte er auch kein Organ für das wirklich Tragische, und lassen die Lösungen der dramatischen Konflikte in seinen eigenen Dichtungen unbefriedigt. Seine Tragik rettet nicht durch den Untergang hindurch; sehr bezeichnend hierfür ist seine Hamletauffassung im „Wilhelm Meister", wo ihm doch die tiefsten Probleme entgehen.

Dann weist Chantepie noch auf eine Seite in Goethe hin, für die dem modernen, kritischen und skeptischen Menschen fast ganz das Verständnis abhanden gekommen ist: das ist seine Fähigkeit, Ehrfurcht zu empfinden und seine hohe Wertung der Ehrfurcht als sittlichen Impulses. Insofern ist Goethe sehr unmodern und stehen wir dem Goetheschen Denken sehr fern. Umgekehrt würde auch Goethe vieles im modernen Geist unverständlich und antipathisch sein, so vor allem die moderne Zügellosigkeit und Maßlosigkeit. Das Unmittelbare, das Absolute, das reizt, das prickelt, wenn ein Shaw, auch ein Ibsen ihre Figuren so unbarmherzig analysieren: das steht dem modernen Empfinden viel näher als das Goethesche Maßhalten. Aber bei Goethe finden wir nicht allein Maß, sondern auch mehr Perspektive: er kennt das Mysterium. Chantepie denkt hierbei nicht an das gewollt Mysteriöse seiner späteren Jahre, sondern an das Ewigkeitsgefühl, das immer den geheimen Untergrund seiner Dichtungen bildet. Dies ist es, was ihn zu einem Dichter ersten Ranges stempelt.

Ein anderer Beitrag zur holländischen Goetheliteratur findet sich in dem bei P. Noordhoff in Groningen herausgegebenen „Paedagogisch Tydschrift", in den Nummern 5 und 6 des vorjährigen Jahrganges. W. Jansen schreibt da über „*Goethe en zyn paedagogiek, voornamelyk in betreekking tot den Wilhelm Meister*". An der Hand der reichen Literatur über dieses Thema, wobei auch neueste Erscheinungen, wie Max Wundts Werk berücksichtigt werden, sucht er den holländischen Lehrerstand, an den sich dieses Fachblatt richtet, mit Goethes Ansichten über Erziehung bekannt zu machen; besonders eingehend verbreitet sich der Verfasser über die Theorien, die Goethe in der pädagogischen Provinz in den „Wanderjahren" entwickelt, wobei bekanntlich die oben genannte „Ehrfurcht" eine so große Rolle spielt.

Da wir mal bei Goethe sind, sei erwähnt, daß die „Wereldbibliotheek", die schon so manches Werk unserer klassischen Dichter in mustergültiger Übersetzung herausgegeben hat, eine Übertragung des zweiten Teiles von *Goethes „Faust"* plant. Die schwierige Arbeit hat Nico van Suchtelen übernommen, der früher Kleists „Käthchen von Heilbronn" und ganz kürzlich Goethes „Wahlverwandtschaften" (Zielverwanten) übersetzt hat; die Übertragung des ersten Teils des „Faust" liegt schon in schöner Übersetzung von C. Adama van Scheltema in demselben Verlag vor. Noch ein anderer Aufsatz über Goethe findet sich in der Musikzeitschrift „Cäcilia", Jahrgang 1915, Seite 173—180; F. A. Beunke schreibt hier über „*Goethe en de muziek*".

Über *Wilhelm Heinse* verbreitet sich gelegentlich einer Besprechung von Skizzen von Louis Couperus (Van en over alles. Rome) im Septemberheft des „Nieuwe Gids" *Willem Kloos*. Für das holländische Publikum steht dieser Aufsatz über Heinse einer Ausgrabung gleich, denn, wie Kloos meint, die Mehrzahl der holländischen Schriftsteller wird kaum mehr als den Namen Heinse kennen, und daran haben nach ihm hauptsächlich die deutschen Literaturprofessoren schuld (er denkt hier besonders an Hettner). Ihre schulmeisterliche und engherzige Kritik ist die Ursache, daß Heinse nicht die seinem Genie gebührende Stellung einnimmt. Diese Literarhistoriker spenden ihm zwar auf ihre Art Lob, aber sie tun das nie, ohne ihm wegen seiner „schamlosen Unsittlichkeit" einen Seitenhieb zu versetzen. Kloos vergißt hierbei ganz, daß die von ihm so geschmähten Literaturhistoriker doch die

Digitized by Google

große Gesamtausgabe von Heinse im Insel-Verlage unternommen haben, was doch nicht geschehen wäre, wenn sie so zimperlich und engherzig über ihn urteilten. Kloos druckt dann die Beschreibung der Orgie aus dem „Ardinghello" ab, an der auch ein Goethe Anstoß genommen hat, was wir heute kaum verstehen. Jemand, der so lebendig und anschaulich schildern konnte, wie das Heinse in dieser Szene tut, ist nach Kloos mehr wert als all die andern Stürmer und Dränger jener Zeit, über die die zünftige Literaturgeschichte anerkennender urteilt. Nicht nur durch seine Darstellungsgabe, auch durch seine Gedanken stellt Heinse die andern Kraftgenies, die Gerstenberg und Klinger, die Müller und Lenz in den Schatten und eilt seiner Zeit weit voraus. Seine Schreibart ist so frisch, so lebhaft, so leicht und geistreich, wie die eines Franzosen, und doch ist er dabei so gründlich und ursprünglich, wie nur ein Deutscher sein kann. Kloos führt ferner noch einige außerordentlich modern anmutende Proben aus „Laidion" an, wo soziale und sexuelle Probleme berührt werden. Er kommt dann noch einmal auf die ihm wie vielen andern Holländern unsympathischen deutschen Professoren zurück; den Vorwurf der Unsittlichkeit, der von dieser Seite gegen Heinse erhoben wird, findet Kloos ganz unbegründet. Heinse ist harmlos, verglichen etwa mit den „Chansons de Bilitis" und den „Chants de Maldoror". „Aber deutsche Professoren", fährt er wörtlich fort, „die wahrscheinlich bei Belgiens Vergewaltigung in die Hände klatschen, scheinen in bezug auf das, was man in einem gedruckten Buche sagen darf, empfindlicher zu sein als eine Nonne." Zum Schluß wird Heinse mit dem zahmen, salbungsvollen Leopold Schefer, dem Verfasser des „Laienbreviers", zusammengestellt, der mit Heinse das gemein hat, daß er wegen seiner freien Anschauungen von dem modernen, so reaktionären Deutschland in den Hintergrund gedrängt ist und nicht mehr mitzählt. Hier irrt sich Kloos in den Ursachen der geringen Schätzung, deren sich Schefer erfreut; er lese nur einmal, was der Literaturprofessor Richard M. Meyer in seinem bekannten Werk über Schefer sagt. Kloos scheint von dem modernen Deutschland ähnliche Vorstellungen zu haben wie eine frühere rationalistische Periode von dem „finstern" Mittelalter. Diesem „reaktionären" Deutschland, das von seinen früheren Größen nichts begreift und das einem altrömischen Faksimileideal nachjagen soll, zu dessen Verwirklichung es jetzt die ganze Welt, sich selbst inbegriffen, aufs Spiel setzt, wird dann das ideale Deutschland von früher gegenübergehalten, das so viel für den geistigen Fortschritt getan und der Menschheit Goethe und Heine, Strauß und Nietzsche, Heinse und Schefer (ja Schefer) geschenkt hat. So verehren auch heute noch einige englische Intellektuelle das Deutschland von früher, das alte Land der Dichter und Träumer, das politisch zerrissen und ungefährlich war, nach dem Grundsatze: „Für euch das Reich des Gedankens, für uns aber die reale Welt, mit Besitz und Macht." (Siehe den Artikel von Colvin im „Burlington-Magazine" und unser Referat im Beiblatt, Seite 435 ff.)

Über den heute in Deutschland herrschenden Geschmack scheint Kloos auch schlecht orientiert zu sein, wenn er behauptet, daß die Kost, die das große Publikum allein verlange, langatmige Gemütlichkeit mit selbstverständlichen Allgemeinheiten und einigen salzlosen Scherzen vereinigen müsse; zur Abwechslung genösse man dann die schwülen, rhetorischen Bravourstücke in der Art Felix Dahns! Wo hat Kloos diese Weisheit her? Für die Zeit vor 25 Jahren, als Kloos ein Stürmer und Dränger war, trifft dies vielleicht zu.

Interessant ist, daß der Referent über diesen Artikel von Kloos in der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" noch größere Vertrautheit mit Heinse und der neuesten Literatur über denselben an den Tag legt; er zitiert unter anderem eine Stelle aus Rahel Varnhagens „Buch des Andenkens", wo dieselbe ganz entzückt über Heinses Briefe schreibt; auch aus Walter Brechts Studie über „Heinse und der ästhetische Immoralismus" wird einiges angeführt; und zum Schluß werden die merkwürdigen wenig schmeichelhaften Urteile Heinses über die Holländer aus den Tagebuchnotizen seiner holländischen Reise abgedruckt; von der holländischen Kunst hat Heinse nichts begriffen, nur der italienischen brachte er Verständnis entgegen.

Im Novemberheft von „Groot-Nederland" wird die Kostersche Übersetzung von „*Nathan dem Weisen*" durch H. van der Wal besprochen, über die wir selbst im Aprilheft des Beiblattes berichtet hatten. Sehr begeistert ist der Rezensent weder für das Original noch für die Übersetzung. Zwar wird dem Lessingschen Gedicht auch für unsere Zeit noch eine gewisse Bedeutung als Aufklärungsdrama beigemessen; aber die Übertragung wird nicht als ein Werk von hohem poetischem Wert angesehen; ebenso wird übrigens über das Original geurteilt; denn ein großer Dichter ist nach van der Wal Lessing ebensowenig, ein Urteil, das Lessing bekanntlich selbst über sich gefällt hat.

In Rotterdam hat man vor dem Verein „Voor de Kunst" das alte *Kotzebuesche* Lustspiel „*Die deutschen Kleinstädter*" in einer neuen Übersetzung von Frau Top van Ryn-Naeff unter dem Titel „Notabelen" aufgeführt; in den „Mitteilungen" des Vereins findet sich ein Aufsatz über Kotzebue und sein Stück. Es heißt da unter anderem von ihm: Er war ein Schriftsteller zweiten Ranges, mehr ein Gefolgsmann des Geistes seiner Zeit als ein Leiter desselben; dennoch eine auffallende Figur, zu Lebzeiten übermäßig gefeiert, nach seinem Tode verachtet und vergessen. Vielleicht mehr als irgendein anderer seiner Zeitgenossen in ganz Europa ist er Generationen hindurch die bête-noire der öffentlichen Meinung gewesen. Besonders sein „Menschenhaß und Reue", obwohl es niemand kennt, ist als ein Muster der Unnatur und Geschmacklosigkeit berüchtigt. Aber das schließt keineswegs aus, daß Kotzebues großer Name sich doch wirklich auf Verdienste gründete, die es der Mühe wert machen, ihn dem Staube der Vergessenheit zu entreißen." Erwähnt sei hierbei, daß die Übersetzung von Frau Top van Ryn-Naeff, die seinerzeit auch ein ganz andersartiges Werk, Grillparzers „Esther", in niederländische Verse übertragen hat (im „Ploeg", Februar 1910), nicht die einzige holländische Übersetzung der „Kleinstädter" ist. Wie

Digitized by Google

die meisten Stücke Kotzebues bald nach ihrem Erscheinen für die holländische Bühne bearbeitet wurden, so liegt auch dieses sein bestes Lustspiel in einer alten gleichzeitigen Übersetzung von A. Fokke Sz. vor (Kleine stad in Duitschland 1805.)

Einem großen deutschen Denker des Mittelalters, dem *Meister Eckhart*, ist ein reich dokumentierter Aufsatz im „Tydschrift voor Wysbegeerte" (Oktoberheft) gewidmet, der einen wertvollen Beitrag zur Eckhartliteratur bildet. Hermann Wolf schreibt hier über die Bedeutung der Persönlichkeit in der Mystik von Meister Eckhart. Der Verfasser unterscheidet zwei Hauptformen der Mystik, die ganz rein fast nie vorkommen, sondern immer mehr oder weniger vermischt auftreten, nämlich die passive Mystik der Person und die aktive der Persönlichkeit, Person als der Komplex von Beziehungen und Funktionen des einzelnen, Person als das Gattungswesen ohne Eigenwert, und Persönlichkeit als selbständige und wertvolle Individualität mit schöpferischer Kraft genommen. Die passive Mystik findet nun ihren vollkommensten Ausdruck in den Upanischads und in Schopenhauers Metaphysik; die Ichheit ist hiernach ein Wahn, das einzelne Individuum hat keinen Eigenwert, nur Gott kommt Bedeutung zu, und das Ideal dieser Mystik ist vollständige Unpersönlichkeit, das heißt, soll der Mensch in Gott aufgehen, so muß die Person mit ihrer Eigenheit vernichtet werden. Das Absolute und das Ich sind demnach Gegensätze, die sich ausschließen. Ganz anders ist die Auffassung, der wir in voller Klarheit zum erstenmal bei Meister Eckhart begegnen. Er ist der erste, der das Individuum als schöpferisch, als dem Absoluten gewissermaßen gleichberechtigt und ebenbürtig in die Spekulation einführt. Er schwingt sich als erster in der Geschichte des menschlichen Denkens zu der Idee auf, daß Gott des Menschen ebenso bedarf, wie der Mensch Gottes; das Ich und das Absolute sind Korrelate, die einander suchen und einander ergänzen. Das heißt mit andern Worten: Gott wird in der aktiven Persönlichkeit erst Wirklichkeit, der Mensch wirkt das Werk Gottes und wird so zu Gott. In Meister Eckhart entsteht nach Wolf so ein ganz neues Verhältnis des individuellen Bewußtseins zum Gottesbewußtsein; diese Auffassung ist für das XIV. Jahrhundert etwas ganz Einziges; der Individualitätsbegriff der Renaissance und der späteren deutschen Philosophie kündigt sich in diesen Gedanken an.

Einige andere Aufsätze in holländischen Zeitschriften, die sich mit deutscher Literatur beschäftigen, seien wenigstens kurz genannt. In den „Stemmen des Tyds" Jahrgang 1914/15, Teil 3 schreibt B. Wielenga über „Het pacificisme van *Kant*", dessen kleine Schrift „Zum ewigen Frieden" kürzlich in holländischer Übersetzung von der Wereldbibliotheek herausgegeben ist; dieselbe Zeitschrift enthält ebenfalls in Teil III einen Aufsatz von J. Riemens über „*Peter Rosegger* als romanschrijver en moralist", und in dem Jahrgang 1915/16, Teil 1 findet sich ein Artikel von B. Wielenga über „Het militairisme van *Nietzsche*". Ferner sind zu erwähnen zwei Aufsätze über den Prinzen *Emil von Schönaich-Carolath*, der eine in „Boekenschouw", Jahrgang 1915/16, Seite 165—177, der andere im „Tydspiegel", Jahrgang 1915, Teil I, Seite 238—249. Über einen der modernsten deutschen Dichter, über *Franz Werfel*, schreibt sehr anerkennend Albert Verwey im Dezemberheft der „Beweging".

In diesem Zusammenhange sei zum Schluß auf eine Ehrung hingewiesen, die einem um die Förderung deutschen Geisteslebens hierzulande besonders verdienten Gelehrten, dem *Professor I. I. A. A. Frantzen* in Utrecht zuteil geworden ist. Frantzen, ein geborener Deutscher, der in Deutschland promoviert hat, ist jahrelang als Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur an der Amsterdamer Universität tätig gewesen, bis er als Nachfolger von Professor Gallé als ordentlicher Professor nach Utrecht berufen wurde. Die Amsterdamer Universität hat ihn nun an ihrem dies natalis zu ihrem Ehrendoktor ernannt, in Anerkennung der außergewöhnlichen Verdienste, die er sich sowohl um die Wissenschaft als auch um die Universität erworben hat.

Amsterdam, Ende Januar. *M. D. Henkel.*

Von den Auktionen.

Die Autographenversteigerung bei *Henrici* in *Berlin* am 12. Februar zeigte von neuem, daß im öffentlichen Leben auch jetzt Platz für immaterielle Interessen in hohem Grade vorhanden ist. Die zum Verkauf gestellten Dokumente erzielten Preise, die ihrem Werte entsprechen, dem Werte, der ihnen auch in ruhigen Zeiten zugemessen würde. Am heftigsten umworben waren Künstlerdokumente. So bezahlte man für einen Brief Beethovens 640 M., für einen anderen, aus dem Nachlaß von Joh. Brahms, an den Musikalienhändler Simrock in Bonn 1030 M., für einen Brief König Ludwigs II. an Hans von Bülow 260 M. Ein Brief E. T. A. Hoffmanns brachte 170 M., und das Schriftstück Adolf Menzels mit der hübschen Federzeichnung 470 M. Der Brief in Tagebuchform von Giacomo Meyerbeer erzielte 200 M., während die Briefe Richard Wagners an Meyerbeer für 1650 M. von der Familie Wagners zurückgekauft wurden. Goethes kleines, aber eigenhändiges Billett brachte den hohen Preis von 415 M. und Schillers intimes Schreiben an Gottfried Körner 550 M. Ein von Moltke unterzeichnetes Dokument wurde für 70 M. gekauft, und ein eigenhändiges Schriftstück des Grafen Tertzky, eine Seltenheit ersten Ranges, ging für 105 M. an den Käufer.

Die Kunstsammlungen des berühmten holländischen Malers *Vincent van Gogh* sind in den letzten Jahren durch die *Amsterdamer* Kunsthandlung *R. W. P. de Vries* versteigert worden. Kürzlich, in den Dezembertagen, kam der fünfte und letzte Teil an die Reihe: eine Serie sehr interessanter moderner graphischer Blätter und eine große Anzahl solcher künstlerisch illustrierter Bücher, die auch in Deutschland von Sammlern geschätzt werden. Die Preise waren im allgemeinen ziemlich hoch;

Digitized by Google

die großen modernen holländischen Radierer, wie beispielsweise Marius Bauer, erzielten ganz bedeutende Summen. Seine Hauptblätter brachten in signierten Drucken (es gibt durchschnittlich 100 Stück von jedem) zwischen 100 und 400 Gulden. (Der holländische Gulden steht, wie bekannt, in Friedenszeiten etwa 1,70 M., jetzt bedeutend höher). Auch die Engländer, wie Brangwyn, Haden, Short wurden sehr gut bezahlt und auch die modernen deutschen Meister, die übrigens nicht allzu zahlreich in der Kollektion vertreten waren. Die neueren Blätter aus Max Klingers Zyklus „Vom Tode" wurden sogar höher bewertet, als es in Deutschland der Fall ist. Von Käthe Kollwitz brachten die „Carmagnole" und „Germinal" je 35 Gulden. Von Max Liebermann brachte das „Uhlenhorster Fährhaus", Nr. 24 von 50 Abdrücken, 110 Gulden, eine der Judengassen in Amsterdam, Nr. 29 von 30 Drucken, 82 Gldn. Selbst die Radierungen von Otto Fischer, wie die große Elbinsel und die arkadische Landschaft wurden mit 30 und 25 Gulden bezahlt.

Unter den von Bibliophilen gesuchten Büchern seien besonders genannt ein sehr schönes Exemplar von Goyas „Tauromáquia" in der zweiten Ausgabe vom Jahre 1855, das 850 Gulden erzielte; „Los Proverbios" von demselben in der vierten Ausgabe von 1864 105 Gulden; ein von dem schon genannten Marius Bauer mit acht Originalradierungen ausgestattetes Werk „Akedysséril van Villiers de l'Isle Adam, in het Nederlandsch bewerkt door K. J. L. Alberdingk Thym", 1894, erreichte 110 Gulden; „La revue fantaisiste 1861" mit 14 Originalradierungen von Bresdin, gedruckt bei Delâtre, 125 Gulden; Alben mit Lithographien von Charlet (9 bis 13 Blätter) wurden mit je 21 Gulden bewertet; Th. Chassériau, „Othello" mit 15 Originalradierungen, mit Originalumschlag und Widmung an Eug. Delacroix, von Eug. Piot, 100 Gulden; „Cahier d'Eaux-Fortes. 1851" mit dem Originalumschlag der ersten Ausgabe und zwölf Originalradierungen auf China von Daubigny, 110 Gulden; A. G. Decamps, „Caricatures politiques", vollständige Reihe der 13 Originallithographien, 55 Gulden. „La Caricature", das berühmte Journal, von Ch. Philipon herausgegeben, brachte in einem fast vollständigen Exemplar aller 10 Bände, Paris 1831—35, 900 Gulden. („La Caricature" enthält, wie bekannt, die berühmtesten Stücke von Daumier, Charlet, Grandville, Monnier, Raffet, Forest, Traviès und anderen.) Der „Faust" von Delacroix, Paris 1828, mit Originalumschlag erzielte in einem sehr schönen vollständigen Exemplar auf großem Papier 450 Gulden, und Delacroix' „Hamlet", zweiter Abzug 1864, 60 Gulden. Die von Doré illustrierte Ausgabe „La légende de juif errant" mit den zwölf großen Holzschnitten des Künstlers brachte in der zweiten Ausgabe 1861 21 Gulden. „Portefeuille de Nederlandsche Etsclub", Jahrgang I—IX, vollständige Reihe, 1886—95, zum Teil vergriffen, wurde mit 125 Gulden bezahlt; die Serie enthält etwa 100 Lithographien und Radierungen der führenden zeitgenössischen holländischen Graphiker.

Neue Bücher.

Die besten deutschen Romane. Zwölf Listen zur Auswahl. Mit einer geschichtlichen Einleitung: Welche Romane muß man als Deutscher lesen? von Professor *Adolf Bartels*. Verlag von *K. F. Koehler* in *Leipzig* 1915. 112 Seiten. 80 Pf.

Man darf der Belesenheit und der Urteilsfähigkeit von Adolf Bartels dort Vertrauen schenken, wo sein Blick nicht durch die bekannte, unverrückbar auf seiner germanischen Nase thronende Brille getrübt wird. So erscheint er mit dieser, allerdings recht bedeutsamen Einschränkung auch als der Rechte, uns den sehr erwünschten Wegweiser durch das unübersehbare Dickicht der deutschen Romanliteratur zu liefern. Aber bei dieser bestellten Arbeit hat er es sich doch zu leicht gemacht. Schwerlich nahm er sich auch nur die Mühe, seine eigne Literaturgeschichte sorgsam durchzugehen und an ihrer Hand das Wertvolle festzustellen; er schrieb zusammen, was ihm gerade in den Sinn kam und schickte die so entstandene flüchtige Aufzählung ohne alle Feile und Nachprüfung an die Großbuchhandlung, die daraus ein neues Vertriebsmittel gewinnen wollte. Nur so sind die vielen Fehlurteile des Aufsatzes zu erklären. Ein paar zum Beleg: für Jean Pauls sämtliche Romane sei die Zeit vorbei; „Franz Sternbalds Wanderungen" von Tieck und Novalis', „Heinrich von Ofterdingen" seien trotz einzelner frischer(!) Stimmungen nicht viel mehr als Kuriosa; Scheffels „Ekkehard" sei ein Meisterwerk, das seine Geltung *nie* verlieren werde; Marie von Ebner-Eschenbachs „Božena" sei eine Dienstmädchengeschichte; Theodor Fontanes Hauptromane seien Werke „intimster" wenn auch nicht erfreulichster Wirkung, die sich gewissermaßen wie ein Wall zwischen das alte konventionelle und das neue Deutschland schoben; Rilkes „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" seien glücklicherweise nur für ganz wenige Menschen lesbar. Damit mag es genug sein. Die angehängten zwölf Romanlisten „hat eine Feder dazugefüget; eine Feder — denn die Arbeit eines Kopfes ist dabei nicht sehr sichtbar".

G. W.

Ernst Blaß, Die Gedichte von Trennung und Licht. *Kurt Wolff, Verlag. Leipzig.* 1915.

Die zu einer Geliebten gesprochenen Verse auf Seite 29 dieses dünnen, sehr schön gedruckten, zart in Weiß und Gold gebundenen Buches:

Du triffst mich, der zu tiefem Ernst entschlossen,
Noch, Kind, gehindert ist, etwas zu tun

sollen als Ziel des kritischen Worts gelten, die Blassens neue Gedichte weniger als vollendete, in sich ruhende Kunstgebilde preisen als zeigen wollen, daß diese Gedichte als Ausdruck eines Einzelnen für eine allgemeine Wendung in der Entwicklung jüngster Kunst gelten können. Die Abkehr vom äußerlichen Mechanismus des Großstadtlebens, der die Sinne der jüngsten Generation übermäßig entzückte, zum Wesentlichen des Daseins, von der Abschilderung der Realitätskulisse zur

Digitized by Google

inneren Offenbarung, diese Abkehr, die sich in den Werken anderer junger Dichter in ethischen und metaphysischen Oden und Hymnen zeigt, geschieht in den Gedichten des Ernst Blaß klar und bewußt, wenn auch keineswegs original in der Form. Der Dichter flieht aus Berlin in die süddeutsche Landschaft, schneidet alle äußere und innere Bindung zu den Menschen der Großstadt jäh durch und ergibt sich der Einsamkeit, Stille, Wanderung, Betrachtung und Natur. Die Landschaft mit Baum und Berg, Fluß und Gärten weckt in ihm jene ungebrochenen, starken, einfachen Gefühle, die sich in den Sensationen der Großstadt, am Gewirr der Freunde und Mädchen tausendfach zersplitterten, schwächten, ironisierten — und Sehnsucht nach Klarheit und Reinheit des Lebens spült in kühlendem Strom die Gier gereizter Sinne nach Abenteuer und Tanz hinweg.

Aber die innerliche und örtliche Näherung an Stefan Georges Reich ließ die Form der Strophen des Ernst Blaß so sehr jenen Gebilden des George-Kreises ähnlich werden, den er, der durch schmerzliches Erleben und kämpfende Wandlung dorthin gelangt, wo die Georgiasten nachahmend begannen, sich kaum von den Mitgliedern dieses Kreises unterscheidet. Nicht nur in den Äußerlichkeiten, wie der allzu häufigen Verwendung der Wörter „ganz", „sehr", der Abstrakte („des Berges laubiges Belohnen"), der vielen „daß-Sätze", der Versanfänge mit „und", sondern auch im Steigen und Fallen, in den Verschiebungen des Rhythmus folgt er (vielleicht unbewußt) dem Vorbild des Meisters so sehr, daß man, die Konsequenz der inneren Wandlung anerkennend, die formale Unselbständigkeit Blassens beklagen muß. Immer strömen diese Strophen mit klingendem Pathos, mit bebenden Vokalen schwebend einher, aber viel hohle, leere Verse gähnen wie Löcher im blühenden Gefild; und Gewaltsamkeiten, um den gleichmäßigen Wechsel in der Hebung und Senkung der Silben zu wahren, ärgern und enttäuschen den, der willig und bewegt diese Bekenntnisse anhört. Immer wieder aber überzeugen einige schöne, plötzlich neue Bilder und Ahnungen erraffende Verse von der lyrischen Begabung des Dichters. Und am reinsten und vollkommensten bauen sich die Strophen aneinander und ineinander, wenn das erlösende Gefühl erlebter, geschauter Landschaft geformt wird oder die schon versöhnte Erinnerung an die entfernte, ehemals geliebte Stadtwelt daherschwebt. K. P.

Ernst Boehlich, Goethes Propyläen. VIII, 170 S., 6 M. — *Amand Treutler,* Herders dramatische Dichtungen. (Mit Benutzung ungedruckter Quellen.) VIII, 211 Seiten, 7,50 M. — *Hans Heckel,* Das Don Juan-Problem in der neueren Dichtung. III, 172 Seiten, 6 M. — *Eduard Metis,* Karl Gutzkow als Dramatiker. (Mit Benützung unveröffentlichter Stücke.) VII, 191 S., 6,80 M. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Herausgegeben von Max Koch und Gregor Sarrazin. Neuere Folge 44., 45., 47., 48. Heft.) *Stuttgart* 1915, *J. G. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H.*

Der Kritik der Fachblätter muß es überlassen bleiben, sich mit diesen Erstlingsarbeiten im einzelnen auseinanderzusetzen. Alle vier sind sie auf der Grundlage einer soliden wissenschaftlichen Bildung nach den geltenden Handwerksregeln aus gewissenhaft zusammengetragenen Steinen und Steinchen zusammengebaut; aber eigne Architektenfähigkeit verrät nur einer der nun losgesprochenen Gesellen.

Richtig bezeichnet *Boehlich* die Aufgabe, die dem Geschichtschreiber einer Zeitschrift gestellt ist; aber was er nachher bietet, ist doch in der Folge von Daten und Inhaltsangaben keine Erfüllung. Wenn er (S. 101) sagt, den ganzen Reichtum an Gedanken und reizvollen Beobachtungen zu erschöpfen, den Goethe in der Übersetzung von Diderots „Essai sur la peinture" niedergelegt hat, sei fast unmöglich, so entbindet ihn das nicht von der Pflicht, an der Hand des Aufsatzes die Stellung der „Propyläen" zur zeitgenössischen und früheren Malerei darzulegen; aber davon findet man bei ihm kein Wort. Und so geht es mit allen den Hauptpunkten, die hier zu erörtern waren. Ohne Unbescheidenheit darf ich behaupten, daß in der kurzen Einleitung zu Goethes Kunstschriften, die von meinem so früh dahingeschiedenen Freunde Alfred Gotthold Meyer und mir verfaßt wurde, bessere Belehrung über Geschichte und Bedeutung der „Propyläen" geboten wird, als in dieser umfangreichen Schrift.

Dagegen reiht sich *Heckels* Arbeit der nicht geringen Don Juan-Literatur als eine selbständige, sehr willkommne Ergänzung an. Die Vorgänger haben ihre Aufmerksamkeit der Entwicklung der Sage bis zu ihrer höchsten Gestaltung durch Da Ponte-Mozart geschenkt. Ihre Ergebnisse faßt Heckel gewandt zusammen, und findet dabei nicht nur für das einzige Werk Mozarts trefflich charakterisierende Sätze. Dann aber wendet er sich der auf Mozart folgenden Don Juan-Dichtung des XIX. und XX. Jahrhunderts zu und läßt sie in ausführlichen Charakteristiken an uns vorüberziehen, bis zu der interessanten, 1914 in Leipzig aufgeführten Oper „Don Juans letztes Abenteuer" von Paul Graener. Er teilt die fließend immer gleiche Reihe belebend ab, indem er die Gruppen nach ihrer näheren oder entfernteren Verwandtschaft mit dem Urtypus zusammenfügt und so die sinngemäßeste und zugleich fruchtbarste Anordnung gewinnt. Mag auch die eine oder andere versteckte Dilettantendichtung dem Spürsinn Heckels entgangen sein, mag auch sein Deutsch nicht überall den höchsten Ansprüchen genügen (S. 41: Juan, ihrer lästig), so verdient die Arbeit doch Anerkennung und wird unter den stoffgeschichtlichen, immer besonders nutzbaren Büchern ihre Stelle auf die Dauer behaupten.

Treutlers Arbeit über Herders dramatische Dichtungen und die von Metis über Gutzkow als Dramatiker sind Durchschnittsdissertationen von jener Art, die nur als „specimen eruditionis" und als Materialsammlung für die Nachfolger ein Daseinsrecht ansprechen kann. Daß nach der gründlichen Abhandlung Koschmieders über Herders theoretische Stellung zum Drama (Heft 35 der gleichen Sammlung) nun noch seine durchwegs mißglückten Versuche auf diesem Felde gesondert be-

Digitized by Google

sprochen werden mußten, noch dazu so eingehend, wird außer den Beteiligten wohl niemand behaupten wollen.

Das gleiche gilt von der Behandlung, die *Metis* seinem, an sich ergiebigeren Gegenstand angedeihen ließ. Und die Sache wird dadurch nicht besser, daß er der langweiligen „Analyse" (mit diesem stolzen Wort wird jetzt jedes Gerede über ein Dichterwerk, zumal jede Nacherzählung des Inhalts geziert) der Dramen eine Art Blütenlese aus ihnen anhängt. Sollte Gutzkows Stellung zu den Lebensfragen aus seinen eignen Worten festgestellt werden, so waren dafür nicht nur die in dramatischer Form verfaßten Werke heranzuziehen, ja diese sogar erst in letzter Linie, weil hier oft nur schwer die Grenze zwischen dem durch die Situation und den Charakter des Sprechers Bedingten und der Meinung des Dichters zu ziehen ist. Mit diesem Teil und ebenso mit der Zusammenstellung zeitgenössischer Urteile über Gutzkow sinkt die Arbeit in die Sphäre dilettantischer Literaturhistorie hinab. G. W.

Magnus Gabriel De la Gardie's samling af äldre stadsvyer och historiska planscher i Kungl. Biblioteket. Förteckning upprättad och försedd med inledning af *Isak Collijn. Stockholm* 1915. *Kungl. Bibliotekets Samlingar.*

Ein großer Band von 75 Zentimeter Höhe hat lange Zeit in der Königlichen Bibliothek in Stockholm ein unbemerktes Dasein geführt, bis der Reichsbibliothekar Dahlgren ihn vor einigen Jahren untersuchte und seinen unschätzbaren Wert erkannte. In Wahrheit war hier ein Schatz gefunden. Der Band enthielt Blätter in Kupferstich, Holzschnitt und Radierung aus den Jahren 1519 bis 1621, und zwar Städteansichten und einige historische Darstellungen. Er stammt aus dem Besitze des Reichskanzlers Grafen Magnus Gabriel De la Gardie, der ihn vielleicht als Kriegsbeute erworben hat. Keine der Ansichten stellt eine schwedische Stadt dar. Es sind zwar nur 187 Nummern, qualitativ aber ist die Sammlung mancher größeren überlegen. Es sind seltene Blätter, ja Unika darunter, von außerordentlich gutem Erhaltungszustand. Mehrere haben eine Länge von über zwei Meter, ja eine Ansicht ist mehr als dreieinhalb Meter lang. Magnus Gabriel de la Gardie hatte zu seiner Zeit die bedeutendsten und wertvollsten Büchersammlungen in Schweden, 1780 kam dieser Band in die Königliche Bibliothek. Er stellt eine Art von Weltchronik dar, beginnend mit den ältesten Städten Babylon, Jerusalem, Rom, und schließend mit Bildern aus der neuesten Zeit. Der Band ist jetzt auseinandergenommen und dient noch als Kapsel für die Tafeln seines Formates, die anderen sind sorgfältig montiert und aufbewahrt. Im Winter 1913/14 war die ganze Sammlung öffentlich ausgestellt. Isak Collijn hat sie verzeichnet, in der gewohnten mustergültigen Art, hat zu ihrer Bestimmung viele Mühe aufgewandt und Reisen unternommen, die der Krieg abgebrochen hat. Neben der Verzeichnung und Geschichte der Sammlung gibt er eine kurzgefaßte Übersicht über die historische Entwicklung der Städteansichten überhaupt und seine Literaturangaben sind zu einem ersten Versuch einer Bibliographie über Städteansichten zusammengefaßt. Die Sammlung ist reich auch an niederländischen und ungarischen Blättern, von deutschen Ansichten ist darin die älteste die von Köln 1531 von Anton Woensam von Worms, dann folgt Budapest 1542, Lich 1546, Wien 1547, Regensburg 1552 usw. Folgende Nummern sind als Unika anzusehen: Nr. 134: Jakob Hoefnagelsche Ansicht von Wien 1609, 6 Bl. Kupferstich 73 × 154 cm, verkleinert abgebildet auf Pl. 10 (der Rat ließ ihm dafür einen außen und innen vergoldeten Becher mit dem Wappen der Stadt Wien überreichen); Nr. 18: Das moderne Rom 1593, von Antonio Tempesta in 12 Blättern (eine Faksimile-Ausgabe wird in Schweden vorbereitet); Nr. 19: Das antike Rom von Pirro Ligorio (1574/75), abgebildet auf Pl. 1; Nr. 45: Ein großer Holsschnitt von Venedig 1565, abgebildet auf Pl. 2; Nr. 35: Florenz 1557, eine in Antwerpen gedruckte Radierung; Nr. 37: Siena ca. 1595; Nr. 53: Padua 1599; Nr. 64: Genua 1553, Radierung von Anton van den Wyngaerde; Nr. 163: Danzig 1617, Kupfersich von Aegidius Dickmann, 7 Bl. 53,7 × 258 cm, abgebildet auf Pl. 12; Nr. 119. Ulm 1593, wovon bisher nur ein defektes Exemplar beschrieben, abgebildet auf Pl. 8; Nr. 160: Rathaus von Antwerpen (1571?), Holzschnitt von Jan Vredeman de Vries; Nr. 180: Kaiser Karls V. Feldlager bei Wittenberg 1547, Holzschnitt in 12 Bl. 154,7 × 155,3 cm, abgebildet auf Pl. 13. Von anderen Stücken ist bisher nur ein einziges Exemplar bekannt gewesen, und dieses nicht immer gut oder vollständig erhalten, so Nr. 89: London 1600, Kupferstich in 4 Bl. von John Norden; Nr. 125: Prag 1562, Holzschnitt in 5 Bl., abgebildet auf Pl. 9 (auch in der Breslauer Stadtbibliothek); Nr. 151: Köln 1571, Kupferstich in 16 Bl. von Arnold Mercator (auch in der Breslauer Stadtbibliothek, Fund von 1897); Nr. 158: Citadelle von Antwerpen 1577, Radierung von Hans Bol (auch in Leyden); Nr. 159: Antwerpen, Radierung mit unbekanntem, hier abgebildetem Monogramm; Nr. 181: Belagerung von Wolfenbütel 1542, Holzschnitt von Lukas Cranach d. Ä., 8 Bl. 72,2 × 109,4 cm (auch in München); Nr. 182: Belagerung von Grimmenstein und Gotha 1566—67, Holzschnitt (defektes Exemplar in Gotha). Beigefügt sind 13 Lichtdrucktafeln leider verschiedener Höhe, der Druck des Buchs ist von Almqvist & Wiksells in Uppsala musterhaft besorgt. Register der Orte, Personen und Monogrammisten (mit Abbildungen) dienen der Forschung. Zum Funde und seiner Bearbeitung kann man nur Glück wünschen. H. S.

Bilder zu Goethes Faust von *P. Cornelius.* Gestochen von *F. Ruscheweyh.* Frankfurt a. M. bey F. Wenner. Berlin bey D. Reimer, 1816. Imperial-Folio. 12 Blatt, Neudruck von den Originalplatten, Verlag von *Dietrich Reimer* in *Berlin.* 48 M., einzelne Blätter je 6 M.

Die zwölf, äußerlich und innerlich gewaltigen Zeichnungen zum „Faust", die Cornelius kurz nach dem Erscheinen des ersten Teils der Dichtung schuf und in denen er „sich selbst fand", zählen seit langer Zeit zu

Digitized by Google

den Denkmälern der deutschen Kunst des XIX. Jahrhunderts, zu den gesuchten und hoch bezahlten Kostbarkeiten. Die meisten Stücke sind in den Besitz öffentlicher Sammlungen übergegangen, ein Neudruck aber erschien ausgeschlossen, weil der Verbleib der Platten bis jetzt unbekannt war. Da brachte die Beschlagnahme der Kupfervorräte diese Platten bei der Durchsicht des alten Lagers der Firma Dietrich Reimer unvermutet ans Licht; der Krieg, der so viele Kunstwerte zerstörte, schenkte uns einen verloren geglaubten Schatz zurück. Nun sind eine Anzahl neuer Abzüge hergestellt worden, den alten fast gleichwertig, da von einer Abnützung der Platten bei der Kleinheit der ursprünglichen Auflage nicht die Rede sein kann; allen Kunst- und Goethefreunden eröffnet sich die Möglichkeit, die heißbegehrten Blätter für einen in Anbetracht ihrer Bedeutung und des sonstigen Preises geringen Betrag zu erwerben. Jedes Wort des Lobes für diese neben den Illustrationen von Delacroix einzig in Betracht kommenden Faustbilder wäre Verschwendung. Am Platze scheint nur der wohlmeinende Rat, sich ihren Besitz möglichst schnell zu sichern. G. W.

Charles de Coster, Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzak. Deutsch von *Friedrich von Oppeln-Bronikowski.* Mit Nachwort des Übersetzers und 15 Bildern nach Felicien Rops und anderen. 16.—21 Tausend. Verlegt bei *Eugen Diederichs* in *Jena.* 1916. Titelholzschnitt und Buchausstattung von F. H. Ehmcke. IV, 608 S. 3 M.

Das zu später Berühmtheit gelangte Werk de Costers bedarf jetzt so wenig der Empfehlung wie die Verdeutschung Oppeln-Bronikowskis und die äußere Gestalt, die Ehmcke dem Buche verliehen hat. Aber die neue Auflage zeichnet sich vor den früheren durch die eingefügten Bilder der Originalausgabe von 1867 aus, freilich nur fünfzehn von dreißig, und der Preis ist trotzdem wesentlich ermäßigt worden. Der Kampf gegen eine andere, in der Tat minderwertige Übersetzung hat dieses für die Käufer erfreuliche Ergebnis herbeigeführt, und so hat auch in diesem Falle der Wettbewerb sich als die Macht bewährt, die stets das Böse (des Andern) will, und, wenigstens manchmal, das Gute schafft. A—s.

Kämpfe. 15 Original-Lithographien von *Josef Eberz.* Druck der Graphischen Kunstanstalt *Haufler & Wiest* in *Stuttgart* (1916). Imperial-Folio.

Eberz hat sich durch seine religiösen Bilder (Christus und Magdalena 1911, Pietà 1912, Herzjesubild der Gymnasialkirche in Ehingen 1913) als einer jener katholischen Maler bewährt, die mit gläubigem Gefühl eine moderne Monumentalität vereinen. Die Schule Landenbergers und Hölzels gab ihm zugleich mit der exakten Wirklichkeitsbeobachtung die Möglichkeit, die Dinge in seiner persönlichen Auffassung zu verjenseitigen. Davon zeugen auch diese mächtigen Blätter, die das Empfinden der Kriegszeit in erschütternde und begeisternde Bilder formen. Die Realität gibt überall die feste Basis her; aber der Künstler schwingt sich über sie hinaus und läßt das Geschaute zur Vision werden, nicht durch die Hilfe irgendwelcher Symbole überweltlicher Dinge, sondern nur kraft der Fähigkeit, aus dem Geschehen die Ewigkeitswerte herauszureißen und jede Erinnerung an zufällige, impressionistische, anekdotenhafte Momentwiedergabe zu bannen. Die Strenge der Komposition und die Kraft der Gesten machen die Bilder zu dem, was sie dem Beschauer sind: erhebende und erschütternde Dokumente der Spiegelung, die unsere Tage in der Künstlerseele erstehen ließen, und somit Kriegskunst von jener einzigen Art, die über den Tag hinaus dauern wird.

G. W.

Heinrich Heine, Deutschland. Ein Wintermärchen. Faksimiledruck nach der Handschrift des Dichters nebst vier Blättern des Brouillons aus dem Nachlasse der Kaiserin Elisabeth von Österreich. Mit einem Nachworte von Professor Dr. *Friedrich Hirth. Berlin, Felix Lehmann Verlag* 1915. IV, 124 Seiten in Steindruck, 52 Seiten Nachwort. In Halbpergament 25 M.

Der angesehene Heinekenner Friedrich Hirth und der Verlag bringen mit dieser Publikation den Literaturfreunden, den Literarhistorikern und der großen Heine-Gemeinde die erfreulichste Gabe dar. In dem ausgezeichneten, die Handschriften bis zum letzten Einzelnen wiedergebenden Druck von Angerer & Göschl in Wien kann nun jeder für einen Betrag, der im Verhältnis zu Umfang und Wert bescheiden zu nennen ist, ein Hauptwerk Heines in der Druckvorlage von des Dichters eigener Hand erwerben, — ein Hauptwerk ohne Zweifel, wenn sich auch darüber streiten läßt, ob das Wintermärchen „das bedeutendste epische Gedicht Heines" heißen darf, wie es der leicht begreifliche Herausgeber-Enthusiasmus Hirths einschätzt. Heines bekannte Sorgfalt des Feilens und Streichens bewährt sich auch innerhalb dieser Reinschrift und verleiht ihr den Reiz, den das Bewußtsein weckt, der Arbeit eines Künstlers in ihrem durch die Feder festgehaltenen Verlauf beizuwohnen. Noch ergiebiger sind in dieser Richtung die weit stärker geänderten Blätter, die von der Kaiserin Elisabeth aus der in alle Winde verstreuten Urhandschrift erworben wurden. Hirths Nachwort führt kundig in das Entstehen der Dichtung nach Voraussetzungen und Verlauf ein und gibt die Geschichte der Handschriften. Dem Nachwort ist ein ungedruckter Brief Heines an Campe vom 5. Juni 1844 in seinen wesentlichsten Teilen einverleibt. Der Druck könnte sorgsamer sein. G. W.

Flugblätter des *Sebastian Brant.* Herausgegeben von *Paul Heitz.* Mit einem Nachwort von Professor Dr. *F. Schultz.* Mit 25 Abbildungen. (Dritte Jahresgabe der Gesellschaft für elsässische Literatur.) *J. H. Ed. Heitz* in *Straßburg.* 1915.

Die Flugblätter des Sebastian Brant bieten vorwiegend kulturhistorisches Interesse, obwohl sie auch

Digitized by Google

Anlaß zu kunsthistorischen Fragen geben. So zum Beispiel schon eine Hauptfrage, welchen Anteil der gelehrte Jurist und Humanist, späterer kaiserlicher Rat und titulierter Pfalzgraf Brant an dem Bildschmuck hatte, ob er sich den Künstlern gegenüber auf Ratschläge beschränkte oder gelegentlich selbst zum Stift griff. Viel Wahrscheinlichkeit hat das letztere nicht. Die Blätter zeigen die verschiedensten Hände teils künstlerischer, teils handwerklicher Qualität, deren Lokalisierung vorläufig auf den Sammelbegriff „oberrheinisch" beschränkt werden muß. Künstlerisch am wertvollsten sind die Nachtragsblätter mit den Bildnissen Brants, auf die zuerst Schultz in der „Narrenschiff"-Ausgabe von 1913 aufmerksam machte; beachtenswert auch um des nahen stilistischen Zusammenhanges willen, in dem sie mit älteren oberrheinischen Bilderhandschriften stehen, zum Beispiel Nachtrag II und III mit der Berliner Handschrift „Die 24 Alten" (Ms. Germ. Fol. 19).

Kulturhistorisch interessieren natürlich am meisten die poetischen Berichte über Naturwunder, in denen Brant sich die wunderbarsten Affensprünge mystisch-politischer Kombination gestattet. Es hat zweifellos seinen psychologischen Reiz, den Ideengespinsten zu folgen, die es fertig bringen, Meteorsteine, Mißgeburten von Säuen und Gänsen, Zwillinge mit zusammengewachsenen Köpfen als Anzeigungen politischer Ereignisse auszudeuten. Eines der wichtigsten Blätter endlich ist der politische Bilderbogen der „Fuchshatz", ein höchst originelles Dokument der Flugblätterliteratur des maximilianischen Zeitalters. M. E.

Insel-Bücherei Nr. 178—187, je 50 Pf. — *Österreichische Bibliothek* Nr. 7—12, je 60 Pf. — Österreichischer Almanach auf das Jahr 1916. Herausgegeben von *Hugo von Hofmannsthal*. 1,25 M. Im *Insel-Verlag* zu *Leipzig*. 1916.

Das neueste Zehent der allbekannten Insel-Bücherei zwingt den Freund dieser in ihrer Art einzigen Sammlung wieder zum Ausdruck der bewundernden Anerkennung für den sicher wählenden Geschmack, mit dem der Ausbau, gemäß dem von Anfang aufgestellten Plane, stetig fortschreitet. An der Spitze steht eine neue Dichterin, *Regina Ullmann*, mit ihrer, auf den Spuren Claudels wandelnden, zarten dramatischen Dichtung „Feldpredigt"; es folgt eine besonders dankenswerte Ausgabe der „Fragmente" *Friedrich Schlegels*, dieser wichtigen Zeugnisse der genialen, gedankensprühenden älteren Romantik, zum ersten Male sachlich geordnet und trefflich eingeleitet von *Carl Enders*, dem Biographen Friedrich Schlegels; dann ein anderes Dokument der Frühromantik, die Hymnen *Hölderlins*, ebenfalls zum ersten Male durch sehr verdienstvolle Anordnung zu einem geschlossenen Ganzen vereint. Der romantischen Welt gehört noch *Tiecks* anmutige Novelle „Des Lebens Überfluß" an, in ältere Zeiträume leiten *Lafontaines* Fabeln, deutsch von Theodor Etzel, mit der Meisterübersetzung Dohms erfolgreich wetteifernd und geschmückt mit einigen der lustigen, technisch hervorragenden Holzschnitte Grandvilles, sowie eine, durch *Hermann Hesse* veranstaltete Auswahl der Werke des „Wandsbecker Boten" *Matthias Claudius*. Als Glanzstück geschichtlicher Prosa erscheint zeitgemäß *Treitschkes* Jugendarbeit „Das Ordensland Preußen", als ein immer lesenswertes Beispiel phantasievollen Philosophierens *Fechners* „Büchlein vom Leben nach dem Tode" mit einem bedeutsamen Geleitwort *Wilhelm Wundts*. Exotisch in doppeltem Sinne des Wortes sind endlich die von *Klabund* verdeutschten chinesischen Kriegsgedichte und die von *Mombert* unter dem Titel „Musik der Welt" ausgewählten Stücke seiner kosmischen Lyrik.

Auch die zweite Folge der „Österreichischen Bibliothek" und der Almanach Hofmannsthals, des Leiters dieser Sammlung, stehen auf hoher Stufe. Beide spiegeln den inneren Reichtum und die besondere Kunstbegabung der uns verbündeten Monarchie in bunter Farbigkeit ab. G. W.

Siegfried Jacobsohn, Das Jahr der Bühne. Vierter Band 1914/15. *Oesterheld & Co.* in *Berlin*. 1915.

Dieser Band von kaum 200 Seiten umfaßt die kritische Übersicht über die Aufführungen der Theater Berlins im ersten Kriegsjahr. Und so sehr wandte sich Jacobsohn von den kriegerischen Ereignissen ab und der reinen und intensiven Betrachtung der Schaubühne zu, daß, wenn die Art dieser Kritiken analysiert werden sollte, hier noch einmal die Worte stehen müßten, die im Jahrgang 1914/15, Seite 406 dieser Zeitschrift zu lesen waren.

Für den Freund des Theaters, für den Historiker, für den Büchersammler stellt die Folge dieser Jahressammlungen die beste Chronik der Theatergeschichte Berlins dar, bedeutet aber zugleich auch einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Kritik. Denn hier bewahrt sich für künftige Zeiten der Typ des Berliner Theaterkritikers auf, der, fleißig, belesen, witzig, begeistert, unterhaltsam, temperamentvoll, ganz seiner Arbeit hingegeben, Dichtung und Theaterkunst berufsmäßig zerlegt, klärt, reinigt, ohne sich damit zu bescheiden, für einen kleinen Kreis in höchster literarischer Atmosphäre Lebender, Selbstschreibender zu schreiben, und ohne andrerseits durch die Beziehungen und Abhängigkeiten der Tageszeitungskritiker beengt und erniedrigt zu sein.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Jacobsohn nicht, wie die meisten seiner Berufsgenossen, plötzlich jenes „Umlernen" mitmachte, unter dem unwürdige Konzessionen, Unterjochung der Kunst unter einen hysterisch lärmenden Patriotismus, Demütigung des kritischen Bewußtseins unter ultranationalistische Gewaltsamkeit zu verstehen ist. Aber auch wiederum benutzte er die Theaterkritik nicht, wozu das Verbot kritisierender politischer Meinung lockte, um in Kunstpolemik listig die Kritik politischer Zustände zu verkapseln. Sondern seine Sachlichkeit, das Bewußtsein der Verantwortung für das gedruckte tadelnde oder erhebende Wort wuchs so, daß die Kritiken dieses Bandes ruhiger und milder wirken als die lärmenderen

Digitized by Google

früherer Jahre, trotzdem Scheidung und Klärung ebenso sicher und endgültig geschehen wie ehemals. Kenner der Literatur und der Schauspielkunst werden durch die kritische Sammlung Jacobsohns, die auch kritische Sammlung in geistiger Hinsicht bedeutet, nicht nur unterhalten und über den Theaterwinter Berlins 1914/15 unterrichtet, sondern es brechen aus ihr auch belichtende Strahlen über dunkle Zusammenhänge und Entwicklungen der dramatischen Kunst, und als Beiwerk fällt manche Bemerkung, die als allgemeine Erkenntnis aufbewahrt zu werden verdient. K. P.

Franz Jung, Sophie. Der Kreuzweg der Demut. Ein Roman. *Berlin-Wilmersdorf* 1915, Verlag der „*Aktion*".

Franz Jung wiederholt in diesem kleinen Roman das Motiv seines vorangehenden Buches „Kameraden". Abermals tauchen junger Mann und junge Frau aus der düsteren Wirrnis der Wirklichkeit empor, ragen auf wie riesige, mythische, einsame Figuren und beginnen mit Worten und Gefühlen sich zu zerlegen, aufeinander loszuschlagen, sich krankhaft zu begeistern, beglückt sich zuzueilen, gequält sich zu morden. Unscheinbare Hemmnisse der Realität, aufzuckende Erinnerungen, unbewußt hinhuschende und grell aufsprühende Gefühle martern diese gemarterten zwei Menschen, die sich nur befreien können, wenn sie gegenseitig sich steinigen. Und wissen doch beide, daß sie sich lieben, und daß es über des Menschen Möglichkeiten geht, sich diese Liebe rein darzubieten, so sehr sie sichs auch ersehnen, glücklich durch Liebe zu sein.

Aber das Buch „Sophie" ist noch viel konzentrierter, noch hoffnungsloser als „Kameraden". Keine Nebenpersonen treten mehr auf, die Handlung erweiternd und zerstreuend. Keine Landschaft, keine Straße wächst aus den Geschehnissen hervor; selbst das Zimmer, in dem sich die Handlung, die ohne äußeres Ereignis ist, abspielt, bleibt im Dunkel; und die Zeit, das empfindet man dumpf und drückend, die Zeit ist nicht mehr ... man weiß nicht, ob der Roman in Stunden, Tagen oder Jahren abrollt. So schwinden die Dimensionen, so schwindet die Wirklichkeit — und es ragen einsam im Dämmer zwei Seelen, die sich durch Gebärden und abgehackte Sätze manifestieren.

Nicht leuchtet über diesem Kreuzweg der Demut mehr Schimmer der Verheißung, nicht ertönt zum Schluß, wie im Ausgang der „Kameraden", die Posaune der Verkündigung und Hoffnung... Diese beiden Menschen schwinden ins Dunkel, aus dem sie tauchten; hoffnungslos, elend, rettungslos zappelnd im Netz vergangener Geschehnisse und gegenwärtiger Gefühle. Demütig ertragen sie die Qual ihrer Existenz, ohne die Kraft zu finden, sich auseinanderzureißen oder zusammenzuschmelzen, und so das Trennende zu überwinden. Der Bogen des Leids ist die einzige Brücke, die sie binden könnte, und auch dies Leid zerhacken sie in Stücke — wie der Autor seine Sätze und seine grausige Analyse.

Kurt Pinthus.

Klabund, Der Marketenderwagen. Ein Kriegsbuch. *Erich Reiss Verlag* in *Berlin*.

Immer deutlicher erweist sich Klabund als ein Talent, das sich in kleiner Münze verplempert. Häuft man die Münzen, so sammelt sich ein hübsches Stückchen Geld, ein Stückchen Wert; aber jede Münze allein gilt nicht mehr als ein Feuilleton, eine Plauderei, eine Stimmung, eine Novellenskizze.

Klabund hat vielerlei Einfälle, manchmal zu Ausfällen zugespitzt, manchmal als Abfälle edlerer Stoffe weggeschleudert. Unterhaltsam sind diese kleinen Sachen; manchmal zum Lachen, manchmal zum Weinen. Meist fühlt man: einer schriebs, der was kann, der was von der Welt gesehen, gefühlt, gelitten hat, der aber weder die Kraft strengster Sammlung noch sich dehnender, wachsender Ausbreitung hat.

Am wertvollsten sind die Stücke grotesker Art und noch mehr die von entsagender Melancholie erfüllten, die freilich, wie alles Sentimentalische, manchmal dem Kitsch sich nähern. Kränkliche, durch Leid mildgewordene, zarten Genüssen hingegebene junge Menschen sind seine Spezialität, umreißt er, nein, enthüllt er am sichersten, rührendsten („Il santo Bubi", „Der wohlhabende junge Mann", „Hölderlin")... Und wie alle, die selbst kränklich sind und mit Vorliebe Kränkliche schildern, stürzt er sich plötzlich auf sein Gegenteil und richtet Kraft- und Machtmenschen auf: Leute gesunden Empfindens, strotzender Stärke, hinreißender Einwirkungskraft.

Dies Problem der Ergänzung des Schwächlichen, Tatunkräftigen, Leidenden durch den Starken, Natürlichen, Unbedingten, Tatmenschen analysiert Klabund selbst im besten Stück der Sammlung: „Bartholomäus und der junge Mann"; der schwache Bartholomäus nämlich schafft sich als tätige Ausgleichung seines gehemmten Ich den jungen Tatmenschen als leibhaftige Ergänzung an und verwächst so mit ihm, daß dessen ferner Kriegstod auch seinen eigenen Tod herbeizwingt.

Es sei schließlich eine Seltsamkeit vermerkt, aus der man dem Verleger einen Vorwurf machen könnte, die aber dies Buch für den Leser dieser Zeitschrift zu einem (unerachtet des literarischen Wertes oder Unwertes) sammelnswerten Kuriosum stempelt. Während vom zweiten Bogen an hinter jeder Bogenzahl unten auf der Seite sich der Titel „Klabunds Kriegskino" findet, lautet der wirkliche Titel des Buches „Klabund, Der Marketenderwagen". Dieser also während des Druckes noch geänderte Haupttitel steht auch auf dem Umschlag des Buches, der eine arg mißlungene figürliche Zeichnung des (als dekorativer Zeichner hervorragenden) Bernhard zeigt. Der über ein Weinglas seinen Kopf in die Hand stützende schwarzhaarige Soldat sieht nicht aus, als ob Heimweh und Erinnerung ihn quäle, sondern als säße ihm, aus dem Wein aufgestiegen, der Kater im Nacken. K. P.

Digitized by Google

Kürschners Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1916. Herausgegeben von Dr. *Heinrich Klenz.* 38. Jahrgang. Mit acht Bildnissen. *Berlin und Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung G. m. b. H.* VII Seiten; 94, 2156 Spalten. In Leinwand 8 M.

Auch im Kriege hat dieses Handbuch, das die Bezeichnung „unentbehrlich" für jeden zur Literatur in irgendeinem Verhältnis Stehenden verdient, seine staunenswerte Vollkommenheit allen Schwierigkeiten zum Trotz behauptet. Schon verzeichnet es neben den älteren Werken aller lebenden deutschen Schriftsteller die heranflutende Kriegsproduktion und wird für sie zum brauchbaren Führer. Die seit dreizehn Jahren bewährte Sorgfalt und Sachkenntnis des Herausgebers, unseres verehrten Mitarbeiters Herrn Dr. Klenz, ist wieder allen Abteilungen zugute gekommen: dem Hauptverzeichnis, das bei der Unerreichbarkeit vieler der darin Verzeichneten erhöhte Mühe verursachte, der, leider besonders umfangreichen Totenliste, der Zeitschriftenschau, der (vielleicht noch reicher zu gestaltenden) Auswahl der Verleger, Agenturen und Theater. Die beigefügten Bilder zeigen sieben Männer der Feder, die ihrem Namen während des Krieges neuen Glanz verschafften, an der Spitze zwei der Heerführer, Conrad von Hötzendorf und Freiherrn von der Goltz, dann Wilhelm Hegeler, Karl Rosner, Ewald Gerhard Seeliger (recht passend in der Uniform des Marinefliegers), Hermann Stegemann, Paul Oskar Höcker. Als Verleger unserer besten Militärliteratur reiht sich zum Schlusse schicklich der Inhaber der Firma E. S. Mittler & Sohn an. A-s.

Eichendorff-Kalender für das Jahr 1915. Ein romantisches Jahrbuch. Organ der Deutschen Eichendorff-Gesellschaft. Herausgegeben von *Wilhelm Kosch.* Sechster Jahrgang. — Derselbe für 1916. Siebter (!) Jahrgang. *Regensburg,* Druck und Verlag von *Josef Habbel.* Preis, herabgesetzt für Jahrgang 1911—1915, je 1,20 M.; Jahrgang 1916 2,40 M.

Seit an dieser Stelle (Beiblatt V, Spalte 411) der fünfte Jahrgang dieses Almanachs rühmend angezeigt wurde, ist er zweimal erschienen, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz. Es darf als Zeichen eines Verdienstes um die deutsche Sache gelten, wenn es auch nicht auf dem Schlachtfeld errungen wurde. Denn jeder, der in den zwei Kriegsjahren, die nun bald hinter uns liegen werden, sich um die Wahrung geistiger Güter mit Eifer und Erfolg bewährt hat, zählt zu denen, die vor der Welt und für uns selbst zur Stärkung des Deutschtums beigetragen hat, mag auch das Geleistete neben den Großtaten kriegerischer Art winzig erscheinen. Der Inhalt beider schmucker Bände ist besonders reich an Eichendorff-Funden und -Forschungen; daneben erweckt die „Romantische Jahresrundschau", wie immer, die dankbare Bewunderung dessen, der hier das „legimus aliqua ne legantur" zu seinem Vorteil vielfach bewährt findet. G. W.

Peter van Pier der Prophet. 1916, *Kurt Wolff Verlag* in *Leipzig.* 139 Seiten. Geheftet 2,50; gebunden 3,50 M.

Wenn wir dieses formschöne Werk eines ungenannten Dichters richtig verstehen, soll darin der Sinn unserer Tage, wie der reine Spiegel einer feingeschliffenen und doch starken Seele ihn erfaßt hat, gestaltet sein. Zwei Gewalten kämpfen miteinander auf Tod und Leben: Peter van Pier, der Intellekt in höchster, über die reale Erkenntnis hinausreichender Kraftsteigerung und die aus dem Unterbewußtsein des in Schönheit und Liebe erblühten Jünglings Valerius wachsenden Antriebe, die sich in Begeisterung, Opfermut, Vaterlandsliebe umsetzen. Unnötig zu sagen, daß der Sieg dem Guten bleibt. Durch drei Stadien wird der Verlauf geführt: die Herrschaft des falschen Propheten, die große Not, die aus den Egoisten ein Volk werden läßt, — gemäß der tiefen Ausdeutung des Begriffs Volk als die Gemeinschaft derer, die gleiche Not empfinden, — und endlich nach hartem Ringen die endgültige Überwindung des bösen Geistes, der Triumph des siegreichen Valerius. Mit festen und zarten Ranken legendenhafter Erfindung ist dieser Kern dichterisch umsponnen, eng genug, um dem Gedankenkern nicht nur eine durchsichtige Hülle überzuwerfen. Man liest das Buch mit der Teilnahme, die echte Kunstwerke zu wecken vermögen, und verweilt gern an den farbig reich ausgeführten Höhepunkten. Sollte es sich um ein Erstlingswerk handeln (wie es den Anschein hat), so darf man auf die Nachfolge gespannt sein. Das schöne Äußere wird Drugulin verdankt und ist des Inhalts wert. G. W.

Deutsche Kriegsreden. Herausgegeben und eingeleitet von *Kurt Pinthus. München und Berlin* 1916 bei *Georg Müller.* XXX, 451 Seiten.

Wir haben darauf verzichten müssen, die Kriegsliteratur an dieser Stelle fortlaufend zu buchen. Die wachsende Zahl und die abnehmende Bedeutsamkeit der neuen Erscheinungen erzwangen gleichzeitig solchen Entschluß. Aber ausgenommen sollen diejenigen Bücher und Bilder bleiben, die über den Tag hinaus ihren Wert wahren werden, sei es durch künstlerische Eigenart, sei es wegen eines erstrebten und erreichten Zwecks, der über das Zeitgeschehen und Zeitempfinden hinausreicht. Zu der zweiten dieser Gruppen zählt der stattliche Band, in dem Pinthus zum ersten Male versucht, die bisher noch nicht gesammelte Beredsamkeit des Krieges in einer Auslese aller Zeitalter seit dem hohen Mittelalter vorzuführen. Aus einer offenbar weit größeren, mit nicht geringem Fleiß zusammengetragenen Stoffmasse sind etwa hundert der besten dieser Ansprachen aufgereiht, beginnend mit der Rede Kaiser Friedrich Barbarossas an sein Kriegsvolk vor dem Kampfe gegen die Mailänder im Jahre 1158 und schließend mit rhetorischen Zeugnissen der in unserem jetzigen Kriege waltenden deutschen Gesinnung; neben den Worten des Kaisers und des Kanzlers bei und nach Kriegsbeginn drei größere Stücke von Wilamowitz-Moellendorff, Traub und Köster. (Daß die Auf-

Digitized by Google

nahme zahlreicher zeitgenössischer Reden durch das mangelnde Entgegenkommen der Verfasser und Verleger gehindert wurde, erscheint eher als Vorteil, weil so dem Buche sein geschichtlicher Geist reiner gewahrt ist.) Belesen und urteilsfähig erweist sich Pinthus als der rechte Mann zur Erfüllung der Aufgabe, eine Folge solcher Art, wie er sie plante, zu liefern. Freilich bleibt ja die Grenze des Gebiets schon um deswillen unsicher, weil die Niederschriften früherer Zeit zumeist der Übereinstimmung mit den wirklich gesprochenen Worten ermangeln, die nur das Stenogramm gewährleisten kann, und weil ferner zwischen dem Aufruf, der Predigt, dem psalmodierenden Spruch (Nietzsche, „Vom Krieg und dem Kriegsvolke") nur fließende Linien zu ziehen sind. Allein darauf kommt nicht so viel an wie auf die Hauptsache: daß hier ein neues, bisher kaum betretenes Gebiet edler, hochgestimmter menschlicher Seelenlaute der Forschung, der Erhebung und dem Genießen eröffnet worden ist. G. W.

Adolf Menzel, der Mensch, das Werk. Von *Karl Scheffler*. Verlag von *Bruno Cassirer* in *Berlin*. 4°.

Adolf Menzel, dessen Geburtstags hundertste Wiederkehr in diesen Weltkrieg fiel, genoß während seines Lebens einen Ruhm, wie ihn kein deutscher Maler erlebt hatte. Aber jener Ruhm war ein Mißverständnis. Er heftete sich an eine Reihe von historischen Bildern, die jener Zeit als des Malers wichtigste und schönste erschienen, die mit der Zeit aber verblaßten und uns heute eher als Hemmnisse auf dem Entwicklungswege des Künstlers erscheinen und keinesfalls als die Höhepunkte seines Schaffens. Menzels genialste Bilder sind Werke, die dem Maler sozusagen nebenbei entstanden, denen er selbst keine besondere Bedeutung zumaß und die eigentlich erst nach dem Tode des Meisters ans Tageslicht kamen und heute begehrte Stücke der deutschen Museen sind: Bilder, die das Innere schlichter Zimmer wiedergeben, Blicke aus Stubenfenstern, Atelierwände, an denen Gipsplastiken hängen, kleine Abendgesellschaften, die Porträts verwandter und befreundeter Menschen und manches andere, was dem Künstler „nebenbei" entstand. In diesen Werken sind oft malerische Offenbarungen zu finden, die ihrer Zeit weit voraus waren, ganz unbewußt und aus reinem, genialem, malerischem Trieb geschaffene Werte, die unvergänglich sind, weil etwas wunderbar Zeitloses an ihnen haftet. Karl Scheffler hat in seinem ausgezeichneten Menzel-Buch besonders diese Werke des Meisters abgebildet und sie in den Mittelpunkt seiner Betrachtung gerückt. Er sucht die Basis des Menzelschen Ruhmes zu korrigieren und tut es mit so viel Klarheit, so viel Um- und Einsicht, daß man seine Ausführungen mit dem lebhaftesten Interesse liest und sein Buch nicht aus der Hand legt, ehe man es bewältigt hat. Diese Menzel-Monographie hat etwas Bestechendes in ihrer Klarsichtigkeit und in der psychologischen Modellierung des gar nicht so einfachen Themas. Sie ist eine vortrefflich gelungene psychologische Studie, die vor allem das Tragische in dem Werk und in der menschlichen Konstruktion gut und sicher sezierend zu Tage fördert und die dem Künstler und seinem Werk den Platz anweist, den sie vermutlich in Zukunft behaupten werden. Das Spröde und Zerrissene in Menzels Kunst macht es, daß dieser Künstler mit seinen besten Werken niemals ein Liebling des Publikums gewesen ist und auch nie sein wird, obwohl er bei seinen Lebzeiten die höchsten Ehren erfuhr, die einem deutschen Maler jemals erwiesen worden sind. Schefflers Ausführungen werden unterstützt durch ein ausgezeichnetes Abbildungsmaterial, unter dem sich manches Überraschende, bisher Unbekannte befindet. Das Buch bietet sich in einem Gewande ohne Tadel dar und sei den Kunstfreunden warm empfohlen. *Hans Bethge.*

Die Kunst im deutschen Buchdruck. Aus der Sammlung *Ida Schoeller* in Düren ausgestellt in der Gruppe Bibliophilie der Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914. Bearbeitet von *Ida Schoeller*. Mit einem Geleitwort von *Otto Zaretzky*. *Weimar, Gesellschaft der Bibliophilen* 1915. XI, 113 Seiten, 110 Seiten Taf. 40.

Ein Band, der edles Behagen verbreitet. Wundergerne Gedanken halten die Seiten fest, auf denen Büchertitel den Büchertiteln folgen. Denn dieser Quartant ist von Katalogweisheit überschwer. Und trotzdem atmen die nüchternen Zeilen einen Duft, der aus den großen deutschen Wäldern hinüberzuwehen scheint. Durch die Jahrhunderte führt die Katalogstraße mit ihren Meilensteinnummern vorüber an den alten deutschen Landschaften und Städten. Diese lange Bücherliste ist ein Loblied deutschen Wesens, in Bild und Wort sprechen die stolzen Titel, die sie nennt, vom deutschen Leben in der Vergangenheit. Ein Ehrenschrein der deutschen Buchkunst ist dieses Verzeichnis, das den Reichtum einer ihr geweihten Sammlung den Freunden des deutschen Buches erschließen will.

Die Sammlung Schoeller, deren teilweises Verzeichnis das angezeigte Katalogprachtwerk enthält, ist den Besuchern der Leipziger Buchweltausstellung in der besten Erinnerung geblieben. War doch der dort in der Abteilung Bibliophilie von Frau Ida Schoeller mit den alten wunderschönen Möbeln ihres Bibliothekszimmers in Düren ausgestattete Raum, mit den in den hohen Schränken ausgebreiteten Schätzen auch das Entzücken solcher Besucher, die ihn nicht, wie die Bücherfreunde und Bücherkenner, mit der Bewunderung des Eingeweihten betrachten konnten. Buchkunst ist zwar ein jetzt auch bei uns vielen geläufiges Wort, aber seine Bedeutung wird, seitdem Buchkunst zur marktgängigen Ware wurde, nicht immer richtig verstanden. Und die alte Buchkunst, in der doch alle neue Buchkunst wurzelt, besonders aber die alte deutsche Buchkunst ist auch gelehrteren Leuten eine terra incognita geblieben. Manche Umstände wirkten dabei mit, nicht zum wenigsten jedoch dieser, daß ihre Hauptwerke von den reichsten Sammlern aller Länder seit Jahrzehnten gesucht werden. Seitdem Fairfax Murray zwei Folianten seines glänzenden Kataloges ausschließlich der deutschen Buchkunst gewidmet hatte, fragten sich

Digitized by Google

die deutschen Bücherfreunde wohl hin und wieder, warum noch kein bedeutender deutscher Sammler sich zu den alten schönen Büchern Deutschlands in einem eigenen Verzeichnisse seines Besitzes bekannt habe. Frau Ida Schoeller gibt auf solche Frage eine Antwort, die alle, denen diese Kunst am Herzen liegt, befriedigen wird.

Das Buch der deutschen frühen Gotik und die ersten Erzeugnisse der Wiegendruckzeit fehlen der Sammlung Schoeller, die ausschließlich das Bild im Buche deutscher Druckereien zeigen soll. Das ist ein mit weiser Absicht begrenzter Plan. Denn wer heute deutsche Buchkunst in ihrem ganzen Umfang auf Vollständigkeit in allen ihren Hauptwerken hin sammeln möchte, darf nicht nur nicht die altdeutsche Buchmalerei und die Gutenbergpresse vergessen. Er muß auch die Behandlung ihrer Vorlagen durch die Bilddruckverfahren verstehen wollen und zu diesem Behufe Handzeichnungen der alten und neuen Meister des Buches heranziehen, er muß Reihen zusammenstellen, deren Ausläufer über sehr weite Gebiete unseres Buch- und Schriftwesens hinausreichen. Kurz, er muß eine Arbeit leisten, die — vielleicht — ein an die Grenzen von Mitteln und Zeit nicht gebundenes Museum leisten könnte. In der Beschränkung zeigt sich auch hier der Meister, oder in diesem Falle die Meisterin. An ausgewählten Proben hat von der Wiegendruckzeit bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts Frau Schoeller die Ausbreitung und Entwicklung der deutschen Buchillustration mit ihrer Sammlung erläutern wollen. Derart, daß da, wo diese Entwicklung Höhepunkte erreichte, die großen Buchkünstler der deutschen Vergangenheit und ihre Werke eine eingehendere Berücksichtigung fanden. Aber es war dabei keineswegs allein auf eine Anhäufung von Prunkstücken abgesehen. Auch die Nebenwerke, auch die Bücher weniger fruchtbarer Zeiten fanden ihre gebührende Berücksichtigung und erst durch solche langsame liebevolle Kleinarbeit konnte das Ganze der Sammlung zustande kommen, die eine qualitativ, nicht quantitativ fast vollständige Übersicht ihres Gebietes gibt. Glanzstücke hervorzuheben, die durch Kostbarkeit oder Seltenheit ausgezeichneten Stücke preisend zu nennen, darf an dieser Stelle auch deshalb füglich unterlassen werden, weil dazu der Katalog selbst da ist, der das sowohl in der allgemeinen Einleitung von Otto Zaretzky wie in seinem Sonderteil besser besorgt, als es in wenigen Zeilen möglich wäre. Seine Bearbeitung verdanken wir der Sammlerin. Die Aufnahmen sind sorgfältig (nach der Berliner Katalogisierungsordnung), die Anmerkungen bieten in den genaueren Beschreibungen und Verweisungen erwünschtes bibliographisches Material, dessen Benutzung durch die Verzeichnisse der Bücher, Drucker, Künstler, Tafeln leicht gemacht ist. Die Anordnung des Verzeichnisses erfolgte nach Kunstschulen und Künstlern unter Benutzung von Dodgsons Arbeit — alles geschah, um ein bequemes, brauchbares Handbuch zustande zu bringen, das jeder gute Katalog sein muß. Der Druck durch Poeschel & Trepte mit der Beigabe der erläuternden Tafeln ist ausgezeichnet gelungen, in den Einzelheiten und in der Gesamtwirkung, und dient damit seinerseits der Erfüllung des eigentlichen Katalogzweckes.

Die alte und neue nichtdeutsche Buchkunst der Sammlung Schoeller sowie die Buchkunst Deutschlands seit dem XIX. Jahrhundert (die auf der Leipziger Buchweltausstellung von Frau Schoeller im Hause der Frau teilweise vorgeführt wurde) ist in das Verzeichnis, zum Vorteil seiner inneren Geschlossenheit, nicht aufgenommen worden.

Dankbar werden, wie die Besucher der Leipziger Ausstellung, die Mitglieder der Gesellschaft der Bibliophilen, die diesen schönen Katalog einer Privatbibliothek erhielten, der Sammlerin für die Mühen und Opfer sein, die sie der Wissenschaft vom Buche gebracht hat. Besonders aber die Bibliophilen, denn sie dürfen diesen Dank einer Bibliophilin entgegenbringen. Zwar gibt es nicht wenige Büchersammlungen alter und neuer Zeit, die der Name einer Frau als Besitzerin der in ihnen enthaltenen Schätze schmückt. Aber sehr selten sind in der Geschichte der Bibliophilie die Frauen gewesen, die ihre Bücher wirklich mit Liebe und Verständnis besaßen. Und wenn wir Frau Schoeller unter den wenigen wirklichen Bibliophilinnen anführen dürfen, tun wir es um so freudiger, weil wir mit ihr eine deutsche Frau als Hüterin der Buchkunst unserer alten deutschen Meister rühmen dürfen.

G. A. E. Bogeng.

[*Ellen von Siemens, geb. von Helmholtz*], Gerda Ellen Elisabeth von Siemens. Entwürfe von *Emma von Maltzan. Meisenbach, Riffarth & Co.*, Graphische Kunstanstalten, *Berlin-Schöneberg*. Zwei Bände in Folio. Nicht im Handel.

Die literarische und die Kunstkritik haben an dieses Werk kein Recht, das Mutterliebe einem holden, mit siebzehn Jahren dahingerafften Kinde geweiht hat. Niemand darf sich vermessen, anderen von der Zwiesprache zu künden, die eine Seele mit der andren über den Tod hinaus gepflogen, um die Strahlen für alle Zeit aufzufangen, die jeden Tag eines so sonnigen, so beglückten und so beglückenden Daseins durchleuchteten. Aber die Leser der „Zeitschrift für Bücherfreunde" sollen davon Kunde erhalten, daß dieses Gedenkbuch ohnegleichen zugleich ein Beweis des Hochstandes unserer graphischen Verfahren geworden ist, dem an technischer Vollendung wenige andere zur Seite gestellt werden können. Die farbigen Seitenumrahmungen und die anderen Schmuckstücke der Malerin Emma von Maltzan sind mit außerordentlicher Präzision und Farbenschönheit wiedergegeben; für die eingefügten, schier zahllosen Photographien, Aquarelle, Bleistiftzeichnungen, Tempera- und Ölbilder sind wohl sämtliche, heute vorhandene graphische Verfahren herangezogen und ohne Rücksicht auf Mühe und Kosten zur höchsten Leistungsfähigkeit gesteigert worden. So gereicht das Werk den Anstalten von Meisenbach, Riffarth & Co. zu hoher Ehre und verdient als Denkmal deutschen Buchgewerbes, abgesehen von seinem Gemütswert, dauernde Aufbewahrung. P—e.

Digitized by Google

Carl Sternheim, Die drei Erzählungen. Mit 14 Lithographien von Ottomar Starke. *Kurt Wolff Verlag* in *Leipzig,* 1916. Geheftet 4,50 M., gebunden 6 M.

Im Augenblick, als man beginnt anzuerkennen, daß der Zyklus der bürgerlichen Komödien Sternheims die geschlossenste und selbständigste Leistung des deutschen komischen Theaters bedeutet, setzt der Dichter folgerichtig seinen Versuch, den bürgerlichen Menschen unserer Zeit in der Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen als typischer Wesen, nicht als zufälligen Umriß, darzustellen, auf dem Gebiete der erzählenden Prosa fort.

Der Zyklus vereinigt drei Erzählungen, deren jede einen Typus so völlig entschält, in seinem Wesentlichen zur Erscheinung bringt, daß diese Typen hiermit für immer erschöpft und erledigt erscheinen. Nicht durch psychologische Analyse, nicht durch weitschweifige Schilderung der Einzelheiten, der Umwelt und des Seelischen, sondern durch nüchternes, knappstes Heraussagen des Tatsächlichen entwickelt sich diese Kunst der Erzählung, die mit Sternheim (ohne Vorgänger) ihren Anfang findet wie zugleich (trotz sicherlich sich einstellender Nachahmer) ihr Ende.

Drei Lebensläufe enthüllen sich, drei Helden ziehen auf. Der Schutzmann, schwachbegabt, gedemütigt an der Seite der reizlosen Frau lebend, pflichteifrig, kümmerlich und ärmlich, wächst in der Stube der Straßendirne, die ihn liebt, zum Heros auf und stirbt, von dem Mädchen zum biblischen Heiligen emporgestammelt, auf dem Schlachtfeld der Straße. Der Koch Napoleon steigt auf im kulinarischen Reich der Stadt Paris zu fürstlicher Macht, zu höchstem weltlichen Glück, um mit dem Sinken der bürgerlichen Welt, die ihn groß werden ließ, zum elenden Kellner hinabzuschwinden, der in Alter und Armut, sich selbst zur Mythe geworden, verklärt von der Erde scheidet. Der Musiker, dem Bewunderung und Ruhm der Menge versagt ist, saugt in den Dunstkreis seiner Selbstvergötterung zwei Wesen, deren Verehrung, Hingabe und Opferung von Geld und Leben ihm das Gefühl eines schwellenden Glückes verschaffen, so daß er zum Olympier, der Seligkeit und Verderben verteilt, sich emporschwindelt.

Alle drei in ihrem Scheinglück, das nicht ihrer Tat entstammt, sondern an der Unzulänglichkeit der bürgerlichen Welt sich entzündet, sind bemitleidenswerte und doch vollkommene Gestalten, über die zu lachen die Stärke und Folgerichtigkeit des Schicksals, das sie fortwirbelt, verbietet, während die Wirkung dieses Schicksals die Helden und ihre Welt zu grotesk erscheinen läßt, als daß man sie tragisch nennen könnte.

Vorgetragen sind die Erzählungen in der unbarmherzigen Grammatik Sternheims, die man schon aus seinen Komödien kennt. Diese nüchternen Sätze, in denen kein Wort entbehrlich ist, diese Gerippe von Perioden, in denen knappe Partizipien und Genitive an Stelle erläuternder Nebensätze treten, diese trockene Schärfe der sprachlichen Formung festgestellter Zustände verblüffen und erregen den Leser, lassen ihn gespannt vorwärts stürzen, bis sich in kürzester Zeit das Leben seiner Helden eindringlich und unvergeßlich entschleiert. Die fast wissenschaftliche Formulierung der Tatsachen und Geschehnisse, die, ohne daß man erklären kann, durch welche Mittel, dennoch von Ironie und Tragik durchzittert ist, läßt uns nicht erkalten, sondern des Menschen trauriges Heldentum und heroisches Mißgeschick tiefer erfühlen als breitströmende Erziehungsromane und sentimentalische Seelenschilderungen.

Das Buch ist auf großes Format außerordentlich schön gedruckt. Teils eingeheftet auf Sonderblätter, teils in den Text selbst sind vierzehn Lithographien von Ottomar Starke abgezogen, deren Temperament, Kühnheit des Ausdrucks und Stärke der Bewegung fordern, Starke als ein zeichnerisches Talent ersten Ranges zu betrachten. *Kurt Pinthus.*

Friedrich Theod. Vischer, Kritische Gänge. Zweite, vermehrte Auflage, herausgegeben von *Robert Vischer.* Erster und zweiter Band. *Verlag der Weißen Bücher, Leipzig* 1914. XXI, 543; XXXIX, 546 Seiten. Geheftet je 11,50 M.; in Leinen je 12,50 M.; in Halbleder je 14,50 M.

Seit frühen Jahren hege ich unter den Büchern, die mir die wertesten sind, Vischers „Kritische Gänge" mit der Neuen Folge und der zweiten Fortsetzung „Altes und Neues". Vom Beginn der vierziger Jahre, dem Ausgang der hohen Zeit des deutschen Idealismus, bis zum unglückseligen Verfall der siebziger, sogar noch in den Vorfrühling hinein, den die achtziger in dem Nebeneinander nationalistischer und naturalistischer Anfänge brachten, lassen diese verschieden geformten Bände das wachsende kritische Vermögen des Denkers und Dichters verfolgen, spiegeln sie zugleich an den besprochenen Werken die Wandlungen unseres Geisteslebens und unserer Kunst ab. Wichtiger und wertvoller aber als dieses Was erschien mir immer das Wie der Vischerschen Kritik. Er tritt vor den Dichter, den Künstler, den Denker mit dem Willen, sich hinzugeben. Stößt dabei seine Natur auf Hindernisse, so fragt er nach den Ursachen und sucht sie sowohl in seinem eignen Vermögen wie in der Sonderart der Objekte, die ihm widerstreben. So erweist sich der Verfasser der „Ästhetik" nirgends als ein durch feste Normen gebundener, harter Vernünftler, sondern er bleibt der feinfühlige Empiriker, der sich gerade am besten bewährt, wo er aus seinem Kunstempfinden heraus ein Werk, das von anderen groß und teuer geachtet wird, ablehnt, wie in dem bekanntesten Falle dieser Art, seiner Verurteilung des zweiten „Faust". Durch solche Eigenschaften erscheinen die „Kritischen Gänge" Vischers unveraltbar als Zeugnis starker Menschlichkeit, als Vorbild hohen ästhetischen Vermögens und ernstester Auffassung der Pflichten des Kritikers. Sie gesellen sich als würdige Nachfolger zu Lessings Meisterstücken und den Jugendkritiken der beiden Schlegel. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß eine zweckmäßige Erneuerung dieser selten gewordenen Schriften mit Freude zu begrüßen ist, schon weil dadurch weitere Kreise wieder auf sie hingelenkt werden und leichter in den Besitz gelangen können. Die Art, in der Vischers Sohn dieses bewirken will, darf nicht auf unbedingte Zustimmung

Digitized by Google

rechnen. Er läßt die letzte Reihe, „Altes und Neues", ganz beiseite; er unterdrückt auch eine Anzahl der früheren Aufsätze, vereinigt die über Mörike und Herwegh zu je einem, streicht innerhalb des Textes Absätze und fügt neue hinzu. Aber in alledem erweist er sich im Grunde doch gerade als der würdige Nachfahr und Erbe des Vaters, dem es auch immer mehr auf die Inhalte ankam als auf die von der Zeit geprägten und deshalb dem Zeitwandel unterworfenen Formen. Ersatz der ersten Auflage ist diese zweite nicht; man wird beide künftig nebeneinander zu benutzen haben. Ein willkommener Anlaß, sie auch nebeneinander zu genießen; denn diese kritischen Schriften höchster Gattung erfüllen die Doppelforderung des *docere et delectare*. G. W.

Adolph Wittmaack, Konsul Möllers Erben. Roman. *S. Fischer, Verlag, Berlin.* (Fischers Romanbibliothek. 6. Reihe, XII. Band.) Pappband 1 M., in Leinen 1,25 M.

Unter den Sammlungen billiger Romanbände, die in den letzten Jahren von verschiedenen Verlagsanstalten herausgegeben worden sind, steht Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane an erster Stelle. Dem lesehungrigen Publikum werden nicht wahllos mundgerechte Bissen hingeworfen, sondern der Verlag ist bestrebt, im Leser den Feinschmecker zu erziehen. Man benutzt darum gern jede Anzeige eines neuen Bandes, auf die ganze Sammlung hinzuweisen.

Der neue Roman Adolph Wittmaacks „Konsul Möllers Erben" reiht sich den besten Werken der Bibliothek, deren 6. Reihe er beschließt, würdig an. Die Geschichte von dem Hamburger Kaufmannshause, dessen Niedergang und Wiederaufblühen geschildert wird, erinnert an Thomas Manns „Buddenbrooks". Ja, es ist mehr als der verwandte Stoff, was an Manns Meisterwerk denken läßt. Der Stil Wittmaacks ist dem Thomas Manns verwandt, ohne daß etwa irgendwelche Abhängigkeit erkennbar würde. Jene Ironie in der Charakterisierung der „Helden", die bei Mann in der „Königlichen Hoheit" zur Manier auszuarten drohte, findet sich auch bei Wittmaack. Aber er hütet sich sehr wohl vor den ermüdenden Wiederholungen des Mannschen Stils, ist weniger Artist und viel mehr humorvoller Betrachter. Besonders in kleinen Zwischenszenen, in denen die Börsenmenschen oder das „Kontorpersonal" geschildert werden, tritt diese „bitter-humorvolle" Art der Darstellung hervor. Daneben stehen aber auch wuchtige Akte wie die Kapitel von der Choleraepidemie, die von der bilderreichen Sprache Wittmaacks ebenso gemeistert werden wie die realistische Vorstadtschilderung und die drastische Katzenjammerstimmung.

Durch das ganze Buch klingt der helle heitere Ton eines Dichters, der trotz aller ironisierenden Erhabenheit über seine Menschlein doch die Liebe zu ihnen nicht verbergen kann und will, der einer aufwärtsstrebenden, tatenfrohen Jugend zum Siege hilft. F. M.

Vom Totentanz Anno 1915. 10 Bilder in Holz geschnitten von *Otto Wirsching*. *Roland-Verlag* in *Dachau bei München*. Vorzugsausgabe auf Japanpapier, vom Künstler mit der Hand gedruckt und Nr. 1 und 2 mit der Hand koloriert, in Ganzpergamentmappe, Nr. 1 und 2 250 M., Nr. 3—15 150 M. (nach Erscheinen 180 M.); einfache Ausgabe, auf der Tiegeldruckpresse auf Japanpapier gedruckt, in Mappe 20 M., (nach Erscheinen 25 M.).

Wirsching will mit einer primitiven Technik den grimmigen Humor der alten Totentänze erneuen. Auf dem Titelbild zeigt er den stelzbeinigen Knochenmann als Bänkelsänger vor dem großen Jahrmarktsbilde mit den Moritaten, dann folgen die einzelnen Streiche, die unverhofft dem armen Sterblichen gespielt werden: der Tod stellt ein Bein, der Tod zieht dem Wucherjuden den Strick zu, der Tod taucht, während die Siegesfahnen wehen, hinter dem Daheimgebliebenen aus dem Boden usw. Einmal wird er auch selbst vor die Tür gesetzt, von der barmherzigen Schwester. Alles das ist echte Schwarz-Weiß-Kunst, mit gebändigtem Intellekt durchsetzt und stark formalistisch das Gegenständliche betonend. Man freut sich der gesunden Kraft, die so ihr Spiel mit dem Grausen zu treiben vermag, und sieht dem Künstler über die Schulter, wie er mit lächelndem Munde und fester Hand das Messer durch das harte Holz schneiden läßt, daß die Splitter fliegen. G. W.

Das „Zeit-Echo". Das „*Zeit-Echo*" ist eine kleine, halbmonatlich erscheinende Zeitschrift, die seit Anfang des Krieges besteht. Sie wird klug und mit Geschmack geleitet von *Otto Haas-Heye* und bringt kurze Beiträge in Vers und Prosa, nebst graphischen Arbeiten der jungen Künstlergeneration. Das Ganze hat etwas Vornehmes, Abgeschlossenes, mitunter wohl auch etwas „Artistisches"; aber diese Blätter sind geistig frei und, so wenig banal und zumeist von so würdigem Ernst daß man sie immer wieder gern in die Hand nimmt und manche Bereicherung durch sie erfährt. Der literarischen Mitarbeiter hat sie viele, — unter anderen haben Hofmannsthal, Rilke, Wassermann, Werfel, Flake, Mombert, Thomas Mann und die Fürstin Mechtild Lichnowsky in ihr gesprochen und auszudrücken gesucht, wie sich der Krieg in ihnen spiegelt. Von bildenden Künstlern haben vor allem Willy Geiger, Oskar Kokoschka, Adolf Schinnerer, Edwin Scharff, Werner Schmidt und Rudolf Großmann Blätter beigesteuert. Die Zeitschrift, die sich bisher „Ein Kriegstagebuch der Künstler" nannte und im Graphik-Verlag zu Berlin und München erscheint (jedes Heft kostet 50 Pf.), tritt jetzt in den zweiten Jahrgang, und sie will sich nicht mehr ausschließlich mit dem Kriege befassen, sondern das ganze Leben, vor allem wohl das künstlerische, in ihre Seiten einbeziehen. Hoffentlich gelingt es ihr, sich den eigenen und selbständigen geistigen Hauch zu bewahren, durch den sie sich in ihrem ersten Jahrgang auszeichnete. Dann wird sie auch weiterhin besinnlichen Leuten, die nicht das Laute und nicht das Alltägliche lieben, zu Stunden verhelfen, in denen sie

Digitized by Google

eine stille geistige Aussprache mit verwandten Geistern halten dürfen. *Hans Bethge.*

Georg Forster nach seinen Originalbriefen. 2 Bände. Herausgegeben von *Paul Zincke.* Geheftet 14 M., gebunden 16 M. — Georg Forsters Briefe an Christian Friedrich Voß. Herausgegeben von *Paul Zincke.* Geheftet 8 M., gebunden 8,80 M. Druck und Verlag von *Fr. Wilh. Ruhfuß* in *Dortmund.* 1915.

Der erste Teil, der hauptsächlich textkritischer Natur ist, bildet den Grundriß zu einer historisch-kritischen Ausgabe von G. Forsters gesammelten Briefen mit besonderer Berücksichtigung der Fälschungen Ludwig Ferdinand und Therese Hubers. Der zweite — biographisch-historische — Teil enthält die Darstellung von Forsters Ehetragödie. Da die Lösung seiner Ehe mit seiner politischen Rolle in allernächstem Zusammenhang stand, so ergeben sich auch hier bemerkenswerte Aufschlüsse. Es hat sich durch Zinckes Forschungen herausgestellt, daß sich Therese bei ihren Briefausgaben eine bewußte Irreführung der Öffentlichkeit erlaubte. Dadurch stürzen in Zukunft „alle künstlichen biographischen Konstruktionen von König bis Geiger wie mit einem Schlag zusammen". So lösten sich alle Rätsel und Zincke kam in die Lage, die Lebensgeschichte Forsters auf ganz neuen Grundlagen aufzubauen. So wird auch dieses Werk von Zincke für die weitere Forschung von grundlegender Bedeutung sein.

Die Briefe Forsters an seinen Berliner Buchhändler und Verleger Voß sind keine reinen Verlegerbriefe im engeren Sinne, sondern sie wachsen sich zu Freundschaftsbriefen aus. Beider Beziehungen gehen bis auf 1784 zurück; ihre Korrespondenz aus den Jahren 1790—92 gibt willkommenen Aufschluß über Forsters reiche schriftstellerische Tätigkeit und vielseitige populäre Schriftstellerei, vor allem aber über seine große Übersetzertätigkeit. Auch gestatten die Briefe, die Entstehung seiner Hauptwerke zu verfolgen; ja Zincke kann Forster ein Werk zuschreiben, das allen Übersetzern entgangen war. Alles in allem werden diese Briefe für den späteren Biographen Forsters eine wichtige Quelle seiner Entwicklung und Arbeiten darstellen. *E. Ebstein.*

Neuigkeiten aus der Schweiz.

Giovanni Anastasi, Tessiner Leben (Vita Ticinese). Geschichte, Charakteristisches, Anekdoten. *Zürich, Artist. Institut Orell Füßli.* Geheftet 2 M.

Der Kanton Tessin besteht erst seit 1803, in welchem Jahr Lugano und Bellinzona miteinander vereinigt wurden. Napoleon, sein Schöpfer, gab ihm auch den Namen nach dem größten Fluß der Gegend, (Ticino, Tessin). Nur langsam und schwer lebte sich das Gebiet in die Schweizerische Eidgenossenschaft ein, und wir wissen, daß die italienischen Bewohner auch heute noch gern über die Grenze schielen und der Bundesregierung in Bern ein Schnippchen schlagen, wo sie nur können. Dem deutschen Reisenden ist der Kanton wegen seiner Naturschönheiten (Locarno, Lugano, Paradiso und andere) seit jeher besonders teuer. Daher wird die vorliegende Schrift, wohl die beste Bearbeitung des interessanten Themas, auch bei uns allgemein willkommen sein. Das Original in der Landessprache hat bereits drei Auflagen erlebt. Die vorliegende Verdeutschung von E. Mewes-Béha liest sich genau so fließend wie jenes. Die beigegebenen Tonbilder, zwölf an der Zahl, veranschaulichen reizend ein paar Ausschnitte aus dem Tessiner Leben und seiner Landschaft. Besonders dankenswert erscheinen die Anekdoten und Geschichtchen des Anhangs, die uns für des Volks Eigenart typische Szenen und Aussprüche kennen lehren.

Jakob Bührer, Die Steinhauer Marie und andere Erzählungen aus Krieg und Friedenszeiten. *Bern, A. Francke.*

Nicht ohne Mißtrauen nimmt man das allzu damenhaft ausgestattete Büchlein zur Hand, aber man merkt zu seiner Freude bald, daß die empfindsame Leserin der Einbanddecke weder mit der Steinhauer-Marie noch mit einer der folgenden Geschichten eine innere Verwandtschaft aufweist. Die grobkörnige Schale der Titelheldin birgt einen gar milden Kern. Eine Schweizer Mutter opfert ihr Teuerstes auf dem Altar des Vaterlandes, das mit Kriegsbeginn alle seine wehrhaften Söhne an die Grenze ruft. Welch tiefgreifende Veränderung das geschichtliche Ereignis bei Jung und Alt, Mann und Weib, Welsch und Deutsch in der Schweizerischen Eidgenossenschaft zeitigt, schildert der Erzähler, den wir nach dieser Leistung zu den besten seines Landes zählen dürfen, in einer Reihe meisterhaft komponierter handlungs- und figurenreicher Novellen und Skizzen.

Ernst Eschmann, Volksfrühling. Ein Zürcher Roman. *Zürich, Artist. Institut Orell Füßli,* Geheftet 5 M.

Der Lyriker und Feuilletonist Eschmann ist unter die patriotischen Romanschriftsteller gegangen, Auch ein Zeichen der Zeit. Denn die vaterländische Erzählung großen Stils wird wieder modern. Hier erlebt das alte Zürich des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts seine poetische Wiedergeburt. Bauern und Stadtherren kämpfen für und gegen eine neue freiheitliche Verfassung. Der Geist einer neuen Zeit, fußend auf dem Grundsatz der Gleichberechtigung aller, siegt über das muffige, verzopfte Klassenvorurteil der Aristokraten. Der Volksfrühling hebt an. Abwechslungsreich gestaltet sich der kulturhistorische Hintergrund. Bunte Bilder aus dem Patrizierleben, dem Tun und Treiben auf dem Lande ziehen an uns vorüber, tüchtige Geschäftsleute, tapfere Krieger, wackere Mädchen. Von den geschichtlich bekannten Persönlichkeiten erscheinen nicht alle porträtähnlich getroffen; dem Zürcher Pfarrherrn Lavator zum Beispiel konnte der Verfasser bloß zu einem Schattendasein verhelfen. Auch stilistische Mängel

Digitized by Google

machen sich da und dort bemerkbar. Im großen und ganzen jedoch bedeutet der Roman einen guten Anfang, eine glückliche Ouvertüre. Wann folgt die Oper?

Albert Fleiner, Mit Arnold Böcklin. *Frauenfeld, Huber u. Co.* Geheftet 3,50 M.

Der 1902 in Rom frühverstorbene Kunstkritiker der „Neuen Zürcher Zeitung" A. Fleiner hatte in mehreren klassischen Feuilletons die persönlichen Erinnerungen an seinen Freund Böcklin festgehalten, aber ihre Sammlung in Buchform nicht mehr erlebt. Nun wurde Roland Fleiner dem Lieblingswunsch seines Vaters gerecht. Das gut ausgestattete Buch birgt mehr als der Titel erwarten läßt, es schildert nicht bloß den lieben alten Bekannten, es analysiert den ganzen Menschen und den ganzen Künstler. Der knorrige Schweizer fühlte — und das liest man besonders in diesen Tagen gerne — längst vor Begründung des Deutschen Reichs, daß er eine ausgesprochene deutsche Natur besaß. „Er behielt .... einen tiefen Abscheu gegen Paris, und gegen das Volk der Pariser..... einen unüberwindlichen Ekel" (Seite 16). Nur ein einziges Mal ließ sich Böcklin bewegen, in Paris auszustellen, denn dort wollte er keine Triumphe feiern. „Ich wünsche von Franzosen nicht bewundert zu werden", lautete sein eigenstes Bekenntnis (Seite 17). Und ein anderes: „Dieses widerwärtige Pariser Zeug macht mir übel!" (Seite 18). Möchten sich diese goldenen Worte doch allen Landsleuten des Künstlers tief in die Seele prägen! Leider besteht unter den Zeitgenossen eines Hodler wenig Hoffnung darauf.

I. Hardmeyer, Locarno und seine Täler. 4. Auflage. Neubearbeitet von *Hermann Aellen. Artist. Institut Orell Füßli* in *Zürich.* Kartoniert 1,50 M.

Der buchhändlerische Erfolg dieses in der Reihe von Orell Füßlis Wanderbildern erschienenen Büchleins ist verdient. Es schildert Lage und Umwelt des paradiesischen Langensees, die Schönheiten Locarnos und seiner Täler und geht auch auf die geschichtliche Vergangenheit der berühmten Landschaft ein. Der Anhang enthält praktische Winke für den Reisenden. Die schon in den ersten Auflagen vervielfältigten Zeichnungen I. Webers sind wegen ihres künstlerischen Wertes großenteils beibehalten worden und erscheinen jetzt noch um zahlreiche photographische Wiedergaben bereichert.

Paul Ilg, Was mein einst war. *Huber u. Co.* in *Frauenfeld.* Gebunden 4 M.

Der Verfasser dieses Jugend- und Heimatbuchs im besten Wortsinn gehört trotz seiner scharfen durchaus realistischen Beobachtung der Menschen und Dinge im Grund seiner Seele zu den Romantikern. Er brauchte gar nicht wie in der stimmungsvollen Eingangsnovelle „Maria Thurnheer" von seiner Trösteinsamkeit zu reden und aus „Des Knaben Wunderhorn" zu zitieren, wir wüßten es auch sonst. Herzliches Gemüt und leuchtende Phantasie gelten ihm mehr als die klassische Kunstform, an der kein i-Tüpfelchen auszusetzen ist. Und daher stören ihn allzu bodenständige Ausdrücke wie „Seegefrörne", ja selbst so undeutsche banale Worte wie „adrett", „akkurat" und dergleichen keineswegs. Sein im übrigen tadelloses Hochdeutsch gleitet über derartige Versehen achtlos hinweg. Denn zur letzten Feile fehlen dem Romantiker Lust und Zeit. Dichtung und Wahrheit scheinen in dem reizenden Buch bunt durcheinander gemischt. Aber überall merkt man Schweizer Erde unter den Füßen. Es gleicht einem schönen Sommernachmittag, an dem man Rückschau haltend in den Tagebüchern seiner frühen Vergangenheit blättert. Und so wird nicht jeder und zu jeder Stunde es genießen können. Diese Tatsache allein schon verbürgt seinen literarischen Wert.

Johannes Jegerlehner, Grenzwacht der Schweizer. *G. Grote* in *Berlin.* Gebunden 2,50 M.

Der anspruchslose Pappband mit dem wirkungsvollen Titelbild Felgers — wir sehen den kräftigen Schattenriß eines eidgenössischen Grenzpostens auf dem schimmernden Hintergrund eines blauweißen Alpengipfels — verrät im Titel den Inhalt. Es handelt sich dabei um keine geschlossene Erzählung, sondern bloß um eine Reihe von Momentaufnahmen aus sturmbewegter Zeit, die der sichere Stift eines scharfsichtigen Offiziers und poetisch empfindenden Erzählers festgehalten hat. Ein Oberländer Gebirgsregiment, in dessen Kommandanten sich der Verfasser offenbar selbst zeichnet, wird sofort nach Ausbruch des Weltkriegs zu den Waffen gerufen, marschiert in den Berner Jura, dann in den Tessin und schließlich nach Murten, bis es (in Thun) entlassen wird. Land und Leute werden während dieses Marsches vortrefflich geschildert. Und mehr als eine der fein abgerundeten Skizzen verdient auch als Zeitdokument unser Interesse. Besonders sympathisch erscheint uns ein Ausspruch des Verfassers, dessen Porträt in Uniform den Band schmückt: „Ich bin mit Leib und Seele für die deutsche Sache und bange für die schöne große deutsche Kultur, im übrigen aber bin ich durchaus neutral". Mehr Freundschaft jenseits des Bodensees verlangen wir nicht. Diese Gesinnung hat mit dem Dichter Jegerlehner nichts zu tun, allein sie kennzeichnet den Menschen und den Schweizer in ihm. Wir wollen alle drei in Ehren halten!

Johannes Jegerlehner, Was die Sennen erzählen. Märchen aus dem Wallis. Vierte Auflage. Mit Bildern von *Rudolf Münger.* — Am Herdfeuer der Sennen. Neue Märchen und Sagen aus dem Wallis. Zweite Auflage. Illustriert von *Hannah Egger. A. Francke* in *Bern.* Gebunden je 3,20 M.

Die vorliegenden Märchensammlungen hat ein Dichter veranstaltet. Wäre es ein Gelehrter gewesen, so erschiene die ursprüngliche Fassung reiner gewahrt.

Digitized by Google

Bei einem Poeten jedoch müssen wir eine künstlerische Überarbeitung mit in Kauf nehmen, ohne mit ihm zu rechten. Die „licentia poetica" verträgt keinen philologischen Einspruch. Unter dieser Voraussetzung lesen wir beide vorzüglich ausgestattete Bände mit wahrem Vergnügen. Walliser Kräutersammler und Schafhirten sind die ersten Berichterstatter gewesen. Aus ihrem Mund hat Jegerlehner die wunderbaren Märchen geschöpft. Stundenlang ist er oft bei ihnen gesessen, zur Sommers- und Winterszeit, oben in der Sennhütte, unten in der Spinnstube oder vor dem Hause auf einem Baumstamm ihre Geschichtlein treulich niederschreibend. Von den also aufgezeichneten rund sechshundert Märchen enthält jeder Band beiläufig fünfzig, eine Auslese der besten, auch für die Jugend geeignet. Der Hauptwert der Zeichnungen beruht, wie der Sammler der Texte selbst hervorhebt, natürlich auf der Phantasie und der Gestaltungskraft des Künstlers, der es verstanden hat, aus jeder der Erzählungen das Charakteristische herauszuheben. Es erhöht aber die Bedeutung der sagenhaften Überlieferungen, wenn man vernimmt, daß das Lokalkolorit des Wallis sowohl in den Menschen und ihrer Kleidung, als in Bauart und Landschaft vor allem von Münger aufs gewissenhafteste gewahrt worden ist. Bei der Unbestimmtheit der Zeit, in der sich die einzelnen Begebenheiten abspielen, konnte sich der Künstler mit Bezug auf die Trachten eine weitgehende Freiheit gestatten. Häufig wählte er die Tracht der Zeit um 1800, wo die einzelnen Gegenden des Wallis eine so sehr verschiedene Kleidung aufwiesen, wie weder früher noch später. Was von Trachten nicht nach Walliser Material geschildert werden konnte, wurde der Nachbarschaft des Landes entnommen. Daß dabei italienische, französische und deutsche Züge mitunterlaufen mußten, ergibt sich aus dem Charakter der Märchen von selbst. Die Titelschrift auf der Einbanddecke des ersten Bandes erscheint Walliser Hausinschriften aus dem XVI. Jahrhundert nachgebildet. Die Bilder Eggers dagegen tragen modernes Gepräge. Auch sonst ergibt sich beim Vergleich der beiden Bände eine gewisse Ungleichartigkeit, die fast immer zugunsten des ersten spricht.

Otto Kubli, Gedichte. Mit acht zeichnerischen Beigaben von *Alexander Soldenhoff. Artist. Institut Orell Füßli in Zürich.* Gebunden 2,50 M.

Ein zweifellos nicht unbegabter, aber weder formell, noch in seiner Lebensanschauung ausgereifter junger Dichter beschert uns seine Erstlingsgabe. Heine und Grisebach scheinen stark auf ihn eingewirkt zu haben. Auch der patriotische Unterton des „Neuen Tanhäusers" fehlt nicht. Und das ist das Sympathischste an dem zierlichen Büchlein, dessen Bildbeigaben ganz auf den erotischen Ton gestimmt sind.

F. Lifschitz, Rußland. *Artist. Institut Orell Füßli in Zürich.* Geheftet 3 M.

Der Verfasser, seit Jahren Privatdozent an der Universität Bern, sucht, obwohl russischer Staatsbürger, von den Kriegsereignissen angeblich unbeeinflußt, eine gemeinverständliche Darstellung des russischen Reiches in großen Umrissen zu entwerfen. Die angestrebte Objektivität erscheint nicht überall gewahrt. Aber das müssen wir schon dem geborenen Russen zugute halten. Lifschitz gibt zunächst einen Überblick über das Land und die Bevölkerung, zeichnet die geschichtliche Entwicklung des Ostens, charakterisiert die russische Verfassung, Arbeiterversicherung, Kultur und Politik (nach den einzelnen Parteien), behandelt die Volkswirtschaft und die Staatsfinanzen und gelangt schließlich zu dem Ergebnis, daß alle Revolutionskombinationen in die Brüche gegangen sind, weil jeder Russe jetzt „nur eine Maxime befolgt: des Vaterland ist zu verteidigen" (!). So sehr entfernt sich das Bändchen am Schlusse von der am Anfang versprochenen Objektivität.

Hans Schnorf, Sturm und Drang in der Schweiz. *Schultheß u. Co.* in *Zürich.* Geheftet 5 M.

Die umfängliche aus einer Zürcher Doktordissertation hervorgegangene Arbeit berichtigt und ergänzt manche Schriften, die zu dem übrigens sehr oft behandelten Thema Stellung nehmen. So erscheint das Verhältnis des bedeutendsten Schweizerischen Künstlers aus XVIII. Jahrhundert, Heinrich Füßli, zu den deutschen Stürmern und Drängern eigentlich zum erstenmal ausreichend geklärt und erschöpfend dargestellt. Aber darin beruht nicht der Hauptwert des Buches, das vor allem durch die zusammenfassende Darstellung eines weithin zerstreuten Materials wirkt und Beachtung verdient. Es zerfällt in zwei Teile. Der erste, mit Lavater im Vordergrund, erörtert die wachsende Freundschaft zwischen den Vertretern der Genieperiode in Göttingen usw. mit denen in der Schweiz, der zweite die Lösung des Verhältnisses hüben und drüben (für diese abflauende Bewegung ist Pestalozzi typisch). Der Verfasser behauptet schlankweg, „die gedruckte und ungedruckte Literatur zu Rate gezogen" zu haben. Dagegen dürfte sich einiger Widerspruch regen. Die beste moderne Stolberg-Ausgabe, wegen ihrer Einleitung wichtig, die von A. Sauer, scheint er ebensowenig benutzt zu haben, wie das Zürcher „Lavaterarchiv" oder den Stolbergnachlaß in Brauna. Der Name Sailer wird nirgends genannt. Als abschließendes Werk kann die Arbeit Schnorfs daher nicht gelten, wohl aber als ein guter erster Versuch.

Karl Stamm, Marcel Brom, Paul H. Burkhard, Aus dem Tornister. *Artist. Institut Orell Füßli* in *Zürich.* Gebunden 2,40 M.

Drei Künstler der verschiedensten Berufsrichtungen, ein reiner Poet, ein dichtender Schauspieler und ein flotter Zeichner, in der Uniform Schweizerischer Vater-

Digitized by Google

landsverteidiger auf Grenzwacht gestellt, geben sich in dem unterhaltsamen Büchlein ein schalkhaft-ernstes Stelldichein. Die Bilder P. H. Burkhards verdienen um ihrer Eigenart willen besondere Anerkennung.

C. Sturzenegger, Serbien im Europäischen Krieg 1914/1915. *Artist. Institut Orell Füßli* in *Zürich.*

Die Verfasserin, bekannt durch ihre früher erschienene Arbeit „Serbien 1912/13", eine Zürcherin, die im Dienst des Roten Kreuzes wiederholt in Serbien tätig gewesen ist, entrollt uns hier ein erschütterndes Bild der serbischen Tragödie. Mit ihren Sympathien steht sie ganz auf seiten des Feindes und besitzt daher vor allem Österreich-Ungarn gegenüber mannigfache Vorurteile. Sie zieht allerhand Briefe und Dokumente, eigene Erlebnisse und Berichte anderer heran. Und wer kritisch zu lesen versteht, wird aus der höchst interessanten Schrift auch Belehrung schöpfen. Die hundert Bilder nach Originalaufnahmen vom serbischen Kriegsschauplatz tragen authentischen Charakter.

Fr. Waldmann, Alte Historische Lieder zur Schweizergeschichte des XIII. bis XVI. Jahrhunderts, Zweite Auflage, besorgt von *O. v. Greyerz. Emil Birkhäuser* in *Basel.* Kartoniert 2 Franken.

Auf Grund der gelehrten Sammelwerke von R. v. Liliencron und L. Tobler unternahm 1900 Fr. Waldmann, Reallehrer in Schaffhausen, eine populäre Ausgabe „Historischer Volkslieder und Gedichte zur Schweizergeschichte . . . für Schule und Haus". Die vorliegende zweite Auflage, von dem Volksliedforscher Greyerz, Privatdozenten an der Berner Hochschule, aufmerksam besorgt, setzt sich ein etwas höheres Ziel. Das Buch soll nunmehr auch im Universitätsseminar benutzt werden können. Ein paar Mängel könnten bei einer dritten Auflage leicht getilgt werden. So wünschten wir überall den ursprünglichen Fundort zu erfahren. Auch geschichtliche Hinweise erläuternder Art wären dringend nötig, ebenso Bemerkungen über die einzelnen Singweisen. *Kosch.*

Kleine Mitteilungen.

Bibliophiliana XXXIX. Das *„Au Donjon du château"*, der Druckvermerk Friedrichs des Großen, hat dem Ruhm der Schloßdruckereien seinen höchsten Glanz verschafft. Gegen diesen Ruhm läßt sich ganz gewiß einwenden, daß die Privatpresse in den Räumen eines Schlosses dafür durchaus nichts beweise, daß nun auf ihr auch den Werken des großen Königs ähnliche Bücher entstanden sein müßten. Und deshalb läßt es sich leicht spotten, die anderen bekannten Schloßdruckereititel hätten den harmlosen Sammler amüsierende bibliographische Spielereien geschaffen, jenem Sammler, der bei dem Gedanken an den Ursprung dieser Drucke sich in eine gehobene Stimmung setzen wolle, sich im Besitztum eines solchen papiernen Überrestes der alten Schloßherrlichkeit gewissermaßen als Schloßherr in partibus infidelium fühle. Betrachtet man indessen die Liste der alten Schloßdrucke genauer, so wird man finden, daß unter ihnen doch, neben gleichgültigeren und wertlosen Ausgaben, sich manches Buch nachweisen läßt, das als historische und literarhistorische Reliquie Bedeutung hat. Im übrigen wird ja auch die Bibliophileneitelkeit nicht gar so häufig mit dergleichen Prunkstücken versucht werden. Fast alle diese Drucke und gerade die begehrenswertesten sind große Seltenheiten. Weitaus die Mehrzahl ist im Frankreich des XVII. und XVIII. Jahrhunderts entstanden. Mit dem Ausgang des XVIII. Jahrhunderts sind die englischen Privatdruckereien verhältnismäßig zahlreich geworden und sie standen in den großen Landsitzen, veränderten dazu den Charakter der Privatpressen ein wenig, indem sie aus einem Gegenstande des freien Luxus ein Arbeitsmittel bestimmter Tendenz werden ließen, das seine Zweckerfüllung bekam. Auch der Privatmann druckte nicht mehr um des Vergnügens willen, das ihm die eigene Druckerei gewährte. Eine lehrreiche Wandlung. Die Revolution hatte mit anderen Gedanken auch den an die Bücher, die ihren Beruf absichtlich verfehlen wollten, abgeschafft.

Die Ausstattung und Benutzung einer kleinen „Schloßdruckerei" hatte für einen Grandseigneur des XVII. und XVIII. Jahrhunderts nicht die Bedeutung einer großen Anlage mit vielen Maschinen und Menschen. Eine Handpresse, etwas Schriftenvorrat, ein tüchtiger Schweizerdegen und die Schloßdruckerei konnte ihren Betrieb aufnehmen, der alles andere als ein Eilbetrieb sein sollte und häufig überhaupt nur für ein einziges Werk begonnen wurde, das der Schloßherr quasi in usum amicorum drucken ließ. Die überlegte Vorsicht, mit der hochgestellte Schriftsteller ihre neuen Werke erst einsichtigen Freunden vorlegten — am berühmtesten ist von allen solchen Vorausgaben wohl die „Edition dite des amis" geworden, die Bossuet von seiner „Exposition de la doctrine de l'Eglise catholique" verteilt hat — wahrten auch die bedeutenden französischen Staatsmänner des XVII. Jahrhunderts, wenn sie ihre Memoiren schreiben wollten. Der Kardinal Richelieu beabsichtigte, sich zu diesem Zweck eine Druckerei in seinem prachtvollen Schloß bei Chinon verfügbar zu halten, aber ihre Benutzung verzögerte sich und erst 1653, elf Jahre nach dem Tode des Ministers, bekam diese, von Etienne Mignon geleitete, Werkstätte durch den Bruder des Kardinals, Alphonse-Louis Duplessis, Arbeit. Mit ihren berühmten, außergewöhnlich feinen und kleinen Schriften druckte sie einige religiöse Werke, unter denen die 1656 ausgegebene Bibel am eifrigsten von den Sammlern gesucht wird. Nachdem der Büchersammler und Geschichtsschreiber Jacques-Auguste de Thou mit dem Probedruck seines großen Werkes (Paris: 1604), der vor allem auch das Urteil des Königs erproben sollte,

Digitized by Google

nicht gerade günstige Erfahrungen gemacht hatte, so daß er von einer Fortsetzung und Veröffentlichung dieser unverkürzten Ausgabe Abstand nahm, wählte auch der Herzog von Sully den besseren Teil der bibliographischen Vorsicht. Er ließ sich 1637 aus Angers Buchdrucker in sein Loireschloß kommen, die ihm bis 1638 die beiden Folianten seiner Memoiren herstellen mußten („Mémoires des sages et royales oeconomies d'Estat domestiques, politiques et militaires d'Henry le Grand. Amstelredam, chez Alethisnographe de Clearetimelee et Graphen de Pisturiste"). Eine Ausgabe, die als die der drei grünen V. nach dem in dieser Farbe auf dem Titelblatt abgedruckten Familienzeichen der Béthune angeführt zu werden pflegt. Dem hohen Beispiel der Richelieu und Sully folgten andere ihrer Standesgenossen mit weniger wichtigen diplomatischen Geheimnissen und Werken, denen aber die noble Schloßdruckerei doch wenigstens den Anschein einiger Bedeutung verlieh. Im Anfang des XVIII. Jahrhunderts gab der Regent als Illustrator einer Longusausgabe auch den literarischen Roués das nicht gerade moralische Vorbild, und ein anderer Duplessis, der duc Armand-Louis Aiguillon, benutzte die Druckerei seines Schlosses Veretz (Verret) in der Touraine, um einen Quartanten von rund 450 Seiten mit einer Anthologie ganz besonderer Art zu füllen. Daß von diesem Band nur ein Dutzend Abzüge hergestellt worden sei, ist allerdings wohl nur eine Buchhändlersage. („Recueil de pièces choisies rassemblées par les soins du Cosmopolite. A Anconne, chez Vriel Bandant, à l'Enseigne de la Liberté. MDCCXXXV.") Die junge Herzogin und F. A. Paradis de Moncrif arbeiteten an diesem in seiner Art epochemachenden Werke mit, das anscheinend den ersten überhaupt bekannten Druck der berüchtigten Aretino-Sonette enthält. Bisweilen wird der „Recueil du Cosmopolite", allerdings ohne Grund, der Erbprinzessin von Conti zugeschrieben. Daß auch die Blaustrümpfe der französischen vornehmen Gesellschaft derartige Druckereispielereien liebten, nimmt nicht Wunder. Diese literarische Mode des XVII. Jahrhunderts hat uns sogar ein klassisches Werk hinterlassen, die „Divers Portraits. Imprimés en l'année MDCLIX", deren Verfasserin Anne-Marie-Louise d'Orléans, duchesse de Montpensier, war, die diese erste Auflage ihrer Charakterzeichnungen in Caen drucken ließ. 60 Abzüge wurden unter der Aufsicht des späteren Bischofs Daniel Huet „veröffentlicht".

Bei dieser Gelegenheit soll nicht unerwähnt bleiben, daß eine französische Frau des XVII. Jahrhunderts sogar den Mut hatte, einen ziemlich ausgedehnten Selbstverlag zu begründen. Die berühmte Visionärin Antoinette Bourignon, die 1616 in Lille geboren, 1680 in Holland verstarb, konnte ihre Schwärmereien bei keinem Drucker-Verleger unterbringen und benutzte deshalb in Amsterdam, wo sie lange lebte, eine eigene Buchdruckerei für ihren Selbstverlag. Diese officina auctoris wohl einer der ersten im Buchgewerbe selbständigen Frauen entbehrt nicht einer gewissen psychologischen Pikanterie, da in ihr ein beinahe den überirdischen Welten angehörendes schwaches Weib sich so ohne alle Schüchternheit auf dieser Erde zurechtfand. Aber die Irrenärzte behaupten ja bisweilen, daß gerade die vernünftigen Äußerungen von Wahnsinnigen das beste Kennzeichen ihrer Krankheit seien.

Als die Hofgesellschaft in Versailles das Palais in Paris ihren Schlössern vorzuziehen begann, verwandelte sie, was ja auch bequemer war, die Schloßdruckerei in eine Stadtdruckerei. Daß man dabei meistenteils von der Aufstellung einer eigenen Presse absah, gebot die Bequemlichkeit. Auf die Billigkeit gab man nichts, wie außer anderen Privatauflagen die oft genannten „Tableaux" des Generalpächters de la Popelinière zeigen. Auch die beliebten Kalligraphen schufen mit ihren Abschriften sehr mondäne Ersatzmittel des Pompdruckes. Dagegen blieb das Buchdrucken als Sport der Gegenstand vornehmer Unterhaltungen. Die Herzogin von Bourbon, eine natürliche Tochter Ludwigs XV., hatte um 1728 die Phantasie, in dem Palaste, der ihren Namen trägt, eine kleine Privatdruckerei aufstellen zu lassen. Zu den engen Freunden ihres Salons zählten Grécourt und andere Anhänger der leichten Musen, denen die Herzogin selbst gehuldigt haben soll. Besonders an den „Maranzakiniana" (De l'imprimerie de Vourst, l'an 1730, et se vend chez Coroco), die im Palais Bourbon gedruckt wurden, hatte sie einen hervorragenden Anteil, der die dünne und kleine Schrift (55 Seiten in 24°) noch interessanter erscheinen läßt. Die Freundin Ludwig XV., Madame de Pompadour, hatte dagegen einen höher gerichteten Ehrgeiz. Unter ihrer Aufsicht kam, in dem von ihr bewohnten Nordflügel des Schlosses Versailles, jene Quartausgabe der „Rodogune" Corneilles zustande (Au nord: 1760), deren Radierung des Boucherschen Titelkupfers angeblich von ihr selbst herrühren soll, wie ja auch eine Sammlung von 63 Radierungen als ihr Werk bekannt geworden ist.

Unter den Amateuren der französischen Privatpresse des XVIII. Jahrhunderts verdient vor allem der geistreiche Herr Capperonier de Gauffecourt die Aufmerksamkeit der Bibliophilen. In seinem Schloß Montbrillant bei Genf betrieb der Genosse des Voltairekreises, um die Muße seines von ihm so genannten Greisenalters (er war ein Fünfziger) zu genießen, eine kleine Buchdruckerei, deren eigentliches Hauptwerk sein „Traité de la reliure des livres" ist, ein Duodezbändchen von 72 Seiten, von dem er 12 Abzüge herstellte und eigenhändig band. Allerdings konnte sich seine Einbandkunst nicht mit der seiner Pariser Fach- und Zeitgenossen messen. Bei ihm sind höchstwahrscheinlich auch die „Porträts" ihrer Zeitgenossen zum ersten Male gedruckt worden, die Madame d'Epinay geschrieben hatte und die als ein Gegenstück jener anderen Porträts der Grande Mademoiselle gelten dürfen. (De mon imprimerie. Mes moments heureux. Genève. 1758. [1759]".)

Am Ende des Jahrhunderts ist dann noch eine Dame der französischen Gesellschaft als Privatdruckerin, wofern diese Bezeichnung erlaubt erscheint, hervorgetreten, die Herzogin von Montmorency Luynes. Die Bücher, die von ihrem Schlosse Dampierre ausgingen, bewiesen durch ihre Ausstattung und ihren Inhalt keinen gewöhnlichen Geschmack, waren keine

Digitized by Google

launenhafte Verschwendungen an einen leichten Inhalt. Vielleicht hatte schon das englische Beispiel der eben entstehenden literarischen Privatpressen eingewirkt. Wenigstens deuten auf derartige Beziehungen eine Robinsonübersetzung („La Vie et les très-surprenantes aventures de Robinson Crusoe, 1797" in Großoktavbänden) und ein englisches Werk, ein Quartant von 501 Seiten („An account of the life of Dr. Swift. 1800"). Eleganz und Esprit des französischen Rokoko, das bald mit seinen besten Köpfen unter dem Fallbeil enden sollte, bewies in jenen ahnungsschweren letzten Jahren einer aristokratischen Gesellschaft, der der altruistische Arbeitszweckgedanke nicht einmal in der Form eines zu belächelnden Witzes bekannt geworden war, nur noch eine einzige Schloßdruckerei großen Stils, die der Fürst Charles de Ligne etwa 1780 ihre Arbeiten in Bel-Oeil beginnen ließ. Es war die erste französische Schloßdruckerei im halben Exil. Und während da und dort die Napoleoniden mit ihren neuen Fürstenausgaben ihre literarischen Ambitionen befriedigten, Ausgaben, die alle nicht den pompösen Druckvermerk der Imprimerie Impériale trugen, mußte der brave Louis Philippe d'Orléans, dem die Imprimerie Royale fehlte, die Erinnerungen seiner Familie an die Revolutionszeit und die eigenen an die Hunderttage, die er mit politischer Absicht, um sie den Anhängern des Legitimitätsprinzips mitzuteilen, redigieren ließ, in je 100 Abzügen durch G. White in Twickenham in ganz konventionellem englischen Stil ausführen lassen. („Relation de la Captivite de S. A. S. Mgr. le Duc de Montpensier pendant les années 1793, 1794, 1795 et 1796, écrite par Lui-Même" und „Extrait de Mon Journal du mois de mars 1815".) Es waren wieder diplomatische Aktenstücke des französischen Hofes, aber diesmal in einem englischen Landhause, nicht in einem französischen Sullyschlosse gedruckte. G. A. E. B.

Theatergeschichtliche Neudrucke. Die Ankündigung einer Erstaufführung in der „Berliner Vossischen Zeitung" vom 14. April 1774 hatte den folgenden Wortlaut:

„Heute wird die von Sr. Königl. Majestät in Preußen allergnädigst privilegirte Kochische Gesellschaft teutscher Schaupieler aufführen: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein ganz neues Schauspiel in fünf Akten, welches nach einer ganz besondern und jetzo ganz ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser mit Fleiß verfertigt worden. Es soll, wie man sagt, nach Schakespearschen Geschmack abgefaßt seyn. Man hätte vielleicht Bedenken getragen, solches auf die Schaubühne zu bringen, aber man hat dem Verlangen vieler Freunde nachgegeben und so viel, als Zeit und Platz erlauben wollen, Anstalt gemacht, es aufzuführen. Auch hat man, sich dem geehrtesten Publico gefällig zu machen, alle erforderliche Kosten auf die nöthigen Decorationen und neuen Kleider gewandt, die in den damaligen Zeiten üblich waren. In diesem Stück kommt auch ein Ballet von Zigeuner vor. Die Einrichtung dieses Stücks ist am Eingange auf einem à parte Blatte für 1 Gr. zu haben."

In dieser Ankündigung bleibt der Name des Verfassers als nebensächlich unerwähnt. Wieviele Goethe-Sammler würden heute wohl den guten Groschen für das aparte Blatt aufwenden wollen, wenn es so billig zu haben wäre? Und für die ihm verwandten Blättchen und Zettel, die als Zeugnisse, beinahe als einzige Zeugnisse der ersten Wirkungen der Meisterwerke unserer Schaubühne erhalten sind. Hier scheint sich für einen ehrgeizigen Verleger, der sich nach lohnenden Neudrucken umsieht, eine schöne Aufgabe zu bieten. In den Archiven, besonders der alten Hofbühnen, ist manches sonst unbekannte Stück dieser ephemeren Theaterliteratur noch erhalten. Anderes haben die fleißigen Sammler zusammengetragen und die Bändereihen alter Zeitungen versprechen ebenfalls lohnende Beutezüge. Sollte da nicht eine Zusammenstellung möglich werden, die wenigstens für die Hauptwerke der Klassikerzeit in faksimilegetreuer Nachbildung alles vereint, was von Wichtigkeit für das beginnende Bühnenleben jener großen Zeit ist? Das Einzelstück hat mehr oder weniger nur noch die Bedeutung einer Kuriosität, erst die Übersicht, die annähernde Vollständigkeit erstrebt, wird vielfach nützlich. Mit den Originalen läßt sich aber eine solche auch nur annähernde Übersicht nicht mehr gewinnen, selbst dann kaum, wenn der großzügigste Plan eines deutschen Theatermuseums Verwirklichung finden sollte. Und ist die eben angedeutete Aufgabe für Käufer und Verleger nicht reizvoller als ein Neudruck, der das Dutzend vollmacht? G. A. E. B.

Der Unterschied zwischen Gravure und Schnellpressentiefdruck. Unter dem Titel „Was ist eine Gravure?" wurde auch in dieser Zeitschrift über einen Prozeß berichtet, der kürzlich in Berlin zur Verhandlung gelangte, und bei dem es sich darum handelte, festzustellen, ob es einem Warenhaus gestattet sei, Erzeugnisse des Rotationstiefdruckes unter dem Namen Gravuren zu verkaufen, ohne die Käufer über die Qualität der Drucke irrezuführen. Um diese für den Bücherfreund wichtige Frage vom fachtechnischen Standpunkt aus zutreffend zu beantworten, ist es zunächst erforderlich, auf die Natur der verschiedenen Druckverfahren und die zweckmäßige und eindeutige Bezeichnung ihrer Erzeugnisse einzugehen. Nach Art der Druckform hat man zu unterscheiden:

a) Hochdruck, bei dem die farbabgebende Fläche über die farblos bleibenden Teile hinausragt (Buchdruck, Holzschnitt usw.),

b) Flachdruck, bei dem die farbabgebende Fläche mit der farblos bleibenden in einer Ebene liegt (Steindruck, Zinkdruck, Aluminiumdruck usw.),

c) Tiefdruck, bei dem die farbabgebenden Teile der Druckplatte vertieft sind, während die farblos bleibenden die ursprüngliche Ebene der Druckplatte bilden (Kupferstich, Stahlstich, Radierung, Aquatintadruck usw.).

Digitized by Google

Mit dieser Einteilung kämen wir aus, wenn nicht die photomechanischen Verfahren Komplikationen in das System brächten. Für alle drei Druckarten hat die Photomechanik besondere Verfahren ausgebildet, um Originalabbildungen jeder Art in Druckform umzusetzen.

Dem Hochdruck dient, sobald es sich um einfache Strichvorlagen handelt, die Strichätzung in Zink, Kupfer, Messing. Wenn Halbtonsachen in Betracht kommen, werden die Halbtöne durch ein Raster zerlegt und es entsteht die autotypische Hochätzung.

Im Flachdruck werden Strichvorlagen durch Photolithographie wiedergegeben, während Halbtonbilder gelegentlich in autotypischer Photolithographie, meistens aber in Lichtdruck vervielfältigt werden.

Im Tiefdruck ist die direkte Nachbildung von Originalstrichzeichnungen selten, aber immer nur möglich als Kupfertiefätzung. Das Hauptgebiet des Tiefdrucks war in erster Linie die Herstellung aquatintaartiger oder schabkunstähnlicher Drucke auf photomechanischem Wege als sogenannte Photogravuren, Heliogravuren oder kurzweg Gravuren. Die Zerlegung der Halbtöne des Originals geschah hier der Regel nach durch ein unregelmäßiges feines Korn, so daß die Drucke oft Schabkunstblättern, bei denen die Lichter durch Schaben aus der gleichmäßig gerauhten Kupferplatte herausgeholt werden, ähnlich sahen. Nur Drucke von derartigem Charakter bezeichnet das sachkundige Publikum als Gravuren.

Der außerordentlich steigende Bedarf an Illustrationsmaterial aller Art brachte es mit sich, daß die Technik Mittel und Wege suchte, den kontinuierlichen Rotationsdruck, der in Letternsatz, also in der Buchdrucktechnik, den Zeitungsdruck beherrscht, auch auf den Illustrationsdruck auszudehnen. Für Hochdruck war das gegebene Mittel die Stereotypie, die auch Autotypien in Rotationsdruckplatten umzuwandeln erlaubte, obgleich der Autotypie-Rotationshochdruck nicht immer befriedigende Resultate ergibt.

Im Flachdruck ließ die Möglichkeit, Zink- und Aluminiumplatten zylindrisch zu biegen, ebenfalls die Anwendung des Rotationsprinzips ohne weiteres zu.

Anders dagegen im Tiefdruck. Zwar werden auch hier Metallplatten aus Kupfer und Stahl verwandt, die Möglichkeit des Biegens wäre also gegeben gewesen, aber die Methode des Einfärbens der Druckplatten machte Schwierigkeitzn, sobald sie auf den Rotationsdruck übertragen werden sollte. Es war daher nötig, die Eigenart der Druckplatte in passender Weise abzuändern, so daß die rotationsmäßige Einfärbung ermöglicht wurde. Ein Mittel hierzu fand sich wieder in der autotypischen Methode. Bei Rotationstiefdrucken erscheinen also die Halbtöne durch eine Rastrierung in Autotypiemanier zerlegt. Dadurch aber unterscheiden sie sich fundamental von den auf der Handpresse hergestellten schabkunstähnlichen Photogravuren oder Heliogravuren. Denn bei diesen sind die Halbtöne durch ein äußerst feines unregelmäßiges Korn wiedergegeben und diese Art der Halbtonwiedergabe hat sich bisher als die beste, übergangsreichste und treueste erwiesen. Bei den autotypischen Tiefdrucken aber ist die Übergangsskala der Halbtöne — wie übrigens bei jeder autotypischen Halbtonzerlegung — sehr viel kürzer und härter, wenn auch immer noch weicher als bei autotypischem Buchdruck oder gar autotypischem Steindruck.

Wenn somit den Rotationstiefdrucken gegenüber den Photo- oder Heliogravuren, die im Handdruckverfahren von photographisch hergestellten Korntiefdruckplatten hergestellt sind, eine besonders wichtige und schlechthin kennzeichnende Eigenschaft völlig fehlt, und wenn es gerade diese den Rotationstiefdrucken fehlende Eigenschaft ist, die das Publikum mit dem Begriff der Gravure verbindet, so muß es als eine Irreführung des Publikums angesehen werden, wenn Rotationstiefdrucke als Gravuren angeboten werden.

Fritz Hansen.

Buchgewerbliche Drucke als Sammelgegenstände. Ein kaum gepflegtes Sammelgebiet ist das buchgewerbliche. Drucke, die nicht als Buchkunstwerke gelten oder wenigstens Inkunabeln sind, finden als früheste Beispiele neuer Anwendungsarten und Verfahren der Typographie nur geringe Beachtung der Privatsammler. Und das ist eigentlich schade. Auf diesem Gebiete der Buchgeschichte lassen sich noch der Allgemeinheit nützliche Forschungen anstellen und dazu den Sammler befriedigende Entdeckungen und Funde machen. Es lag und liegt nahe, Arbeiten über Druckgeschichte und Druckverfahren mit Mustern und Proben auszustatten. Beispiele für die Entwicklungsgeschichte des gedruckten Buches in Originalabzügen älterer Druckformen sind deshalb gelegentlich in Werken zur praktischen und theoretischen Typographie zu finden, deren Titel nichts davon verrät, wie denn überhaupt Druckerstlinge neuer Entdeckungen und Verbesserungen meistenteils naturgemäß zuerst in der Fachliteratur (solange und soweit eine solche besteht) zu finden sein werden. Hier ist dem Bibliophilenfleiß noch ein lohnendes Betätigungsfeld offen. Denn schließlich hört die Buchdruckgeschichte nicht mit der Wiegendruckzeit auf und wofern einmal eine Darstellung des Druckereiwesens versucht werden wird, die, bis zur Neuzeit reichend, wissenschaftlich sein soll, wird man gerade auf diesem Gebiete noch eifrig sichten und suchen müssen.

In der „Histoire et Procédés du Polytypage et de la Stéréotypie" par A. G. Camus, Membre de l'Institut national, Garde des Archives de la République. Paris, Baudouin: An X sind beispielsweise eine Anzahl alter Originalplatten beschrieben und mit verwendet worden, Erstlinge des Metallplattendruckes. Ähnliches findet sich in anderen Büchern, auch in solchen, die nicht zur engeren Fachliteratur gehören, mitunter in ganz unbekannten oder abseitigen, in denen man es am wenigsten suchen würde. Denn des öfteren sind alte Platten oder Stöcke, ja sogar alte, nicht vergriffene Auflagedrucke bei neuen Werken stillschweigend wieder gebraucht worden, ohne daß ihre Verfasser oder Verleger, wie es heute ganz gewiß geschehen würde, daraus ein ganz besonderes Ausstattungsverdienst ihres Buches oder gar einen Vorzugsausgabenreiz für die

Digitized by Google

Sammler gemacht hätten. Der hin und her wandernde Bildstock war ja schon im XVI. Jahrhundert eine fast alltägliche Erscheinung. So kommt es, daß berühmte Holzschnitte und Stiche in ihrem ersten Buche diesem einen gewaltigen Liebhaberwert geben, während fast gleichwertige Abdrücke in anderen, von den Bibliographen und Bibliophilen unbeachteten Büchern deren billigen Preis überhaupt nicht verändern.

Amerika, das Land der Grangerizermoden, hat für die Ausstattung von Liebhaberausgaben, die einem bibliographischen Thema gewidmet sind, das Beispiel für eine nicht immer lobenswerte Buchzerstückelung gegeben, in dem man Bruchstücke alter Druckwerke von Wert in Einzelblätter auflöste, um sie als Originalspecimina den Vorzugsausgaben beizugeben. Auf der einen Seite wird dadurch allerdings, wenn es sich um besonders kostbares Büchergut handelt, eine Buchvernichtung gefördert, die die Bibliophilen nur ungern und zögernd unterstützen werden. (Denn wenn schließlich der Biblioklast-Verleger nicht mehr zurückgehalten werden kann, beeilen sich die weniger wohlhabenden Sammler doch, auf diese angenehme Art wenigstens das Bruchstück eines Buches zu erwerben, das in guter und vollständiger Erhaltung zu erwerben sie nicht reich genug sind.) Auf der anderen Seite läßt sich zur Verteidigung des Verfahrens allerdings anführen, daß es bei Werken Anwendung finden kann, für deren Verständnis das Studium der Originalbeilagen sehr wesentlich ist, wofern dazu nur gar nicht oder nur wenig nutzbringende Bücher geopfert werden. Schließlich kommt es immer auf den besonderen Fall an. Niemand wird eine 42zeilige Bibel für einen anastatischen Neudruck preisgeben, aber niemand wird auch etwas dagegen haben, wenn man eine Druckgeschichte mit Inkunabelfragmenten oder Blättern aus sonst ganz gleichgültigen anderen alten Büchern für einen guten neuen Nutzzweck ausstattet. Das darf wohl auch für ein eben im Verlage von Bröderna Lagerström-Stockholm erscheinendes, die Buchdruckgeschichte berücksichtigendes bibliographisches Handbuch gelten. (Johannes Rudbeck, Svensk Lagbibliografi. Vorzugsausgabe mit 14 eingehefteten Originalblättern.)

Die Beigabentasche läßt noch andere brauchbare Erweiterungen zu. So gibt es zum Beispiel ein vortreffliches Werk über die Fibeln in der Hornbücherform, dem eine Anzahl Nachbildungen beigefügt wurden und der Leser dieses gelehrten Werkes braucht nur die Tasche auszupacken, um sich sogleich in medias res zu versetzen. (A. W. Tuer, History of the Horn-Book. II vol. 1896 mit 7 Horn-books und „Battledores"; I vol. 1897 mit 3 Horn-books.)

Eine antike Buchrolle, die ein klassisches, nicht zu umfangreiches Werk wiedergibt, ist meines Wissens in Nachbildung nicht vorhanden, obschon eine solche nützlicher wäre als zahlreiche Curiosa-Facsimilia. Die Konsequenten werden freilich gleich verlangen, daß nun die rührigen Verleger sich rühren und von den Höhleninschriften und assyrischen Ziegeln angefangen uns endlich die gesamte Weltliteratur in Originalneudrucken bescheren. Aber glücklicherweise sind ja die Bibliophilen nicht konsequent und nur die Bibliophilen könnten es über sich gewinnen, wenn es sein muß, auch Runensteine in ihre Bücherschränke zu stellen.

G. A. E. B.

Einfluß des Krieges auf den englischen Büchermarkt. Welchen kolossalen Einfluß der Krieg auf die Bücher- und Zeitschriftenproduktion in Frankreich gleich von Anfang gehabt hat, ist bekannt; eine große Anzahl Zeitschriften sah sich sofort genötigt, ihr Erscheinen einzustellen; davon sind allerdings einige inzwischen wieder auferstanden, aber ganze Kategorien schlummern doch noch ihren Todesschlaf, so sämtliche Kunstzeitschriften; seit Juli 1914 ist z. B. keine einzige Nummer von der „Gazette des Beaux-Arts", von der „Revue de l'art", von „Les Arts" mehr herausgekommen. In England machte sich bisher der Einfluß des Krieges, ganz im Gegensatz zu Frankreich, kaum bemerkbar; das wird jetzt, wo ein großer Teil der Bevölkerung seinem Beruf durch Werbung und nun auch noch durch Dienstpflicht entzogen wird, allmählich anders. Es fehlt an Arbeitskräften, die Betriebskosten wachsen, und die Zahl der Käufer, die ja von allen Seiten zum Sparen angehalten werden, nimmt ab. Deshalb haben zum Beispiel die englischen Verleger kürzlich den Einheitspreis des englischen Romans von vier Schilling auf fünf Schilling erhöhen müssen; deshalb soll die alte vornehme literarisch-kritische Wochenschrift „*The Athenaeum*" in eine Monatsschrift umgewandelt werden. Im letzten vorjährigen Heft lasen wir darüber, daß diese einschneidende Maßregel „der Gegenstand langer und sorgfältiger Überlegung gewesen ist. Wir haben", sagt die Redaktion, „eine ausführliche Begründung dieses Schrittes aufgesetzt und werden dieselbe gern auf Verlangen jedem zugehen lassen. Wir wollen unsere Gründe aber nicht hier veröffentlichen, obwohl die darin ausgesprochenen Grundsätze von einer stets wachsenden Zahl von Lesern geteilt werden, weil wir nicht überzeugt sind, daß dieselben für die Mehrheit unserer Abonnenten von Interesse sind." Die Redaktion der Zeitschrift war so freundlich, mir auf meine Anfrage ihr ziemlich ausführliches Exposé zuzusenden; der langen Rede kurzer Sinn ist, daß unter den augenblicklichen Verhältnissen das fernere wöchentliche Erscheinen des Blattes finanziell unmöglich ist. Eine wichtige Einnahmequelle, die Verlegeranzeigen, die früher einen so großen Raum einnahmen, ist nämlich fast völlig versiegt; aus dieser Not sucht man nun jetzt eine Tugend zu machen; man behauptet, einen Teil dieser Anzeigen oft nur ungern veröffentlicht zu haben, da die in denselben ausgesprochenen Urteile zuweilen nicht nur den Ansichten der Redaktion entgegengesetzt waren, sondern auch, wie das bei derartigen Anpreisungen nur zu häufig der Fall ist, die Anzeigen die im literarischen Teile des „Athenaeums" veröffentlichten Kritiken auszugsweise in so verstümmelter Form wiedergaben, daß sie direkt irreführend genannt werden mußten. Dieser Übelstand hat jetzt, wo niemand mehr annoncieren will, ein Ende, und des ist man froh. Auch gibt man seiner Befriedigung Ausdruck, daß mit dem bedeutend reduzierten

Digitized by Google

Umfang der Zeitschrift der Ballast von Besprechungen gleichgültiger Bücher verschwinden wird; einige gründliche und angemessene Besprechungen von wirklich bemerkenswerten Werken würden in Zukunft vollauf genügen; überhaupt würde viel zu viel geschrieben; eine Menge Energie würde auf diese Weise nutzlos vergeudet. Eigentümlich, daß diese Einsicht erst jetzt, wo die Nachfrage nach dem „Athenaeum" offenbar geringer ist, der Redaktion kommt. Man muß an die Fabel von dem Fuchs, dem die Trauben zu hoch hängen, denken. Aus dem langen Bericht erfahren wir ferner, daß mehr als die Hälfte der Mitarbeiter und Angestellten der Zeitschrift freiwillig Heeresdienst genommen hat, wodurch die Arbeit natürlich sehr erschwert ist.

Eine andere alte Monatsschrift, „*The Antiquary*", wird im neuen Jahre ihr Erscheinen überhaupt einstellen, wegen der finanziellen Schwierigkeiten, mit denen der Buchhandel drüben zu kämpfen hat. Im Dezemberheft, das den 63. Jahrgang beschließt, nimmt die Schriftleitung Abschied von ihren Lesern; bei dieser Gelegenheit wird denselben folgender Vorschlag unterbreitet: Der Herausgeber der Wochenschrift „Notes and Querries" ist eventuell geneigt, „The Antiquary" in seine Zeitschrift aufzunehmen, wenn er einige Garantie bekommt, daß er auf genügende Unterstützung der Interessenten rechnen kann. Mit den „Notes and Querries" hat er dasselbe Manöver gemacht, und eine Rundfrage bei den Abonnenten hatte den gewünschten Erfolg, daß ein Fonds von mehr als 200 Pfund Sterling zusammengebracht wurde, der die Redaktion gegen finanzielle Verluste für die Dauer eines Jahres sicherstellt. Ein gleiches Entgegenkommen von Seite der alten Abonnenten des „Antiquary" könnte also ein Weitererscheinen dieser Zeitschrift, wenn auch in beschränkter Form, möglich machen. Der Preis der einzelnen Nummer des verschmolzenen Organs „Notes and Querries incorporating The Antiquary" würde dann auf 6 Penny netto kommen.

Dem letzten Hefte des „Athenaeum" vom 25. Dezember 1915 entnehmen wir, daß der Hauptvertreter der keltischen Philologie in England, *Sir John Rhys*, am 17. Dezember gestorben ist. Rhys war seit 1877 Professor für Keltisch in Oxford und seit 1895 zugleich Rektor (Prinzipal) von Jesus College. Er hatte nach Beendigung seiner Studien auch noch in Frankreich und Deutschland studiert. Rhys war eine besondere Spezialität auf dem Gebiete der keltischen Inschriften, und diesem Gegenstande galt auch seine letzte größere Arbeit („Celtic inscriptions of France and Italy" 1906).

M. D. H.

Englands Bücherproduktion im Jahre 1915 wird soeben durch das „Publishers' Circular" (etwa = Buchhändler-Börsenblatt) bekannt. Sachverständige haben geglaubt, daß die Zahl der Neuerscheinungen und Neuausgaben um ein Drittel geringer sein würde als im Vorjahr, aber die Lage des Büchermarktes war viel besser als befürchtet wurde. Vergleicht man die Jahresziffern bis 1906 zurück, so ergibt sich von 1906 bis 1913 eine ständige Zunahme von 8603 auf 12 379 insgesamt, davon der Neuerscheinungen von 6985 auf 9541, der Neuausgaben von 1618 auf 2838. Im Jahre 1914 fiel die Zahl der neuen Bücher auf 11537 (8863 + 2674) und 1915 weiter auf 10 665 (8499 + 2166).

Die größte Abnahme weist die in England sonst geradezu grassierende Romanliteratur auf, nämlich um 419 Bände; die technische Literatur nahm um 167, die naturwissenschaftliche um 142 ab. Andererseits nahmen infolge des Krieges zu: die geschichtlichen Werke um 309, die geographischen um 118, in geringerem Maße auch solche über Philosophie, Religion, Philologie, Landwirtschaft und Gartenbau. Bemerkenswert ist das Urteil des Verfassers der Zusammenstellung im „Circular", daß die „Durchschnittsqualität der jetzt veröffentlichten Bücher wahrscheinlich etwas geringer ist als in den Tagen des Friedens". (*Vossische Zeitung.*)

Die in *München* durch den Forum-Verlag (Leopoldstraße 10) begründete „*Forum-Gesellschaft*" will ihren Mitgliedern für einen Jahresbeitrag von 20 Mark zwei Werke aus den Gebieten der Literatur und Kunst liefern. An der Spitze steht Herr *Wilhelm Herzog*, München. Die ersten Publikationen dürften im Mai d. J. zu erwarten sein. Es sind vorläufig folgende Mitarbeiter vorgesehen: Emil Preetorius, Karl Walser, Heinrich Mann, R. Francé, Baron von Gleichen-Russwurm.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Basler Buch- und Antiquariatshandlung vormals Adolf Geering in *Basel* (*Schweiz*). Nr. 372. Helvetica. Erste Abteilung: Gesamt-Schweiz. 2388 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart*. Der Bücherkasten. Jahrgang II, Nr. 1. 694 Nrn.

Otto Küfner in *Berlin NW 6*. Nr. 5. Kultur und Kunst. 495 Nrn.

Alfred Lorentz in *Leipzig*. Nr. 237. Vermischtes. 2075 Nrn.

J. Eckard Mueller in *Halle a. S.* Nr. 165. Werke von allgemeinem Interesse. 829 Nrn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

The Ohio State University
3 2435 022251219 001
ZEITSCHRIFT FUR BUCHERFREUNDE NEW SER V7PT2
Z1007Z48

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 07 34 14 8 14 009 5

Digitized by Google